

Neorama.

Von

Friedrich Wilhelm Carové.

Dritte Sammlung.

Neorama.

Von

Friedrich Wilhelm Carové.

Dritte Sammlung.

Neorama.

Von

Friedrich Wilhelm Carové.

Dritte Sammlung.

Neorama.

Von

Friedrich Wilhelm Carové.

In drei Theilen.

Dritter Theil.

Leipzig, 1838.

Verlag von Otto Wigand.

Skizzen

zur

Kultur- und Kunstgeschichte.

Von

Friedrich Wilhelm Carové.

Leipzig, 1838.

Verlag von Otto Wigand.

Inhaltsverzeichniß.

I. Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.

II. Zur Kulturgeschichte.

III. Tabletten zur Völker= und Weltkunde.



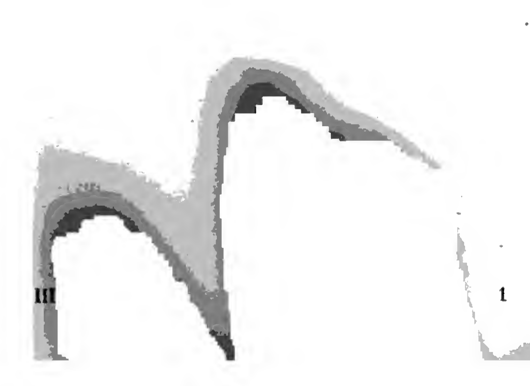
IV. Artistisches, Sociales und Religiöses.

I.

Ideen

zur

Philosophie der Geschichte der Menschheit.



Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.

1.

Die drei religiösen Conglomerations-Epochen.

Wie man in den Erdschichten nachgrabend auf immer weniger zusammengesetzte Körpermassen trifft, so, daß Bruchstücke der tiefer liegenden, älteren Fossilien sich mit den höheren, später erzeugten und leichter verwitternden verbunden finden, so auch, wenn man in den Weltgeschichtungen auf den Anfang zurückbringt.

Alle Kritik geht nun auf richtige Sonderung der Ueberlieferungsmassen und auf gehörige Chronologisirung des Gesonderten. So hat die neuere Forschung besonders die h. Schrift zu sichten und zu richten angefangen, und u. a. in der Genesis zwei bis drei verschiedenartige Elemente erkannt.

Eine gleiche Conglomeration bietet aber auch das erste Kapitel von Menu's Gesetzbuch dar, und wie Rhode auf eine ähnliche Verschiedenartigkeit der Elemente in einigen Theilen des Zendavesta (namentlich im 3. Fargard des Vendidad) aufmerksam gemacht, so ist ebenwohl in Hesiod's Theogonie eine solche Conglomeration nicht zu verkennen. Uebersehen wir nur im Großen die welthistorischen Religionsurkunden, so finden wir drei wesentlich verschiedene Conglomerationsepochen.

In der ersten verknüpft sich mit einer uralten, einfachen, kindlichen Naturverehrung — eine Offenbarungs-, oder Priestersage, welche einestheils zur Erklärung des Ursprungs der Uebel und des Bösen, anderntheils zur Wegräumung beider in und außer dem Menschen gegeben oder erfunden scheint.

Diese heilige Sage trägt durchaus den Charakter des Zwiespaltes, aus dem sie hervorgegangen. Ein gutes und ein böses Machtwesen, — Opfer und Reinigungen, — und ein Priesterstand, als Vermittler; — zugleich aber mit den Vermittlungsceremonien schon ethische Vorschriften, die bereits über jene selbst hinausweisen, und Verheißungen künftiger allgemeiner Erlösung.

Wie sich dann einerseits jene äußerlichen Vermittlungen bestimmter ausbilden und herrschend werden, so erstarkt dagegen auch das innere Leben, und es tritt ein Moment ein im Leben der Völker, wo einerseits das altgewordene Opfer und das davon untrennbare Priesterwesen sich metamorphosirt und mehr oder minder vergeistigt, wo anderseits das Ethische zur Hauptsache wird, und die Einigkeit des geheiligten Menschen mit dem urheiligen Gott ebenso unmittelbar und kindlich zum Gefühle kömmt, wie im Anfang die des Natur-Menschen mit dem Natur-Gott.

Aber noch ist die Priestersage und der Opferglaube nur conglomerirt mit den Vernunftgeboten und der menschlichen Freiheit, und die Vermittlung des sündigen Menschen mit Gott geschieht zwar nicht mehr auf körperliche Weise, aber doch noch theilweis auf von Außen kommende geistige Einwirkung.

Auch diese erinnert — und der Mensch verselbstständigt sich allmählig mehr und mehr, so daß bei einer zweiten Reformation der Opferidee und einer ersten der bisherigen Vermittlungweise — die heilige Sage zu einem an sich untergeordneten Momente wird gegen die selbstthätige Vernunft und das Gewissen, und das Opfer und die Vermittlung fast völlig aufgehen in der rein menschlichen völlig freigelassenen Frömmigkeit und Sittlichkeit des Denk-, Gefühl- und Gewissens-Gläubigen.

2.

Gottseligkeit und Selbstseligkeit.

Pythagoras forderte auf, nach Homologie (Einhelligung) mit dem Göttlichen zu streben, und wie dann Sokrates seinen Gott als vorsorgende Vernunft bestimmte, so stellte er auch dem Menschen als Ziel auf, durch vernünftiges Rechtthun — (wir möchten das letztere die nachsorgende Vernunft nennen) Gottes in höchstem Maße theilhaftig zu werden.

Plato endlich bestimmte diese Theilhaftwerdung näher als möglichste Verähnlichung mit Gott (ὁμοιωσις κατα το δυνατον) und feierte die Liebe als höchste Macht und somit als höchsten Gott.

„Die Liebe nämlich geht aus auf die Erzeugung und Ausgeburt „des Schönen [1])," und wie Gott sich die Welt am ähnlichsten machen wollte [2]), so „entstand aus der Liebe zum Schönen alles Gute bei „Göttern und Menschen [3])," und mit Recht „herrscht Eros über die Götter [4])."

Aber auch das „Verlangen und Suchen nach dem Ganzen ist „Liebe [5])," und wie sie das Wirkende in aller Natur, in Kunst, Wissenschaft und Tugend [6]), so ist auch im Allgemeinen „jedes Begehren des Guten „und der Glückseligkeit die größte und heftigste Liebe für Jeden [7])," „alle „Gottlosigkeit hingegen besteht darin, daß Einer nicht in Allem der „Weltschönen (κοσμιῳ) Liebe folgt und sie ehrt und verehrt [8])." So ist also die Liebe auch zugleich das höchste Gut und das allgemeinste Verlangen darnach. Ebenso ist Eros für uns „der Verleiher „(αἰτιος) der größten Güter," — „begeisternd zu den größten Thaten, hinführend zur wahrhaften Tugend, und jegliche Glückseligkeit uns bereitend [9])."

1) Das Gastmahl b. Schleiermacher S. 425.
2) Timaeus. —
3) Gastm. b. Schleiermacher S. 410.
4) Symp. ed Steph. p. 195. —
5) Gastm. b. Schl. S. 403.
6) Symp. ed. St. p. 186. sqq.
7) Gastm. b. Schl. S. 423.
8 Symp. ed. St. p. 188.
9) Ebd. p. 178. 179. 185. 188.

„So hat die Liebe, alles Gute vollendend bei uns und den Göttern, „die größte Macht, und gewährt uns alles Glück, indem wir (nicht nur) durch sie unter uns und mit den Göttern Freundschaft pflegen," sondern auch durch sie das Ewige, Anundfürsichseiende, das Urschöne, das Göttliche erreichen, und, wenn wir es erreicht haben, schlechthin tugendhaft, gottgeliebt und unsterblich sind [10]).

Aber diesem Gefühls- und Phantasie-Glauben gegenüber entwickelte sich eine andere Weltanschauung aus unmittelbarer Erfahrung und berechnendem Verstande.

Furchtbare Nothwendigkeit im Hintergrunde, selbstselige, unsterbliche Götter, wie die Gestirne auf schwarzblauem Firmament, theils nur Werkzeuge des verborgenen Fatum's — und insofern selbst nicht frei von Furcht, — theils in Beherrschung der Erdenwelt nur ihre eigene Verherrlichung erstrebend! —

Diese Weltanschauung wurde durch die griechischen Atomistiker und Eudämonisten auf ihren einfachsten Ausdruck hingeführt.

So läßt Leukippos (um 500) die Atome nach Nothwendigkeit die Welt gestalten, und weißt hiermit das Selbst des Menschen auf sich selbst zurück. Nothwendigkeit ist nicht nur starr und gleichgültig gegen die Wünsche und Besorgnisse des Menschen, sondern macht diesen auch gleichgültig gegen alles Aeußere, wie der Geist des Weines am erstarrenden Nordpol aus dem Phlegma auf sich selbst zurückgedrängt wird.

Ein solches Insichgegangensein spricht sich schon in der höchsten Lebensmaxime Demokrit's (440), in seinem „εὐ ἐστω" — „und dem daraus hervorgehenden Zustande, der εὐθυμια, (Wohlgemuthheit), überhaupt also durch Wohlsein in „Gleichmuth," — aus. Es ist in der That ein Sich-Verhärten gegen die Härte der Nothwendigkeit, ein Sich-Gott-werden nach Entgottung der Natur.

Ist aber Wohlsein in Gleichmuth Endzweck für den Menschen, so ist auch, wie Demokrit's Schüler, Protagoras (420) es aussprach, „aller Güter Maß der „Mensch" (παντων χρηματων μετρον ἀνθρωπος), und es war dann blos Sache der Individualität, ob der Mensch als solches Maß mit Aristipp von Cyrene (380) seine Befriedigung in verständiger Auswahl oder mit Antisthenes (380) in kraftübendem Entbehren zeitlicher Genüsse zu finden hoffte.

Ebenso, wenn Protagoras mit Demokrit die Natur der Nothwendigkeit unterwarf, mußte ihm das Dasein von Göttern zweifelhaft werden, daher denn auch schon sein Schüler Prodikos v. Cos, sie nur

10) Ebd. p. 210—212.

für ein Produkt menschlicher Dankbarkeit, also für vergötterte Nützlichkeiten hielt.

Indessen fiel das schöne Griechenland in Trümmern, und der Wurm, dessen Saame, der Blüthe eingesenkt, in der reifenden Frucht gewachsen und erstarkt war, durchfraß die purpurglühende Hülle des Apfels vom Baume der Erkenntniß. Das Auge des Beobachters wurde betroffen von dem mannigfachen Elend in der eigentlichen Welt jenes Menschen, der das Maß aller Dinge sein sollte. Der Mensch sollte der höchste Zweck sein; — die Außenwelt, in der die Nothwendigkeit herrschte, widersprach in so Vielem jenem höchsten Zwecke; — ihre Nothwendigkeit wurde also eine gebrochene, eine größtentheils zweckwidrige, überhaupt genommen also eine Endzwecklose — sie wurde Zufälligkeit (τυχη).

Der menschliche Verstand konnte keine Verständigkeit als herrschend in der Natur anerkennen, welche seinen eigenen Endzwecken nur zu sehr widersprach. Orakel, Himmelszeichen und Träume, durch welche er früher noch von einer übernatürlichen, vorwissenden Macht Kunde zu haben gemeint, waren längst durch vielfache Erfahrung ihres Nichteintreffens des Ansehens verlustigt. Von den früheren Vorstellungen der Götter blieb nur zurück, was der Mensch für sich selbst als das Höchste anerkannte, was ihm selbst das Wünschenswertheste war:

Selbstseligkeit und Unsterblichkeit.

Das System Epikur's (blühte um 305) faßte diese Resultate in der Lehre zusammen, nach welcher in der Erfahrungswelt der bewegliche Zufall waltete, während jenseits derselben unsterbliche Götter in Selbstseligkeit ruhten, dem Menschen aber als Lebensaufgabe blieb, sich durch Verstandesübung des Zufalls möglichst zu bemeistern, und hierdurch den Göttern möglichst gleich zu werden, die ihm keine Furcht — aber auch keine Ehrfurcht mehr [11]) einflößen konnten.

Es bedurfte dann nur mehr geringer Ueberlegung, um der Ueberflüssigkeit solcher Götter inne zu werden, und sie auch aus den letzten Weltwinkeln zu vertreiben, in denen Epikur — vielleicht nur aus einer, für seine Ruhe besorgten Accommodation an den Volksglauben, — sie noch geduldet hatte.

---

11) Vgl. Cic. de N. D. I. 2. — Treffend und gewissermaßen schon die Lehre Christi postulirend wendete er gegen die Epikurischen Götter besonders Folgendes ein: At est eorum eximia quaedam praestansque natura, ut ea debeat ipsa per se ad se colendam elicere sapientiam. An quidquam eximium potest esse in ea natura, quae sua voluptate laetans, nihil nec actura sit unquam, neque agat, neque egerit? . . . tollit id, quod maxime proprium est optimae praestantissimaeque naturae. Quid enim est melius, aut quid praestantius bonitate et beneficientia? eod. c. 17. 41. 43.

Euhemeros (um 300) vollzog diese Weltentgottung, indem er in seiner sg. heiligen Geschichte (ἱερα ἀναγραφη) alle Volksgötter für vergötterte Menschen erklärte, eine Aufklärung, deren Ergebniß von Theodorus (um 300) dahin unumwunden ausgesprochen wurde, daß es überhaupt keine Götter gebe.

So hatte die Vorstellung von der unverbrüchlichen Nothwendigkeit zu der einer allgemeinen Zufälligkeit, die Vorstellung von selbstseligen Göttern zu deren Läugnung hingeführt. Als nun die, in den Geist des Menschen aufgenommene Welt, in ein formelles Chaos zusammengestürzt war, wie sie aus einem materiellen emporgestiegen sein sollte, — da erschauderte und entsetzte sich auch der — sich selbst Gott gewordene — Mensch vor diesem zweiten Chaos, wie das erste ein Grauen gewesen — selbst den vermeintlich unsterblichen Göttern! Die in sich abgeschlossene Selbstseligkeit, nach welcher der Mensch, seinen Göttern folgend [12]), gestrebt hatte, schlug um in die tiefste Unseligkeit. Den zu Hirngespinnsten gewordenen Göttern gegenüber wurde der Mensch sich selbst zum Gespenst vereinsamt, und schwindelnd am Abgrund der entgötterten Welt, — suchte er nun sich selbst und seiner unendlichen Verarmung zu entfliehen, — mit eigenen Händen den Tod sich gebend, der ihm ursprünglich als das Schmerzlichste und Entsetzlichste erschienen war. —

---

12) Noch in der den Plutarch zugeschriebenen Lehrmeinungen der Philos. heißt es I. 7. „Anaxagoras und Plato fehlten darin, daß sie an„nähmen, Gott richte seine Aufmerksamkeit auf die menschlichen Dinge, und daß „er zu diesem Ende die Welt gebildet habe. Das selige und unvergängliche „Wesen, das alles Gute im vollsten Maße hat und keines Uebels fähig ist, „beschäftigt sich ganz allein mit dem Inbegriff der ihm eigenen Selig„keit und Unvergänglichkeit, und bekümmert sich durchaus nicht um menschli„che Dinge. Ja es würde unglücklich sein, wenn es sich wie ein Taglöhner „oder Handwerker solchen sauren Arbeiten unterziehen und mit Aufbauung der Welt plagen müßte."

„Wie tief aber diese Ansicht sich in die Vorstellungsweise der alten Welt eingelebt, zeigt sich dadurch, daß selbst noch Arnobius (adv. Gent. L. II. p. 44. sqq. rec. Elmenhorst. 1610. fol.) es für gotteslästerlich hält, zu meinen, der höchste Gott habe selbst die gebrechlichen Menschenseelen hervorgebracht, oder vollends Ratten, Mäuse u. d. gl. Und (p. 52) bemerkt er: neque necessaria nostra illi salus est, ut compendii aliquid dispendii re patiatur, si aut Deos nos fecerit, aut ad nihilum redigi corruptionis dissolutione permiserit...

Auf ähnliche Weise versetzt noch Ende des 4. Jahrhunderts Martian Capella (II. 9.) die höchsten Götter in den Aether (bis herab zum Sonnenzirkel), wo sie, die Reinen, das verborgene Geschick knüpfen, aber von den Sterblichen wenig Kenntniß nehmen.

3.

Pantheon.

Die Götter sind die Hieroglyphen der Völker und kirchlichen Generationen. Sie sind die ersten, jugendlichen Träume, Ahndungen, Sehnsuchten, die Phantasieblüthen, die Herzensideale, die höchsten Poesien und Musterbilder derselben.

Das Pantheon der Vergangenheit läßt sich in dieser Beziehung auf folgende Weise ordnen.

Beginnen wir mit dem Anfang, bei der Rechten, welche den Lebenskreis eröffnet. Hier ruhen mit ineinanderverschlungenen, fast ganz unsichtbaren Bewegungsorganen der selbstbeschauliche Weltschöpfer Brahma und um ihn her zahllose, ruhend sich in seine Betrachtung versenkende Göttergestalten. Ruhendes Schauen ist der allgemeinste, einfachste Ausdruck für diese äußerste Rechte.

An diese schließen sich die, aufrecht sitzenden oder auch stehenden ägyptischen Götter mit ihren Thiermasken; mysteriös, räthselhaft, wie die Sphinx, auf den Tod hinweisend, wie die Mumien, — ein in Crystallisation übergehendes Leben.

Es ist ein Volk, welches das große Räthsel des Todes zu lösen sucht, aber vor seinem Medusenhaupte in Erstarrung sinkt.

Aber wenn ein Fortschritt in der Welt Statt finden soll, dann erzeugt sich ein Gegensatz; das Fortschreiten ist selbst ein Sich-spalten der Bewegungsorgane, von denen das eine stehen bleibt, — während das andere sich ihm entgegensetzt.

Der ruhende Centralgott Aegyptens [1]) erhebt sich, zum Kampfe

1) Plutarch (über Isis und Osiris) berichtet, „nach Eudoxus Versicherung habe Jupiter (Ammon, Osiris?), weil ihm die Beine zusammengewachsen waren, nicht gehen können, und deswegen aus Schaam in beständiger Einsamkeit gelebt; Isis aber diese Theile durch einen Schnitt von einander getrennt, und ihm hierdurch zum ordentlichen Gebrauch der Füße verholfen.“ —

gegen seine Mitgötter. Der Oberherr, (Suzérain) will als unumschränkter Alleinherr (Souverain) herrschen, und, um seine Pairs sich zu unterwerfen, ruft er die geknechteten Unterthanen derselben zu den Waffen — und mit diesen zur Freiheit. —

So beginnt die Geschichte, als Gedächtniß des Fortschreitens, des Geschehenen, mit Jehova, dem Herrn der Heerschaaren, der sich von den vielen Göttern Aegyptens entfernt, um aus unnahbarer Himmelshöhe seine vernichtenden Zornblitze auf sie herabzuschleudern.

Nur Ein Gott, nur Ein Volk; — nach Außen Vernichtungskriege, nach Innen stolzer Selbstgenuß im Gedanken an künftige Alleinherrschaft, — und stete Unruhe zur Erkämpfung derselben. So steht auf der äußersten Linken der unablässig kämpfende und zürnende, hier segnende, dort verfluchende Jehovah dem ruhig selbstseligen Brahma gegenüber.

Das menschliche Antlitz, welches in Indien die übermenschlichen Götter symbolisirt, hatte sich in Aegypten hinter Thiermasken versteckt, und war auf dem Sinai völlig unsichtbar geworden. Die absolute Ruhe Brahma's war in die absolute Unruhe Jehova's übergegangen.

An diese äußerste Opposition schloß sich auf der Linken, nach der versöhnenden Mitte hin, — die Götterschaar der Griechen an. Dort war es nur dem einen Moseh vergönnt gewesen, schauernd und bebend zum Sinai aufzusteigen, um des Alleingottes flüchtige Nähe im vorüberziehenden Säuseln der Lüfte zu empfinden. In Hellas rufen Sänger und Bildkünstler die himmlischen, aber menschengestaltigen Götter vom hohen Olymp herab, und die Götter folgen ihrem Rufe; denn sie selbst lieben und zürnen, wie die Menschen; ihre Freuden, ihre Leiden, ihre Kämpfe und ihre Genüsse sind mit denen der Menschen verflochten und verwoben. Und wie nun das Leben des Volkes fortschreitet, wie es sich verschönt und vergeistigt und versittlicht, so verklären sich auch die Götter, und aus der ersten jugendlichen Umarmung des Himmels und der Erde, aus der unschuldig leidenschaftlichen Vermählung des Göttlichen und Menschlichen geht die Schönheit hervor, und in allen drei Welten, über Götter und Menschen herrscht mit stiller Zaubergewalt — Aphrodite.

Ruhe in Bewegung, Einklang im Mannigfaltigen, vollendete Darstellung gemessener Triebe, Leidenschaften, Gefühle und Gedanken, nur durch freibildende Thätigkeit vermittelte Gegenwart des Göttlichen auf Erden, des Unendlichen im Endlichen, — dies die allgemeine Signatur der griechischen Götter.

Aber Schönheit ist Maß und Vollendung; Gemessenheit ist Begrenzung, Begrenzen ist Abschneiden, Ausschließen; Vollendung ist —

Verendlichung. Ueber das Schöne hinaus reicht das Ueberschwängliche. Das Zersprengen der Begrenzung, das Erliegen des Endlichen unter dem Unendlichen, der Sieg des Unermeßlichen über das Maß — ist das Erhabene.

Wie nun das menschliche Herz nichts schlechthin ausschließen kann, wie ihm das Gefühl des Unendlichen, der Trieb nach demselben einwohnt, wie seine Phantasie alle Grenzen übersliegt, wie sein Geist nach dem Ueberschwänglichen trachtet, so muß er auch über die Schönheit hinausstreben und im Erhabenen seine Wohnstätte suchen.

Das vollendete Endliche, das schöne Menschliche mußte sich selbst zerbrechen, es mußte sich selbst zum Opfer bringen, um sich die Pforte des Unendlichen zu eröffnen.

Herkules, der sich selbst in die Flammen stürzt, Prometheus, der, „ob der großen Liebe zu den Sterblichen,“— sich vom Geier zernagen läßt,[2]) Sokrates, der um des Gesetzes willen den Schierlingbecher leert, sind die lebendigen Stufen zum Throne des Gottmenschen, der, ein vollkommener Mensch, in der Mitte der Menschheit und ihrer Geschichte sich aus Liebe an's Kreuz schlagen läßt, und — siegreich zur Hölle hinab, verherrlicht zum Himmel emporsteigend, — die Macht des Unendlichen offenbart und dem kommenden Menschengeschlecht die reinste, seelenschönste Erhabenheit zur staunend anbetenden Verehrung aufrichtet.

In ihm hatte das Göttliche sich zum letztenmale sichtbar persönlicht; denn seine Gottesthat war eben, alles Irdische dem Himmlischen, das Zeitliche dem Ewigen zum Opfer darzubringen, seine Endlichkeit zum Unendlichen zu verklären. — Um Gottes und des Menschen willen — ließ er sein Haupt mit Dornen krönen, sein Antlitz zerreißen, seinen Leib durch Geißeln zerfleischen, und Hände und Füße mit Nägeln an das Kreuz festschlagen.

So wurde er, dessen Haupt nur Gottesgedanken hegte, dessen Antlitz nur Demuth und Liebe verkündete, dessen Wille nur Gott gehorsamen wollte, dessen Hände nur Segen gespendet, dessen Füße ihm nur Hülfe zu bringen gedienet hatten, und dessen Leib ein reines Gefäß einer reinen Seele geblieben, — er wurde zugleich das Erhabenste und Liebenswürdigste; das Höchste, was menschliches Denken erreichen, das Aeußerste, bis wohin das Göttliche sich den Menschen durch Menschen offenbaren konnte.

Jesus Christus am Kreuze Gott bis in den Tod gehorsam, nach der Menschheit die Arme ausbreitend, für seine Mörder bittend, dem

2) Aeschyl. Prometh. 82 ff. 106 ff. 119 ff. u. s. w.

reuigen Sünder Verzeihung, dem unschuldig Leidenden seliges Leben verheißend — ist am Schluße des schöpferischen Weltalters, die höchste Blüthe des Morgenlandes, — eine Liebessonne, — das Tagesgestirn durch Ueberstrahlung verfinsternd, — am Horizont der Menschheit aufgestiegen, — der göttlichste Mensch und der menschlichste Gott, — wonach die Menschheit sich Jahrtausende lang gesehnt, den sie geahndet, wovon sie in ihren größten Momenten geträumt und gedichtet, — dem, als er erschienen, die Herrlichsten als ihrem Herrn gehuldigt, dem sie ihr ganzes Herz geschenkt, und zu welchem, so lange noch Menschen auf Erden leben und fühlen und denken, — sie, als zu ihrem erhabensten Musterbild, hinschauen werden, und nur durch innigste Vereinigung mit ihm in das Herz der Gottheit selbst eindringen können. —

4.

Christus.

Christus lebte in der Liebe, im Wohlthun; er beherrschte die Triebe, die ihre Befriedigung für hienieden fordern, und wesentlich aus der Natur des Menschen, als eines irdischen Wesens hervorgehen; er vergab seinen Feinden, und opferte freiwillig sein irdisches Dasein zur Bezeugung der Wahrheit, der Liebe und des Gehorsams.[1])

Sein Leben, Wirken und Sterben war also ein thatsächlicher Beweis, daß Etwas in ihm, daß Er selbst etwas war, was über seine Einzelnheit hinausreichte, was über das Leben hinausstrebte, daß Er etwas war, dem das beschränkte irdische Dasein nur als Mittel diente.

Dieses Etwas war also erhaben über das Selbstische und Irdische, und wie es an und in sich selbst in Gemeinschaft stand mit dem allgemeinen Wesen, so mußte auch Christus das Gefühl der Einigkeit mit demselben, und die Gewißheit seiner Unvergänglichkeit haben.

War das eigene Erdenleben nur Mittel, so war Dasjenige, welches dies, sein Eigenthum, hingab, stärker als das Ueberwundene; —

---

1) Joh. 18, 37. 14, 31. 10, 14—19. 15, 13.

es hatte vernünftigerweise eine das Erdenleben übergreifende Bestimmung. In der Ursache kann nicht weniger liegen, als in der Wirkung. Ebendarum kann auch, da Jesus Christus seinen Todfeinden vergeben, das Wesen, das er seinen und unser Aller Gott nannte, — es kann nicht unversöhnlich sein gegen irgend eines seiner Geschöpfe.

Jesus wirkte aber selbst auch auf höhere Weise, als solches bis dahin noch anderen Menschen verliehen;[2]) diese höhere Wirkenskraft mußte ebenwohl einen höheren Ursprung haben. —

Seines Wesens und Wirkens und ihres Ursprungs innewerdend, fühlte Jesus sich als Sohn des lebendigen Gottes.[3])

Bevor aber sein höheres Wirken begann, war er versucht worden; diese Versuchung war die stärkste, die dem Menschen begegnen kann. Sein Volk erwartete einen weltlichen Befreier, der die Herrschaft über die ganze Erde gewinnen sollte. Der Gedanke, daß es Ihm gelingen könne, jene Erwartung zu erfüllen, trat versuchend vor seine Seele. Aber er überwand den Versucher und erfuhr im Siege die Macht des freien Geistes.

Durch Selbstüberwindung war Jesus des ihm einwohnenden Göttlichen gewiß geworden; so predigte er seinem Volke auch Selbstumkehr.[4])

Dieses Göttliche verwirklichte sich auf das Herrlichste im Mitleiden mit den noch in den Banden der Selbstischkeit Gefangenen, und in Verzeihung des zugefügten Bösen; so verkündigte Jesus die Vergebung der Sünden.[5])

Die Ueberwindung aller Forderungen des irdischen Lebens ging hervor aus der Gewißheit ewigen Lebens; so verhieß Jesus unvergängliches Dasein.[6])

Das Bewußtsein der weltüberwindenden Macht der Liebe gab die Gewißheit ihres Sieges, und so verkündigte Jesus das Nahen des Reiches Gottes.

Indem er aber an die Majestät des menschlichen Willens appellirte, mußte er auch ein göttliches Gericht verkünden; denn, war beseli=

2) Joh. 15, 24. „Hätte ich nicht die Werke gethan unter ihnen, die kein Anderer gethan hat &c."

3) Joh. 13, 3. 16, 27. 28.

4) Math. 4, 17. &c. &c.

5) Matth. 6 und 9.

6) Joh. 12, 49. „Der Vater, der mich gesandt hat, der hat mir ein Gebot gegeben... 50. Und ich weiß, daß sein Gebot ist das ewige Leben."

gende Gemeinschaft mit Gott als die wesentliche Wirkung des Sich=hingebens an und in das Allgemeine ausgesprochen (thut das Gute, so werdet ihr seelig in der That), — so mußte auch die entgegengesetzte Ursachlichkeit eine entgegengesetzte Wirkung haben; die Folge des Sich=Verstockens wider die Liebe mußte schmerzlichstes Gefühl der Verselbstischung sein. Diese Folge aber, die von dem Selbstischen nicht zugleich mit dem vereinzelnden Zweck gewollt werden kann, mußte nothwendig als ein von außen gesetzter Zwang vorgestellt werden; dieser war das Gericht.

Da jedoch die Möglichkeit des bösen Wollens nur bei dem Wesen statt finden kann, welches zugleich auch das Gute zu wollen vermag, so kann der Wille seine Freiheit, also sich selbst, nicht vernichten; denn das Vermögen ist mehr, als irgend eine seiner Aeußerungen. Das allgemeine Wesen aber, die göttliche Liebe, kann nicht den Willen zur Strafe — auf ewig bös machen, weil sie sonst nicht die wahrhaft allgemeine Liebe wäre.

Jenseits des Gerichtes liegt also, wie jenseits der Mitternacht, der Wiederaufgang der Liebessonne, und wie die schöpferische Liebe das Erste, so ist, nach göttlicher Nothwendigkeit, die allversöhnende das Letzte; wie die Schöpfung Himmels und der Erde das Alpha, so ist Wiederbringung aller Dinge das Omega des Wortes Gottes.

5.

Das Naturrecht und die Christenpflicht.

In der alten Zeit und — Welt, — die noch immer ihren Schatten weit in den Tag der christlichen Welt und Zeit hineinwirft, wurde Besitz ergriffen durch Arbeit und behauptet durch Wehr und Waffen. Daurend Besitzer, Eigener war der Stärkere, darum auch durchgängig nur der Mann eigentlich eigenthumsfähig. —

Ebenso wurde die Ehe fast allein durch den physischen Geschlechtsunterschied bestimmt, wonach der Mann der Stärkere ist (freilich auch der selbstischere). Das Weib ist ihm ein Eigenthum[1]), das er gegen fremdes Gelüsten eifersüchtig verschließt. Und wie das Weib, — so ist noch mehr das Kind, das der Mann in seiner Machtvollkommenheit gezeugt, das von seinem eigenen Weibe geboren, — sein Eigenthum, und er schaltet darüber nach Gutdünken. Es ist sein wie die Frucht des Baumes, wie die gereifte Saat seines Ackers.

Eigenthum ist auf diesem Standpunkte dasjenige, was ein Wesen durch Kraftäußerung zu dem Seinigen gemacht, oder als solches in's Dasein gerufen oder gesetzt hatte, — wie überhaupt in der Natur das Stärkere des Schwächeren sich bemächtigt und es ihm zu dienen zwingt.

Das Gemeinwesen bildet sich durch natürliche Abstammung, und es kommt zu sich selbst, es wird für sich — durch Selbstvertheidigung gegen fremde Stämme, oder zunächst dadurch, daß der Starke eines Stammes den Schwächeren eines anderen Stammes angreift, beraubt oder raubt, und dessen Stamm-Verwandte zur Wehr oder zur Rache anreizt. Wie daher das Gemeinwesen durch natürliche Vererbung wird, so wird das in's Daseingetretene durch natürliche Noth zum Fürsichsein gebracht

---

1) Im Hebräischen bezeichnet בַּעַל (von בָּעַל = habuit, possedit, uxorem duxit, dominatus est, imperavit, potitus est etc.) zugleich Ehemann, Herr, Besitzer, Habender, ὁ ἔχων, — und ist Name des höchsten Gottes bei den Phönikern. Auch im Sanskrit bedeutet pati — Ehemann, eigentlich Herr, (seigneur.)

Wie dann der natürlich Stärkere siegt, und des Besiegten Herr wird, so erweitert sich das Gemeinwesen durch Ueberwältigung Schwächerer, und das Recht des Stärkeren erhebt die freien Sieger über die Leibeigengewordenen, Ueberwundenen, Unterjochten.

Indem nun auch die Leibeigenen sich fortpflanzen, combinirt sich das natürliche Abstammungsverhältniß mit dem natürlichen Rechte des Stärkeren, und der Sohn der Leibeigenen wird auch leibeigen, und wie in der Familie der Mann über Acker und Heerde schaltet, wie er über seine Weiber, Kinder und Leibeigenen herrscht, so beherrscht im Gemeinwesen der Stamm der Sieger die Nachkommenschaft der Besiegten. —

Das Familien- und Gemeindewesen beruht hier also auf dem natürlichen Eigenthumsrechte, und dieses auf der natürlichen Stärke und der natürlichen Abstammung. — Der Mann ist Herr seiner Heerde und seines Ackers, weil er sich in ihrem Besitze behauptet; er ist Eigenthümer seines Weibes, weil er der Stärkere ist und, es beschützend, ihm hierdurch gleichsam das Leben gibt. Der Vater ist Eigenthümer seiner Kinder, weil er der Stärkere ist und sie erzeugt hat. Der Herr ist Eigenthümer des Sklaven, weil er, als der Stärkere, ihn sich unterworfen und, Herr seines Lebens geworden, ihm dasselbe geschenkt, ihn so gewissermaßen zum andernmale gezeugt hat.

Der Sohn des Herrn endlich ist Eigenthümer des Sklaven seines verstorbenen Vaters, weil er, und weil der Sklave natürlich Eines ist mit dem Erzeuger und dieser in dem Erzeugten sich fortpflanzt.

So beruht also das alte Familien- und Gemeinwesen auf dem allgemeinen Naturwesen, in welchem jedes Einzelwesen sich räumlich so weit ausbreitet, als seine Kraft reicht, und zeitlich sich durch Zeugung fortsetzt.

Das Einzelwesen gilt hier nur so viel, als es durch angeborene Kraft und Stellung zu gelten vermag.

Sollte der Mensch — als solcher — zum Dasein kommen, so mußte das Naturwesen zerbrochen werden; des Weibes Saame mußte der Schlange den Kopf zertreten; denn die Schlange ist das Symbol der natürlichen Selbstischkeit.

Sollten das Weib, das Kind, der Sklave nicht mehr Eigenthum eines Anderen sein, so mußte der Begriff des Eigenthumes selbst verändert werden. Die natürliche Stärke mußte aufhören, das Herrschende zu sein; die natürliche Abstammung mußte ihre bisherige Bedeutung verlieren.

Da aber das alte Naturwesen auf unmittelbare, irdische Wohlfahrt abzweckte, und unmittelbarer Lebensgenuß der allbewegende Endzweck war, so mußte vor Allem ein anderer, mächtigerer Endzweck aufgestellt werden, durch welchen jener überwunden würde; —

dem zeitlichen Wohl und Wehe mußte ein ewiges, dem irdischen ein jenseitiges entgegengesetzt werden.

Von diesem Stützpunkte aus konnte dann auch die alte Erde aus den Angeln der Naturkraft und der natürlichen Fortpflanzung gehoben werden. Dies geschah, indem die freiwillige Entsagung auf irdischen Lebensgenuß, ja sogar die freiwillige Uebernahme von Schmerzen, überhaupt also Unterdrückung der Sinnlichkeit und Selbstaufopferung — als das Höhere, und zugleich als Mittel zu ewigem Beglücktwerden zur Anschauung gebracht wurden.

Diese Selbstbezwingung war aber nicht mehr abhängig von natürlicher, oder richtiger — von körperlicher Stärke. — Das schwächere Weib war schon von Natur aus hingebender, aufopfernder als der Mann; — somit trat auch der Geschlechtsunterschied zurück, und die Jungfrau trat als selbstaufopferungsfähig und als bestimmt, im Himmel nicht mehr geschlechtsverschieden vom Manne zu sein, diesem als ein selbstherrliches Wesen gegenüber.

War aber der Mann seiner Wiederauferstehung in einer anderen Welt gewiß, so hörte die natürliche Fortsetzung durch Nachkommenschaft auf, ein Hauptzweck zu sein.

Wurde vollends ein Gottmensch nicht durch natürliche Geschlechtsvereinigung, sondern durch göttliche Begeistung einer Jungfrau erzeugt[2]), wurden die Verkünder und Blutzeugen der neuen frohen Botschaft aus den niedersten Ständen berufen, so konnte die natürliche Zeugung nicht mehr vorgestellt werden, als Eigenthumsrechte begründend, und natürliche Abstammung von Sclaven konnte nicht mehr gedacht werden, als Hörigkeitsverhältnisse rechtfertigend.

Der von einer Jungfrau Gezeugte, der auf die Ehe und jeden Lebensgenuß freiwillig verzichtet, der sein Leben lang Allen gedient und freiwillig den schmählichen Tod eines Sklaven gestorben, der die Kranken geheilt, die Gesunden von der Todesfurcht, die Sünder von der Gewissensqual befreit hatte, — war in der That Stammvater eines neuen Geschlechtes, war geistiger König einer neuen Gemeinde geworden. Alle Verhältnisse mußten eine andere Gestalt gewinnen.

Zeitliche Entsagung und Aufopferung für ewige Verherrlichung und Seligkeit wurde Princip des neuen Lebens.

2) Ob dies geschehen konnte, ob es wirklich geschehen, ist für diese Betrachtung völlig gleichgültig. Der Glaube, daß es geschehen, hat bei den Gläubigen durchaus dasselbe gewirkt, was die strengste wissenschaftliche Ueberzeugung hätte wirken können.

Diesemnach wurde die Ehe nach der einen Seite ein Mittel zur Züglung des Geschlechtstriebes, — nach der anderen wesentlichen aber ein Verhältniß wechselseitiger Uebung, Hingebung, Aufopferung, Läuterung und Erbauung.

Der Vater war nicht mehr Herr, sondern Verpfleger und Erzieher der ihm anvertrauten Kinder, und der Erzeugte mußte den leiblichen Vater verlassen, wenn er ihn hinderte, dem geistigen Vater zu dienen. Jener vermittelte nur das zeitliche, — dieser gab das ewige Leben.

Auch konnte weder Körperstärke, noch Erbschaft mehr eine Leibeigenschaft begründen, denn Jeder, als durch freiwillige Selbstbezwingung zur Vollkommenheit und Seligkeit bestimmt, — war sein eigener Herr, und als von Gott zu Beidem berufen und befähigt, — nur diesem seinem geistigen Herrn in Wahrheit pflichtig. Wer zu sterben weiß, ist Niemandes Knecht. Ohnehin konnte unter Gläubigen gar keine Leibeigenschaft mehr entstehen; denn Krieg war zwischen denen als unmöglich gesetzt, die auch den Rock geben sollten, wenn der Mantel von ihnen gefordert, die den linken Backen darreichen sollten, wenn sie auf den rechten geschlagen worden (Luk. 6, 29. Matth. 5, 39).[3])

Ueberhaupt endlich hatte alles bisherige Eigenthum seine bisherige Bedeutung verloren; denn Alles, was der Mensch in seiner Gewalt hatte, war in Wahrheit nicht mehr sein unbedingtes Eigenthum, sondern ihm nur verliehen, um es einestheils nur zu seiner Nothdurft, andererestheils — und wesentlich — zur Vertheilung an andere Nothdürftige zu verwenden. Kein Einzelner hatte zwar das Recht, einem Anderen seinen Ueberfluß zu entziehen; nicht aber, weil dieser ein unbedingtes Recht auf die Sache, sondern weil Jener die Pflicht hatte, die Selbstständigkeit des Anderen zu respectiren, welchem gerade dieser Ueberfluß von Gott verliehen, um seine Freiheit darin zu haben und zu üben.

Dem christlichen Principe zufolge ist nämlich das irdische Leben von Gott verliehen und Gott erhält es nach seiner Weisheit und Güte, so lange es dem Menschen frommt. Darum soll der Mensch am ersten nach der Gerechtigkeit des Reiches Gottes trachten, dann wird ihm das Nothdürftige schon zu Theil werden. (Matth. 6, 25. ff.) „Welche (aber) leiden nach Gottes Willen, die sollen ihm ihre Seelen befehlen, als

---

3) S. auch 1 Kor. 4, 12. „Man schilt uns, so segnen wir; man verfolgt uns, so dulden wir's; man lästert uns, so flehen wir." Und 6. 7. „Es ist schon überhaupt ein Fehler an euch, daß ihr mit einander rechtet. Warum lasset ihr Euch nicht lieber Unrecht thun? Und warum lasset ihr euch nicht lieber vervortheilen?" —

dem treuen Schöpfer in guten Werken." (1 Pet. 4, 19.) Und „wer an Christum glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe." (Joh. 11, 25). „Wer (hingegen) sein irdisches Leben (als solches) zu erhalten sucht, der wird seine Seele verlieren" (Luk. 17, 33). Da nun das Leben gerade dazu verliehen, daß die Seele in Glauben, Gottvertrauen, Gehorsam und Geduld nicht sich, sondern Christo lebe[4]), so ist es gerade wahrhaft christlich, selbst die äußerste Lebensnoth als von Gott verhängte Prüfung dahin zu nehmen und zu bestehen.

Wie nun das alte Gemeinwesen das alte Recht, so hatte das neue Gemeinwesen die neue Pflicht zu wahren. Wie aber das neue Princip zunächst nur im Gegensatze gegen das alte sich erheben und verwirklichen konnte, so schied sich auch unausbleiblich die neue von der alten Gemeinde, und trat — als Kirche — der Gewaltherrschaft, sie trat als Gottesreich — dem Naturstaate — gegenüber. Dieser, ausgehend von irdischer Kraft und unmittelbarer auf physischer Stärke beruhender Selbstständigkeit des Einzelen als solchen, hielt fest am äußerlich, am geschichtlich Bestehenden, an seinem guten alten Rechte. Das neue Gemeinwesen, ausgehend von unendlicher Bestimmung, von vermittelnder Selbstverläugnung und Selbstaufopferung, von freiwilliger Unterordnung unter den Edleren, und völliger Ergebung in Gottes unmittelbar allwaltende Vorsehung, stützte sich dagegen auf die ewige, göttliche Pflicht und den längst verheißenen, von allen Gedrückten heißersehnten Fortschritt.

6.

Sieg des Christenthumes
über die jüdische Priesterschaft, die römische Weltherrschaft und die griechische Theologie.

Als Christus der zum Pfaffenthume herabgesunkenen jüdischen Priesterschaft entgegentrat und sie sich in ihrer uralten Despotie über die Gewissen durch ihn bedroht fühlte, rief sie den weltlichen Arm zu Hülfe, wiegelte das gemeine Volk gegen ihn auf, und ruhte nicht eher, als bis das nur dem Wohlthun gewidmete Leben des gottseligen Reformators

4) Röm. 8, 12. ff. 14, 7. f. 2 Kor. 5, 15. 2 Tim. 2, 11.

an schmählichem Kreuze ausgehaucht war. Aber sein Blut war das Siegel eines neuen Bundes, und eine ganze Schaar begeisterter neuer Priester ging vom heiligen Grabe des Geopferten aus in alle Welt.

Und als die alten Priester des auserwählten Volkes sahen, daß auch die unreinen Heiden in die neue Gottesgemeinde berufen und aufgenommen wurden, und der Brüderbund der Gesetz = Freien und Gut = Gleichen nicht durch weltliche Gewalt unterdrückt werden konnte, da stießen sie die Christgläubigen mit einem fürchterlichen Fluche aus der alten Gemeinschaft aus. Aber gerade hierdurch wurde die neue Gemeinde veranlaßt, sich immer tiefer in ihrer Eigenthümlichkeit zu erfassen, sich immer freier über die Beschränktheiten des Judenthumes zu erheben.

Indeß fühlten auch die weltlichen Gewalthaber der Heiden, daß der Glaube an einen allmächtigen Gott, die aufopfernde Liebe zum Gekreuzigten und Auferstandenen und die begeisternde Hoffnung auf ein ewigseliges Leben — ihre, nur auf Weltlust und Todesfurcht (Geld und Schwerdt — Gladiatoren und Lictoren) sich stützende Weltherrschaft bedrohten. Und auch sie meinten, durch Kerker und Qualen die geistige Macht dämpfen zu können, und sie ließen nicht eher ab, als — bis sich nicht mehr Schergen genug fanden, die freudig dem Martertode entgegeneilenden Liebgläubigen zu schlachten.

So siegte das Christenthum über die jüdische Priesterschaft und die römischen Schwerdtführer, indem es der ersteren ein Priestervolk entgegenstellte, welches alle übrigen Völker in das Reich Gottes aufzunehmen ausging; indem es die weltliche Gewalt durch einen Heldenmuth freudigster Duldung und weltfreiester Aufopferung entwaffnete.

Noch eine dritte Macht stand seiner Ausbreitung entgegen: die griechischen Naturtheologen und weltpriesterlichen Dogmatiker; — Olympiodor nannte sie: Philosophen und Hieratiker. Zuerst sahen sie nur selbstgenugsam dünkelnd auf die ungebildeten Anhänger der neuen Secte herab. Aber diese Secte war im Besitze einer einfachen, herzergreifenden Lehre; sie war Trägerin eines wunderhaft wirkenden Geistes und verlieh mit erhebendem Glauben begeisternde, zuversichtlichste Hoffnung. Dagegen konnte die alte Naturreligion, konnten Abstractionen und Naturmysterien sich nicht behaupten. Zunächst jedoch kämpften die alten Gedankenkünstler mit mancherlei Waffen gegen die neue Religion, und als diese gerade im Kampfe und durch denselben immer mehr erstarkte, — versuchten die Theolgen der alten Welt durch Umbildung, Umdeutung und Vergeistigung ihrer Ueberlieferungen ihre Herrschaft zu sichern. Wie künstlich sie aber die morschen Glaubensmeinungen der alten Welt mit ihren Deutungen umsponnen, die gute Bot-

schaft von der liebreichen Herablassung Gottes, von der brüderlichen Gemeinschaft der Heiligen und von der ewigen Seligkeit in Gott — triumphirte über alle noch so künstliche Idealisirungen der Hieratiker.

Das Judenthum schied aus dem Reiche des Lebens und erstarrte zur Mumie; die weltliche Gewalt mußte sich unter die geistliche beugen; — die alte Naturreligion ging unter, und eine neue Weltordnung erhob sich triumphirend über den Trümmern der alten Kirche, des alten Staates und der alten Dogmatik.

7.

Recht und Religion.

Tritt ein Mensch aus der ruhigen Beschaulichkeit heraus, äußert er sich, wirkt er irgendwie auf oder in ein anderes Wesen, dann greift er hiermit aus seiner Sphäre in die des Anderen; er bindet seinen Kreis an den anderen, er geht eine Verbindung ein, er setzt eine Veränderung, die einmal aus ihm entlassen, nicht absolut mehr zurückgenommen werden kann.

Aber sowohl das Wesen, in welches ich eigenmächtig eine Veränderung, als ich selbst, der durch diese bestimmte Aeußerung eine Veränderung auch in mir gesetzt habe, — wir beide stehen unter ewigen Weltgesetzen, wir beide werden durch meine Wirksamkeit zu bestimmter Rückwirkung angeregt.

So hat jede *That* bestimmte *Folgen*, und diese Folgen bestehen in den unmittelbar bewirkten Einwirkungen, und in den hieraus hervorgehenden Fort- und Rückwirkungen, welche aus der allgemeinen Wesen- und Gesetzverkettung entspringen.

In meiner Hand ist die Wahl, ist das Wollen, das Beschließen, die Ausführung gegeben; ich entlasse ein Geschöpf meiner Freithätigkeit; ich übergebe es der Welt außer mir; — in Gottes- und der anderen Wesen Hand steht es nun, was aus dem Geschöpfe meines Willens, was aus mir selbst werden soll.

Was ich gethan, ist meine That; mein Wille, — ich selbst also liege darin; ich habe mir darin ein Dasein, ein Bleiben, einen Willensleib gegeben; ich habe mich in das unendliche Wechselwirken der Weltwesen eingelassen; ich habe mich in doppelte Beziehung gesetzt, — nach Außen und — nach Ur-Innen, nach meinem Centralwesen, — wie der sich erschlie-

ßende Saame von der einen Seite in Beziehung tritt zur offenbaren Tagesweit, von der anderen Seite zum verborgenen Erdmittelpunkte.

Da aber die gesammte Weltsphäre die Sphäre des Weltcentrums ist, so ist die doppelte Beziehung auch wesentlich eine einige. Spricht mein Wille eine That in die Welt hinein, so antwortet mir Gott unmittelbar aus meinem Allerinnersten, und mittelbar durch die Außenwelt; unmittelbar durch die in mir selbst an die Willensthat geknüpften Folgen, mittelbar durch die Rückwirkung der anderen Wesen.

Wenn also ein Wesen sich äußert, wenn es sich als Ursache setzt, so ist an die bestimmte Ursachlichkeit auch eine bestimmte Wirkung geknüpft; — diese Wirkung ist eine nach Außen gehende und zugleich eine im Ursachenden selbst stattfindende.

Jede dieser beiden unmittelbaren Wirkungen wird dann selbst wieder Ursache, und insoweit dieselbe auf das Willensselbst sich zurückbezieht, — Rückwirkung.

Daß nun eine bestimmte Ursache eine bestimmte Wirkung hat und jede bestimmte Wirkung eine bestimmte Rückwirkung hervorruft, die dann selbst wieder auf die erste Ursache als solche eine bestimmte Wirkung ausübt, ist die in sich selbst zurückkreisende Nothwendigkeit.

Da aber der freigelassene Mensch der von seinem Schöpfer ihm vorgezeichneten Bahn folgen oder von ihr abweichen kann, so besteht für ihn auch nothwendig eine doppelte Weltordnung, die eine für den Fall, daß er den rechten Weg verfolgt, die andere für den Fall, daß er sein Belieben an die Stelle des göttlichen Gebotes setzt und somit von der ihm vorgezeichneten Bahn abweicht.

Wie nun der Mensch sich das Machtwesen vorstellt, welchem er sich untergeordnet weiß, so wird durch diese Vorstellung auch die doppelte Weltordnung bestimmt, die er aus jenem Machtwesen ableitet. Andererseits erfährt aber auch der Mensch die substanzielle Weltordnung selbst, und das Bewußtsein, welches er davon gewinnt, wirkt zurück auf die ihm überlieferte Vorstellung von Gott.

So kann also auf zweifache Weise ein Widerspruch in der Weltanschauung des Menschen entstehen. Entweder erhebt der zum Idealischen aufstrebende Menschengeist in freier Selbstentwickelung sich über den traditionellen Gott, oder es wird ihm eine Vorstellung von Außen her dargeboten, welche über die aus ihm erwachsene hinausragt.

Auf beide Weisen wird er aber zur Ausgleichung angeregt; im ersten Falle wirkt die menschliche Erkenntniß auf die Ueberlieferung, im anderen die vollkommene Gotteslehre auf die menschlichen Verhältnisse läuternd und fortbestimmend ein.

Wie nun *Recht* und *Unrecht* aus dem Tiefinnersten des Menschen hervorgehen und ebenso dieses Allerinnerste am lebhaftesten ergreifen, so zeigt sich auch in der Geschichte der Menschheit am bemerklichsten die Wechselwirkung zwischen der menschlichen *Rechtskunde* und dem *Gottesglauben*, und wir sehen z. B. bei den Griechen diesen durch jene, bei Ausbreitung des Christenthumes hingegen vielfach die Rechtsverhältnisse durch die Glaubenslehre, in der neueren Zeit aber wieder diese letztere durch die fortschreitende Umgestaltung der ersteren bestimmt.

Das aber ist das *wahrhaft Göttliche* der *heiligen Schrift*, daß sie Gedankenkeime enthält, welche unendlicher Entwickelung fähig sind, Worte ewiges Lebens, welche nur des erforderlichen Sonnenscheines harren, um zum allumschattenden Lebensbaume zu erwachsen; — wie denn auch jede, im Verlaufe der Jahrhunderte, in oder über der Christenheit neu aufgegangene Sonne, möge sie Natur oder Kunst, Recht oder Sitte, Griechenthum oder Orient, Weltkunde oder Philosophie heißen, — immer wieder neue, bis dahin noch schlummernde Keime aus jener Urkunde erweckt und zur Blüthe entfaltet hat. Eben darum ist jedoch der göttlichen Vorsehung wie für die heilige Schrift, so nicht minder für alle jene andere Elemente der menschheitlichen Entwickelung zu danken, und vor Allem für den gottmenschlichen, heiligen Geist, der diese stets von Neuem mit jener zu vereinigen und zu immer herrlicheren Gestaltungen zu verwenden bestrebt ist. —

8.

Natur und Gnade, Erbrecht und Weiherecht.

Charakteristisch für das Mittelalter ist die Mannigfaltigkeit und Schroffheit der Gegensätze, die dessen wesentliche Elemente sind, die früher sich nicht so begegnet, und später sich nicht mehr so begegnen können.

Natur und Gnade, Thatkraft und Leidenspflicht, Selbstgefühl und Zerknirschung, Schwerdt und Kreuz, derbe Lebenslust und Sehnsucht nach dem Himmel, Unerschrockenheit und Höllenfurcht, Zorn und Barmherzigkeit, Haß und Liebe, — Gott und Satan, — Alles — neben=, Alles widereinander, — Nord und Süd, Orient und Occident, Him=

mel und Hölle, Zeit und Ewigkeit im Kampf und doch untrennbar aneinander gekettet!

Besonders merkwürdig unter jenen Elementen des Mittelalters ist das Geburts-recht einer-, und das Weihe-recht anderseits und ihr anfänglicher Gegensatz, ihre allmählige Verschränkung ineinander, und demnächst — erst der theilweise Sieg des Letztern über das Erstere, später die Uebermacht des Ersteren über das Letztere. —

Das Geburts- oder Erbrecht geht von der unmittelbaren Naturbetrachtung und — Naturverehrung aus.[1]) Jedes Geschöpf zeugt Wesen seiner Art; die Natur der Erzeuger geht über auf die Erzeugten; Rosen bringen Rosen und Disteln tragen Disteln; der gute Baum trägt gute, der schlechte schlechte Früchte.[2]) Kraut und Unkraut, nutzbare Thiere und Ungeziefer, alles pflanzt sich fort, wie es ihm einerzeugt, wie es den Urzeugern einerschaffen ist. Nicht nur das Sein, sondern auch das Wesen wird gesetzt durch die Erzeugung, bei Göttern und Menschen, wie bei Thieren und Pflanzen. Die Reiche der Wesen, ihre Gattungen, Arten, Individuen sind streng geschieden und urbestimmt. Die Götter sind die unvergänglichen, alle anderen Wesen ihrer Individualität nach vergänglich; eben so dann diese Vergänglichkeit wieder streng besondert.

Aber die Zeugung ist das geheimnißvolle Band (die ἀναγκη), welches die vergänglichen Geschöpfe in gerader Aufeinanderfolge miteinander verknüpft;[3]) sie ist die magische, magnetische Verkettung, welche die Eigenthümlichkeit der Erzeuger fortleitet; daher auch durchgängig in der alten Welt das Recht des Vaters das Heiligste war.[4]) Wie die Götter ihrer Natur nach ewig und unveränderlich, so streben die vergänglichen Wesen durch Fortpflanzung sich selbst auf zeitliche Weise zu verewigen.

Kein Wesen aber kann seinen Nachkommen übertragen, was es selbst nicht ist oder besitzt, und jeder Nachkömmling muß es ganz natür-

---

1) Darauf weist noch die angeblich phönikische Sage, die Plato anführt Rep. B. III. S. 444 ff. (b. Fähse I.) Aristoteles (Polit. VII. 9. übers. v. Garve S. 590 f.) weist auf die ägyptische Verfassung als die älteste und auf Minos hin; — nationalisirt aber auf seine, wie Plato auf andere Weise. —

2) Vrgl. Herod. V. 39. Thucid. I. 13. Plato Rep. II. III. VIII. Legg. VI. IX. XI. Charmid. Crit. Arist. Pol. I. 2. 5. 6. 13. II. 9. III. 13. Dion. Hal. II. IV. c. 23. Herodot. VII. 156.

3) Nach der Seite hin vereinen sich nur die Gleich-Artigen; Vermischung mit Geringerartigen ist Gräuel, mit Anderartigen zum Wenigsten Verunreinigung der natürlichen Art. Später hieß es: „keine Gemeinschaft zwischen Licht und Finsterniß.“

4) S. noch Liv. I. 26. Dionys. Hal. II. 26.

lich finden, durchaus in die Fußtapfen seiner Erzeuger einzutreten; — denn auf dieser Lebensstufe weiß der Mensch sich noch nicht als ein Mensch überhaupt, als eines Menschen Sohn (in abstracto); sondern als dieses durchaus individuellen Vaters Sohn[5]). So werden Priesterthum und Adel, so Freiheit und Knechtschaft übertragen, vererbt; so pflanzen später selbst Ehre und Schande, so Schuld und Sünde sich natürlich fort, so vererben sich Segen und Fluch.

So hat das Mittelalter seine erblichen Fürsten und seine Ritterschaft; aber ebenwohl seine erbliche Leibeigenschaft und Unehelichkeit; so vererbt es seine Feindschaften und seinen Haß, und es ehret aus demselben formalen Grunde die Abkömmlinge seiner Könige, aus dem es die Juden verfolgt und verbrennt.

Was nun aber auf der einen Seite Berechtigungen und Schuldigkeiten begründet, das gerade ist von der mittelalterlichen Kirche als das Aufzuhebende, Schlechte, Widergöttliche bestimmt. Die Natur ist das Gottlose, Gottwidrige, und diese ihre sich vererbende Schlechtigkeit soll aufgehoben werden durch die göttliche Gnade. Frömmigkeit, Gottseligkeit ist ihr das Höchste, ja das einzige Werthvolle, Erstrebliche, Bleibende, und gerade dieses Einzige ist der Natur unerreichbar.[6]) Diese widerstrebt vielmehr dem Göttlichen und vererbt dieses Widerstreben, dienstbar dem Bösen, der der Gott dieser Welt.[7]) Schönheit, Reichthum, Ruhm und Ehre, selbst alle blos natürliche Tugenden sind nichtig,[8]) eben weil sie nur Erzeugnisse der Natur sind, — und, — was das merkwürdigste ist, — alle blos angeerbten Vorzüge, selbst die natürliche Abstammung von dem Volke Gottes[9]) sind werthlos durch die ebenwohl angeerbte Sünde.

Somit hat das Princip des Erbrechtes sich selbst vernichtet, da alle Erbgüter verschwinden vor der einen — Erbschuld. — Ueberdies sind die Erbgüter alle nur besondere Güter; die Erbschuld hinge-

---

5) Selbst noch Christus tritt zuerst auf als David's-Sohn, obgleich er sich selbst demnächst als des Menschen Sohn bezeichnet, daß er aber auch Gottes Sohn — weiß Petrus nur durch Gottes Offenbarung.

6) Röm. 8, 7. *διοτι το φρονημα της σαρκος, ἐχθρα εἰς θεον· τῳ γαρ νομῳ του θεου οὐχ ὑποτασσεται, οὐδε γαρ δυναται· κτλ.*

7) 2 Cor. 4, 4. *ἐν οἱς ὁ θεος του αἰωνος τουτου ἐτυφλωσε τα νοηματα των ἀπιστων* .. Und 3, 14. *ἀλλ' ἐπωρωθη τα νοηματα αὐτων* (sed obduruerunt cogitat. eorum, scil. Israel.)

8) Augustin. de Adult. Conj. „Omne quod non ex fide, peccatum est.

9) Röm. 3, 9. 23. (vergl. Joh. 9, 39 — 41. Röm. 2, 11 ff. 10, 12. 11, 32.)

gen ist eine Allen gemeine. Sie kann nicht durch die menschliche Natur getilgt werden; denn diese Natur ist nicht nur die schuldige, sondern auch die ohnmächtige.

Nur der ursprüngliche Herr der Natur, nur der Schöpfer, der das Gesetz der Vererbung ihr eingepflanzt hat, kann es modifiziren oder ganz aufheben. Der Mensch, so lehrt die Kirche, ist durch die erste Sünde jenem Gesetz verfallen; durch die Sünde ist es zum Fluch für ihn geworden. Nur der Gesetzgeber kann dieses Fluchband (ἀναγκη bedeutet auch die Bande des Gefangenen) — lösen; — nur Er kann den Menschen aus dieser Gefangenschaft befreien — nur Er die Naturkette zerbrechen, indem er selbst — schuldenfrei, — freiwillig alle Sündenfolgen auf sich nimmt, alle menschliche, endliche Schulden durch ein göttliches, unendliches Selbstopfer bezahlt.[10]) Wie nämlich Recht, Adel, Freiheit und jedes Gut als ein Vererbliches angesehen wird, so auch jede Schuld, — daher denn der Sohn ebenso für den Vater büßen muß, wie er für ihn genugthun kann.

Indem nun der Sohn des lebendigen Gottes als der Erbe der göttlichen Macht[11]) freiwillig auf alle natürlichen, besonderen Vorzüge und Güter verzichtet, hat er dieselben als nichtig gesetzt; durch freiwillige Uebernahme von Armuth, von Schmerzen, von Schande und unbedingtem Gehorsam, von Entbehrung jeder Art und dem Qual-Tod eines Sklaven — hat er sogar alle natürlichen Uebel und Leiden geadelt. Ebendamit ist die freiwillige, oder doch gottergebene Uebernahme der Leiden selbst zu einer Bedingung der Wiedergeburt geworden, so daß jetzt, um mit dem Sohne des Menschen aufzuerstehen, man auch mit demselben in den Tod gehen muß.[12])

Da aber die Natur sich nicht selbst aufheben kann, so muß dem Menschen eine übernatürliche Macht, es muß ihm die göttliche Gnade zu Hülfe kommen, die ihm die Einsicht in seine natürliche Ohnmacht[13]) und Schuld (Reue), den Glauben an die göttliche Hülfe und die Kraft zur Abtödtung des Natürlichen verleiht. Diese Hülfe

10) 1 Petri 3, 18. und Hebr. 9. Vgl. Esai 53, 6. 11. 12. Joh. 1, 29.

11) Möhler's Symbol. 2. A. S. 185 „dem ererbten Verderben tritt ein Erbe von geistlicher Macht in Christo entgegen, die jenem in allweg siegreich begegnen kann." —

12) Röm. 6, 3 ff.

13) 2 Cor. 3, 5. οὐχ ὁτι ἱκανοι ἐσμεν ἀφ' ἑαυτων λογισασθαι τι, ὡς ἐξ ἑαυτων, ἀλλ' ἡ ἱκανοτης ἡμων ἐκ του θεου κτλ.

ist vermittelt durch den heiligen[14]) Geist, und theilhaftig desselben (*μετοχους γενηθεντας πνευματος ἁγιου*. Hebr. 6, 4.) wird der Mensch zuerst nur durch unmittelbare, dann durch vermittelte Weihe. (Röm. 8, 8. 9.).

Diese Weihe ist es nun, welche auf der Erde das über sie hinausragende Himmelreich, über der Naturwelt das Reich der Gnade, über der schuldbeladenen Welt die Gemeinde der Heiligen, über dem Finsterreich des Argen das Lichtreich des Heilandes und seiner Auserwählten eröffnet.

Die erste Weihe empfing die Jungfrau, und durch diese Ueberschattung (Luc. 1, 35.) wurde zuerst auf übernatürliche Weise die Kette der natürlichen Fortpflanzung und Vererbung durchbrochen und ein zweiter Anfang in die Menschheit gesetzt[15]). Die menschliche Natur wurde zur Braut des göttlichen Geistes geweiht; die Jungfrau wurde die Gebenedeite des Herrn, (Luc. 1, 28.) „gebenedeiet war die Frucht ihres Leibes," (v. 42.) und der Sohn, den sie gebar, — sollte „ein Sohn des Allerhöchsten genannt werden." (v. 32.).

Aber „das Heilige, das von der Jungfrau geboren worden" (Luc. 1, 35.) empfing selbst noch eine höhere Weihe, als er das große Werk beginnen sollte, zu dem er gesandt war. Durch den h. Geist, der bei der Taufe auf ihn herabkam (Matth. 3, 16. Luc. 3, 22.)[16]), wurde Jesus zum Gesalbten des Herrn[17]). (Luc. 4, 18. Joh. 3, 34. Apg. 10, 38.).

Und als Christus sein Werk begonnen, da berief er sich Gehülfen aus den niedrigsten Ständen und ertheilte ihnen eine erste Weihe, indem er ihnen „Macht gab über die unsaubern Geister, daß

---

14) 2 Cor. 3, 17. *ὁ δε κυριος πνευμα ἐστιν. οὗ δε το πνευμα κυριου, ἐκει ἐλευθερια.* 1 Joh. 5, 6. *ὁτι το πνευμα ἐστιν ἡ ἀληθεια.* vgl. Joh. 6, 65. Eph. 3, 16. 20.

15) Matth. 11, 11. Wahrlich, ich sage euch, unter Allen, die von Weibern geboren sind, ist nicht aufgekommen, der größer sei, denn Johannes der Täufer; der aber der Kleinste ist im Himmelreich, ist größer denn er. Vgl. Joh. 1, 12—14. u. Gal. 4, 29. wo *ὁ κατα πνευμα γεννηθεις* entgegengesetzt dem *κατα σαρκα γεννηθεντι.* (Hebr. 7, 16.).

16) Nach der Taufe heißt es bei Luc. 4, 1. *Ἰησους δε πνευματος ἁγιου πληρης κτλ.* gerade, wie es demnächst von solchen heißt, auf die der h. Geist herabgekommen. Apg. 6, 3. 5. 8. 9, 17. und wie zuvor von Elisabeth. Luc. 1, 41.

17) **Basil. M. de Spir. S. c. 12.** *Ἡ του χριστου προσηγορια του παντος ἐστιν ὁμολογια, δηλου γαρ τον χρισαντα θεον, και χρισθεντα υἱον, και το χρισμα το πνευμα*; fast ebenso **Ambros. de S. S. I. 3.**

„sie dieselben austrieben, und heileten allerlei Seuchen und allerlei Krankheit" (Matth. 10, 1.) Und als er sein Werk vollendet, da ertheilte er ihnen eine zweite Weihe, indem Er, dem „gegeben war alle Gewalt im Himmel und auf Erden" (Matth. 28, 18.) die Jünger „anblies, u. „zu ihnen sprach: nehmet hin den h. Geist; welchen ihr die Sünden wegnehmet, denen sollen sie weggenommen sein und welchen ihr „sie behaltet, denen sind sie behalten." (Joh. 20, 22. 23.) Zugleich aber „gab er ihnen den Auftrag und die Gewalt „zu lehren und zu „taufen im Namen des Vaters, des Sohnes und des h. Geistes." (Matth. 28, 18. ff. Marc. 16, 15—19. Luc. 24, 50. 51. Apg. 1, 2.).

Eine dritte Weihe endlich empfingen sie, als, nachdem er aufgenommen worden, sie „mit dem h. Geiste getauft wurden" (Apg. 1, 5.) und „die Kraft des h. Geistes empfingen," (v. 8.). Denn „Alle wurden voll des h. Geistes und fingen an zu reden mit anderen Zungen, nachdem der Geist ihnen gab auszusprechen." (Apg. 2, 4. Mark. 16, 17.) Somit empfingen also die Jünger zuerst die übernatürliche Heilkraft, dann die Vollmacht zur Erlassung der Sünden und die Tauf- und Lehrgewalt, und zuletzt noch die Gabe der Sprachen, mit welcher verknüpft waren die Gaben der Weissagung, — (Apg. 2, 17. 18.) und der Erkenntniß. (Joh. 14, 26. und 16, 13. vbd. mit Matth. 10, 20. Luc. 12, 12)[18]).

Noch aber war der alte Bann der Vererbung nicht völlig gelößt. Maria war ja vom Stamme David's und selbst der Pflegevater Christi sollte aus königlichem Geblüte stammen; Christus war nur zu den Israeliten gesendet[19]), die Apostel nur aus dem Saamen Abrahams erwählt, der h. Geist nur über die Christgläubigen aus dem Volke Gottes herabgekommen.

Da wurde zuerst Saulus der eifrigste Verfolger der Christen von einem Himmels-Licht umstrahlt und von Jesus auf den Weg des Heils

18) Da nach 1 Cor. 12, 4 ff. die verschiedenen Geistesgaben auch Einzelnen vereinzelt ausgetheilt werden können, so konnten auch mehrere oder Alle dem Einzelnen nach und nach mitgetheilt werden. Ein Anderes ist aber die Gabe des Geistes χαρισμα, — ein Anderes der Auftrag, die Vollmacht des Herrn (J. C.) zu deren Verwaltung (διακονια. I Cor. 12, 5. II Cor. 5, 18.), — ein Anderes die Wirksamkeiten (ἐνεργηματα) Gottes (I Cor. 12, 6.) mittelst des im Auftrage Christi wirkenden Geistes.

19) Ausdrücklich erklärt dies Jesus Matth. 15, 24. Vgl. Marc. 7, 27., daher Matth. 8, 11. 12 und 21, 13. (vgl. Marc. 12, 11. Luc. 20, 17.) nur so zu nehmen sind, daß sie den Israëliten, weil sie dem Gesandten ihres Gottes nicht Gehör geben, als Strafe verkünden, das Reich Gottes werde von ihnen weggenommen werden. S. besonders Luc. 19, 12 bis 27.

gelenkt (Apg. 9, 3 ff.) und zu Ananias sprach der Herr im Gesicht, jener Saulus „sei ihm ein auserwähltes Rüstzeug, daß er seinen Namen trage „vor Heiden und ihren Königen."... (Apg. 9, 15. 13, 2. 22, 17—21. 26, 17. 18.).

Und nun auch wurde selbst ein frommer und gottesfürchtiger Heide (Cornelius) durch einen Engel Gottes angewiesen, Petrum zu sich zu berufen; Petrus aber in einer Verzückung durch ein Gesicht belehrt, daß Gott nicht auf die natürliche Abstammung sehe; „sondern daß in allerlei Volk, wer ihn ehrfürchtet und rechtthut, „ihm angenehm sei." (Apg. 10, 1—36.).

Und, siehe, als der Apostel dem Heiden von Jesu von Nazareth spricht „den Gott zu den Kindern Israël gesendet" (36.), der den Aposteln „geboten zu predigen dem Volk, und zu zeugen, daß er „verordnet sei von Gott zum Richter der Lebendigen und Todten," und „von dem alle Propheten zeugen, daß durch seinen Namen Alle, die an „ihn glauben, Vergebung der Sünden empfangen" (42. 43.), — „da fiel der h. Geist auf Alle, die dem Worte zuhöreten," so „daß sie „mit Zungen redeten und Gott hochpriesen." (44. 46.) Und ob auch „die Gläubigen aus der Beschneidung sich darob entsetzten" (45), und die Gläubigen zu Jerusalem mit Petro zankten, daß er mit den Heiden verkehret (Apg. 11, 2. 3.), so wurden sie doch durch Petri Zeugniß von der Ausgießung des h. Geistes[20] zum Glauben gebracht, daß „Gott auch den Heiden die Buße gegebe. „zum Leben" (4—18.). Und auch zu Antiochien werden Griecher bekehrt (20. 21.), und als auch gläubiggewordene Pharisäer noch Beschneidung für unentbehrlich zur Erlösung halten (Apg. 15, 5.), beschließen die versammelten Apostel auf Petri und Jacobi Einreden, den Heiden des Gesetzes Joch nicht aufzuladen (7—32).

Eröffnet war hiermit eine neue Weltordnung neben und — über der alten; denn gebrochen war die Kraft und das Gesetz der Natur. Erhoben über den Naturstarken, über den irdisch Begüterten, über den weltlich gelehrten, angesehenen, herrschenden war der Gnadenstarke, der Arme, der Gottbegeisterte, Einfältige, Verfolgte, Geknechtete. Der Geringste im Reiche der Himmel stand hoch erhaben über

---

20) „Gleichwie auf uns am Anfang." (11, 15. 17. 15, 8.) Auch als zu Ephesus die Jünger, die auf Johannes Taufe getauft worden, auf den Namen Christi getauft und Paulus ihnen die Hände aufgelegt, „kam der h. Geist auf sie, und redeten mit Zungen und weissagten." (Apg. 19, 1—7.) vgl. 2, 17. 18. 8, 16. 17.



den Reichsten und irdisch Gewaltigsten. Durchbrochen waren alle natürlichen Besonderungen der Geschlechter, der Familien, der Stände, der Stämme und Völker; denn alle Geweihten sind Einer in Jesu Christo" (Gal. 3, 28.); alle sollten sich als Brüder einander lieben, und wer der Höchste unter ihnen sein wollte, der sollte Allen am demüthigsten dienen. Gebrochen endlich war das Naturgesetz der Vererbung; denn Jeder konnte durch die heilige Weihe ein Kind Gottes (Röm 8, 14—16.), ein Bruder Christi (Matth. 12, 50.), ein Sohn des Allerhöchsten werden (Luc. 6, 35).

Dies ist das „allen früheren Geschlechtern verborgene, nunmehr den „Aposteln offenbarte — Geheimniß Christi: daß nämlich die Heiden „Miterben und mit eingeleibet und Mittheilhaber der (göttlichen) Ver„heißung in Christo sind, durch das Evangelium[21])." (Eph. 3, 3—7).

Es lag aber in der Natur der Dinge, daß die Taufe zur Kindertaufe wurde. War sie zur Seligkeit nothwendig, wie konnte ein Mutterherz auch nur einen Augenblick zögern, dem Kind ihrer Liebe das Kostbarste zu versichern, ohne welches das Dasein ja nur Dunst und Rauch?

Ebenso nothwendig wurden zunächst auch alle weltlichen Benefizien erblich; denn um dem Herrn für ein verliehenes Landgut das Leben stets opfern zu können, muß ein höherer Antrieb walten.

Der Vater muß wissen, daß er auch für die Seinigen in den Kampf gehe; der Fürst aber, dem ein Treuer im Kampfe das Leben geopfert, — kann seine Dankbarkeit nur bezeugen durch Belohnung des Vaters in seinen Kindern; nur durch solche Dankgerechtigkeit andere Treue zu gleichen Opfern bewegen.

So wurden Glaube und Treue vererbt, und man wußte bald nicht mehr anders, als daß man in dieser doppelten, — Geistlich-Weltlichen Religion der Väter leben und sterben müsse. —

Im Anfang erwarb man durch Treue ein Gut; später sollte das Gut, das man erbte, zur Treue verpflichten.

---

21) Eph. 3, 6. *εἶναι τα ἔθνη* (d. h. die übrigen Völker außerhalb des Erbvolkes) *συγκληρονομα και συσσωμα, και συμμετοχα της ἐπαγγελιας αὐτου* (? *του πνευματος* v. 5) *ἐν τῳ χριστῳ, δια του εὐαγγελιου.* — Gal. 3, 1—10. beweist Paulus den Gal., daß die Heiden durch Glauben Abrahams Kinder, dann 10 ff. daß die Abraham geschehene Verheißung auf Christum gezielt, so daß nun alle die an Christum glauben, durch ihn den verheißenen Geist empfangen und Gottes Kinder werden.

Im Anfang gewährte man den Gläubigen und Gebesserten die Taufe als eine Gnade; später sollte die Taufe zum Glauben verpflichten und zur Gottgefälligkeit wirken. Zuletzt wurde das Homagium eine Formalität, die Treuschuldigkeit eine Feudallast; die Taufe eine Zauberformel, die Glaubens- und Gehorsamspflicht ein — sklavisches Joch.

Im eigentlichen Mittelalter aber war Ein ganzer Mensch als irdisches Wesen nur der Adlige, der Herr seines Gutes war, unter seinen Leuten als Richter, gegen seine Nachbarn als Ritter sein Recht handhaben konnte.

Als geistiges Wesen war nur der Priester ein vollständiger Christ; denn nur auf ihn war die Vollmacht Christi und die Vollkraft des Geistes übergegangen.

Der Adlige spendete beliebig seine Gnaden und legte nach Gutdünken Lasten und Frohnden auf.

Der Priester begnadigte den Sünder oder strafte ihn, gewährte oder versagte nach eigenem Ermessen die Speise des Geistes und den Trank der Unsterblichkeit.

Vollendet wurde diese doppelte Lebensordnung durch ihre wechselseitige Verschränkung. Das Priesterthum erhielt eigenes erbliches Gut, der Adlige erhielt persönlich die kirchliche Weihe.

Der Klerus wurde Landstand, der Adel ein ritterlicher Orden.

Nachdem aber diese Gestaltung bis in die äußersten Verzweigungen vollendet, wurde die erzeugte Form zur hemmenden, drückenden, endlich zur empörenden Fessel für den ewig lebendigen bildenden und entbildenden Geist. Wie er erst die Formen gestaltet, so war fortan sein Trachten auf deren Sprengung gerichtet.

Die Reformation hat die eisernen Banden des Priesterthums, die Revolution hat die Adelskette zerbrochen. Das natürliche Erb-, und das christliche Weihe-Recht werden zu untergeordneten Momenten, werden aufgehoben in dem Rechte des Allerschaffenden, Allgegenwärtigen, Allvereinenden Göttlichen Geistes, welcher durch Auswirkung des Schönen, durch Erkenntniß des Wahren und Vollbringung des Guten Alle, und Jeden nach seiner Fähigkeit, Empfänglichkeit und Mitwirkung, zu immer höherer Seligkeit im Schauen, Lieben und Schaffen hinzuführen strebt. —

9.

Die weltliche und geistliche Aristokratie in ihrer Gestaltung und Entwicklung zur Monarchie.

Die griechische und römische Welt vor Christus hatte an der Natur- und Orakel-Religion eine gemeinsame Grundlage, die man den heidnischen Katholicismus nennen könnte. Bei den Griechen war aber der künstlerische Geist so vorherrschend, bei den Römern der kriegerische und darum disziplinarische, daß dort das Priesterwesen nur zu einer untergeordneten Bedeutung gelangen konnte, während es bei den Römern durch die Auspizien und Auguren ein integrirendes Staatselement blieb und sich bis zu einem Pontifex maximus aufstufte. Das Ursprüngliche und Gestaltende und Höchste in der griechischen wie in der römischen Welt war aber die natürliche Aristokratie, wonach die Einen als edlere Geschlechter in Gemeinschaft und Freiheit ein, wie sie glaubten, den Göttern ähnliches Leben führten, während die Anderen, mit gemeiner Arbeit beladen, sowohl von dem adligen Leben als von der näheren Gemeinschaft mit den Göttern ausgeschlossen waren.

In Griechenland und Rom trat späterhin an die Stelle des heidnischen — der christliche Katholicismus, d. h. der Glaube an Christus und den h. Geist[1]). Aber er durchdrang nicht vollständig das Leben, und konnte es nicht durchdringen, weil er als Opposition wider dasselbe entstanden, seine eigenthümliche Gestalt auch im Gegensatz zur vorhandenen alten Welt sich gegeben.

Ursprünglich sollte und wollte nämlich das Christenthum ein Reich sein und bleiben bis zum Gericht, welches nicht wäre von dieser, sondern von jener Welt, d. h. ein von Christus gestiftetes, bestimmtes und beherrschtes, vom h. Geiste belebtes und durchdrungenes,

---

1) Der wesentliche Inhalt des chr. Kathol. ist nämlich zuhöchst: Christus als schaffendes Wort, als durch Leiden genugthuender Versöhner und als künftiger, mit aller Gewalt bekleideter Richter; dann aber der h. Geist, als Christum mit den Auserwählten d. h. mit der katholischen Ecclesia vermittelnd.

im Kampfe mit dem Satan, der irdischen Welt und dem Fleisch sich ausbreitendes Reich Gottes. An die Stelle der natürlichen Rechtsgemeinschaft sollte treten die übernatürliche Pflichtgemeinschaft, und wie jene von Edelgeborenen, wurde diese von Wiedergeborenen gebildet. Wie jene das gelobte Land, so besaßen diese den h. Geist in ungetheilter Gemeinsamkeit, der sie dann auch antrieb, den Bedarf des leiblichen Lebens als ein Gemeingut anzusehen. Wie jene aber nach vollständiger, natürlicher Freiheit in der Welt, so strebten diese nach vollkommenster übernatürlicher[2]) Freiheit — außer der Welt.

Waren nun zunächst die wenigen Geistbegabten in Beziehung auf die noch nicht Wiedergeborenen allgesammt „Priester" (1 Petr. 2, 9. 5, 3.) und „Freunde und Auserwählte Gottes," die eine einige „Brüderschaft" bildeten[3]), so war diese Auswahl (dieser Klerus)[4]) doch gleich ursprünglich unterschieden durch die verschiedenartige von Christus ausgehende Berufung und Annahme zu Aposteln und Jüngern. —

Ein fernerer Unterschied ergab sich durch die Verschiedenartigkeit der Gaben des h. Geistes (1 Cor. 12, 1—29. Eph. 4, 11.); — ein dritter endlich durch die sowohl für die Oekonomie der Brüderschaft, als in Beziehung auf die Uneingeweihten nothwendige Anordnung verschiedener Aemter. (Apg. 13, 3. 1 Tim. 5, 22. 2 Tim. 1, 6.)[5]).

So findet sich denn schon bei dem Römischen Clemens († 101) und bei Ignatius († 110) der durch jene besondere Auswahl sich ergebende Unterschied zwischen kirchlichen Beamten und „Laien," zwischen „geordneten Priestern" und der „Heerde Christi," welcher letzteren geboten wird, sich jenen, den Aeltesten „zu unterwerfen[6])."

Je weiter sich dann die Kirche ausbreitete, je mehr die Aufnahme

---

2) Von den Stoikern hauptsächlich dadurch unterschieden, daß diese mit eingeborenen Gotteskräften über die Leidenschaften herrschen, die Christen hingegen mit inspirirten Gotteskräften Gott dienen und nur so mit ihm über die Welt herrschen wollten. Vgl. noch Iren. adv. haer. 4, 20. Tertull. de orat. 28. Orig. Hom. 9. in Lev. 11, 9.

3) Clemens ad Rom. c. 2. 3. 8. 64.

4) Ephes. 1, 11. 14. Col. 1, 12. I Petr. 5, 3. werden alle Gläubige unter κλῆρος begriffen. Apg. 1, 17. „και ἐλαχε τον κληρον της διακονιας ταυτης"— kann nicht, wie von Walter, K. R. 5. A. §, 22 geschieht, dagegen angeführt werden; denn hier bezieht das κλῆρος sich nicht auf die Person, sondern auf das Amt, welches dem Judas durch den von Christus an ihn ergangenen Beruf zu Theil wurde.

5) Clem. ad Rom. c. 54, 56.

6) A. a. O. c. 70. u. 74.



in die Gemeinschaft zu einer bloßen Förmlichkeit wurde, um so schärfer bestimmte sich der Unterschied zwischen denen, welche das ursprüngliche Reich Gottes wirklich fortzusetzen behaupteten und solchen, die, noch in die Angelegenheiten „dieser Welt" verflochten, nur erst nach diesem Leben in das eigentliche Himmelreich aufgenommen zu werden hofften[7]).

So erhob sich allmählig die Geistlichkeit, (die dann ausschließlich als Klerus bezeichnet wurde) als ein Weihe-Adel über das gemeine Volk (λαος) der weltlichen Christen, die dann in Beziehung auf die Nichtchristen, (die noch Kinder und Knechte des Satans waren), als Freie, in Beziehung auf die priesterliche Aristokratie aber — blos als deren Unterthanen oder Seeleigene angesehen werden konnten[8]). Wie daher uranfänglich die heiliggeistige Gemeinschaft der Gläubigen sich dem weltlichen Gemeinwesen der Nichtgläubigen entgegengestellt, um dasselbe nach und nach sich zu assimiliren, um es völlig zu transsubstanziiren, so war sie gar bald der Nothwendigkeit inne geworden, dem rohen Naturstoff, den sie in sich aufgenommen, innerhalb ihres Beringes eine eigenthümliche Existenz einzuräumen — und eine theilweise Selbstständigkeit zu belassen. Das Weltwesen ließ sich eben nicht vollständig verwandeln und absorbiren; das Reich Gottes, wie es zunächst in's Leben getreten war, bedurfte sogar des Reiches dieser Welt, um sich nur einigermaßen in seiner Ueberschwänglichkeit zu behaupten. So differenzirte sich denn die ursprünglich durchaus einige Gemeinde der Heiligen (die ἐκκλησια) in einen Klerus im engeren Sinne des Wortes und in den christlichen Staat, der dem Klerus, als der eigentlichen Kirche, nur untergeordnet sein sollte.

Was anfänglich für alle „Auserwählte Gottes" gelten sollte, das wurde sofort nur die Norm für den Klerus. Nur dieser sollte in Gemeinschaft der Güter leben[9]); nur dieser sich ausschließlich mit

---

7) So findet sich schon in den Cann. apost. eine verschiedene Strafbestimmung für dasselbe Verbrechen, je nachdem es von einem Cleriker oder einem Laien begangen s. can. 17. u. 18. cf. c. 4. u. 8. D. LV. u. c. 12. D. LXXXI.

8) S. Ambros. (a. 387.) in c. 6. C. XII. 9. 1. und Hieronym. (a. 392) in c. 5. eod.

9) Mit ausdrücklicher Beziehung auf die apostolische Kirche wird als Grundsatz festgehalten, daß die Geistlichen nichts Eigenes, sondern Alles gemeinsam besitzen sollten, von Ambrosius (a. 387.) c. 6. C. XII. 9. 1., Hieronymus (a. 410) c. 5. eod. Augustin (a. 423.) c. 10. eod. Prosper (a. 494.) c. 13. eod. Gregor I. (a. 604.) c. 8. eod. u. s. w. Obgleich dann schon frühe sich unter den Geistlichen solche fanden, die noch ein persönliches Eigenthum festhielten (s. c. 10. 11. 21. eod.), so blieb

den Angelegenheiten des Reiches Gottes befassen, und — Gott dienend — über die Geister und Seelen der Weltmenschen herrschen.

Diese nämlich, sofern sie im anderen Leben als wirkliche Mitglieder in die Gemeinschaft der Heiligen aufgenommen zu werden wünschten, — mußten nun das Gesetz ihres inneren Lebens, die Gnadenkraft zu dessen Befolgung und die Lossprechung von dessen Uebertretung — von dem heiligen Stande empfangen, wie früher Gesetzgebung, Güterverleihung und Rechtsprechung in der Hand der edlen Geschlechter gewesen. Wie dagegen die edeln Geschlechter der alten Welt ihre Präeminenz auf direkte Abstammung von Göttern oder Halbgöttern gründeten, so leiteten die Kleriker ihren höheren Charakter davon ab, daß sie unmittelbare Nachfolger seien — entweder des Gottmenschen selbst, — wie die Päpste durch Petrus, — oder der von ihm zu seinen Zeugen und Boten berufenen Apostel, — wie die übrigen Bischöfe, — oder der von diesen eingesetzten Aeltesten, — wie die gemeinen Priester.

Diese geistlichen Edelleute sollten nun dem gläubigen Volke die himmlische Seelen-Nahrung ertheilen und mit geistlichen Waffen, — mit Gebeten und Opfern, mit Segen und Fluch das kirchliche Gemeinwesen im Innern und nach Außen hin gegen die Angriffe des Feindes Gottes vertheidigen; wogegen dann den gemeinen Laien alle zur Fristung und Vertheidigung des irdischen Lebens unentbehrlichen gemeinen Arbeiten zu verrichten oblag.

Dasselbe Gestaltungsprincip nun, welches das Verhältniß der Geistlichkeit zur Weltlichkeit bestimmte, durchwaltete demnächst auch jeden dieser beiden Lebenskreise. Wie die eigentliche Kirche sich als eine geistliche Aristokratie aus der Masse der Gläubigen, die als kirchlicher Demos zurückblieb, ausgeschieden, so schied sich der Episcopat als ein hoher Adel, als klerikalische Aristokratie aus der Masse des Klerus, und bemächtigte sich allmählig mit Ausschluß der gemeinen Priesterschaft der gesetzgebenden, verwaltenden, richterlichen und gnadenverleihenden Gewalten.

Die Weltlichkeit aber, wo sie völlig aufgelöst sich frei gestalten konnte, reproduzirte auf ihre Weise das klerikalische Reich, und wieder sah man nun eine natürliche Aristokratie sich erheben über das gemeine Volk, und wie die Adligen sich durch ein edleres Geblüt zu einer höheren,

---

doch das apostolische Ideal unangefochten, und immer von Neuem thaten sich mit Beifall in der Kirche Gemeinschaften hervor, die entweder wie die ersten Gemeinden nur Gemeinsames, oder selbst wie Christus und die Apostel gar Nichts besaßen.

zum Herrschen und freien Leben berechtigten Körperschaft verbunden hielten, so sollte dem gemeinen Mann auch ausschließlich das Loos aller eigentlichen Arbeit beschieden sein.

So hatte also die christliche Welt nunmehr zwei Aristokratien, eine geistliche und eine weltliche, von denen dann selbst wieder innerhalb des allgemeinen kirchlichen Kreises die erste zur anderen sich verhielt wie ein himmlischer Adel zu dem irdischen Volk.

Jede Aristokratie führt aber durch die natürliche Lebensthätigkeit ihrer Elemente früher oder später zur Gestaltung einer Monarchie.

Wo viele Gleichberechtigte in unmittelbarer Berührung zu einander stehen, sind Zwistigkeiten unter denselben unvermeidlich. Es liegt auch in der menschlichen Natur, nach Auszeichnung, nach Herrschaft zu streben, und ebenso vertheilt die Natur auf ungleiche Weise die Mittel, das Ziel solches Strebens zu erreichen. Ebenso, wo Höherberechtigte in nothwendiger Beziehung zu Minderberechtigten stehen, da bleiben einerseits Bedrückungen und Rechtskränkungen von Oben herab nicht aus; anderseits erwacht früher oder später in den Unterdrückten das Streben nach Gleichstellung mit den Ersteren. Da sie nun immer die größere Anzahl und somit die physisch stärkste Masse bilden, so kann, wer die geistigen Mittel dazu besitzt, mittelst der großen Masse auch zur Alleinherrschaft gelangen.

So führt bald die Nothwendigkeit eines Richters für die Irrungen zwischen den Gleichberechtigten, wie für die Beschwerden des gemeinen Mannes, bald die Unentbehrlichkeit der Minderberechtigten zur Erreichung der Oberherrschaft, deren man sich nur durch Gewährung größerer Berechtigungen versichern kann, gleicherweise zur Umgestaltung der Aristokratie in eine mehr oder weniger strenge Monarchie.

In der alten Welt kam dies auf verschiedenartige Weise zur Erscheinung je nach der Eigenthümlichkeit der Nationen.

Die griechischen Aristokraten fanden ihren Herrn erst in Philipp von Mazedonien, dann an der königlichen Roma; Rom selbst aber an seinen Diktatoren und Cäsarn. Als demnächst das Christenthum durch sein Episcopat sich der Herrschaft über die himmeldürstenden Seelen der alten Welt bemächtigt, fanden die griechischen Bischöfe ihren Herrn im geistlich-weltlichen byzantinischen Kaiser, während das abendländische Episcopat in immer tiefere Abhängigkeit vom angeblichen Nachfolger Petri verfiel.

Auf gleiche Weise erhoben sich im Abendland weltliche Fürsten über den früher herrschenden Adel; dem Papst aber, der den ganzen ersten Stand (den Klerus) und die große Masse der gemeinen Gläubigen auf

seiner Seite hatte, gelang es, auf eine Weile, Alleinherr des ganzen Abendlandes zu werden.

Karl der Große, der mittelst des weltlichen Rechtes über Adel und Bürger herrschte, und das Schwerdt im Dienst der Kirche gegen die Ungläubigen führte, sich aber in Demuth von dem Papste, der über die Bischöfe herrschte, krönen ließ, bezeichnet mit Leo III. den Gipfelpunkt der harmonischen geistlichen und weltlichen Entwicklung — der christlich mittelalterlichen Principien. —

10.

Ueber Ordalien und Zweikampf.

(Vorbemerkung.)

Dem Abgott, den die Franzosen *point-d'honneur* nennen, — was man ebensowohl mit „Ehrenpunkt," als mit „keine Ehre" übersetzen könnte, — werden noch immer zahlreiche Menschenopfer gebracht, — nicht blos von unseren raschen und reizbaren Nachbarn, sondern selbst auch von unseren bedächtigen und langmüthigen Deutschen. Vergeblich haben Päpste und Kirchenversammlungen — mit dem Bannfluch, vergeblich Könige und gesetzgebende Körper mit Todesstrafe oder Festung gedroht. Noch behauptet der mittelalterliche Moloch seine Altäre neben dem Allerheiligsten Jehovah's, und selbst der Vorkämpfer des nordamerikanischen Republikanismus, selbst der sonst so strenge und uneigennützige Carrel hat jenem durchaus unrepublikanischen Götzen geräuchert, — denn eben so unrepublikanisch ist es, als unchristlich, sich selbst Recht — oder vielmehr Unrecht — zu nehmen, und eine persönliche Unbill durch Verletzung der allgemeinen Rechtsordnung austilgen zu wollen. Der Christ duldet um Gottes und — seines Feindes willen; der Republikaner behauptet seine Ehre und sein Recht nur auf allgemeinrechtliche Weise, und erträgt, wie Regulus, das Schmerzlichste, wenn er nicht anders sich retten kann, als durch Verletzung des gemeinen Wesens.

Aber der Zweikampf ist nicht nur eine schwere Sünde für den Christen, eine Verläugnung des höchsten Princips für den Republikaner, und eine Empörung gegen jeden auf die Herrschaft der Ge-

setze gegründeten Staat; sondern noch besonders eine schreiende Inconsequenz bei einem Vertreter der sg. constitutionellen Opposition. Diese hat nämlich keine andere Basis als den Grundsatz, daß jedes Mitglied des Gemeinwesens, selbst das gekrönte, verantwortlich sei für jede den engen Kreis der Individualität übergreifende That. Wer aber in einem Zweikampf zugleich das eigene und des Gegners Leben in Gefahr bringt, der eröffnet eben damit die Möglichkeit, daß er, den Gegner tödtend, selbst auch getödtet werde, womit dann jede Verantwortlichkeit von seiner Seite unmöglich wird.

Wenn nun dem ungeachtet selbst Männer, wie Carrel, ihren Ehrenpunkt durch Verletzung der allgemeinen Rechtssphäre behaupten zu müssen meinen, so bedarf es wohl keiner weiteren Rechtfertigung, wenn wir hier einige Betrachtungen über den Zweikampf mittheilen, die, schon vor längerer Zeit niedergeschrieben, leider selbst jetzt noch als zeitgemäß angesehen werden dürften.

* * *

Uralt und allgemein verbreitet ist der Glaube, daß höhere Mächte, daß Götter und göttliche Wesen die Lebensverhältnisse des Menschen bestimmten; — uralt und allverbreitet auch der Glaube, daß die Götter jene vorbestimmte Zukunft durch Zeichen, durch Träume, Gesichte und Stimmen vorverkünden und hierdurch die Menschen leiten und vorbereiten wollten.

Uralt ist diesemnach der Glaube an vorwissende, voraussagende und mitwaltende Machtwesen.

Ebenwohl aus den ältesten Ueberlieferungen ragen — als erhabene Glaubenszeugen — die Ordalien hervor — die Gottes-Urtheile und Gottesgerichte, die nur aus der lebendigsten Gefühlsgewißheit hervorgehen konnten, daß die mächtigen und wissenden Götter auch die schlechthin gerechten seien, — die schlechthin das Recht wollenden und wirkenden.

Wie tief aber dieser Glaube an Uebermacht, Allwissenheit und Gerechtigkeit göttlicher Wesen gewurzelt, ist daraus zu ernehmen, daß er auf den verschiedenen Bildungsstufen immer — wieder von neuem hervortritt, im Wesen stets derselbe — nur der Gestalt nach sich der Zeitbildung gemäß verwandelnd.

Auch die Urkunden des Christenthums sind ganz durchdrungen von diesem dreifaltigen Glauben an den Allmächtigen, Allwissenden und Allwaltenden. Statt der Gestirne aber, die nur mehr dienen,

wie der Stern der Könige, und die sich verdunkelnde Sonne, — waltet der Geist Gottes in Träumen, Zeichen und Weissagungen; ein Gottesurtheil findet Statt bei Erwählung des Matthias durch das Loos, und Gottesgerichte werden vollzogen an Judas, an Ananias und Saphirá, und verkündigt für das jüdische Volk — und die ganze Welt.

Sehr frühe aber ließ der Mensch es nicht bei diesem durchgreifenden Bestimmtsein und Bestimmtwerden von Oben und Außenher bewenden. Er suchte die Macht eines Gestirnes durch die eines mächtigeren zu paralysiren, — und versuchte frühe, dem vorbestimmten Schicksale zu entgehen, den Weissagungen auszuweichen. Zuletzt sogar verwog er sich, alle Einwirkung und Vorbestimmung von Oben her zu läugnen — und seine eigenen Wege zu gehen.

Ebenso zeigt sich bei den Gottesurtheilen, deren Unbedingtheit offenbar der kindischsten, ältesten Zeit angehört, der Uebergang zur männlichen Selbstständigkeit in den ältesten — noch religiös gefaßten — eigentlichen Zweikämpfen, in denen der Mensch nach allen seinen Kräften zur Thätigkeit berufen war, — und Gott sich gleichsam nur die besondere Kräftigung des Gerechten und die hierdurch zu bewirkende Entscheidung vorbehielt.

Besteht aber das Christenthum nach seiner ältesten geschichtlichen Auffassung wesentlich darin, daß Gottes Sohn, in ihm also Gott selbst Mensch geworden, daß er freiwillig alle bittersten Leiden übernommen und duldend getragen, und daß der Gläubige durch Nachfolge Christi, durch Aneignung seines gottmenschlichen Wesens der himmlischen Seligkeit mit ihm theilhaft werden kann und soll, — dann ist auch offenbar, daß der Unrecht leidende nicht sich selbst Recht schaffen, nicht für dasselbe in den Kampf treten kann. Er muß vielmehr solches Unrecht als eine von Gott zugelassene Gelegenheit betrachten, seine Christlichkeit durch standhafte Duldung zu erhärten, und hiermit die schadenwollende Absicht des Unrechtzufügenden für sich in eine wirklich bessernde und verklärende Prüfung verwandeln, und ebendamit feurige Kohlen sammeln auf das Haupt seines Gegners. Das Gericht jedoch über den Böswilligen muß er Gott anheim stellen, der allein weiß, wie strafbar derselbe ist und auf welche Weise er zu strafen, zu züchtigen, zu erziehen, zu bessern ist.

Wo nun das ursprüngliche Christenthum mit Völkern zusammentraf, deren Bildung ihm entgegen gereift war, da bewahrte es auch in der Hauptsache seinen eigenthümlichen Charakter. Wo hingegen es mit noch ungebrochener Naturkraft zusammentraf, wo es sich unter Völker

verbreitete, die im steten Kampf mit Natur- und Menschengewalt zur gediegensten natürlichen Selbstständigkeit erstarkt waren, — da mußte es sich zunächst damit begnügen, die natürliche Rachsucht zu zügeln, und durch Gestattung des Zweikampfs die unmittelbare Blutrache zu verhindern.

So accommodirte sich das Christenthum dem nordischen Heidenthum, aber durchdrang es nicht. Schon bevor es noch mit demselben in Berührung gekommen war, hatte die Masse der Kirchgläubigen sich in zwei Stände besondert, die man füglicher Einweihungsgrade nennen könnte. Die ungeheure Mehrheit blieb auf dem untersten Grade stehen, auf welchem die Eingeweihten den Gott nur unvollständig kennen lernten, und so auch dem göttlichen Musterbild nur theilweise sich anzunähern strebten. Ueber ihnen standen die vollständig Eingeweihten, deren Lebensaufgabe war, vollkommene Christen, — d. h. so weit als möglich, wirkliche *Christi*[1]) zu werden. Sie waren es denn auch, welche das Christenthum verbreiteten, und als Priester, als Mittler zwischen Gott und den Halbeingeweihten — nothwendig den ersten Stand in der neuen gesellschaftlichen Ordnung bildeten.

Ihnen gegenüber kamen die irdisch Gewaltigen zu stehen, die im Religiösen zwar unter ihnen standen, aber als weltliche Machthaber sich selbstständig neben ihnen behaupteten. So geschah es, daß die Geistlichen die Wehrmänner ihren Streit mit dem Schwert ausfechten, die Wehrmänner dagegen von den Geistlichen ihr Schwert zum Kampfe einsegnen ließen.

Aber das Christenthum hatte sich bereits zur Kirche gestaltet, als es mit dem Heidenthum in Wechselbeziehung trat. Das Heidenthum hatte schon seine weltlichen Gemeinwesen gegründet, als die Kirche sich bei ihm auszubreiten anfing. Und wie die Kirche sich in vollständige und theilweise Christen (Priester und Laien), so hatte der Staat sich in vollständig und theilweis Selbstständige gesondert. Wie dort die Geistlichen über den Laien, so standen hier die begüterten, mitregierenden Krieger als Adelige über dem gemeinen Mann, der nur theilweis selbstständig war.

Wenn nun auch die Kirche sich dem Staate mehr oder weniger accommodirte und der Staat sich der Kirche mehr oder weniger unterordnete und fügte; so entwickelten sich doch beide, je nach den ver-

---

1) Bis auf den heutigen Tag fehlt es nicht an Stellen in priesterlichen Schriften, in denen in der heiligen (römischen) Sprache die Priester als *Christi* bezeichnet werden.

schiedenen Naturen und Bildungsstufen der Völker, auf mehr oder minder selbstständige Weise. — Zur völligen Verschmelzung und Einigung ist es selbst zu den Zeiten der höchsten päpstlichen Macht nirgends gekommen[2]). Vielmehr hat die Ausübung und Steigerung dieser Macht einen immer stärkeren Widerstand hervorgerufen, und der Papst, der um des kirchlichen Ungehorsams eines Königes willen das ganze Volk desselben mit der schwersten Kirchenstrafe zu belegen wagte, mußte, dem Stuhl Petri entrissen, als Gefangener die Uebermacht des weltlichen Schwertes schmerzlich erfahren.

Während daher die Kirche den Staat, während das kirchliche Christenthum das heidnische Staatswesen absorbiren zu wollen, und die weltliche Macht sich zum blosen Vollstrecker der kirchlichen Befehle zu geschmeidigen schien, bereitete sich im Geheimen ihre völlige Trennung und Entgegensetzung vor.

Die Kirche hatte durch Beibehaltung einer erstorbenen Sprache, durch strenge Ausscheidung ihrer Ueberlieferung aus dem Leben und richtenden Geiste — und durch Abtrennung ihres Klerus von dem lebendigen Stamme der Menschheit, — sich eine eigene Welt gestaltet, welche unter den Gesetzen stand, die im Naturreich die Crystallisirung, Verholzung und Verknöcherung beherrschen. Die Selbstständigkeit und Individualität des Einzelnen, die Eigenthümlichkeit der Völker in Sprache und Bedürfnissen, die unaustilgbaren Forderungen des irdischen Lebens und des allgemeinen Menschengefühles und Menschengeistes trieben als heidnische Elemente außer- und unterhalb der Kirche ihr Wesen, und nahmen sich gewaltsam das Recht, das die Kirche ihnen verweigerte, — und, — den Gesetzen — der Selbsterhaltung zufolge, — verweigern mußte.

Hierdurch wurde das heidnische Wesen, theils vor der kirchlichen Uebermacht sich zu verstellen, theils gegen sie anzukämpfen genöthigt, und die offenen Bekämpfer waren eben nicht die gefährlichsten.

Je nachtheiliger aber das heidnische Wesen sich geltend zu machen und sein Princip folgerichtig zu entwickeln strebte, um so dringender fand die Kirche sich genöthigt, sich in ihrer ursprünglichen Eigenthümlichkeit zu erfassen, um sich gegen das feindlich gewordene fremde Element zu behaupten. Was aus Furcht vor bedenklichem Widerstand und in Hoffnung allmählicher, unvermerkter Bewältigung, — oder auch in Unbedacht geduldet worden, das mußte, als es sich lebenskräftig entwickelte, unterdrückt oder ausgeschieden werden. So

---

2) Vergl. u. a. Dante, de Monarchia. II. p. 44. 47 ꝛc.

wurden namentlich seit Ende des 11. Jahrhunderts die Zweikämpfe als Gottesgerichte — immer häufiger, immer strenger von der Hierarchie verboten. Zur Durchführung der Verbote aber gebrach es derselben an Kraft und die einzige Wirkung derselben war, daß die Zweikämpfe ihre bisherige religiöse Färbung verloren.

Da die Hierarchie, welche das Organ des h. Geistes zu sein behauptete, die Abhaltung von Gottesgerichten für unstatthaft, ja sogar für Versuchung Gottes erklärte, so wurde eben damit bei den Mitgliedern der Kirche der Glaube an das unmittelbare göttliche Walten in menschlichen Rechtsverhältnissen geschwächt. Was übrig blieb, zerfiel nun in zwei Elemente. Auf der einen Seite blieb der Zweikampf — ein naturmenschliches Mittel der individuellen Selbstgenugthuung, indem der Einzelne die gerade ihm — als diesem — von Jenem als einem gleich Individuellen, zugefügte Unbilde einestheils an dem Beleidiger zu rächen, anderntheils sie dadurch als eine ungebührliche, nichtige zu erweisen suchte, daß er das höchste naturmenschliche Gut, — das irdische Dasein, — für die Behauptung seiner individuellen Unverbrüchlichkeit in die Wagschale legte.

Auf der anderen Seite wurde das Rechtswesen von der unmittelbaren Theilnahme der göttlichen Macht unabhängig, und zu einer freien, gottmenschlichen Disziplin verselbstständigt. Das Recht wurde als ein in sich abgeschlossenes Gedankensystem dem immanenten gottmenschlichen Geiste vindizirt, und zugleich als ein göttliches, über welches der Mensch zur völligen Gewißheit kommen konnte, über das von der Kirche dargebotene, nur auf guten Glauben dahinzunehmenden Religiöse thatsächlich hinausgehoben.

So stehen noch überall, — selbst die vereinigten Freistaaten Nordamerika's nicht ausgenommen, — Staat und Kirche sich mehr oder weniger einander entfremdet, — in den meisten europäischen Staaten sogar wesentlich einander widersprechend gegenüber. Ueberall ist noch die Ehre des Kirchenmitgliedes völlig verschieden von der Ehre des weltlichen Gemeinwesens, und bis in die tiefste Wurzel des Lebens hinab reicht nun das Schisma, welches im Mittelalter zuerst nur die dreifache Krone des Stellvertreters Gottes ergriffen.

Wie im heidnischen Alterthume die Helden der kriegführenden Volksstämme miteinander um die Herrschaft gekämpft, während die kampfgerüsteten Familienhäupter ringsumher der Entscheidung harrten; wie im christlichen Alterthume die Väter der Kirche mit den Philosophen des Alterthums um die geistige, wie im Mittelalter Kaiser und Päpste miteinander um die zeitliche Weltherrschaft, wie in der neueren

Uebergangszeit kirchliche und politische Reformatoren mit den alten Gewalthabern gekämpft, — so stehen jetzt das humane Staatswesen und die kirchlichen Autoritäten sich gegenüber, und die Völker zweier Welttheile harren sehnsuchtsvoll der endlichen Entscheidung.

11.

Das eilfte Jahrhundert.

Im 11. Jahrhundert culminirte der Gegensatz, der durch das Christenthum für Europa an die Tagesordnung gekommen war.

Damiani brachte die Selbstgeißelung auf[1]); sein Schüler, Dominikus, der Gepanzerte († 1064), fesselte das Fleisch mit eisernen Ringen und Panzer[2]); — nicht nur Bischof Rudolph von Gubbio, sondern sogar ein Weib, hielten in kurzer Frist 300,000 Geißelhiebe aus[3]). Bruno stiftete 1086 den Orden der Karthäuser. Das Fleisch sollte völlig vom Geist, oder vielmehr von dem abstrakten Willen beherrscht, unterjocht werden.

Gregor brachte die völlige Emanzipation der Kirche von der weltlichen Gewalt, d. h. die völlige Unterwerfung der zeitlichen Macht durch die geistliche, hierarchische in Aufnahme; die ganze Christenheit sollte dem Stellvertreter Christi gehorchen.

In demselben Jahrhd. aber begannen auch die Aufstände der Ketzer innerhalb der Kirche, — die heidnische Verfolgungen der Pilgrime nach Jerusalem — außerhalb der Kirche. — Gegen jene versammelten sich die geistlichen Häupter der Kirche; gegen diese rief Gregor alle waffenfähigen Christen in's Feld. Der Satan sollte in seinen unmittelbaren Vorkämpfern bekriegt und dem Kreuze unterworfen werden. —

Fleisch, Welt, Satan waren die Feinde; das Kreuz, als Kreuz für das Selbst, als Hirtenstab für die weltliche Macht, als Schwert für die Heiden, — und zuletzt wieder als Kreuz für Ketzer — und Juden, — war die Waffe; Christus das Haupt, — der Himmel die

1) De laude flagellor. s. opusc. XLIII.).
2) Damiani de vita ss. Rodulphi, et Dominic Loricati.
3) Dam. Epist. L. I. c. 8.



Krone für die unterthänigen Kämpfer. — Fleischtödtung, Weltverachtung, Vertilgung der Ungläubigen und Ketzer wurden die kirchlichen Aufgaben der Zeit. —

12.

Die mittelalterliche Weltordnung
und
ihr unausbleiblicher Zerfall.

Die mittelalterliche Weltordnung hatte sich als Ordnung dadurch vollendet, daß die weltlichen Elemente der Gesellschaft sich vom Leibeignen aufwärts zum Bürger, zum Adel, zur Fürsten- oder Königschaft und zuhöchst zum Kaiserthum, — daß die kirchlichen Elemente sich vom seeleigenen Laien aufwärts zum Priester, zum Episcopat und zuhöchst zum Papstthum aufgestuft hatten, und daß, wie in den Nationalangelegenheiten und Nationalversammlungen der Klerus den ersten Stand über den Adel bildete, ebenso in den Angelegenheiten und Versammlungen (Concilien) der römisch-katholischen Christenheit die Kirchenfürsten über die einzelnen Nationen und ihre weltlichen Fürsten erhoben waren, — selbst aber im Stellvertreter Christi ihr unfehlbares und unverantwortliches Oberhaupt erkannten.

So waren die Stände, so auch Kirche und Staat zwar gesondert, aber zugleich auch durch Ueber- und Unterordnung vereinigt, und das ganze System durch Unterordnung des Kaisers, als der höchsten weltlichen Gewalt, unter den Papst, als den, wie man glaubte, von Gott selbst erwählten und eingesetzten Oberherrn der Christenheit geeinigt (unifizirt).

Der einzelne Mensch aber erhielt in der That erst Menschenrechte dadurch, daß er die göttliche Autorität der Kirche — und ihres Oberhauptes anerkannte, daß er sich ihr unbedingt unterwarf und von ihr dagegen die Taufe empfing. Der Ritter bedurfte, um in vollen Besitz seiner Vorrechte zu kommen, der Weihung seines Schwertes; Kaiser

und Könige empfingen Scepter und Krone von der Kirche [1]) und waren nur als Gesalbte geheiligt. Alle mußten der Kirche Gehorsam schwören [2]). Ebenso bedarf noch jetzt der Laie, um Priester zu werden, der Ordination durch seinen Bischof, der Priester, um Bischof zu werden, der Inthronisation durch den Papst, welchem er Gehorsam zuschwören muß; — der Papst aber schwört, nur Gott und dem heil. Petrus, denen allein er verantwortlich ist, zu gehorchen.

Von dem Papst, als dem Stellvertreter Gottes auf Erden, ging also in letzter Instanz alle Befugniß aus. Er war in der That die letzte lebendige Quelle aller Rechte; er prägte der ganzen Weltordnung den Stempel der göttlichen auf; auf ihn convergirte aller Gehorsam, alle Verpflichtung; er war das Unbewegte, welches Alles in Bewegung setzen sollte, der einheitliche Mittelpunkt, durch welchen die verschiedenen Standeskreise ihre Rangordnung erhielten, wie jedem Einzelnen in solchem Kreise seine bestimmte Stellung zugewiesen war.

Damit nun diese Weltordnung unveränderlich fortbestehe, wurde erfordert, daß sowohl von Unten nach Oben, als von Oben nach Unten jedes Glied seine eigenthümliche Bestimmung erfülle, mithin auch die aller Uebrigen respektire. —

Leidender Gehorsam des Untergeordneten unter seinen Obern, also militärische oder jesuitische Subordination war aber die erstwesentliche Bedingung zur Aufrechthaltung dieses Systems, und wenn auch in äußersten Fällen ein Rekurs an den Uebergeordneten des nächsten Obern gestattet, so wurde doch geduldiges Leiden als das Sicherste und Christlichste empfohlen, — wie es ja ohnehin in der ganzen Anordnung lag, daß dem Papste selbst der Kaiser unbedingt gehorchen mußte, sollte nicht ein wesentlich Untergeordneter zum Richter über seinen Herrn und hiermit die gesammte Hierarchie umgekehrt werden. Hätte man nämlich etwa einer Versammlung von Bischöfen eine Richtergewalt über den Papst zugestandne, so würde man hiermit auch einer Versammlung aller Priester dieselbe Gewalt über das Bischofthum, und dann auch der Gesammtheit der Laien ein Recht über den Klerus haben einräumen müssen. Auch wäre bei jeder solcher Streitsache das ganze System durch etwaige Theilung der Stimmen mit einer Spalltung (Schisma), die ganze Ordnung mit Anarchie bedroht gewesen. Von Oben kam die (übermenschliche) Offenbarung; von

---

1) Otto IV. nennt sich (1208) Dei et papae gratia Rom. rex.

2) Gregor VII. fordert vom neuerwählten König der Deutschen, daß er dem h. Petrus veram obedientiam schwöre als miles Petri.

Oben der heilige Geist, von Oben jede Gnade, jede Berechtigung; wie durfte da der Untergeordnete annehmen, daß sein Uebergeordneter das Rechte nicht wisse, nicht wolle, nicht könne! —

Wenn aber dadurch, daß die ganze Christenheit dem Einigen Papste untergeordnet und alle seine Unterthanen ihm zum unbedingten Gehorsam durch Eidschwur verpflichtet, — die Erhaltung der Einheit gewährleistet schien, — so wurde zur Erhaltung dieser Ordnung doch ebenwohl erfordert, daß auch jeder Obere, vom Papst an bis hinab zum geringsten Beamten, jeden Untergeordneten in seiner eigenthümlichen, durch das ganze System ihm angewiesenen Stellung anerkenne und respektire.

Die Ordnung konnte also auf zwiefache Weise gestört, verletzt und zertrümmert werden; entweder durch Aufstehen (Insurrektion) und Verselbstständigung gegen die Oberen, oder durch Usurpation der Letzteren und durch Absorbtion der Untergeordneten durch dieselben. Das Erstere setzte voraus, daß ein Untergeordneter eidbrüchig gegen seinen Obern sich erhob, sei es nun durch Ungehorsam, Anmaßung seiner Rechte oder Vernichtungskrieg; — das Andere, daß ein Oberer seine Untergeordnete in der Ausübung ihrer Rechte hinderte oder störte, oder ihnen diese Rechte selbst ordnungswidrig entriß.

Nur gestört wurde die Ordnung, wenn, bei theoretischer Anerkennung derselben, sie thatsächlich überschritten wurde; verletzt, wenn, bei formeller Anerkennung ihres Princip's, einzelne Momente derselben herausgerissen und auch theoretisch — auf ein anderes Princip basirt wurden; umgeworfen, zerstört endlich wurde die Ordnung, wenn ihrem Princip selbst ein anderes entgegengesetzt wurde [3]).

Sollte nun jene Ordnung Bestand behalten, so mußte nicht nur der Glaube an ihre Göttlichkeit unerschüttert bleiben, sondern auch Gerichte und eine exekutive Macht mußten vorhanden sein, welche jede Störung wieder aufhoben, zu der sich Eigennutz oder Leidenschaft hinreißen lassen mochte. Die Aufrechthaltung jenes Glaubens setzte vor Allem voraus, daß Diejenigen, welche die Ordnung handhaben sollten, durch strenge Erfüllung ihres Berufes sich als wirkliche Organe des göttlichen Willens legitimirten und bewährten. Wie jedoch gerade von diesen die Gewalt auf alle Weise zur Störung und Verletzung der Ordnung mißbraucht wurde, so fehlte es in der Ordnung selbst überall an

3) Diese Stufenfolge wird in der röm. kath. Kirche bezeichnet durch Sünde, Schisma, Häresis.

zureichenden Gerichten oder urtheilvollstreckenden Gewalten; oder an beiden, um jeder Ungebühr auf rechtliche und zuverlässige Weise zu steuern. Wo aber keine Rechtsbürgschaft vorhanden ist, da wird auch das Recht vielfach überschritten; wo es ungestraft überschritten wird, da ruft es früher oder später zu eigenmächtiger rächender Gewaltthat auf, und die Geschichte hat den Ausspruch bestätigt, daß, wer zuerst das Schwert zieht, d. h. wer zuerst Gewalt beaucht, um das Recht zu verletzen, auch durch das Schwert umkömmt. Eine Usurpation, die von höchster Stelle ausgeht, zuckt, wie ein elektrischer Funke, durch die ganze Kette der Hierarchie, bis sie, auf ihren Urheber zurückkehrend, sich selbst wieder aufhebend, die Heiligkeit des Rechtes thatsächlich erweist und — zur Aufstellung oder Ergänzung der Rechtsverbürgungen nöthigt.

In der mittelalterlichen Weltordnung war aber der Episcopat ohne Rechtsbürgschaft gegen die Usurpationen des Papstes; dem niederen Klerus fehlte es an einer zweiten Instanz gegen die Bischöfe; der Laie fand an dem höheren Klerus nur einen kastenmäßig parteilichen Richter für seine Klagen gegen seine nächsten geistlichen Vorgesetzten.

Ebenso waren Kaiser und Könige ohne gesetzlichen, d. h. gerichtlichen Schutz gegen die Anmaßungen der geistlichen Hierarchie, wie Bürger und Adelige, ohne Rechtsgewährschaft gegen Kaiser und Könige. Um die Anmaßungen des Klerus abzuwehren, hatten die Fürsten nur ein weltliches, um die Insurrektion der Könige gegen die geistliche Oberherrschaft zu bezwingen, hatte diese nur ein geistliches Schwert. So lange das Letztere (das Anathem) noch in Ansehen stand, war das Erstere nicht zu gebrauchen; — je mehr an dieses appellirt wurde, um so mehr kam die wirkliche Gewalt an die untergeordnete, aber stärkere Laienschaft.

Der Umsturz der gesammten Verfassung war also thatsächlich unausbleiblich, weil sie dem, allen Menschen angeborenen Streben nach Unbeschränktheit keine nachhaltigen Rechtsinstitutionen entgegenzusetzen hatte. Die ganze Ordnung setzte ein ordnungsmäßiges Regieren von Oben herab und einen unbedingten Gehorsam von Unten nach Oben voraus. Sollten die von den Obersten ausgehenden Ordnungsstörungen auf eine rechtliche Weise ausgeglichen werden, so hätte das Gericht aus Untergeordneten bestellt sein müssen, wodurch aber die eigenthümliche Ordnung des Ganzen umgekehrt, — ein objektives, allgemeines Gesetz und Recht über die mysteriöse, individuelle Inspiration erhoben, und in beiden Hinsichten die wirkliche Souveränität versetzt worden wäre [4]).

4) Hätte Lafayette damals gelebt, sein Verstand würde als Ari[illegible] an-

Aber der Umsturz jener Weltordnung war auch ohnedies vernünftigerweise nothwendig, weil sie, aus einer durchaus einseitigen Welt= und Gottesansicht hervorgegangen, auf absoluten und insofern unwahren Gegensätzen, auf theilweis unhaltbaren Voraussetzungen und auf der Behauptung ihrer Unverbesserlichkeit beruhte. Sollte sie Bestand halten, so hätte fortwährend von allen Gewalthabern und Untergebenen jede Art von Selbstsucht und Leidenschaft im eigenen Herzen überwunden, — von allen Untergebenen aber noch überdies in vielfachen Beziehungen und bei unzähligen Veranlassungen das menschliche Gefühl, das Rechtsbedürfniß, der Trieb zur Freiheit des Geistes, das Verlangen nach Vernunfterkenntniß und der heilige Drang nach Verwirklichung der Ueberzeugung — unterdrückt werden müssen.

Fassen wir nämlich das ganze System sowohl in seiner Besonderung als in seiner Einheit auf, dann ergibt sich uns folgendes Schema:

Der Papst herrschte über die Bischöfe; — der mit dem Papst einige Episcopat über den übrigen Klerus; die gesammte Priesterschaft über die in geistlichen Angelegenheiten völlig unberechtigten, selbstlosen Laien, die man in Beziehung auf die Priester — auch Seeleigene nennen könnte.

Diese Seeleigenen aber stuften sich auf ähnliche Weise ab vom römischen Kaiser zu den Fürsten, den adligen Vasallen derselben, den gemeinen Leuten und den im Weltlichen völlig unberechtigten, selbstlosen Leibeigenen, und bildeten zusammen das heil. römische Reich.

Diese ganze im Papst, als dem einzigen, souveränen Stellvertreter Gottes, sich zuspitzende Pyramide bildete die einige, heilige römisch-katholische Kirche, welche sich für die Herrin der Erde hielt, daher auch der Nachfolger Petri, in welchem sich ihre Souveränität personifizirt, sich dominum urbis et orbis nannte.

Dieser Kirche nun, welche das Reich Christi constituirte, stand das Reich des Teufels gegenüber, welches sich ebenso nach dem Satan ab=, wie jenes sich zu Christus aufstufte. In Beziehung auf die Christenheit waren nämlich die Heiden, welche den rechten Glauben nicht kannten, nur rechtlos, die Schismatiker aber, welche

---

erkannt haben: *„que l'obéissance est le plus saint des devoirs."* Freilich setzt es, um auf Allgültigkeit Anspruch machen zu können, voraus, daß jeder seinem Herrn gehorche, und freilich, wenn der Papst immer dem lebendigen Gott gehorchte, dann würde er auch von Allen Gehorsam verlangen dürfen.

die legitime Obrigkeit nicht anerkannten, Ungehorsame, die Juden, deren Voreltern, wie es hieß, den Sohn Gottes gekreuzigt, mit einem Erbverbrechen beladen, die Mahomedaner, welche die Kirche bekriegten, Todfeinde, endlich die Ketzer, welche sich gegen die Kirche empörten, todschuldige Majestätsverbrecher.

Im Wesentlichen beruhte also dieses System auf den vier absoluten Unterscheidungen:

1) von Klerus und Laien, [5])
2) von Adel und Leuten (Bevor- und Benachrechtigten) [6]),
3) von Kirche und Staat [7]),
4) von Gott und Satan, Himmel und Hölle, Zeit und Ewigkeit.

Der erste Unterschied aber beruhte auf dem Glauben an eine potenziell-verschiedene Wirksamkeit des heil. Geistes; — der zweite auf der Annahme einer sich vererbenden Natur- und Rechtsverschiedenheit unter den Menschen; — die dritte auf der Voraussetzung einer qualitativen Verschiedenheit von Geistlichen und Weltlichen; — endlich die vierte auf dem Glauben an die absoluten Gegensätze von Gott und Teufel, von heil. Geist und menschlicher Seele, von Gnade und Natur.

Die erste Unterscheidung verleugnete die Einheit des heil. Geistes, welcher, der Kirchenlehre zufolge, allen Christen durch die Taufe mitgetheilt wird, und dessen mannigfaltige Gaben nicht willkührlich vertheilt, sondern erst aus ihrem Wirken erkannt werden können. Die zweite Unterscheidung verläugnet die Einheit des Menschenthumes, dessen alle Menschen durch Abkunft von einem einzigen Schöpfer theilhaftig sind. Die dritte verläugnet die Einheit des ideellen Logos, d. h. der Idee der göttlichen Anordnung aller menschlichen Lebensverhältnisse; die vierte endlich nicht nur die Dreieinigkeit — sondern auch die Einheit des göttlichen Universums selbst.

Eben weil nun durch alle diese unbedingten Unterscheidungen, Gegensätze, Widersprüche und Todfeindschaften die Einheit, Einigkeit und Einigung, welche Bedürfniß des Geistes, des Herzens und der wirkenden Seele sind, unmöglich gemacht waren, — darum wehrte oder empörte sich

5) S. die Bulle „*Clericis laicos*“ v. J. 1296.

6) Wie die Priesterweihe unauslöschlichen Charakter einprägte, so war das Blut der Adligen schon von Geburt aus besser als das der gemeinen Leute.

7) S. d. Decret „*Unam sanctam*“ v. 1302.

immer eine oder die andere der gekränkten Mächte, darum konnte auch die Idee der mittelalterlichen Ordnung zu keiner Zeit in der gesammten röm. kath. Christenheit vollständig in Ausführung gebracht werden. Schon der Erste, der mit Bewußtsein sie zu verwirklichen gestrebt, — schon Gregor VII. [8]) mußte unüberwindlichen Widerstand begegnen und schon damals, als dieser geistliche Heros der kirchlichen Hierarchie die Krone aufsetzte, hatte die weltliche Hierarchie bereits die ihrige theilweis zerbrochen. Die meisten Könige hatten sich gegen den römischen Kaiser verselbstständigt, und nicht nur der Kaiser bekämpfte den Papst, sondern auch schon König Wilhelm von England weigerte Gregor VII. den schuldigen Eid; eine Versammlung deutscher Bischöfe erklärte diesen sogar für abgesetzt.

In gleichem Maße, wie von dieser Zeit an die geistlichen und weltlichen Gewalthaber ihre Usurpationen immer weiter auszudehnen suchten, — vermehrten und verstärkten sich auch die Insurrektionen der Untergebenen gegen ihre Oberen, und zwar sowohl in der kirchlichen, wie in der weltlichen Ordnung, und sowohl von Seiten der weltlichen Fürsten gegen die geistlichen Oberherren, als von Seiten der Laien gegen die Priesterschaft und das Priesterthum überhaupt.

Namentlich in Frankreich that sich dieses zwiefache revolutionäre Streben auf die verschiedenartigste Weise kund, und hier war es, wo die usurpirende Gewalt mit dem sich steigernden Freiheitsbedürfniß der Unterthanen durch immer sich steigernde Eigenmächtigkeit von oben herab — in so ungeheure Spannung gerieth, daß, nachdem jene nach und nach alle Mittelstufen der mittelalterlichen Ordnung gewaltsam durchbrochen, zuletzt auch die insurrektionelle Gewalt jenen ungeheuren Rückschlag that, der, von den bisherigen Machthabern ausschließlich als Revolution gebrandmarkt, in Wahrheit doch nur der letzte, von ihnen selbst hervorgerufene Akt einer — von ihnen selbst seit Jahrhunderten begonnenen Revolution gewesen.

Wie aber die christliche Kirche vorzüglich durch einseitige Durchführung des monarchischen Princips sich in eine orientalische und eine römische gespalten, und Rom sowohl durch sein ursprüngliches Stre-

---

8) Obgleich die sg. Diktate desselben wahrscheinlich nicht von ihm diktirt worden, so ist doch, wie J. Voigt (Hildebrand rc. I. 425) richtig bemerkt: „eben so gewiß, daß sie den Geist der Zeit Gregor's und seines eigenen Strebens herrlich aussprechen. .. Sie sind Ein Ganzes, bemerkte derselbe, Ein Geist liegt zum Grunde: der Geist der Freiheit der Kirche, der Allgewalt des Papstes, des Obwaltens des Altars über dem Schwerte." —

ben nach Weltherrschaft, als durch die logische Gewalt der Dinge zur Prätension der absoluten Souveränität des Papstes hingetrieben wurde, — so zerfiel auch das christliche Kaiserthum in germanische und — (wir möchten sagen) — romanische Staaten; — so wurde vorzugsweise in Frankreich das monarchische Princip folgerecht bis zur unbeschränkten Alleinherrschaft des Königs durchgeführt, und Alles zum Mittel für Erreichung dieser absoluten Souveränität herabgesetzt. Wie daher das römische Papstthum in Bonifaz VIII., so culminirte das französische Königthum in Ludwig XIV., und in beiden war es ein und dasselbe abstrakte monarchische Princip, welches das Aeußerste seiner folgerichtigen Durchführung erreichte.

Gibt man nämlich einmal zu, daß der Papst der einzige — unmittelbare und zur Erhaltung der kirchlichen Einheit berufene Stellvertreter Gottes, — oder Christi, oder auch nur des Apostelfürsten Petri ist, dann kann gegen dessen Befehle keine Berufung auf irgend eine andere menschliche Autorität mehr stattfinden. Der Papst muß dann wissen, was der Kirche in jedem Augenblicke Noth thut; und, wie die concrete Ordnung und Verfassung, wie Lehre und Gesetze der Kirche — von Christo und seinen Stellvertretern nach und nach aufgestellt worden und nur von dieser göttlichen Macht ihre Sanktion haben, — so können sie auch nur von dieser perennirenden Souveränität modifizirt und verändert werden, und sämmtlichen Christgläubigen ziemt dann nur unbedingter Gehorsam. Eine Opposition — selbst des gesammten Episkopats gegen die päpstlichen Machtsprüche, — abgesehen davon, daß sie dem Eid der Bischöfe zuwiderliefe, — würde einen Richter über die beiden Parteien erheischen, würde den unentbehrlichen Glauben an die göttliche Einsetzung der Hierarchie und das Vertrauen der Unterthanen zu den Oberen erschüttern und — zur Sicherung vor Rückfällen — die Permanenz der bischöflichen Versammlung, oder eines bevollmächtigten Ausschusses derselben, also eine stehende Rechtsvertretung unentbehrlich machen.

Durchaus dasselbe findet in der weltlichen Ordnung Statt, gleichviel, ob die königliche Souveränität sich unmittelbar von Gottes, oder von seines Stellvertreters — des Papstes — Gnaden ableitet, und die Analogie ist zu augenscheinlich, als daß wir uns veranlaßt finden könnten, uns hier weiter darüber zu verbreiten.

Dasselbe endlich findet Statt, hinsichtlich des Verhältnisses von Staat und Kirche, und auch hier fordert das Grundprincip der mittelalterlichen Weltordnung, daß jener sich unbedingt der letzteren unterordne. Ist nämlich der heil. Geist wesentlich (qualitativ) über den menschlichen erhaben, dann müssen auch die eigenthümlichen Or-

gane des Ersteren über die des Letzteren herrschen. Jenen kömmt es dann zu, den Spielraum der weltlichen Gewalten abzugränzen, zu erweitern oder zu beschränken, und da sie unverantwortlich (gegen ihre Untergebenen) die Schlüssel handhaben zu ewiger Glückseligkeit und ewiger Qual, so besitzen sie hiermit auch, — so lange der Glaube an diese Schlüsselgewalt — lebendig ist, — die wirklich vollziehende Gewalt. — Der weltlichen Macht kann es aber, nimmt man einmal die Grundvoraussetzungen des Mittelalters, — Inspiration und Schlüsselgewalt — an, auf keine Weise zustehen, irgend eine Selbstständigkeit gegen die geistliche Macht in Anspruch zu nehmen, da ihr gegen diese weder Einsicht noch Gewalt zuerkannt werden kann, um eine unübersteigliche Scheidewand zwischen Weltlichen und Geistlichen aufzurichten [9]).

So ergab sich also aus dem Lebensprincip des Mittelalters selbst, nämlich aus der, einer Hierarchie anvertrauten — Offenbarung und Gewalt über Himmel und Hölle:

1) daß der Papst sich der Souveränität über die Kirche bemächtigen,

2) daß die Kirche nach unbeschränkter Herrschaft über den Staat trachten,

3) daß sie zu diesem Zweck dem weltlichen Fürsten im Weltlichen eine völlig souveräne Macht über seine Unterthanen zuerkennen, endlich

4) daß die geistlichen und weltlichen Herren die unmittelbar Hörigen (die Seel- und die Leibeigenen) in unbedingter Abhängigkeit erhalten, und mit ihnen nach Außen erst auf Selbstvertheidigung, dann auch auf geistlich-weltliche Welteroberung — ausgehen mußten [10]). —

---

9) So mußte selbst Dante, nachdem er im dritten Buche s. S. *de monarchia* zu erweisen gesucht: „qualiter officium monarchiae sive imperii (rom.) dependet a Deo immediate," — doch die Abhandlung mit der Erklärung schließen: „quae quidem veritas — non sic stricte recipienda est, ut Rom. princeps *in aliquo* rom. pontifici non subjiceat: cum mortalis illa felicitas quodammodo ad immortalem felicitatem ordinetur. Illa igitur reverentia Caesar utatur ad Petrum, qua primogenitus filius debet uti ad patrem, ut luce paternae gratiae illustratus, virtuosius orbem terrae irradiet." S. *Prose e rime* di Dante, ed. Ven. 1758 T. IV. P. II. p. 84.

10) Die Christenheit vertheidigte sich erst gegen die Mahomedaner, unterjochte dann bereits die heidnischen Sachsen, — zog den Feinden

Die beiden Extreme dieser Weltverfassung waren also einerseits der von Gott unmittelbar durch den h. Geist eingesetzte, die göttliche Offenbarung mittelst stäter Inspiration fortsetzende, an Gottes Stelle die Erde beherrschende, Himmel, Fegfeuer und Hölle eröffnende und verschließende, — nur Gott verantwortliche, also absolut souveräne Papst — und anderseits der absolut rechtlose Naturmensch, der auf seiner Ueberzeugung gegen die päpstliche Offenbarung beharrend, als Ketzer des zeitlichen und ewigen Todes schuldig war. Zwischen Beiden, in zahlreichen Abstufungen, die mehr oder minder bevorrechteten geistlichen und weltlichen Herren, und die mehr oder minder verknechteten Geist-, Seelen-, Willen- und Leib-Eigenen! —

Das formelle Princip des ganzen Systems war die von Gott im Himmel ausgehende, auf Erden zuhöchst durch den Papst vermittelte, durch die ganze Menschheit hindurch, bis in die Hölle hinabreichende, geheimnißvolle — unerforschliche Weltregierung.

In dieser Eigenthümlichkeit lag unmittelbar begründet:

1) daß die von Rom herabgehende Thätigkeit, also die Herrschgewalt, ihres göttlichen Ursprungs halber, das absolute Uebergewicht haben mußte;

2) daß eben, weil der göttliche Machtwille der menschlichen Einsicht unbegreiflich, ja sogar der Ueberzeugung zuwider laufen konnte, gleich von vornherein eine Verantwortung des unmittelbaren Organs jenes Machtwillens gegen seine Untergebenen unzulässig war, — eine Unverantwortlichkeit, welche auf jeder Stufe der Hierarchie bezüglich wieder hervortreten mußte; — endlich —

3) daß die ganze Ordnung wesentlich nur in einer von Gott hinab- und in die Masse der Rechtlosen auslaufenden Knotenreihe von Herrschberechtigungen bestand, neben welcher eine andere von Gehorsamsverpflichtungen von Ganz-hörigen aufstieg, bis zu dem nur allein Gott verpflichteten, sichtbaren Weltoberhaupt.

Dieses Letztere war gleichsam das vom göttlichen Lebensgeist (dem πνευμα) geheimnißvoll bewegte Herz, von welchem nach dem Umkreis hin die herrschenden Arterien sich verzweigten, verästeten und verfaserten, während umgekehrt von dem äußersten Umkreis die dienenden Venen, ihre Einzelnheit aufgebend, zur herrschenden Einheit zurückliefen. Eben damit war aber auch der immanente Widerspruch gesetzt, daß auf je-

---

in's gelobte Land entgegen und ging dann nach Asien und Amerika auf erobernde Belehrung aus.

der der Mittelstufen dasselbe Individuum nach Oben hin unbedingt gehorchen sollte, während es nach Unten unbeschränkt herrschen konnte.

Wie nun die erste Hälfte der Geschichte dieses Systemes in allmähliger Gestaltung der angegebenen Stufenordnung, also in Concentration aller Lebenskreise zu dem einzigen individuellen Souverän, — so bestand die zweite Hälfte der Lebensgeschichte dieser colossalen Weltmonarchie darin, daß einerseits die Herren, als solche, ihre Gewalt und ihre Vorrechte in Bezug auf ihre Untergebenen immer weiter auszudehnen, daß anderseits diese zunächst die bereits in der bestehenden Ordnung begründeten Rechte gegen jene zu behaupten, dann aber auch die ihnen vernunftgemäß zustehenden, aber verkannten oder verkümmerten Rechte zur Anerkennung zu bringen suchten.

Das monarchische Princip, welches das aktive Moment des sg. göttlichen Rechtes war, wurde in jeder Sphäre von den Herren gegen ihre Untergebenen mit formellem Rechte geltend gemacht, führte aber Usurpationen herbei, gegen welche dann die Untergebenen zur Nothwehr reell berechtigt waren. Das Princip der vernunftrechtlichen Freiheit hingegen, welches das ergänzende Moment der ordnunghaltenden Herrschgewalt ist, nöthigte gegen die eigensinnig und eigensüchtig an ihren positiven Vorrechten festhaltenden Herren zu materiell rechtlichen Insurrektionen, gegen welche dann die bevorstehenden Herrschaften mit formellem Rechte ihre überkommene Gewalt vertheidigten.

Dieser auf- und absteigende Kampf hatte wesentlich zum Zwecke, die im Vorhergehenden angegebenen vier Unterschiede, in so weit sie unbedingte sein sollten, aufzuheben, und die vier dadurch verläugneten Einheiten zur Anerkennung zu bringen.

Vor Allem sollte ein allgemeiner, durchgreifender Rechtszustand aufgerichtet werden, in welchem jede Art von bleibender Usurpation unmöglich, wie jede Art von Insurrektion unnöthig gemacht werde, — das Erstere, indem jeder Gewaltmißbrauch auf rechtlichem Wege zur Verantwortung gezogen, das Andere, indem jede vernunftrechtliche Freiheit anerkannt, geschützt und gewährleistet würde.

Näher wurde dann die Lösung jener unbedingten Unterscheidungen dadurch vermittelt;

1) daß dem, durch Unwissenheit und Unsittlichkeit entheiligten Klerus gegenüber die Laien durch höhere Einsicht und Sittlichkeit die wirklich Ausgewählten wurden, und daß der erstarrten Dogmatik und Casuistik gegenüber die Weltweisheit, die Schriftgelehrtheit

und die Moral durch weltliche Theologen sich verselbstständigten, und hierdurch das Erfahrungswissen, die aprioristische Vernunfteinsicht und das Gewissen sich ihr Recht nehmen;

2) daß dem Adel gegenüber sich ein bürgerlicher Krieger-, Industrie-, Gelehrten-, Beamtenstand bildete, und durch Tapferkeit, Reichthum, Einsicht, Rechtsansehen und göttliche Begabung sich thatsächlich über den bloßen Abstammungsadel erhob;

3) daß unabhängig von Kirche und Staat und Beide übergreifend, sich von selbst eine Welthandelsschaft, eine Künstlerwelt und eine Gelehrtenrepublik gestalteten, während die fortschreitende Bildung einerseits im Kirchlichen die starke Beimischung von Endlichmenschlichem, anderseits im Staatlichen wesentlich göttliche Elemente erkannte; endlich —

4) daß der Mensch zum Gefühl der Humanität, zum Bedürfniß der Allbefriedung, und zum Streben nach Allbeglückung erwachte, und diesem gemäß auch seine Vorstellung von Gott läutern und ihn nicht nur als den Allmächtig-Alleinigen, sondern auch als den Allgütig-, als den All-Einigenden bestimmen mußte, der sich — seiner würdig — nur durch ein Universum offenbaren konnte, in welchem die unendliche Harmonie durch keine absolut unauflösliche Feindschaft aufgehoben wird. —

13.

Die Stützen des Papstthums.

Der Papst als Bischof der Bischöfe, als Nachfolger der Apostelfürsten hat an den Bischöfen seine unmittelbaren Stützen; durch sie ist er Haupt der Hierarchie. Aber die Kirche besteht aus Hierarchie und Laienschaft, und so ist der Papst nicht nur das Haupt der Hierarchie, sondern auch Oberhaupt der Kirche.

Die Hierarchie bedarf nun zu ihrer Existenz, ihrer Anerkennung, ihrer Wirksamkeit, des Beistandes der weltlichen Regierungsgewalt. Der weltliche Fürst muß sich den Geboten und Weisungen, den Forderungen und Urtheilen des Oberhauptes der Kirche fügen, und nur durch diese Fügsamkeit erhält die Hierarchie ihre volle Wirklichkeit.

Der Bischof der Bischöfe, der Fürst aller Fürsten — kann aber selbst nicht wieder nur ein Bischof oder ein Fürst sein; er muß eine Würde besitzen, vor welcher sich Alles beugen muß. Ist aber der Bischof als Bischof dem Papste — als dem Nachfolger Petri — untergeben, so gehorcht er dem Petrus — nicht als dem Apostel, sondern als dem Stellvertreter Christi. Ebenso kann der weltliche Fürst sich dem Papste nicht als dem Nachfolger Petri unterordnen; denn dem Petrus waren unmittelbar nur die Apostel untergeben. Er muß im Papste den Stellvertreter des Sohnes Gottes anerkennen, dem Kirche und Staat unterthan sind, weil ihm von seinem Vater alle Gewalt übergeben ist im Himmel und auf Erden.

So stützt sich also der Papst als Apostelfürst auf die Bischöfe, als Kirchenoberhaupt auf die weltlichen Gewalthaber, und so lange diese beiden Säulen feststehen, ragt auch die dreifache Krone allein in das Empyreum hinauf, und ihr Glanz verbreitet sich ringsum über die ehrfürchtenden Völker.

Die Kuppel eines Tempels kann aber auf vierfache Weise zum Sturz kommen: einmal, wenn sie selbst sich spaltet, dann, wenn die tragenden Säulen ihren Dienst verweigern, weiterhin, wenn die Grundlagen, auf welche die Säulen sich stützen, sie nicht mehr tragen wollen oder tragen können, endlich wenn der Schwerpunkt, auf dem die Grundlagen ruhen, verschoben wird, — wenn der Boden in seinen Grundfesten erbebt. Das Papstthum wurde schon auf jede dieser Weisen mit dem Zusammensturz bedroht.

Zuerst sehen wir Päpste und Gegenpäpste, und im 14 Jhdrt. sogar die akute Krankheit des Schisma's in eine chronische übergehend, von welcher das Papstthum nur durch die gewaltigsten Anstrengungen der geistlichen und weltlichen Fürsten geheilt wurde, aber für alle Folgezeit durch die Krankheit geschwächt und von seinen Aerzten abhängig blieb. Bischöfe und Fürsten hatten das Papstthum hergestellt; sie hatten in der That die Einheit der Kirche erhalten, deren Aufrechterhaltung gerade der Hauptberuf des Papstthums gewesen.

Auch die beiden Säulen fingen schon frühe an, der Kuppel den vollgebührenden Gehorsam zu versagen, und schon im 12ten und 13ten Jhdrt. senkte sie sich merklich in Frankreich und England, und als beide Säulen zu Pisa, Constanz und Basel ihre Eigenkräfte vereinigten, war der theilweise Zusammensturz des Papstthums vorbereitet, der in der Reformation zur Thatsache wurde.

Wie aber das Papstthum sich gegen die weltlichen und geistlichen Fürsten nur dadurch noch einigermaßen behauptet hatte, daß es den ural-

ten Bestand seiner Rechte zu erweisen suchte, so mußte es auch noch auf Erörterung des geschichtlichen Grundes dieses Bestandes eingehen, als die Reformatoren denselben in Frage gestellt. In der Reformation war es überdies die Grundlage selbst, auf der die beiden Säulen des päpstlichen Thrones ruhten, welche sich mit diesen zur Abschüttlung der Kuppel vereinigten. Es war der niedere Adel der Kirche, — (Priester und gelehrte Laien), — welcher sich mit dem hohen Adel, mit den Großen, — den geistlichen und weltlichen Fürsten, — vereinigte, um die unerträglich gewordene Kuppel abzuwerfen. Und es gelang einem großen Theile desselben, indem er sich auf die heilige Schrift, — den eigentlichen Schwerpunkt der christlichen Kirche — stützte, und auf ihn sich stützend — den größten Theil des kirchlichen Baumaterial's, (nämlich der römischen Ueberlieferung), die bisher für unantastbar gegolten, — abwarf.

Indessen war die Entscheidung über die hierarchisch-kirchliche und die gelehrte Deutung der h. Schrift thatsächlich dem Urtheil des Einzelnen anheimgefallen, dessen Wissen und Gewissen sich zu der einen oder der anderen hinneigte. Jeder meinte, der h. Schrift zu gehorchen, während er in Wahrheit nur den Gründen gehorchte, die ihn bestimmten, gerade diese oder jene Deutung für die wahrhafte zu halten. Als diese Thatsache den Gläubigen zum Bewußtsein kam, war der Schwerpunkt der Christengemeinschaft verschoben und fortan die h. Schrift nicht mehr im Stande, die Grundlagen der Kirche zu tragen.

Das Papstthum hatte zuerst auf dem Episcopat und dem Königthum, beide hatten auf der kirchlichen Ueberlieferung, diese auf dem Glauben an die h. Schrift geruht. An die Stelle der h. Schrift trat dasjenige, was man als ewige Wahrheit anerkennen zu müssen sich im Gewissen gedrängt fühlte; an die Stelle des Autoritäts-Glaubens trat dasjenige, was man Gewissen, Ueberzeugung, Selbstbewußtsein, unmittelbares Gottesgefühl nannte; der Mensch gravitirte nicht mehr nach einem gen Himmel gefahrenen Gottmenschen, sondern nach dem Göttlichen, welches er in seinem eigenen Inneren trug.

14.

Die Reihenfolge der Autoritäten seit Christo.

Wenn in neuesten Zeiten der Bischof von Rom zur Rede gestellt wird, warum seine Vorgänger Jahrhunderte lang den Primat über alle andere Mitbischöfe behauptet, so hat diese Untersuchung dieselbe Wichtigkeit oder Unwichtigkeit, wie die Frage nach dem Supremat des neuen Testamentes über alle andere Schriften, und wie die Grundfrage nach dem Principat Christi über alle Menschen.

Die mehr als Jahrtausend lange Geltung des Papstes als Oberhauptes der Kirche, der h. Schrift, als allerhöchster Offenbarung, — und Christi, als alleinigen Sohnes Gottes und Ober-Königs der Christenheit ist eine unabänderliche Thatsache, und diese drei welthistorischen Mächte haben als solche gewirkt und gewaltet als vollberechtigt.

Ob Christus der verheißene Messias, ob die h. Schrift inspirirt, ob der Papst der wirkliche Stellvertreter Christi und das souveraine Organ des h. Geistes, oder ob von Allem das Gegentheil, — dies Alles kann nicht mehr die Geschichte, und nur wenig unsere Ansicht von derselben verändern. Jedenfalls waren sie gerade in jenen Qualifikationen die gewaltigsten Hebel in der Hand der Vorsehung, und — insofern für Alle, die an sie geglaubt, auch wirklich dasjenige, für was sie gegolten. —

Sobald dagegen die Frage aufgeworfen wird nach dem Grunde, nach der Berechtigung zur Fortgeltung, so liegt in dieser Frage schon, daß Papst, Schrift und Jesus nicht mehr so gelten, wie sie gegolten, und nicht mehr so gelten können, da ihre Geltung nun jedenfalls nicht mehr eine unmittelbare, autoritätische, sondern eine vermittelte, auf freier Anerkennung beruhende sein kann. Die Sanktion dieser Gewalten liegt dann nicht mehr im übervernünftigen, göttlichen Geheimniß, sondern in der menschlichen, freithätigen Vernunft des Einzelnen.

Aber die Frage nach dem päpstlichen Primat ist auch nicht einmal mehr eine Zeitfrage; denn es ist schon längst durch allgemeine Thatsachen darauf geantwortet. Der Primat stützte sich auf das unverkümmerte Ansehen der Tradition. Als dieses erst materiell durch unerhörte

Mißbräuche desselben, dann auch formell durch die Reformation von Grund aus erschüttert wurde, war die Primatfrage in thesi entschieden; sie war entschieden durch das Ansehen der h. Schrift.

Aber dieses Ansehen selbst war schon theilweis ein restaurirtes; denn man schien zwar nur an die Offenbarung zu glauben und glauben zu wollen; in der That jedoch glaubte man nur an die neue Deutung derselben, die man ihr auf den Grund anderweitiger Ueberzeugungen gegeben.

So lange man nun noch unbewußt die h. Schrift als gemeinsames Oberhaupt anerkannte, hatte der Primat auch noch einen, wenn gleich erschütterten, gespalteten, so doch sich aufrecht haltenden Grund. Der vermeintlich unbedingte Glaube der Evangelischen an die Offenbarung — stützte noch den Glauben der Römischkatholischen an den Papst.

Aber wie der Glaube an diesen auf dem der Kirche an ihre Ueberlieferung (also — an sich selbst) beruht, so mußte auch der autoritätische Glaube an die Schrift, die selbst nur eine Ueberlieferung war, bad nach jenem zu Grund gehen. Die eigentliche Zeitfrage wurde daher zunächst die nach der richtigen Deutung der Bibel, nach dem Vorrang des Symbolums vor den individuellen Deutungen.

So lange die römisch-katholische Kirche noch Eine war, wurde nur nach ihrer Ueberlieferung gefragt; als mehrere Kirchen nebeneinander aufkamen, konnte nur mehr an das, was ihnen gemeinsam geblieben, appellirt werden, an die h. Schrift. Die h. Schrift sollte nun sich selbst erklären; sie sollte jedenfalls mit sich selbst in völliger Uebereinstimmung befunden werden.

Als aber bei dieser Arbeit die Schrift-Kirche gleich im Entstehen in sich zerfallen in Beziehung auf die Deutung der Schrift, — da mußte an die Gelehrsamkeit appellirt werden, an Geschichte und Sprache, als die nunmehr unentbehrlichen Voraussetzungen zum richtigen Verständniß der Schrift.

Hiermit war die Autorität derselben abhängig gemacht von Schriften und Thatsachen, die nicht als heilige galten; sie hörte eben damit auf, eine wirkliche Autorität zu sein, gerade wie die Kirche als Autorität entsetzt war, als man von ihr verlangte, daß sie ihre Autorität als in der Schrift begründet, rechtfertigen sollte.

Da nun die Gelehrsamkeit keine letzte, für alle gleich befriedigende Entscheidung zuließ, so mußte auch noch über diese hinausgegangen werden. Der unendliche Progreß mußte abgebrochen, und bei Abwägung

der Zeugnisse auf die Macht zurückgegangen werden, welche dem einen oder dem andern das Uebergewicht zuerkannte, — und auf den Maßstab, an welchem diese Macht die Gültigkeit, oder vielmehr den Vorrang eines Entscheidungsgrundes ermaß. Es wurde hierbei nothwendig nach einem Gemeinsamen, d. h. nach einem solchen gefragt, welches in sich selbst die stärkste Nöthigung zur allgemeinen Anerkennung enthielt.

An den blos individuellen Glauben konnte nicht appellirt werden; denn dieser war bereits für unzureichend erkannt. Nur eine Ueberzeugung konnte gegen bloßes Fürwahrhalten in die Schranken treten.

Aber Ueberzeugung ist ihrer Natur nach ein Vermitteltes; sie findet in Wahrheit nur da statt, wo so viele und so unverwerfliche Zeugen vorhanden sind, daß die individuellen Einwendungen durch sie über-zeugt werden; das Gewissen kann ihnen nicht widerstehen, es muß ihnen zustimmen.

Die Frage ist hierbei nunmehr: durch welcherlei Zeugnisse das Gewissen zur Zustimmung genöthigt wird? Diese Nöthigung soll nun allerdings eine dem Einzelnen immanente, aber ihrem Inhalte nach soll sie zugleich eine allgültige, eine allmenschliche sein. Um dies zu sein, muß sie daher in einem nothwendigen Verbande stehen mit dem wirklich Allmenschlichen, Allgültigen.

Es entsteht hiermit die Frage nach dem allgemein Anerkannten, nach dem Allgewissen. Und wieder muß die Geschichte — aber nun auch die Gegenwart, also die ganze Geschichte zu Rath gezogen werden.

Individuen, als solche, haben nun schon längst keine Autoriät mehr; wie denn überhaupt — so lange die Welt steht — der Einzelne, als solcher, nur insofern Autorität[1]) hatte, als er irgendwie angesehen wurde als Organ, oder als Werkzeug Gottes. Ist nun vollends die Geistesthätigkeit bis zur Frage nach einem Allgültigen fortgeschritten, dann gilt nur mehr die Sache, und — die Person — nur vermittelst dieser. Wird aber die Menschheit um ihr Gemeinsames befragt, dann wird zunächst unter Menschheit nur das Nächstbekannte begriffen, und hier dann Recht und Sittlichkeit als Ankergrund gefunden, und — als höchstes Kriterion der Wahrheit oder Allgültigkeit — die Einigung mit demselben proklamirt.

Indessen ist hiermit wieder ein Progreß in's Unendliche

1) Als geistige — wohl zu unterscheiden von der blos auf körperlicher Stärke beruhenden physischen Gewalt. —

eröffnet, und die Forschung reduzirt das wirklich Allgemeingeltende auf immer weniger Punkte. Es ergeben sich die mannigfaltigsten Widersprüche nicht nur zwischen verschiedenen Geschichtsepochen, sondern auch zwischen contemporänen Völkerschaften. Das Bedürfniß nach Eintracht und Gewißheit und Freiheit, welches den Menschen vom ersten, unmittelbaren Glauben fortgetrieben von Stufe zu Stufe, von Progreß zu Progreß, — treibt ihn nun auch über den neuen Widerspruch, der sich ihm ergeben, hinaus zu einer befriedigenden Lösung desselben.

Das zunächst gefundene Soll — des besonderen Rechtes und der besonderen Sitte — hat sich einem anderen Soll entgegengesetzt. Der schwächere Geist lößt diese Antinomie durch eine durchgreifende sogenannte Skepsis, — und da doch in jedem Augenblick gewollt und gehandelt werden muß, so fällt der Skeptiker auf den unmittelbaren Antrieb, auf das blos individuelle Gewissen zurück.

Gerade in seiner Schwäche liegt aber auch die Schranke für solche scheinbar unbedingte Entschränkung. Mag er auch theoretisch seine Individualität als höchsten, einzigen Schiedsrichter hinstellen; in der Wirklichkeit läßt er sich doch mehr oder weniger durch das bereits herrschend gewordene Bedürfniß der Allgültigkeit bestimmen.

Hier kömmt ihm nun ein stärkerer Geist zur Hülfe. Diesen befriedigt nicht der Rückfall in die endlichste Natürlichkeit. Er fragt vielmehr nach dem Grunde jenes verschiedenen Sollens, — er sucht die Geschichte zu begreifen, — er sucht ein schlechthin Allgemeines, welches jene besondere Allgemeinheiten rhythmisch verknüpfe. Er fragt also nach der ewigen Natur des Menschen und nach dem Gesetze ihrer zeitlichen und örtlichen Entwicklung, ein Gesetz, welches aus dem gegebenen Ausgangspunkt und den ebenfalls gegebenen Entwicklungsstufen sowohl die Bestimmung im Allgemeinen, als das Soll für die Gegenwart zu erkennen geben soll.

Dies ist der Punkt, auf welchem die fortschreitende Menschheit jetzt angelangt ist, und eben das Fortschreiten derselben auf das unzweideutigste beurkundet. —

*

Zunächst war nämlich der ganz abstrakt gewordenen päpstlichen Autorität, der speziellen Satzung einzelner Kirchenhäupter eine concret formale Autorität entgegengesetzt worden, — dem Dekret eines heili-

gen Vaters — das Wort des Sohnes Gottes, für dessen Stellvertreter jener sich ausgab.

Hierdurch verdrängt aus der abstracten Souveränität in das historische Gebiet der Ueberlieferung, mußte die persönliche Autorität sich auf das Ansehen spezieller Offenbarung stützen.

Nun mußte die Opposition zu allgemeinen Verstandes- und Gewissensgründen greifen, wenn sie diese oder jene offenbarte Stelle gegen die vom Gegenpart urgirte geltend machen wollte. Sie berief sich auf das allgemeine Zeugniß der Geschichte, welches ihren Gründen den Stempel der Allgemeinheit aufdrücken sollte.

Ihren Zeugnissen wurden andere entgegengestellt, welche das Vorhandensein einer Uroffenbarung erweisen sollten, deren getrübte Ausstrahlungen sich überall wiederfinden ließen.

Zur Entscheidung blieb nur mehr die Erhebung in der Welt Ursprung, der unmittelbar auch der Welt Endzweck zu erforschen nöthigte.

Zwischen beiden liegt einerseits die gesammte Natur und Geschichte, webt anderseits das mit dem Vorhandenen unbefriedigte Menschenwesen.

Das höchste Bestreben der Gegenwart geht jetzt darauf hin, das Wort des Friedens zu finden, welches den Zwiespalt versöhne, dem der Mensch in allen Kreisen des Daseins begegnet. —

Er glaubt an die Möglichkeit der allgemeinen Eintracht, weil es ihn unwiderstehlich sie zu suchen drängt, und es drängt ihn, sie zu suchen, weil er in keiner besonderen Harmonisirung eine volle Befriedigung gefunden. —

15.

Das Universum — Gottes Tempel.

Das ist der Nachtheil der Tempel, daß die Menschen sie für Wohnungen Gottes zu halten geneigt werden, nur bei dem Besuche derselben an den Herrn denken und draußen den Zufall und mitunter den Teufel walten lassen.

Es wäre hohe Zeit, daß die Natur wieder zum Tempel der Gottheit eingeweiht würde!

Ursprünglich wurde Gott von der Natur nicht unterschieden; daher Gott auf Bergen und in Wäldern verehrt.

So auch waren Königthum und Oberpriesterthum Eines.

Aber mit dem Urtheil, welches den Geist von der Natur unterschied, — wurde auch die weltliche von der geistlichen Macht geschieden. Zuerst fand diese Absonderung nur bei diesem und jenem Volke statt, bis die einzelnen Absonderungen zusammenflossen, in die große Spaltung des Papstthum's und des Kaiserthum's.

Noch sind bei keinem Volke die Pole aus der Entgegensetzung wieder zusammengetreten, aber Alles schmachtet nach Versöhnung und schon regen sich überall tausend Hände, um aus den lebendigen Gedanken und Wünschen und Hoffnungen der Gegenwart an die Stelle des steinernen Pantheon's, welches Augustus vor Ankunft des Messias erbaut hat, das Universum selbst zum Tempel des Unendlichen einzuweihen. —

Noch im Gegensatz stehend, aber sich aufschwingend über ihn, schrieb Keppler (im prodrom. dissertat. cosmograph. ꝛc. nach Herders Uebers.) „Wer hienieden die Hinfälligkeit der menschlichen Dinge erkannt hat, der wird von der Erde himmelwärts streben. Gottes Werke wird er über Alles hochachten und in ihrer Betrachtung eine reine Erquickung finden. Großer Künstler der Welt! ich schaue wundernd die Werke deiner Hände, nach fünf künstlichen Formen erbaut und in der Mitte die Sonne, Ausspenderin des Lichtes und Lebens, die nach heiligem Gesetz zügelt die Erden und lenkt in verschiedenem Lauf. Ich sehe die Mühen des Mondes und dort Sterne zerstreut auf unermeßener Flur.

Vater der Welt, was bewegte dich, ein armes, ein kleines, schwaches Erdgeschöpf so zu erheben, so hoch, daß es im Glanze dasteht, ein weithin herrschender König, fast ein Gott, denn er denkt deine Gedanken dir nach!" —

16.

Welteinigkeit.

Wohl hat das bischöfliche Christenthum die zerfallende alte Welt zu einigen gestrebt; aber erst dem römisch-katholischen

Papstthum ist's gelungen, das germanisch-romanische Europa zu einem wirklich Einigen Geschichtswesen zu erheben. Sein Haupt war der Bischof von Rom, seine Sprache das Altrömische, seine Bestrebung von Oben herab — Centralisation — und nach Außen Welteroberung. Unter römischer Obhut erwuchsen die Nationen, und als die Jugendkraft, die Lust der Fremde, das Verlangen nach Abentheuern in ihnen sich regte, horchten sie dem Aufruf zur Befreiung des h. Grabes, — des Grabes — ihres geistlichen Vaters, zu dem die geistliche Mutter sich sehnsüchtig zurückwandte.

Um seinen Zweck zu erreichen, überschüttete Rom seine kampflustigen Gläubigen noch mit Licenzen, Absolutionen und Versprechungen mannigfaltiger Freiheiten und lös'te mit eigener Hand nicht wenige der mühsam geknüpften disziplinarischen und hierarchischen Bande. Und die Gläubigen lernten die Fremde kennen und im Kampfe mit den Ungläubigen — die Ungläubigen achten[1]); — auch die Feinde scheuten ja nicht zu kämpfen und zu sterben für ihren Glauben, ihren Gott und seinen Propheten.

Indessen breitete Rom innerhalb der Kirche seine Herrschaft immer weiter aus, — und — Befriedigung der Herrschlust wurde nur zu oft der Endzweck des geistlichen Völkerkaisers. Je höher ein Thron steht, je weiter der Scepter reicht, um so gewaltiger drängen sich, um so berauschender werden die von ringsum aufsteigenden Schmeicheldüfte, und — im Rausche vergißt der Erhabene — seinen Ursprung und seine Bestimmung!

Rom wurde habgierig und herrschsüchtig, und wie es durch Beides sich die Völker entfremdete, so wurde es selbst auch dadurch gespalten. Nun mußten die Völker selbstherrlich werden, um zu entscheiden, welchem der Kronprätendenten sie sich zuwenden wollten; — sie mußten sich zu Schieds- und Friedensrichtern aufwerfen, um die Einheit zu erhalten, die der Papst zu erhalten die höchste Bestimmung hatte; — sie mußten endlich selbst die Ordnung wieder herstellen, und selbst sich ein Oberhaupt setzen.

Von nun an war aber die Ordnung eine nur hergestellte, — das Haupt, — ein nur gesetztes — von der Kirche, und die Nationen hatten ihre Macht kennen gelernt, und die Kirchengroßen waren genöthigt worden, — die Zustimmung der Stimmberechtigten als unentbehrlich zu proklamiren für Alles, was Allen als schlechthin verbindlich gelten sollte.

Die nächste Folge von Allem diesen war von Unten das Streben

1) Die Erweise dafür — in jeder aufrichtigen Geschichte der Kreuzzüge

nach Decentralisation, von Oben das zornig-ängstliche Bemühen, die eigenwillig auseinanderfahrenden immer fester und strenger zu binden.

Aber das wahrhafte, das magische Glaubensband war schon gelöst, und jeder Versuch, ein inneres Band durch ein äußeres zu ersetzen, empört nur immer tiefer den zur freien Hingebung geschaffenen Menschen.

Die Willkühr, die Unsittlichkeit und Selbstspaltung des Oberhauptes hatte die Versammlung der röm. kath. Kirchenstände genöthigt, die Souveränität der Kirche im Gegensatz zur Souveränität des Papstes zu proklamiren, und da Rom und seine Anhänger die entgegengesetzte Lehre festhielten, ohne Kraft und Muth, die Andersgläubigen von sich abzuscheiden (wie doch früher die Griechen waren abgeschieden worden), — so fraß die Wunde sich immer tiefer ein — und die romanisch-germanische Einheit schien unwiederbringlich verloren.

Wie aber im Aufgang der Kirche die Einheit der ersten allgemeinen Kirchenversammlung — am weltlichen Kaiser ihre Stütze, am römischen Papste ihr unsterbliches Organ gefunden, um ihren Glaubensbefehlen Nachdruck zu geben, so fand jetzt das im Untergang des Papstthums erwachte Princip der Souveränität der Kirche seine Stütze an den nationalen Ständeversammlungen und sein Organ — an der Presse, — die gerüstet, eine heilige — unverletzliche Jungfrau zugleich vom Haupte des allmächtigen Blitzschleuderers und vom Herzen des helfenden Gottes (des Juvans pater) entsprungen, zugleich mit dem Schwert der befreienden Wahrheit und dem Oelzweig der befriedenden Einverständigung in die zerfallende Kirche eintrat. —

Die Tochter des Menschen hatte den Sohn Gottes unterm Herzen und auf den Armen getragen, der doch schon als Knabe ihr entweichend im Tempel lehrte und als Mann — Alle, die den Willen seines Vaters im Himmel thun würden, seiner Mutter gleich stellte. Ein Gleiches mußte nun die ehrwürdige Roma erleben. Sie hatte die abendländische Menschheit an Kindes Statt angenommen, ihre Völker eine gemeinsame Sprache gelehrt, und ihnen die h. Schrift — so zubereitet, wie sie dieselbe eben verstehen und vertragen konnte.

Aber das Kind überwuchs die Mutter.

Wohl hatte Rom ihm die Schrift überliefert; — aber von Griechenland empfing es freigeistige Nahrung (Aristoteles — und Plato); — von Oben, vom alleinigen Allvater, war ihm der Geist der Freiheit — einerzeugt worden. Und als das Kind zum Knaben gereift, da trat es selbstständig lehrend auf, und sprach das erste Wort der Befreiung aus, indem es erklärte, — es müsse einwilligen in das,

was ihm gelten sollte. Noch fehlten ihm aber die Mittel, sein Ja und sein Nein auch zu jeder Zeit und Jedem vernehmlich auszusprechen; — siehe, da erfand der germanische Geist zur allgemeinen römischen Sprache — die allgemeine deutsche Schrift — (den Buchdruck) — und von nun an war immer die Gemeinde des freien Geistes — versammelt, und es fing sich nun eine höhere, reichere Einheit zu gestalten an, als diejenige war, die an die Stelle des altrömischen Kaiserthums getreten.

Dieses Kaiserthum war zu Grund gegangen, während die christliche Kirche sich aus der Vielspältigkeit der Sekten zu sammeln begann. Als das Papstthum zu Bestand gekommen, erstand auch das Kaiserthum wieder, um nun, von der Kirche geweiht, als Anwald des göttlichen Rechtes in der Geschichte aufzutreten. Die Kirche und das Kaiserthum zerfielen nunmehr, — während abermals die ganze civilisirte Welt in immer zahlreichere Sekten und Parteien sich aufzulösen schien. Aber die Zeiten sind vorüber, in denen eine trübe Mischung von Wahrheit und Irrthum der Welt als ewig unverbrüchliche Glaubensnorm imponirt werden konnte. Was jetzt Glauben forderte, mußte erst seine Glaubwürdigkeit erhärten, und je vielspältiger die Meinungen über das Vieldeutige, um so einiger werden die Geister über das Unzweideutige, um so fester klammern sich Alle an das Gewisse, das Alle verbindet. So bereitet die anscheinlich tiefste und allgemeinste Zerrissenheit im Grunde die tiefste und allgemeinste Einigung vor und es nahet nun wohl die Zeit, wo die kämpfenden Völker und Kirchen ihrer Einheit im Wesentlichsten innewerdend, auch das Organ finden werden, diese Einheit als wirkliches Einigungsband anzuerkennen, um von diesem Vereinigungspunkt aus das ganze menschliche Dasein zu verklären.

Nicht mehr wird dann der Cäsar fordern dürfen, daß man nur bei seinem Genius schwöre; nicht mehr wird gesagt werden, gebt dem Cäsar, was des Cäsars, und Gott, was Gottes; auch wird kein Mensch mehr im Namen Gottes alle „menschliche Creatur ihm unterworfen zu sein" behaupten; sondern Kaiser- und Kirchen- und Papstthum werden — aus der Feuer- und Geisttaufe der Freiheit wiedergeboren — die Einheit nicht mehr zerreissen, die Einigkeit nicht mehr stören, zu welcher die Menschheit so gewiß bestimmt ist, als gewiß sie aus dem einigen Schöpfergeist urständet.

17.

Christus und die Freiheit.

Seit dem Anfang des 12. Jahrhunderts wurde immer lauter, immer allgemeiner, immer dringender eine Reformation der Kirche in Haupt und Gliedern gewünscht, gebeten, gefordert.

Man glaubte die Kirche reformiren zu können, wenn es die zahllosen Uebel zu entfernen gelänge, die überall zu Tage getreten waren.

Man übersah, daß die Uebel mit dem Guten aufgewachsen, und daß es für das Ganze lebensgefährlich, das faule Fleisch ausschneiden zu wollen.

Ebenso bedachten die frommen Männer, die solche Reformation verlangten, nicht, daß, wenn einmal das Haupt von den Gliedern gemeistert, die Oekonomie und Disziplin unwiderbringlich gestört sei, und bei immer geringeren Veranlassungen immer nachhaltiger gestört werden müsse.

Rom scheint dies öfters klar eingesehen zu haben, und es zog vor, die Disziplin, die mit seinem ganz besonderen Interesse verflochten war, mit dem Schwert in der Hand bis auf's Aeußerste zu vertheidigen.

In der Kirche dagegen wurde gegen die noch immer sich verhärtende Hierarchie und Autorität jede Lebens- und Freiheitsregung nothwendig zum Aufstand, zur Empörung, — endlich zur Revolution, die einen Flügel der stolzen Peterskirche abriß.

Durch diesen Abriß, den man Reformation zu nennen pflegt, — wurde das Schiff der päpstlichen Kirche vollends dem Zudrang der Wogen geöffnet, und alle Kraft der Mannschaft vergeudete sich seitdem in Ausbesserungs- und Abwehrungsversuchen, durch welche sie immer um eben so viel auf der einen Seite sich schwächte oder verschlimmerte, als sie auf der anderen vorübergehend Kraft und Hülfe gewann.

Die Reformation war aber im vollsten Sinne des Wortes eine Revolution; denn sie kehrte, was freilich seit fünf Jahrhunderten vorbereitet worden, — sie kehrte die Kirchenordnung um, indem sie die — nur zum Lernen und Gehorchen verpflichteten Laien zum Urtheil aufrief über ihre Lehrer, und zum Widerstand gegen ihr Oberhaupt.

Eine Revolution, d. h. eine Umwälzung ist aber überall unvermeidlich, wo ein Lebendiges in todte Formen verschlossen wird. Wird dem menschlichen Geiste die freie Bewegung verboten, — und wäre das Verbot auch noch so wohlgemeint, — das Verbot wird ihn empören, und er wird — wie die eingesperrte Schwalbe — eher in die Flammen sich stürzen, als auf das Freiheitsstreben verzichten.

So lange das Kind nicht allein sich fortbewegen kann, lehnt es sich gerne auf das Gängelband, das die Mutter liebsorglich in Händen hält. Aber die Mutter bescheide sich, und wolle den Jüngling nicht zurückhalten, wenn die Wanderlust in ihm erwacht, und er nach der weitesten Ferne und Fremde sich sehnt. Die Kirche aber, die große Völkermutter, — sie mußte ihre Kinder — in eisernen Bändern gehen lassen, und als ein Knabe das Band abstreifen wollte, — da ließ sie alle Bänder vernieten. Und die Vernietung wuchs fest in's Fleisch, — und nur der Starke zerbricht die Bande, während der Schwache ihrem Drucke erliegt, — bis der Befreier ihm naht.

Noch sind nicht alle Bande gesprengt, die den Menschengeist zur Gewaltsamkeit reizen; aber der Geist ist unverwüstlich und wenn er zu lange zurückgedrängt wird, — dann wird er zunächst zum ätzendsten Scheidegeist, der alle — selbst heilige — Bande zerfrißt, um seine Freiheit zu erobern, — eben weil Freiheit — die Pforte des Allerheiligsten ist. Dies darf man besonders in gegenwärtiger Zeit nicht übersehen — oder vergessen; denn nur die Erkenntniß dieser thatsächlichen Wahrheit gibt den Schlüssel zu so manchen auffallenden, sonst unbegreiflichen Erscheinungen und vermittelt ein sachgerechtes Urtheil über dieselben.

Christus, Gottes- und des Menschen Sohn, wie vor ihm und nach ihm keiner, — wie jedes wahrhaft Große und Göttliche ein Einziges ist, — Christus diente Gott und den Menschen bis in den Tod. Da es aber in jedes Menschen Freiheit gegeben ist, seinen Dienstberuf zu erfüllen, wenn er die ihm verliehenen Talente jeder Art treu verwendet, so kann in diesem Sinne auch jeder Mensch ein Christus werden in sich und für Andere. Faßt man nämlich die ganze Erscheinung und Lehre Christi in lebendiger, geistiger Einheit auf, so wird man als das Wesentliche seines Lebens in Einklang mit dem Wesentlichen seiner Lehre erkennen, „Gott und dem Nächsten zu dienen mit allen „Kräften — von ganzem Herzen — nach bestem Wissen „und Gewissen." So diente Jesus, so dienten die Apostel; so feiert jedes Volk zu jeder Zeit treue Gottesdiener, und in diesem Sinne ist der christliche Glaube so alt als die Welt und ewig wie Gott, der Vater, ewig wie die Liebe, die als willig dienend das Allverbindende

und Allseligmachende ist, und ewig, wie der Geist, der Gottes Willen, der die Liebe als sein eigenes höchstes Wesen wissend, diesem seinem Gewissen folgend, wahrhaft frei ist.

Diese wahrhaft allgemeine Religion der Freiheit wurde aber zunächst in ihr Gegentheil verkehrt, und diese Verkehrung erreichte ihre äußerste Spitze, als ein einzelner Mensch die Schlüssel des Himmels und der Hölle von Gott empfangen zu haben, als Gottes Stellvertreter zu unbeschränkter Alleinherrschaft über die ganze Erde und ihre Menschheit berufen und bevollmächtigt zu sein behauptete, und seinem Eigennutz fröhnend — das menschliche Wissen und Gewissen mit Füßen trat!

Alle Menschen konnten Christen werden, nur Einer konnte Papst sein.

Aber der ungeheuerste Druck rief die radikalste Widersetzlichkeit, die absolute Tyrannei das absoluteste Befreiungsstreben hervor, und die Lehre, daß Jeder Einzelne nur allein für sich nach seiner endlichsten Einzelnheit zu sorgen habe, daß also jeder Mensch Papst, jeder sich selbst schlechthin Gott sei, war der äußerste Rückschlag auf jene äußerste Verkehrung.

Im kirchlichen Papstthum hatte der Mensch als Weltenbeherrscher die höchste Stufe formeller Majestät erstiegen. In der widerpäpstlichen Vereinzlung dagegen hatte die Allgemeinheit sich auf die niedrigste Weise ihr formales Recht genommen.

Dieser Gegensatz, zu dessen Lösung die Gegenwart berufen ist, kann nur dadurch aufgelöst werden, daß Christus in seiner Wahrheit erkannt werde, indem jeder Mensch die Majestät jedes Anderen, sich selbst aber als berufen erkenne, wie Christus nach bestem Gewissen Gott gehorchend, und Allen dienend, nur auf diese Weise sich selbst und die Welt zu beherrschen.

18.

Rückkehr in das Ursprüngliche.

Wenn etwas in seinen Anfang und Ursprung zurückstrebt, dann ist es ein Zeichen, daß es an sein, oder doch an ein Ende gekommen.

Der Greis gedenkt der Kinderjahre; die gealterte Gesellschaft wandert zurück in ein goldenes Zeitalter, — die verdorbene in das unschuldige Arkadien oder in's Paradies.

Die erstarrte Kirche sehnte sich zurück nach der apostolischen Zeit, und als auch die apostolische Zeit nicht helfen wollte, wandte das hülfbegierige Europa sich nach seines Lebens Wiege zurück und glaubte auf eine Weile, sich restauriren zu können durch Brahminische Weisheit oder gar durch die Moral des Cong-fu-dse.

Auf dieser Pilgrimschaft nach dem gelobten Lande des Ursprungs und der unverdorbenen Menschen-Natur war man aber des wahrhaft Ursprünglichen, nämlich des Göttlichmenschlichen, — als des Wesentlichen und Nothwendigen inne geworden, und über das uralte China hinaus, — in der neuen Welt, — war dieses Nothwendige als Urrecht zum allgemeinen Bewußtsein und zur lebenskräftigen Verwirklichung gekommen.

Und der weltumsegelnde Geist der Forschung kehrte in die Heimath wieder, und brachte mit sich die — langersehnte Braut, — die — nun zur besonnenen Jungfrau gereifte Gespielin seiner schönsten, heitersten Kindertage — die Freiheit.

So ist das Mittelalter an sein Ende — aber die Menschheit nur an ein Ende, an das Ende ihrer Unmündigkeit gekommen und das Ersterben des Krieges und der Knechtschaft ist die Auferstehung des Friedens und der Freiheit.

19.

Der allgemeine Stand.

Als der Abbé Sièyes im Januar 1789 die inhaltsschwere Frage aufwarf: „Qu'est-ce que le *Tiers-état*?" und sie mit „*tout*" beantwortete, so hatten diese Frage und diese Antwort ihre eigenthümliche Bedeutung durch seine zweite Frage und Antwort: „Qu'a-t-il été jusqu'à présent dans l'ordre politique?" — „*Rien*;" — und ihre Zurechtweisung in der dritten: „Que *demande*-t-il?" — „A être *quelque chose*."

In den zwei vorhergehenden Jahrhunderten hatten die zwei ersten Stände alle Herrschaft an sich gerissen; — der hohe Klerus mit dem Papst, und der weltliche Adel mit dem König an der Spitze waren

hinsichtlich der Berechtigungen Alles, der dritte Stand, — (Pfarrer, Bürger und Bauern) — Nichts.

Die Frage war aber damals nicht blos eine französische, sondern eine europäische, wenn auch der Gegensatz, der sie veranlaßte, nicht überall zu gleicher Schärfe und Bitterkeit gediehen war.

Im Grunde nämlich war derselbe kein anderer, als der zwischen Vorrechten und Recht, zwischen sg. Freiheiten und Freiheit, zwischen besonderem Adel und allgemeinmenschlicher Würde.

Und als die Frage in Frankreich aufgeworfen wurde, war sie durch französische und englische Aufklärung und mit Hülfe des französischen, weltlichen Adels bereits für Nordamerika zur Entscheidung gebracht. Das Princip einer neuen Welteinrichtung, — das Princip der Humanität — hatte in dem neuen Welttheile schon festen Fuß gefaßt, und es galt nur mehr dessen weiterer Verbreitung.

Die Idee der Menschheit, welche, vom chinesischen Familienstaat ausgehend, stätig sich entwickelnd vom äußersten Osten nach dem äußersten Westen fortgeschritten, — war, ein zweiter Herakles, an das Ende ihrer arbeitvollen Laufbahn gelangt, und wandte sich nun wieder zurück, um nach und nach alle Völker an den Früchten der Kultur Theil nehmen zu lassen, zu deren Erzeugung ein jedes zu seiner Zeit und nach seinem eigenthümlichen Berufe mitgewirkt hatte.

Schon Alexander, Rom, Mohammed, die Kreuzfahrer, englischer Handelsgeist, russische Bajonette und zuletzt noch Napoleon hatten sich auf die alte Welt zurückgewendet; aber alle wollten nur erobern, und brachten keinen bleibenden Segen.

Selbst das Christenthum, in der Auffassung, in welcher es zunächst zur welthistorischen Macht geworden, vermochte nur nach Westen hin sich auszubreiten und fand erst, nachdem es durch Mohammed mehr orientalisirt worden, einigen Eingang in die älteste Welt. Aber in keiner von beiden Gestalten konnte es die ganze Menschheit durchdringen, weil es selbst sich noch nicht vollkommen humanisirt hatte.

Erst, wenn es selbst allen absoluten Prärogativen und somit aller unbedingten Ausschließlichkeit entsagt, kann es, zum humanen Glaubens- und Rechtsprincip geläutert, — auch bildend und läuternd auf alle Völker zurückwirken. Jedes Volk braucht dann nur an das Gottmenschliche in ihm erinnert zu werden, um sich dessen für alle Folgezeit geistig zu bemächtigen und — von diesem höheren Bewußtsein aus — seine kirchlichen und politischen Einrichtungen diesem neuen Princip gemäß umzugestalten.

Die Selbstbefreiung der Schweizer, der Niederländer und der Nordamerikaner hatte die Anerkennung des Princips nationaler Selbstständigkeit, — also der Freiheit und Gleichheit der Nationen zum allgemeinen Resultat; die Reformation mit allen ihren nothwendigen Consequenzen — hatte die religiöse, die Revolution in ihrer noch fortwährenden Wirksamkeit die politische Verselbstständigung des Menschen als solchen zum bleibenden Ergebniß.

So ist die Anerkennung der Humanität das glorreiche Resultat aller jener besonderen Arbeiten und Kämpfe, und die Fragen nach den Rechten der einzelnen Stände haben zur allgemeinen Antwort die Anerkennung des — allgemeinen hochwürdigen Menschen-Standes erhalten.

20.

Das Einheitsband in der alten, mittleren und neueren Zeit.

Die alte Welt befragte für alle irgend erheblichen Benehmungen des irdischen Lebens die Götter, und diese und ihre Orakel bildeten ein Einigungsband zwischen Aegyptern, Phöniziern, Kleinasiaten, Griechen, Römern und selbst noch mehreren barbarischen Völkern. Delphi, Dodona und das Ammonium waren die einigenden Centralpunkte für die alte, wie später Rom, Byzanz und Jerusalem für die christ-katholische Welt.

Aber dieses Band verknüpfte jene Völker nicht einmal so leicht, „wie die Binse den Kranz;" — die Religion war eine selbstische, und hinderte deshalb nicht die Herrschsucht, immer neue — fürchterliche Kriege zu entzünden.

Und selbst dieses lose Band war schon bis auf wenige Fäden zerrissen, als das Christenthum sich auszubreiten anfing, und es zeigte sich hier, wie immer und überall, daß der Allwaltende — keines seiner Werke sichtbarlich zertrümmert, bevor es nicht schon größtentheils innerlich vermodert oder verkümmert ist. Es zeigte sich dann auch das zweite, — daß er nichts Bestehendes stürzen läßt, als um es durch Größeres zu ersetzen.

Was der alten Welt das Irdische, das wurde der christlichen das Ueberirdische. Jene befragte ihre Götter um die Mittel, den leiblichen Tod möglichst weit hinauszurücken und das irdische Leben möglichst reichlich zu genießen. Die christliche Welt befragte den h. Geist und seine Propheten, — die Priester, — um die Mittel, dem ewigen Tod zu entfliehen und im anderen Leben möglichst wenig im Fegfeuer zu leiden und reichlichsten himmlischen Lohn zu erwerben.

Der Bischof von Rom wurde der angesehenste Prophet des h. Geistes und der Glaube an die Inspiration seiner Aussprüche das stärkste Vereinigungsband der abendländischen Völker.

Aber auch dieses Band hemmte keinen Völker- und keinen Kirchen- oder vielmehr Sektenkrieg, und nur wenn eine ungläubige Macht die Christenheit bedrohte, schaarten sich die Völker des neuen Bundes unter Eine Fahne. Was den uneinigen griechischen Stämmen die Perser, was den hadernden Römern die Karthager und die nordischen Barbaren, das wurden für die Christen die Hunnen, und für die Römisch-Katholischen die Mohamedaner und die Mongolen.

Wie aber innerlich Griechenland durch orientalischen und das alte Rom durch christlichen Aszetismus, so wurde das älteste Christenthum durch abendländische Spekulation, der römische Katholicismus durch abendländischen Rechts- und Freiheitssinn aufgelös't.

Die Herrschsucht der alten Welt war zu Rom von den Todten wieder auferstanden. Während aber Alexander, Cäsar und Attila nur die Erde beherrschen wollten, schwangen die Päpste den Scepter — im Namen ihres Gottes über diese und jene Welt. Leo I. wurde der Romulus des neuen Rom's; aber in Gregor VII., Innocenz III. und Bonifaz VIII. culminirte die Idee der Weltherrschaft, um die Menschheit im Allerinnersten, Allerheiligsten zu empören und sie zur vollständigsten Selbstbefreiung zu begeistern.

Den in den Staub getretenen leiblichen Sklaven der alten Welt hatte Christus durch Verheißung eines jenseitigen Himmelreiches aufgerichtet; der hier unschuldig zertretene sollte dort in Herrlichkeit auferstehen. Den in Staub getretenen geistlichen Sklaven der päpstlichen Welt richtete der heilige — weil allgemeine — Geist der neuen Zeit durch Erinnerung an sein unveräußerliches göttliches Recht wieder auf, und gab ihm Kraft, die römischen Fesseln zum andern Male zu sprengen, und mit seinem Blute die Fundamente eines Tempels zu verkitten, der, allmählig wachsend, nach und nach die ganze Menschheit in sich aufzunehmen geeignet, die Erde mit dem Himmel auf das innigste zu vereinen bestimmt ist.

Das Einheitsband dieser neuen Zeit ist nun kein anderes, als die, jedes Herz und jeden Geist befriedigende Idee der göttlichen Liebe selbst, welche nur im Elemente der Freiheit zu vollkommener Offenbarung gelangt, und sich auf das Herrlichste dadurch bezeugt, daß Gott die Menschen zur Freiheit erzieht, daß die Menschen sich freithätig miteinander verbinden, und daß die Freien, in Liebe vereint, auch Gott als all-einigende Liebe verehren. —

21.

Entstehung der Forderung einer wahrhaft allgemeinen Religion.

Religion ist die Wurzel des Lebens, und die religiöse Weltansicht seine höchste Blüthe.

Um ein Volk, eine Zeit zu verstehen, muß man seine Religion kennen; um eine bestimmte Religionslehre zu verstehen, muß man das Volk, die Zeit kennen. Hier, wie überall setzen die Momente der Wahrheit einander voraus.

Ebenso aber, wie das Selbstbewußtsein das Bewußtsein, und wie die Erkenntniß des Gegenstandes das Selbstbewußtsein, so setzt auch die Erkenntniß einer bestimmten Religion eine Entgegensetzung voraus, die erst aus der Bildung und Entstellung des Gebildeten hervorgeht.

Wie dann das Allgemeine erst aus der Zusammenstellung und Vergleichung mehrerer Besonderheiten hervorgeht, so konnte das Bedürfniß einer wahrhaft allgemeinen Religion auch erst aufsteigen, als der Mensch zur Wahrnehmung der Völkermassen gekommen, die, verschiedenen Glaubenssystemen huldigend, groß und alt genug waren, um nicht mehr als bloße Entartungen bei Seite gestellt werden zu können, — die vielmehr als Besonderheiten die Aufstellung einer alle begreifenden Weltansicht erheischten.

Die nächste Erhebung über die Besonderheiten ist aber das Aufsteigen zu einem abstrakt Allgemeinen, und erst wenn sich diesem gegenüber noch jene Besonderheiten aufrecht erhalten, weil das abstrakt Allgemeine keinen zureichenden Ersatz bietet für das Concrete, erst dann

wird das Concret-Allgemeine Bedürfniß, und dessen Ermittlung die Aufgabe der wissenschaftlichen Forschung.

Die Wurzel dieses Strebens ist selbst wieder die Religion, nämlich das geheimnißvolle Band, welches das menschliche Einzelwesen an das Allgemeinwesen knüpft, und dessen es inne zu werden trachtet, weil es nur in diesem Innewerden zum gottmenschlichen Dasein, zum höchsten Genusse des Einen und Allen gelangt.

Dieses Streben beurkundet somit selbst schon den Aufblitz einer höheren religiösen Weltansicht; denn nur weil das Herz mehr bedarf, als das bis dahin Ausgesprochene ihm darbietet, hat es ein Allgemeineres — und zuletzt das Allgemeinste, das Allbegreifende zu suchen angefangen. Es glaubt schon wirklich an dasselbe, eben weil es dasselbe sucht, wie die bewegliche Magnetnadel durch ihr Schwanken das Dasein des anziehenden Nordpunktes erweist.

Wie aber alle Wirksamkeit vom Einzelnen und vom eingeschränktesten Saamenzustand ausgeht und zu immer mannigfaltigeren Verknüpfungen fortschreitet, wie jede solche Entwicklung in einen reichhaltigeren Einigungspunkt sich sammelt, so ist auch die Aufgabe, die jetzt der höchsten Bildung vorliegt, das Ergebniß früherer, beschränkterer Entwicklungen.

Schon die Urvölker waren innerhalb ihres einzelnen Lebenskreises zu einem Allgemeinen aufgestiegen, und fast gleichzeitig mögen die Hauptvölker des alten Asiens zu jener Entwicklungsstufe sich erhoben haben, auf welcher die allgemeinere Fassung ihrer besonderen Religionen ihnen Bedürfniß geworden.

Noch höher hatten sich mehrere Jahrhunderte später die ersten Mischvölker, welche das alte Asien mit dem jüngeren Europa verknüpfen, erhoben. Selbst aus verschiedenen Urvölkern hervorgegangen, waren sie auch untereinander in Wechselwirkung getreten und das Allgemeine, welches zu Ende der alten Zeitrechnung zum Bewußtsein kam, war schon ein Umfänglicheres, als dasjenige, welches die Urvölker erzeugt hatten.

Dieses Allgemeine war aber zunächst noch ein unvollständiges, weil es nicht aus dem Wechselverkehr der gesammten Menschheit hervorgegangen war.

Erst seitdem die ganze Erde umschifft, die Religionen aller Völker zur Vergleichung gekommen, reiften die gebildetsten Völker Europas zur Erfassung des Allgemeinmenschlichen. Wurde dasselbe dann zunächst nur auf abstrakte Weise zum Bewußtsein gebracht, so ist doch alsbald aus dem Gegensatze dieses Abstrakt-Allgemeinen und

der concreten Besonderheiten, die sich neben demselben behauptet haben, das Bedürfniß und die Forderung eines Allgemeinen hervorgegangen, in welchem die Religionen aller Zeiten und Völker als Vorbereitungen und Hinweisungen auf eine allbefriedigende Menschheitsreligion erkannt werden sollen. —

22.

Die drei aufeinander folgenden Weltreligionen.

Wohl mehr als ein Jahrtausend lang hat bei der patriarchalischen Zeit der höchste Gott als Weltvater regiert, bis er durch Mose ein Gesetz gegeben und als Herr der Heerschaaren und König der Könige verehrt wurde; dann aber als allgewaltiger Geist durch die Propheten die Aufhebung des Gesetzes vorbereitet und eine neue, bessere Zeit verkündigt hat.

Immer aber, vor und nach Mose, war es der Allmächtige selbst, der die höchste Verehrung genoß.

Als aber in Christo der Sohn Gottes als der aus Alliebe Allleidende und seiner Allmacht für sich freiwillig sich entäußernde zur Vorstellung gekommen war, mußte diese zugleich göttlichere und menschlichere Idee die Herrschaft gewinnen. Wirklich trat seitdem der Vater in die unnahbare Ferne des Himmels und in die schauervolle Ewigkeit zurück, und wie das *Credo* fast nur von dem Wesen, den Thaten und der Zukunft des Sohnes zu sagen wußte, so wurde derselbe auch der vorliebige Mittelpunkt des gesammten religiösen Lebens; — Erneuerung seines Opfertodes — höchste Anbetungsfeier; — Genuß seines Fleisches und Blutes — innigste Vereinigung mit ihm; Reinigung von Sünden durch Taufe auf seinen Namen und durch Lossprechung kraft seiner Vollmacht — die beruhigende Vorbereitung auf seine richtende Wiederkunft; überhaupt Glaube an ihn, Liebe zu ihm, Hoffnung auf ihn das Wesentliche des religiösen Lebens.

Wie aber Mose in der alten, so erhob die römische Hierarchie in der mittleren Zeit den Glauben und den gesammten Kultus zum Gesetz, und wie der Geist Gottes durch die Propheten auf reineren Glauben und auf Herzensbesserung als höheren Ersatz für die Opfer hingewiesen, so wiederholte sich auch diese Erscheinung in der alternden christlichen Kirche.

Wie einerseits gegen das Kirchengesetz angekämpft wurde, so war auch die Hostie der Hauptgegenstand der religiösen Forschung, und Heiligung des Willens Hauptaufgabe des Lebens.

Aber von dem Augenblick an, als unbedingte geistige Freiheit von den Höchstgebildeten in Anspruch genommen, als das Abendmahl zu einer rein geistigen Liebesfeier erhoben, als die Gott erkennende Vernunft als höchste Richterin über Wahrheit und die gesammte Weltordnung als Offenbarung des göttlichen Wesens anerkannt wurde, war die mittlere Zeit zu Ende, und der Geist Gottes, als sich offenbarend durch allgemeine, ewige Wahrheit, in weltbildender Schönheit und durch allgemeine reine Liebe, wurde der Gegenstand der höchsten Verehrung. Alles erhielt nun eine andere Stellung und Bedeutung und mußte sie erhalten, da der Standpunkt des Menschen ein ganz anderer geworden.

23.

Weissagung.

Die alte Zeit hat — bei den Heiden auf Untergang, bei den Juden auf Restauration des davidischen, bei beiden auch auf Rückkehr der goldenen Zeit geweissagt. Das Mittelalter weissagt jüngstes Gericht und — neues Jerusalem — d. h. goldenes christl. Zeitalter, — aber das Mittelalter ist zu Ende! —

Die Weissagungen sind Frühwolken, bald roth gefärbt — und Regen, bald golden — einen sonnigen Tag verkündend; — aber weder die blutigen Rosen, noch das glänzende Gold ist das Licht selbst, sondern Vermittlung zwischen Licht und Nacht.

Alle jene Weissagungen sind nur theilweise Ahndungen der im Innern sich vorbereitenden Zukunft gewesen. Ungeahndetes trat hervor und rechtfertigte sich selbst.

Die neuere Zeit weissagt nicht mehr, sondern vollbringt; sie hat das Bewußtsein ihres Strebens und dies Streben ist ihr Geist.

24.

Die drei Bünde.

— καὶ πᾶν κατανάθημα οὐκ ἔσται ἔτι —
Apoc. 22, 3.

Die Juden rufen Gott zuweilen als ihren Vater an, weil er sie zum Volke gemacht, sie als Volk gezeugt, durch Berufung Abrahams, durch Sendung Mosis, Befreiung aus Aegypten, Verleihung des gelobten Landes und Begeisterung seiner Könige und Propheten.

Die Christen beten das Vaterunser, weil sie es von Christus empfangen, weil Gott sie durch Christum zu seinem Priestervolke geweiht, sie von dem dreifachen Joche des Gesetzes, der Sünde und der Götter-, Menschen- und Todesfurcht befreit (Röm. 8, 2. 15. 17. ebenso 7, 6), und noch täglich die Kinder des Satans durch die Taufe an Kindes Statt annimmt.

Abraham hat den alten, Christus den neuen Bund zwischen Gott und den Erwählten geschlossen, und dem Glauben der Juden zufolge wird der Mensch erst durch Beschneidung rein, also geeignet, sich Gott vertraulich zu nahen, ebenso dem kirchlichen Christenglauben zufolge der Mensch erst durch die Taufe von dem unreinen Geiste befreit und damit befähigt, dem Tische des Herrn zu nahen, und für sich und für Andere zu beten.

So sind die Juden dem Fleische nach Söhne Abrahams, dem Geiste nach aber Söhne des Gottes ihres Stammvaters. Ebenso sind die Christen dem Fleische nach Söhne ihrer leiblichen Aeltern, aber dem Geiste nach Söhne des Gottes Christi. Rufen nun die Christen den Schöpfer als ihren Vater an, wie sollten sie da nicht auch Christum als den Sohn des lebendigen Gottes erkennen, der so gern alle seine Brüder, — alle verlorene Söhne seines Vaters — wieder dem harrenden Vater zuführen möchte? —

Aber das neue Band verhärtete sich im Meinungskampfe, und wurde eisern, wie das alte Gesetz es gewesen. Und als es völlig erstarrt war, und die Verbundenen noch fortwuchsen, da mußte es endlich zerbrochen werden, sollte nicht das priesterliche Volk darin verkümmern. Und

wie das Volk Israel sich gespalten, noch bevor ein neuer Bund geschlossen, so spaltete sich auch die Christenheit, noch bevor ein dritter Bund den zweiten ersetzt.

Und auch darin ähnelt der zweite Bund dem ersten, daß in dem Einen wie im Andern ein künftiges, ewiges Bündniß geweissagt [1]) und daß viele Jahrhunderte hindurch die Weissagungen besserer Zeiten sich gemehrt haben, nachdem der aufgerichtete Bund sich als unzureichend erwiesen.

Gerade damit aber fing der neue Bund erst an, welthistorisch zu werden, daß die Verbündeten zur gläubigen Ueberzeugung gelangten, Gott solle nicht nur des ersterwählten Volkes Vater sein, sondern auch Alle zu Kindern annehmen, die aus andern Völkern an ihn glaubten, und ihren Mitmenschen wohlthäten (Apostelg. 10, f.). — Durch die Sendung Christi und seine frohe Botschaft war nur erst zwischen Jehovah und Israel der neue Bund geschlossen; — erst durch die Sendung des heiligen Geistes über Heiden und die Weisung an die Apostel zur Bekehrung derselben war der neue innigere Bund auch wesentlich erweitert worden. Christus hatte Gott verklärt; der heilige Geist verklärte ihn zum anderenmal, als er seine größere Güte offenbarte.

Ein dritter Bund bereitet sich vor, seit Gott tiefer erkannt wird und das Verbündniß unter den Menschen über alle eiserne Schranken hinausreicht. Als Christus erschien, waren Menschen jeglicher Abstammung im römischen Reiche zu staatsbürgerlichen Ehren gekommen... In neuester Zeit sind Menschen jegliches Glaubens oder Unglaubens zu Ansehen und Würde gelangt... — Ist nicht schon jetzt ein neuer dritter Bund im Geiste und in der Wahrheit geschlossen? —

Der Geist Gottes ist es, der lebendig macht. Was aber regt sich seit hundert Jahren immer lebenskräftiger in den gebildeten Völkern der neuen und alten Welt, als das Verlangen, als das Streben, ohne Rücksicht auf die altkirchlichen Glaubensbekenntnisse sich als Brüder mit einander zu verbinden und das Allgemeinmenschliche als ein unverbrüchliches Band, als offenbare Religion zur Anerkennung zu bringen? Welche Wahrheit ist bereits allgemeiner anerkannt, als die, daß jeder Mensch Gott nur nach seinem Gewissen zu verehren habe, daß er für Alles, was nicht dem Allgemeinrechtlichen zuwider, nur allein Gott verantwortlich sei, und daß der Werth und die Würde seines Glaubens, also der Religion im engeren Sinne des Wortes, — seinen Maßstab

---

1) Jer. 31, 31 ff. (Hebr. 8, 8.) vergl. Ezech. 36, 26. 27.

daran habe, daß er sich werkthätig als wohlthuend erweise gegen alle Menschen ohne Unterschied der Kirche, zu welcher sie gehören? —

Wir glauben daher die Frage wiederholen zu dürfen: „ist nicht eine neue Religion, — wie das Christenthum neu war in Beziehung auf das Judenthum, — bereits in das Leben getreten, — ist nicht wirklich schon ein neuer Bund im Geiste und in der Wahrheit geschlossen?“

25.

Das Wort der Versöhnung.

Mitten unter die Streitenden trat in der alten Welt das Christenthum, und sprach ein Wort der Versöhnung. „Friede sei mit Euch“ — war der Gruß und Segensspruch seiner Apostel; — „liebet euch unter einander und dienet einander“ — das neue Gebot, das sie verkündeten.

Aber der alte Kampf und der neue Widerstand, den die neue Lehre fand, wurden einem bösen Wesen zugeschrieben, und Christus war durch — aber nicht für den Satan gekreuzigt. Gott sollte unversöhnlich gegen den Teufel sein, wie konnte da der Mensch, der zu Gottes Ebenbild geschaffen war und dem Sohne Gottes nachfolgen sollte, — ganz vom versöhnenden Geiste der Liebe durchdrungen werden? Er mußte den Teufel und Alle, die ihm angehörten oder anzugehören schienen, hassen, und die Zahl derselben war Legio!

Das Dogma gewann die Oberhand über das Gebot der Liebe; es bildete sich zum Kirchenthume aus, und die Kirche versteinte sich im Zornkampfe gegen die Andersgläubigen.

Aber wie das Oel des Friedens in Mitten der Kirche ewig in mildem Lichte fortbrannte, wie ein heller Wassertropfen im scharfen Krystalle, wie eine Perle in mißgestalteter, finsterer Austerschale still beschlossen ruhte, — so glomm der einmal entzündete Liebesfunke in der stachlichten Schale des Kirchthumes fort[1]) und liebedürstende Gemüther, versöhnungbegierige Geister zerbrachen die harten Schalen und befreiten die schimmernde Perle.

---

1) S. u. a. Gregor's d. Gr. Ep. 62. in L. V.

Fromme Prediger ließen das Liebeslicht wieder allüberall leuchten, das sie im eigenen Herzen wiedergefunden; edle Mystiker zerschlugen den Krystall, der den lebendigen Wassertropfen gefangen hielt; Philosophen, die in der Natur überall aus dem Kampfe die versöhnende Einheit hervorgehen sahen, führten das ewige Licht aus der Kirche auch in den Staat und die Geschichte ein — und sprachen zum erstenmale in das Weltall das Gotteswort allgemeiner Versöhnung.

Und das göttliche Wort fand ein Echo in dem edlen Geiste des philosophischen Dichters, und seinem übervollen Herzen entströmte als Wiederhall:

„Diesen Kuß der ganzen Welt,
„Und die Hölle soll nicht mehr sein."

26.

Die höchsten Bestrebungen der neueren Zeit.

Die Habsucht hat das gewaltige Mittel gesucht, durch welches alle anderen Metalle, — die gleichsam auf untergeordneter Wandlungsstufe fixirt seien, — in das reine Gold, wie die Farben in's Licht, zurückgeführt werden könnten.

Ebenso suchte die irdische Lebsucht das Elixir der Unsterblichkeit, durch welches alle organische Mißklänge unfehlbar wieder in die Urharmonie des Lebens, in die Gesundheit aufgelöst würden.

Aber ein höheres Streben erwachte, und einer der edelsten Geister deutscher Nation suchte eine allgemeine Sprache und Schrift, damit alle die verschieden redenden Menschen sich verstehen und einverständigen und hierdurch wieder zu Einer gesunden Gemeinschaft erwachsen möchten.

Und an dieses Streben reihte sich bald das Trachten, aus Einem einzigen Princip die ganze Welt der Gedanken abzuleiten.

Wie nun durch dieses und jenes die beiden großen Ideen von Allgemeinheit und Einheit aufgegangen waren, so wirkten sie auch bald belebend in alle Sphären ein.

Das Aufsuchen eines Naturrechtes war nichts anderes als ein Streben, das ureinigende Band der Menschen unter einander aufzufinden, wie das Suchen einer Naturreligion das allgemeine Bindungsmittel erstrebte, durch welches die ganze Menschheit mit dem Einigen Gott vereinigt werden könne.

Und nun konnte der erstarkte Geist und das erweiterte Herz sich auch zurückwenden auf die Vergangenheit, und den erhabenen Gedanken

einer Geschichte der Menschheit fassen, in welcher die ganze Fülle der Ereignisse in eine einige harmonische Anschauung zusammengefaßt würde.

Aber in diesem Streben wurde das Bedürfniß der Harmonisirung immer lebendiger; es zog den ganzen Himmel und die ganze Erde in die rhythmische Strömung hinein, es eignete sich jede einzelne Wissenschaft an, und jede Kunst und jede Kunde, wurde hiermit immer gediegener und energischer.

So geht denn jetzt das höchste Streben der größten und edelsten Geister darauf hin, nicht mehr aus einem abstracten Princip ein ganzes Weltsystem hervorzuspinnen, sondern alles Wissen nach seinem immanenten Zusammenhang zu einem einigen organischen Systeme zu gestalten; — nicht mehr außerhalb des sogenannten positiven Rechtes ein abstractes Naturrecht aufzustellen, sondern das alle Menschen, alle Nationen wesentlich verknüpfende göttliche Vernunftrecht zu einer allgemeinen Wirkensnorm zu construiren; — nicht mehr eine abstracte Naturreligion über alle positiven Religionen zu erheben, sondern die absolute Religion zu entdecken, in welche dieselben sich auflösen könnten, weil sie allen Bedürfnissen des ganzen Menschen zu genügen und jede bisher noch forttönende absolut scheinende Dissonanz in einen einzigen großen Weltakkord aufzulösen vermöchte. —

27.

Geist der Geschichte.

Vor der Geschichte liegt die erste Entwicklung des Gegensatzes zwischen ursprünglicher Natur und erster menschlicher Kultur, und der ältesten, nebelhaften Ueberlieferung gehören die Sagen an von gewaltigen Eroberern und friedlichen Zügen völkerbeglückender Könige, als der ersten Religionsstifter und Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes. Natürliche Selbstsucht wollte sich die Völker mit dem Schwerte unterwerfen; die erste religiöse Bildung durchzog die Länder mit dem Oelzweig, mit Kornähren und Weinranken in beiden Händen, lehrte Ackerbau und Künste, stiftete heilige Ehen und verbreitete mildere Gesetze und Religionen.

Aber diese Religionen reichten nicht über das irdische Leben hinaus, und die Verheisungen zeitlichen Segens verloren allmählig ihre sittigende Macht durch die immer allgemeinere Erfahrung, daß auch Fromme und Gerechte ihr Leben lang leiden mußten.

Und wieder erhoben sich eroberungssüchtige Könige und zerbrachen mit der Schärfe des Schwertes die natürlichen Völkerscheiden, bis zuletzt ein ganzes Volk von königlichen Kriegern sich alle Fürsten und Völ-

ker der alten Welt unterwarf. Zwar suchten die Römer nur die Befriedigung ihres irdischen Gelüstens; aber in der Hand der Vorsehung wurde ihr Schwert zur Pflugschaar, welche den Acker bereitete für eine himmlische Aussaat.

Aus dem niedrigsten Stande des unterdrücktesten und verachtetsten Volkes erhob sich ein Mann des Friedens, und verkündigte Vergebung der Sünden, das neue Gebot der Liebe und das Nahen eines himmlischen Reiches. Mit einer Dornenkrone ließ er zum Könige dieses Reiches sich krönen, bestieg den welterobernden Thron durch das erhabenste Beispiel selbstverläugnender Aufopferung, und befestigte ihn durch die Versicherung ewigen Lebens und unverwelklicher Kronen für Alle, die ihm nachfolgen würden.

Und das Abendland glaubte an den herabgestiegenen, gekreuzigten und wieder aufgefahrenen Thronerben des Himmelskönigs und an sein künftiges Himmelreich, und dieser Glaube vereinigte die Völker Europa's zu gleichem Streben nach einstiger — ewiger Glückseligkeit, und dieses Streben gestaltete die christliche Kirche.

Aber der neue Lebenskeim, der in die Menschheit eingesenkt worden, war zunächst von einer harten Saamenhülle umgeben, und mußte erst verwesen, bevor sein innerster Kern sich zur vollen Blüthe entfalten konnte.

Das Göttliche war zunächst selbst nur als kämpfend mit der Welt und ihrem zeitlichen Herrn aufgetreten, und wie dieser für's erste innerhalb seines Reiches triumphirt hatte, so war dagegen über ihn und seine Anhänger eine ewige Gefangenschaft unwiderruflich verhängt. Der einstige Sieg Gottes wurde nicht als Versöhnung, sondern als rächende Unterwerfung des ewigen Feindes vorgestellt. Der Mensch war zugleich Wahlstätte und Preis des Kampfes, und die einzige ihm gestellte Aufgabe war, die Verdrängung des bösen Weltlichen durch das Göttliche, Widerweltliche nicht zu hindern.

Dieser ursprüngliche und unbedingte Gegensatz hatte unausbleiblich eine doppelte Spannung zur Folge: im Innern der Kirche unbedingte Herrschaft der vorkämpfenden Vertreter Gottes über alles Weltliche, — nach Außen unversöhnliche Feindschaft gegen alles Widerstrebende, mit anderen Worten: schlechthin übermenschliche Autorität und schlechthin widermenschliche Ausschließlichkeit.

Wie nun das Gebot und das Beispiel der Liebe und das Bezeugniß der Auferstehung und die Versicherung der Unsterblichkeit alle Völker Europa's zur Christenheit vereinigte, so spannte die Lehre von ewiger Feindschaft sie feindlich gegen alle Andersgläubigen; so spaltete die Nothwendigkeit unbeschränkter geistlicher Gewalt und Ausschließlichkeit die Christenheit selbst wieder in Kirchen, die einander noch bitterer haßten, als früher die eigensüchtigen Völker sich einander gehaßt hatten.

6*

Und Rom wollte noch einmal die Welt beherrschen und in seiner Hand verkehrte und verwandelte das Leidens- und Liebeskreuz sich in ein Eroberungs- und Racheschwert, und mit der Fackel des christlichen Glaubens entzündete es die Scheiterhaufen grausamer Glaubensgerichte.

Aber alle nur unterdrückten, nicht versöhnten Mächte, erstarkten in gleichem Verhältniß mit dem zunehmenden Druck, und in demselben Maße, in welchem Gegensatz und Spannung, Widerspruch und Feindschaft, steigerten sich auch Bedürfniß, Forderung und Erstrebung der Ausgleichung, Befriedung und Versöhnung.

Rechtsgefühl, Gewissensfreiheit. Schönheitssinn, Menschlichkeit, Vernunftthätigkeit, Frohsinn, Weltgenuß, kurz, alle mehr oder weniger unterdrückten Mächte erhoben sich nach und nach gegen die Unterdrücker, und nöthigten sie zur Selbstvertheidigung. Und jeder Fußbreit des gelobten Landes der Freiheit und Humanität mußte erkämpft werden, weil dem Menschen nur Kräfte und Stoff gegeben sind, er aber Alles Andere durch eigene Kraftübung erringen und behaupten soll.

Und wie der Kampf sich fortsetzte, wurde jede der beiden Parteien — sich selbst immer schärfer zu bestimmen – genöthigt. Die Vertheidiger der Unterdrückung mußten immer erbitterter, — ihre wahrhaften Gegner immer milder und freisinniger werden. Jene aber mußten eine Verschanzung nach der andern aufgeben, und, nachdem der weltliche Arm sich ihrem Dienste entzogen, ihre Gegner unaufhaltsam vordringen sehen. Dekretalen, canonisches Recht, ältere, älteste Kirchenlehre, Urchristenthum, altes Testament, mit Einem Worte: die kirchlich festgestellte, zur unbeschränkten Autorität erhobene Ueberlieferung — mit allen Voraussetzungen und Vorurtheilen der Vergangenheit — wurde nach und nach in den Kampf hineingezogen, und im Schmelztiegel freier Forschung und Prüfung ihrer unbedingten Geltung entblößt, — bis jetzt am Ende, nach Abstreifung alles nur Abgeleiteten, nur Gefolgerten, die Principien der beiden Parteien, auf den einfachsten Ausdruck zurückgeführt, sich einander gegenüberstehen, als ewig unversöhnliche Feindschaft und allversöhnende Liebe.

Diese letztere nun ist der, nach Zerbrechung der harten Saamenkapseln, zur frischen Grünung an das Licht hindurchgedrungene göttliche Lebenskeim, der fortan zum menschheitlichen Lebensbaume sich entfalten will, um nach Auflösung des allzerreißenden Widerspruchs mit seiner blühenden Friedenskrone die Menschheit zur einigen Gemeinde und das Universum zum einigen Tempel des alleinigen Gottes einzuweihen! —

II.

Zur Kulturgeschichte.

Zur Kulturgeschichte.

1.

China.

Am Ende der uralten orientalischen Welt liegt ein Land von 120,000 Quadratmeilen, welches nach amtlichen Zählungen nicht weniger als dreihundert Millionen Einwohner haben soll. Die Geschichte seiner Kultur verliert sich in das Geheimniß, welches die Wiege des Menschengeschlechtes mit heiligem Grauen umhüllt. Stiegen die Urväter seines Volkes von den Anhöhen des inländischen Honan herab, oder sind sie in der ersten Morgenstunde des großen Menschentages vom Himalaya her eingewandert? Wie Aegypten und Indien — birgt China die Anfänge seiner Gestaltung in einer Nacht, aus welcher uns nur die höchsten Gebirge der Erde, das ungeheure Weltmeer überragend, von der Zukunft träumend — entgegendämmern. Während aber Aegypten schon seit bald zwei Jahrtausenden zur Mumie geworden, und Indien, wie ein ablebender Greis nur noch von den Trümmern seiner Kindheit sein unselbstständiges Dasein fristet, hat China selbst seine mongolischen Ueberwinder in den urmächtigen Kreislauf seines zähen Lebens hineingezogen, und bis auf die neueste Zeit siegreich allen Anfechtungen europäischer Neugierde und Habsucht widerstanden. Selbst die geschmeidige List jenes Ordens, welcher seinem dreifachgekrönten Oberhaupte und mittelst desselben, sich selbst die ganze Erde unterwürfig machen wollte, ist gescheitert an der Klugheit der chinesischen Hierarchie. Erst, — seit die Welteroberungs-Ansichten bornirter Missionaire dem Welterkennungs- und Weltbildungsstreben aufkeimender Humanität zu weichen begonnen, hat eine vorurtheilsfreie Forschung sich die Wege zur Erkenntniß jenes räthselhaften Landes und seines unvordenklichen Kulturstandes gebahnt.

Den reichsten Beitrag hierzu liefert das kürzlich in England erschienene und bereits von Pichard in's Französische übertragene und von Bazin dem Aelteren mit Nachträgen versehene Werk von J. T. Davis, ehemaligem Präsidenten der indischen Compagnie in China. Es enthält eine „allgemeine Beschreibung der Sitten, Gebräuche, gesellschaftlichen, politischen und religiösen Einrichtungen, der Natur-Erzeugnisse, Künste und Wissenschaften, der Manufakturen und des Handels des chinesischen Reiches," und gibt in zahlreichen Holzschnitten treue Abbildungen der merkwürdigsten zur Sprache gebrachten Gegenstände. Da der Verfasser in den zwanzig Jahren, in welchen er in verschiedenen Provinzen jenes Reiches residirt, Gelegenheit gefunden, genaue Kunde von Allem zu gewinnen, was er uns hier beschrieben; so hat er sich durch sein „China" den gerechtesten Anspruch auf den Dank aller Gebildeten erworben, und wir erfüllen nur eine Pflicht gegen ihn und unsere Leser, indem wir durch Zusammenstellung einiger Hauptresultate jener Forschungen die Aufmerksamkeit auf das Werk selbst hinzulenken versuchen; nur hier und dort einige verknüpfende Gedanken einwebend, und die flüchtigen Andeutungen mit einem Rückblick auf Europa beschließend.

*

Die Chinesen selbst bezeichnen ihr Reich mit dem Namen Tschong-Kuë, Reich der Mitte, oder Centralvolk. Die beiden Charaktere, mit denen sie dies bezeichnen, sind ideographisch. Der erste stellt ein kleines Parallelogramm vor, welches in der Mitte durch eine Querlinie durchschnitten wird. Dies bedeutet die Mitte oder die Centralaxe eines Gegenstandes. Das zweite Zeichen ist ein Viereck, — ursprünglich ein Kreis, — womit Grenze oder Umschränkung einer Sache angedeutet wird. In der Mitte dieser Figur sind die Zeichen eines Mundes und einer Lanze. Der Mund bedeutet, daß das Wort das geistige Attribut der Nation ist — und den Endzweck, kraft dessen sie constituirt ist; — die Lanze: daß das Volk sich im Kriegsverhältniß mit allen übrigen Völkern befindet. Das Wort, der Befehl des Oberhauptes stellt die Ordnung im Innern fest, die Waffen sichern ihre Unverbrüchlichkeit nach Außen. — Wie bei allen ältesten Völkern, wird auch von den Chinesen die gesammte sociale Einrichtung als die Verwirklichung des Willens ihrer Gottheit angesehen. Was nicht in diese Ordnung aufgenommen, das ist gottlos, und hat keinen Antheil an dem Rechte, welches Gott nur seinem Volke offenbart. Wirklich bezeichnen die Chinesen alle Völker, die das Reich der Mitte umgeben, als „Söhne des Dämons" als ungläubige, verdun-

kelte Menschen, die alle ganz oder theilweise blind sind, als Hund-Menschen (yao-jin) oder Wolf-Menschen (lang-jin), die man, wie Thiere, nur durch Gewalt oder List im Zaume zu halten habe, in Beziehung auf welche das Religions- und Staatsgesetz nur Krieg und Diebstahl gestattet. Zwischen ihnen und den „erleuchteten“ Gläubigen ist kein dauernder Friede möglich. Die Ordnung unter den letzteren möchte sich wohl, von dem uralten strengen Rechte des Hausherrn ausgehend, in aufsteigender Linie gestaltet haben. Als Vater besitzt derselbe eine fast unbeschränkte Gewalt über seine Kinder. Er kann sie aussetzen und verkaufen. Auf Tödtung des Kindes weiblichen Geschlechtes ist keine Strafe gesetzt. Tödtet der Vater selbst den schon erwachsenen Sohn, so wird er dafür nur mit dem Bambus und einjährigem Gefängniß gestraft. Wenn aber der Sohn sich gegen die väterliche Gewalt aufgelehnt, dann fällt selbst diese Strafe weg. Hat er vollends dem Vater gedroht oder die Hand gegen ihn erhoben, dann ist der Sohn der Strafe des „langsamen Todes,“ oder nach anderer Bezeichnung — „dem Tode der 10,000 Stücke“ verfallen. Die Ehen der Kinder werden ebenwohl nur von den Vätern geschlossen, wie denn die für einander Bestimmten nicht eher, als bei der Trauung sich zum erstenmale sehen.

Als Mann ist der Hausherr fast unbeschränkter Gebieter über das Weib. Ausdrücklich erklärt das chinesische Gesetz: „als Tochter gehört das weibliche Wesen dem Vater, als Gattin dem Manne, als Wittwe und Mutter — dem Sohne.“ Scheiden kann der Mann sich vom Weibe wegen Unfruchtbarkeit, persönlichen Gebrechen, Ehebruch, Diebstahl, Ungehorsam; schlechten Charakter und sogar wegen Geschwätzigkeit, in der That also fast ganz nach Gutdünken.

Ueber den Sclaven (Nù)[1]) schaltet und waltet der Herr nach Belieben; er kann ihn ungestraft tödten, wenn er einen gesetzlichen Grund dafür hat. Tödtet er ihn ohne solchen Grund, dann hat er nur die Strafe des Bambus oder eine Geldstrafe zu erleiden.

Wie nun der Vater der fast unbeschränkte Herr der gesammten Hausgenossenschaft, so ist er dem Gesetz nach auch Eigenthümer des gesammten Familiengutes, obgleich er im gewöhnlichen Leben sich nur zum Verwalter und Austheiler desselben macht. Immer aber bleibt der Vater mit seinem Gute der feste Mittelpunkt, um den die Familie wie um ihr Lebenscentrum sich sammelt. Nur auf beschränkte Zeit können die Mitglieder derselben sich von ihm entfernen, und wenn sie auf der Reise sterben, werden sie dahin zurückgebracht, um in ihrer Mitte beerdigt zu werden.

---

1) Das Schriftzeichen für einen Nù ist eine Hand, die auf einer Frau lastet.

Vom Familienvater, nach dessen Tod der älteste Sohn Herr der Familie wird, steigt nun die Staatshierarchie in folgender Weise bis zum Kaiser empor: Je zehn Hausväter bilden ein Kia (Dekurie), je hundert ein Pao (Centurie), von denen jedes unter einem eigenen Oberhaupte steht. Die Pao's bilden Bezirke, über deren jeden ein Mandarin gesetzt ist; die Bezirke laufen wieder in Provinzen zusammen, von denen jede einem Vizekönig (Fu-yuen) unterthan, wie alle 18 Fu-yuen, die die höchste Gewalt über ihre Provinzen besitzen, dem Kaiser unterworfen sind.

Der Kaiser aber ist der Sohn des Himmels-Gottes (Tien) und der Sonne, Herr der Schätze, des Wortes, König der 10,000 Jahre. Er allein verehrt seinen Vater, den Tien; denn das Volk betet eigentlich den Kaiser an, und die göttlichen Ehren, die ihm, werden ebenwohl auch seinem leeren Throne und dem Schirme von gelber Seide, der den Menschen seine Gottheit verbirgt, erwiesen.

Seine Residenz ist zu Peking, welches den materiellen Mittelpunkt und Gipfel des Reiches bildet, wie der Kaiser selbst das sittliche Centrum und der Culminationspunkt der Hierarchie ist. Sein allerhöchster Willensbeschluß, auf gelbe Seide geschrieben, wird an die 18 Oberhäupter der Provinzen gesendet, die bei dessen Empfang Weihrauchwolken aufsteigen lassen und sich zur Erde niederwerfen, das Antlitz nach Peking gewendet.

Er ist auch Eigenthümer des gesammten Grundes und Bodens des Reiches; er verpachtet denselben und bezieht von den Pächtern einen Zins von ungefähr 10 vom Hundert. Wie aber alle Unterthanen ihn als ihren unbeschränkten Oberherrn im Bürgerlichen und Religiösen zu verehren haben, — so opfert er allein mit seinem unmittelbaren Repräsentanten, — nämlich seinen Söhnen, seinen Brüdern und den 18 Vizekönigen, — in den Tempeln des Staates, und bringt als Hoherpriester seines Volkes dem Himmelsgott seine Huldigungen, Bitten und Danksagungen dar.

Seinen Nachfolger ernennt er selbst, und nichts beschränkt seine Wahl.

Auf diese Weise gipfelt die Staatshierarchie, vom Familienhaupte beginnend, in dem unumschränkten Kaiser, und mittelst dieses irdischen Oberhauptes in dem überirdischen Weltherrn, von welchem alles Recht und Gesetz urständet.

Das himmlische Gesetz ist nun die eigentliche Seele des Ganzen, und in Beziehung auf dasselbe unterscheidet sich der Staatsorganismus in zwei große Systeme. Ueber dem eigentlichen Nährstand, als der Grundlage des Staats-Gebäudes, erhebt sich nämlich einerseits der Gelehrtenstand zur Erforschung und Verwaltung, anderseits der Wehrstand zur Vollstreckung und Vertheidigung des Gesetzes.

Zur Bildung des Gelehrtenstandes besteht — oder soll zum wenigsten bestehen — in jedem Pao eine Gemeind- oder Primairschule. In jedem Jahre begeben sich die Schüler derselben in den Hauptort des Bezirkes, wo sie, nach bestandener Prüfung den Titel eines Sieu-tsaï (ungefähr soviel, als in Frankreich bachelier) empfangen.

Alle drei Jahre werden die Sieu-tsaï's in der Hauptstadt ihrer Provinz in Gegenwart eines dazu abgesandten Mitglied's des kaiserlichen Collegium's der Han-Lin geprüft, und können hier den Titel eines Kiu-jin (etwa Licenziat) erhalten. Diese Licenziaten concurriren demnächst zu Peking, um die Würde eines Tsin-ssé (Doktor) zu erwerben. Die Doktoren endlich haben im kaiserlichen Palaste eine letzte Prüfung zu bestehen, in Folge welcher sie zum Mitgliede des kaiserl. Colleges der Han-lin erhoben werden können. Der Kaiser aber wählt demnächst seine Minister und Vizekönige unter den Han-lin's, die Bezirksverwalter unter den Tsin-ssé's, und die niederen Mandarine unter den Kiu-jin's.

Die vier Hauptminister des Kaisers bilden nun die innere Kammer des höchsten Rathes, und vereinigt mit einer gewissen Zahl von Beisitzern — den großen Staatsrath. Neben diesem giebt es noch sechs besondere Rathscollegien (Lou-pou), nämlich: den Rath der Mandarine, der die Personalien der Verwaltung besorgt, den Rath der Einkünfte, den Rath der Ceremonien und Ritualien, den Kriegsrath, den höchsten Rath der peinlichen Rechtspflege und den Rath der öffentlichen Arbeiten.

Außerdem hat noch ein Amt der auswärtigen Angelegenheiten (Li-fan-yuen) die Verhältnisse des Reiches mit dem Auslande zu reguliren, und ein Censoramt (Tutscha-yuen), welches aus 50 Mitgliedern besteht, die Verwaltung der Provinzen zu beaufsichtigen und darüber dem Kaiser zu berichten. Diese Censoren sind die einzigen im ganzen Reiche, welche die Handlungen der höchsten Staatsgewalt tadeln dürfen — ohne dadurch das Leben zu verwirken.

So findet die Hierarchie des Gelehrten-, und näher des Beamtenstandes, — der das Wissen, das Selbstbewußtsein des Mittelreiches constituirt, in dem Tu-tscha-yuen gleichsam ihr Gewissen, welches an des Himmels heilige Gesetze zu erinnern befugt, die vom Himmel herabsteigende, vom Kaiser bis zum Hausvater sich abstufende Herrschgewalt mittelst des, von unten nach oben sich gestaltenden Gelehrtenstandes, durch die geistige Macht der Censoren an den Himmel wieder anknüpft.

Zur Aufrechthaltung dieser Staatsordnung im Inneren und zu ihrer Vertheidigung gegen die äußeren Feinde ist gegenwärtig der Wehr-



stand in folgender Weise constituirt. Der Oberfeldherr (Tsiang-kiun) des eigentlichen activen Heeres befehligt 8 Abtheilungen, jede aus 10,000 Tartaren bestehend, die auf ähnliche Weise bis zum gemeinen Soldaten sich abstufen, wie das bürgerliche Heer der 18,000 Mandarine vom Kaiser herab bis zum Amtmann des einzelnen Bezirkes. Wie in diesem Beamtenheere das Wissen, so bahnen im Kriegsheere den Weg zu den höchsten Würden die körperliche Kraft, die Fertigkeit im Bogenschießen und im Reiten, der Muth und Eifer bei Unterdrückung der nicht seltenen inneren Aufstände. Neben diesem streng disciplinirten, stets schlagfertigen tartarischen Heere ist die ursprüngliche Nationalbewaffnung noch als eine Art von Landwehr vorhanden, die aus 6 bis 8malhunderttausend Chinesen besteht. Diese, ihren Hausstand und ihr Nahrungsgewerb nicht verlassend, beziehen nur eine sehr geringe Löhnung, sind aber auch zum wirklichen Kriegsdienste sehr wenig brauchbar. Da ihnen die Staatsmaxime immer wiederholt wird: „ein kühner Soldat, der einen verwegenen Muth besitzt, müsse gestraft werden" —; so kann man wohl sagen, die Nationalgarde der Chinesen fürchte immer, Muth zu haben. —

Dies ist gegenwärtig die Staatsverfassung des chinesischen Reiches, die in vielen wesentlichen Beziehungen an die streng autokratische Einrichtung des russischen Kaiserthums erinnert, nur mit dem bedeutenden Unterschiede, daß die Tartaren hier den mächtigsten Theil des Reichsadels bilden und der Kriegerstand in gleichem Maße das Uebergewicht ersetzt, wie in China der Stand der Gelehrten.

Im Mittelreiche tendirt der ganze Staatsorganismus auf Erhaltung des inneren bürgerlichen Friedens durch strenge Bewahrung des uralt Herkömmlichen. In Rußland ist die Einrichtung durchaus militärisch und erzielt faktisch die Nation zu einer ungeheuren Kriegsmacht. Während in China vielleicht eine Million Literate den Pinsel senken, um ihre bornirte Weisheit in zierlichen Schriftzeichen auf zartes Seidenpapier niederzulegen, — erhebt sich in Rußland eine Million Bajonette, die einem einzigen unbeschränkten Herrn dienstbar, mit ihren Spitzen bereits Teheran, Stambul und die Hauptstadt des fernen Occidents bestreift haben, und unter den Befehlen eines eroberungslustigen Helden die alte Welt ebenso mit Krieg überziehen könnten, wie China mit seinen Gelehrten nur dadurch so lange seinen inneren Frieden bewahrt, daß es, durch ungeheure Wüsten, Meere und Gebirge von der übrigen Welt geschieden, einem absoluten Conservatismus oder Quietismus gehuldigt.

So bilden China und Rußland durch die indifferente Wüste gesondert, die äußersten ost-westlichen Pole des alten Asiens, einander wesentlich verwandt und doch auch wesentlich entgegengesetzt, während das öde,

starre Siberien mit seinen Unglücklichen und Sträflingen den Nordpol bildet zu dem weichen, brahminischen Indien mit seinen Schätzen uralter, geistiger Bildung, und seinen Muni's, seiner Priesterherrschaft und seinen Hospitälern für — leidende Thiere! — Wie strenge indeß in jenen zwei collossalen Autokratien im Südosten und Nordwesten von Mittelasien — die mandarinische und militärische Disciplin auch gehandhabt und Alles — vor Allem auf Wahrung des unbedingten Gehorsams berechnet wird, so bestätigen doch die Angaben des Hrn. Davis in Beziehung auf China, was die Geschichte in Bezug auf Rußland und mehrere andere europäische Länder erwiesen, daß da, wo den menschlichen Kräften und Strebungen im Inneren kein zureichender Spielraum gesetzlich gesichert, wo nach außen ihr freier Verkehr mit den fortschreitenden Völkern völlig oder theilweise gehemmt wird, im Verborgenen sich krankhafte Zustände entwickeln, die früher oder später für den bisherigen Staatsmechanismus zu einem lebensgefährlichen Ausbruch gelangen.

So berichtet uns Davis von mehreren geheimen Gesellschaften in China, von denen die am weitesten verzweigte, die der San-ho-haei (der Drei-Einigen) weit gefährlicher noch als die der weißen Lilie und der himmlischen Vernunft, die gewaltsame Abschüttlung des tartarischen Joches beabsichtigt und dem jetzigen Kaiser keine geringe Besorgniß erweckt. Daß anderseits dem Vernehmen nach – auch in Rußland im Stillen sich ein Gegensatz zwischen altrussischem und tartarischem Adel, zwischen Moskau und Petersburg entwickelt habe, ist der Natur der Sache nach nicht für unwahrscheinlich zu halten. Es würde dies einer leicht wahrnehmbaren Tendenz der neuesten Zeit entsprechen, in welcher in fast ganz Europa die Nationalitäten sich in ihrem eigenthümlichen Wesen zu erfassen und demgemäß zu gestalten bestrebt sind. Zu den merkwürdigsten welthistorischen Thatsachen würde es aber gehören, wenn diese Tendenz jetzt ebenso im fernen China sich regte, wie vor länger als zwei Jahrtausenden fast gleichzeitig mit Sokrates — Kong-fu-dse sich als Moralprediger im Reiche der Mitte erhoben. —

2.

Das Alttestamentarische in Oberasien,

(von Bohlen, J. Roberts und de Paravey).

Professor v. Bohlen, einer der ausgezeichneteren Orientalisten Deutschlands hat in der kürzlich von ihm herausgegebenen Schrift: Die Genesis (hist., krit. erläutert) nachgewiesen, daß das erste Buch Mosis erst im Zeitalter des Jeremia oder um die Zeit des babylonischen Exil's, also in der ersten Hälfte des VI. Jahrhunderts v. C. geschrieben, wenn auch bei deren Abfassung ältere Urkunden oder Ueberlieferungen benutzt worden sein mögen. Höchst wahrscheinlich liege (worauf schon Andere hingedeutet) dem Ganzen der Genesis eine alte Urschrift zum Grund, worin Gott: Elohim genannt. Diese Urschrift, welche ausländische, besonders polytheistische Ideen enthalte, sei von mesopotamischen oder chaldäischen Ueberlieferungen ausgegangen, bewege sich in oberasiatischen Vorstellungen, stehe bis zu Abraham entschieden auf chaldäischem Boden, und trage in der Erzählung der Fluth durch das geregelte Sonnenjahr ein chald. Datum aus dem 7ten Jhdt. Diese Urschrift wäre dann von einem israelitischen Dioskeuasten, dem die Stücke mit dem Namen Jehovah angehörten, eingeschaltet und überarbeitet worden. Von Bohlen weist dann im Einzelnen nach, daß besonders die eilf ersten Capitel der Genesis oberasiatische Mythen enthalten, und erläutert bei der Auslegung dieser Urkunde sehr vieles aus der Indisch-Persischen Sprache und Vorstellungsart. —

Diesen gelehrten Forschungen des Königsberger Professors schließen sich J. Robert's Illustrations of the bible (Lond. 1835) an, insoweit derselbe nachgewiesen, wie die Sitten und Gebräuche, deren im alten Testamente Erwähnung geschieht, in sehr vielem mit den noch jetzt in Indien herrschenden übereinstimmen. Er glaubt aber hieraus einestheils die Aechtheit jener alten Urkunden, anderntheils die gemeinsame Abstammung der Juden und Hebräer erweisen zu können.

Von Paravey aber macht in seinem kürzlich erschienenen — Essai sur l'origine unique et hiéroglyphique des chiffres et des lett-

res de tous les peuples — auf die Uebereinstimmung aufmerksam, welche zwischen Thatsachen und Daten des alten Testaments und denen der ältesten chinesischen Bücher stattfinden. Zur Erklärung dieser Concordanz sucht er es wahrscheinlich zu machen, daß die Chinesen bei ihrer ersten Wanderung nach dem äußersten Osten die vielleicht vorfluthischen Schriften der Aegypter, Babylonier und Perser mitgenommen und demnächst für eigene ausgegeben hätten. —

3.

Israeliten in Afrika, Asien und Amerika.

Uralte Judencolonie in Habessinien.

Mit Beziehung auf Bruce und Rüppell wird in der bei J. D. Sauerländer erschienenen wissenschaftlichen Zeitschrift für jüdische Theologie (I. 261) berichtet, daß in Habessinien eine Colonie von Juden existire (im Lande heißen sie *Falasjans*, d. i. Exilirte), aus deren Tradition hervorgehe, daß sie dahin gekommen, als Judäa von Nebukadnezar erobert worden, und nicht nur ihre Sitten, Gesetze und heil. Bücher, sondern auch ihre Sprache bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Diese Auswanderer wären also wohl die einzigen, bei denen das Hebräische lebend geblieben.

*

Schwarze Juden.

Vor kurzem sind in Madras die Reisen des Rabbiners David, von Beth Hillel, erschienen. In diesen wird berichtet, daß in der Stadt Cochin 200 durchgängig verarmte Familien von weißen Juden wohnen, die aber „zu stolz sind, um zu arbeiten, und lieber ihre Zeit in Müßiggang und Elend hinbringen.“ In den umliegenden Dörfern, — Aenalata, Schynoth und Malla, — wohnen aber 1500 Familien schwarze, oder vielmehr schwarzbraune Juden, welche durchgängig Handwerker sind. „Ihre Felder und Gärten lassen sie von Hindus bebauen.“ Während die weißen kaum noch lesen und schreiben, und das A. T. nur wenig kennen, sind die schwarzen im Allgemeinen unterrichtet,

und lesen die h. Schr. im Hebräischen. Die letzteren stammen, der Behauptung der weißen zu Folge, — „von Negersklaven ab, die von ihren Vorfahren gekauft, von einem Reichen bekehrt und in Freiheit gesetzt worden seien; — ihrer eigenen Versicherung nach wären sie aber „die Nachkommen jener Kinder Juda's, die während der ersten Gefangenschaft nach Indien gebracht worden, und dort verblieben seien." —

*

Die zehn Stämme Israel in Nordamerika?

Herr Sam. Frey, ein in Deutschland geborner Israelit, der in England sich hat taufen lassen, gibt jetzt (1837) zu New-York in Nordamerika, unter dem Titel „the jewish intelligencer," eine, zunächst seinen ehemaligen Glaubensgenossen bestimmte Monatschrift heraus. In derselben sucht er, — was schon Andern, namentlich William Penn, James Adair, Dr. Jonathan Edwards u. s. w. wahrscheinlich gefunden, als gewiß darzuthun, daß nämlich die nordamerikanischen Indianer die Abkömmlinge der (angeblich) verkommenen zehn Stämme Israel's seien. Er gründet seinen Wahrscheinlichkeits-Erweis hauptsächlich auf folgende Punkte: 1) Spuren des Hebräischen in der Sprache der Indianer, 2) die Verehrung des „großen Geistes," der an Jehovah erinnre; 3) Verwandtschaft einzelner indischer Volkssagen mit biblischen Ueberlieferungen; 4) Aehnlichkeiten in Sitten, Vorurtheilen, religiösen und andern Einrichtungen der Indier mit denen der Juden. — Man vergleiche hiermit, was im Feuilleton zu Nro. 60 aus Dickenson's Vortrag in der asiat. Gesellschaft zu London, und a. a. O. über eine jüdische Niederlassung im Inneren Afrika's angeführt worden.

4.

Die Chronik des Rabbi Joseph.

Rabbi Joseph, Ben Josua, Ben Meir, der Sphardi (d. h. der Spanier) von vertriebenen spanischen Israeliten abstammend, kam 1496 zu Avignon zur Welt, wurde aber später zu Genua ansässig, wo er seine Geschichte — mit gelehrter Nachahmung der alten hebräischen Geschichts-

bücher schrieb. F. Bialloblotzky hat sie aus dem Hebräischen in's Englische übersetzt, und 1836 unter dem Titel: Chronicles of Rabbi Joseph the Sphardi in 2 Theilen herausgegeben. — Der erste von Adam bis zum J. 1520 n. Chr. reichende Theil enthält, was R. Joseph von seinen Glaubensgenossen überlieferungsweise in Betreff der Verfolgungen und Mißhandlungen erfahren konnte, welche der, durch die Kreuzzüge entzündete, oder vielmehr gesteigerte Fanatismus über die Juden gebracht hatte. In dem zweiten Theil der sich über die 33 nachfolgenden Jahre verbreitet, erzählt der Chronist uns, was er selbst erlebt, gesehen, oder durch zuverlässige Berichte seiner Zeitgenossen erfahren. Er lebte aber in jener fürchterlich großen Zeit, in welcher die Eroberung Constantinopels, die Selbstemancipation der Fürsten von der päpstlichen Gewalt, ihr Kampf mit dem Adel und vor Allem: die kirchliche Reformation — ganz Europa in Aufruhr versetzten und alle bisherigen Verhältnisse mehr oder minder gewaltsam veränderten. Rabbi Joseph war selbst Zeuge der Auftritte bei der Verschwörung Fiesco's und persönlich mit Andreas Doria bekannt. Er gibt uns eine genaue Beschreibung der Schlacht von Pavia, und erzählt, wie Bourbon's schwarze Banditti nach der Einnahme von Rom alles Silber und Gold aus den Kirchen und Schlössern geraubt, „die Religion der Heiligen auf den Straßen in den Koth getreten, die Kardinäle und Priester verspottet, und in den Gewändern derselben gotteslästernd einhergezogen;" — dann aber auch „die ihnen preisgegebenen Juden beraubt und mehrere von ihnen getödtet haben." — Wie nun die Christen zur Zeit, als sie noch von den Heiden verfolgt wurden, sich um so inniger in brüderlicher Liebe aneinanderschlossen, und einig im Glauben auch noch einig waren in begeisterter Hoffnung auf die zweite Herabkunft des Erlösers und sein tausendjähriges Reich, — so zeigte sich auch bei den Juden, in Folge der mittelalterlichen Verfolgungen, ähnliches festes Zusammenhalten und Glauben und Hoffen. Auch sie hofften auf Erfüllung ihrer Weissagungen, wonach der Saame Abrahams die Welt beherrschen und alle übrigen Völker von Sion herab ihre Gesetze empfangen sollten. Theilweise stimme hiermit die in der katholischen Kirche fortgepflanzte Ueberlieferung, daß in den letzten (immer nahgeglaubten) Zeiten die Juden wieder in Palästina gesammelt und dann zum Christenthume bekehrt wurden. Hieraus erklärt sich, was R. Joseph uns von einem Abentheurer, Namens David und von Salomon Molcho erzählt, und was theilweis hier übertragen werden mag, und eine Anschauung von der schlichten Darstellungsweise des Annalisten zu geben.

Ein Jude, mit Namen David, kam in jenen Tagen aus einer fernen Gegend von Indien an den Hof des Königs von Portugal und

sprach also zu ihm: „Ich bin ein Hebräer, und ich fürchte den Herrn, den Gott des Himmels; und mein Bruder, der König der Juden, sendet mich zu dir, o König, um Hülfe. Und nun — sei du uns ein Helfer, und wir wollen gegen den Türken Solyman in den Krieg ziehen und das gelobte Land ihm aus den Händen reißen.“ Und der König sprach zu ihm: „Friede sei mit dir! Und nun gehe; ich will dich zu dem Hohenpriester senden, und was immer derselbe sagen wird, das will ich thun.“ — Und er ging fort von ihm und verweilte mehrere Tage in Lissabon. Und die gezwungenen Christen glaubten seinen Worten, und jeder sagte zu seinem Nachbar: „Er ist unser Befreier; denn Gott hat ihn gesendet.“ Und sie sammelten sich um ihn, und ehrten ihn sehr. Und der Mann zog von dannen und nahm seinen Weg durch Spanien hin, und aller Orten, wo er durch kam, strömten Viele herbei von denen, die dort zerstreut waren, und er war ihnen ein Stein des Anstoßes. Und er ging hinüber nach Frankreich und kam nach Avignon, und zog weiter und kam nach Italien, und machte ein Panner von künstlicher Arbeit und schrieb darauf die Namen des Heiligen. Und auch nach Bologna, Ferrara und Mantua kam dieser Mann und sagte, daß er mit Einwilligung der Könige der Unbeschnittenen alle Juden, die sich unter ihnen fänden, an ihren Platz und in sein Land führen wolle. Und er sprach auch mit dem Papst, und die Kinder Israels fürchteten sich sehr. Und es geschah, als sie mit ihm sprachen und sagten: „Und was sollen wir mit unseren Frauen thun an dem Tage, wenn wir alle in die Schlacht ziehen, und was mit ihren Kindern, die sie uns gezeuget haben?“ — daß er ihnen erwiederte: „Fürwahr, es gibt viele Frauen in unserem Land, wie diese sind; fürchtet nicht, denn der Herr wird uns ohne Aufenthalt retten.“ Und er erfand aus seinem Kopfe ein Schreiben, und sagte: „Mein Bruder, der König, hat es mir gesendet besiegelt mit dem königlichen Ringe.“ Und es geschah eines Tages, daß sein Geheimniß entdeckt ward, und sie glaubten ihm nicht mehr; denn er erließ nichtsnutzige Befehle. — R. Joseph erzählt dann weiter, wie Salomo Molcho, der Sohn eines jüdischen Renegaten, durch David bewogen worden, zum Glauben seiner Vorväter zurückzukehren, und, da er ein Jüngling von großen Talenten war, gar bald eine große Herrschaft über die Gemüther seiner Glaubensgenossen gewonnen. Selbst R. Joseph meinte: „der Geist des Herrn spreche aus ihm.“ Molcho erließ ein mystisches Rundschreiben an die Häupter der Synagogen. Zuletzt verwog er sich sogar, Kaiser Karl V. bekehren zu wollen. Aber der Kaiser, so erzählt R. Joseph, „ließ ihn und seinen Freund David und seine Anhänger gefangen nehmen; — und er führte ihn gebunden mit nach Mantua. Und der Kaiser sprach zu weisen Männern, denn dies war des Kaisers

Weise, und sie fanden ihn des Todes schuldig und sprachen: „Laß ihn fortbringen und verbrennen." Und es geschah eines Tages, daß man ihm einen Zügel in den Mund legte. Vor dem Scheiterhaufen angelangt läßt einer von des Kaisers Edelleuten den Zügel wegnehmen und verspricht dem Verurtheilten, daß er am Leben bleiben und frei sein soll, wenn er sich bekehre. Aber er antwortete wie ein Heiliger, wie ein Engel Gottes: — „Thut, was ihr für Recht haltet, aber meine Seele wird in ihres Vaters Haus zurückkehren, wie in ihrer Jugend, und es wird dann besser mit ihr stehen, als jetzt..." Und sie brachten ihn dem Herrn zum Brandopfer. Und der Herr schmeckte den süßen Geruch, und nahm zu sich die unbefleckte Seele, und sie ist bei ihm, — und lebt immerhin in Freude vor ihm... Aber Viele in Italien waren damals des Glaubens, daß Rabbi Salomon Molcho sich durch seine Weisheit den Händen derer, die ihm nach dem Leben getrachtet, entzogen, und daß das Feuer keine Gewalt über ihn gehabt... Gott der Allmächtige allein weiß es." —

5.

Seltsamer Gebrauch bei Todtenbestattung der Juden zu Algier.

Thomas Campbell in seinen *Letters from the South* (1837) berichtet manches Interessante über den nördlichen Theil von Afrika. Bei Beschreibung eines jüdischen Begräbnisses zu Algier gedenkt er folgendes seltsamen Gebrauches: „Wenn ein Jude stirbt, glauben seine Stammgenossen, der Teufel stehe im Hinterhalt vor seinem Hause, um sich des Leichnams zu bemächtigen, wenn derselbe zu Grabe getragen wird. Da aber die Rabbinen denselben auf dem ganzen Wege umringen, so wird die höllische Majestät hierdurch abgeschreckt. Doch begleitet er den Zug, eine Gelegenheit erspähend, die Leiche zu stehlen oder mit dem Todten in das Grab zu schlüpfen. Wenn daher der Sarg bei dem offenen Grabe angelangt, treten die Träger plötzlich mit dem Todten einige Schritte zurück, während dessen ein Rabbiner einige Goldstücke, so weit er kann, nach verschiedenen Richtungen hinwirft. Der Teufel, der jetzt entweder im Grabe oder in dessen Nähe ist, wird nun durch seinen Geldgeiz verlockt,

die Goldstücke aufzulesen. Sofort wird der Sarg rasch in das Grab gesenkt und mit Erde bedeckt. Bei dem Begräbniß von Frauen findet dieser Gebrauch nicht Statt, weil, wie es heißt, Satan schon geplagt genug ist, um sich noch mit Frauen zu behelligen."

6.

Talmud und Talmudgläubige.

Hr. Dr. M. Heß, Oberlehrer an einer Israelitischen Schule zu Frankfurt a. M., unterscheidet (in der Israelitischen Abtheil. d. Univ. Kirchenztg. Nr. 77 v. J. 1837) die Juden in Talmud-Rabbinische, in buchstabgläubige Karaïten, und in denkgläubige biblische; eine Unterscheidung, die in der Hauptsache derjenigen entspricht, welche man bei den Christen in Anwendung bringt, wenn man von Römisch-Päpstlichen, schriftgläubigen Protestanten und — Rationalisten oder Neologen spricht. — Denn auch die denkgläubigen Juden folgen, wie Hr. Heß bemerkt, bei Auslegung der h. Schrift „nur der, von Wissenschaft und redlichem Forschungsgeiste geleiteten Vernunft." — Ueber den Talmud äußert er sich aber in Nr. 78 deff. Blattes in folgender Weise: „der größere Theil des Talmud, sowie des Schulchan Aruch ist — die Rechtslehre abgerechnet — dem Ritualgesetz gewidmet, nur wenige Blätter dem Sittengesetz, jenes steht überall in der ersten Linie und um dasselbe dreht sich fast die ganze, voluminöse, rabbinische Literatur; die sorgfältige Beobachtung desselben, und zwar nach der talmudischen Interpretation und Ausdehnung, ist es hauptsächlich, was den Frommen, Gottesfürchtigen charakterisirt; ja, derjenige, der ihn so, wie die Vfr. der h. Schrift, dargestellt hätte, ohne die Speisegesetze, das Beten, Fasten, Talmudstudiren u. s. w. zu erwähnen, würde in späteren Zeiten schwerlich dem Verdachte der Irreligiosität und Ketzerei entgangen sein." —

7.

Rabbinisches Anathem gegen Talmud-Uebersetzer.

Ein gewisser Dr. Pinner beabsichtigte, den Talmud in's Deutsche zu übertragen. Er glaubte, bei dem Rabbiner Sopher in Preßburg die Erlaubniß dazu einholen zu müssen. Dieser, erwägend, daß das sehr abnehmende Talmudstudium dadurch wieder gehoben werden könnte, gab seine Zustimmung. Als er aber auf die möglichen Nachtheile solcher Veröffentlichung aufmerksam gemacht worden, ließ er (unterm 22. Jan. 1835) ein Schreiben drucken, aus welchem Folgendes wörtlich ausgezogen: „Mit Gott! .. höret mich, meine Lehrer, Große der Zeit, Gelehrte des Geschlechtes und seine Forscher, die da harren der Gnade Gottes und erwarten seine Verherrlichung! Auch ihr übrigen Brüder, Söhne Israels, ihr Zerstreuten, die ihr harret, wieder gesammelt zu werden." Er bemerkt dann, daß die Uebersetzung des Talmuds „durchaus religionswidrig sei; deßhalb seien seine früheren „Worte irrig und er entziehe seiner Approbation alle Gültigkeit." Er führt weiterhin die Gründe dieses Beschlusses an und erklärt feierlich: „ich verbiete „es daher ausdrücklich, meine Approbation für diese Talmudübersetzung abzudrucken; wer dagegen handelt, den wird die Schlange beißen. „(Pred. 10, 8.)" Zum Schlusse heißt es: „Hr. Dr. Pinner — sehe „nun, daß alle Rabbinen Israels von allen Orten her sich gegen „sein Unternehmen auflehnen... Sollte er es (aber) nicht aufgeben, so „wäre er wohl würdig, daß man, falls die Regierungen es erlaubten, den „härtesten Bann über ihn ausspräche; da jedoch dies nicht erlaubt sei, so „wisse er wenigstens, daß die Sünde um seine Ferse gewunden „sei und Gott ihn ins Gericht bringen werde...

8.

Ueber die Stellung der Frauen im Judenthum.

In einem Aufsatze über „die Stellung des weiblichen Geschlechtes in dem Judenthume unserer Zeit," welche im dritten Bande der gehaltvollen „Zeitschrift für jüdische Theologie" (1836 Heft 3) sich findet, lesen wir u. a. Folgendes: „Die Stellung des weibl. Geschlechtes hat, nach dem bestehenden Judenthume, so viel Unnatürliches und Zeitwidriges, hat ferner so viel Uebelstände im Leben und ihrem Gefolge, daß eine schleunige und genügende Abänderung mehrerer bestehender Gebräuche dringend nöthig ist. . . ." „Die völlige Unterordnung der ledigen Tochter unter den Willen des Vaters, der sie sogar zur Sclavin verkaufen kann; die Hingabe derselben an den Mann, ohne nach ihrer Einwilligung zu fragen; die Besitzergreifung des Weibes von Seiten des Mannes durch dargereichte Geschenke, sei es an den Vater oder an die Tochter; — daß es dem Manne gestattet ist, mehre Frauen zu ehelichen, und das Weib, das Mißfallen in seinen Augen gefunden, nach Belieben zu entlassen; — der Uebergang der Frau in den Besitz des Schwagers, wenn der Mann kinderlos gestorben, — dies Alles sind Zeichen, daß dem Weibe die Selbstständigkeit und das aus dieser fließende persönliche Recht (von dem biblischen Judenthume) nicht zuerkannt wurde. . ." „Das talmudische Judenthum entzieht zwar die völlig herangereifte Jungfrau völlig (?) dem Willen des Vaters, — verlangt die Einwilligung des Mädchens (? auch des noch nicht mündigen) zu seinem Eintritte in die Ehe, und erkennt sogar die spätere Weigerung der Frau, wenn sie in den Jahren ihrer Unmündigkeit von dem Vater dem Manne übergeben worden, als gültig an;" — endlich führten auch „europäische Gesittung und germanische Ansichten von dem Weibe und dessen Würde Gerschom Ben Jehudah (im XI. Jahrh.) zu der alsbald sanctionirten (?) Bestimmung, daß von nun an die Vielweiberei verpönt sei, eine Entlassung der Ehefrau nur mit ihrer Einwilligung geschehen dürfe . . ." „Dennoch bleibt die gesellschaftliche Stellung des Weibes im Judenthume unnatürlich; denn

es ist gesetzlich mit Schranken umgeben, die nicht die Natur ihm gesteckt hat..." „Frauen, Sclaven und Kinder werden auf eine Stufe gestellt, und selbst die Förderung des geistigen Lebens unter den Frauen wird als gefährlich betrachtet..." „Ja, man scheut sich noch immer nicht, in unseren Gotteshäusern das unwürdige Lob auszusprechen: „gepriesen seist Du Herr, daß Du mich nicht zum Weibe gemacht!"... „Nicht genug, daß das Weib von jedem höheren Leben ausgeschlossen ist, — muß auch das zarte Gefühl des denkenden Weibes durch den Eintritt in die Ehe, wie durch die Stellung in derselben tief verletzt werden..." Denn „gewöhnlich erkauft man (dem Mädchen) einen Gatten, und, wenn dies Geschäft vorüber ist, läßt das Gesetz es wiederum vom Manne erkaufen!"... Dies und mehreres Andere — „sind abgestorbene, aber noch mit ihren Leichenhänden die Gegenwart umklammernde Anordnungen, welche das Glück so manches Weibes zerstören!"... Zur Abschaffung derselben werden Vorschläge gemacht, und wo so klar das Uebel eingesehen, so offen es bekannt wird, da ist der erste Schritt zur Heilung desselben geschehen, dem bald der zweite nachfolgen wird.

9.

Klagschreiben aus Jerusalem über das Erdbeben im Januar 1837.

Aus einem von Jerusalem aus datirten „Schreiben Israels, Vorstehers und Aufsehers der pharisäischen Gemeinde im Lande Israel," — welches die Universal-Kirchenztg. Nr. 40 v. 1837 mittheilt, entnehmen wir folgende Stellen:

— „Mit dem innigsten Schmerze muß ich sagen, daß der Theil einer alten Prophezeihung (Sota gg. Ende) „Galiläa wird zerstört werden," eingetroffen ist. Am 24. Tebeth (1. Januar 1837) zur Zeit des Abendgebets (Nachmittags) kam ein entsetzliches Erdbeben von dem Herrn, „welcher auf die Erde herabschauet und sie erbebet."" — (In Jerusalem seien viele Häuser und Höfe beschädigt worden; doch kein Mensch zu Schaden gekommen.) „In dem heiligen Galiläa aber, ach! wurden Saffet und Tabaria völlig umgestürzt... sämmtliche

Häuser gänzlich zerstört, darunter auch alle Synagogen der spanischen (portugies. aus dem 15. und 16. Jahrh.), der Chassidim- (polnischen und russischen Juden), und unserer Pharisäer- (d. h. rabbinischen) Gemeinde ... Der See Kinnereth (Genesareth) trat aus und überschwemmte die Stadt ... In Saffet starben insgesammt mehr als 2000 Personen und in Tabaria ebenfalls sehr viele." (Nach Angabe mehrerer höchst betrübender Details, ruft Israel seinen Glaubensgenossen in Amsterdam die Worte zu:) „seid erbarmungsvoll und erweiset euch wohlthätig mir und den Ueberresten unserer galiläischen Gemeinden, deren Mehrzahl des Herrn Rathschluß ertragen und Sühnopfer geworden sind für ganz Israel!" —

10.

Wiederherstellung des Volkes Israel.

Zu Anfang d. J. (1838) erschien eine Schrift, unter dem Titel: Beweis, daß die amerikanischen Indianer die Abkömmlinge der verlorenen Stämme Israels sind, aus dem Engl. des M. M. Noah, Majors der Miliz zu Newyork und Nordamerik. Gesandten zu Tunis. Schon im Vorhergehenden ist auf die engl. Abhandlung aufmerksam gemacht worden, von welcher dieses die deutsche Uebersetzung ist. Die Hauptdata sind aus einer Schrift geschöpft, welche Adair, der 40 Jahre unter jenen Indianern gelebt, im J. 1775 herausgegeben. Hr. Noah meint, die den Israeliten prophezeite Wiederherstellung sei „vielleicht nahe genug, um auch einen Theil jener (indian.) Völker zu umfassen. ... Die Rabbinen, bemerkt er, „glauben, daß das Wunder der Wiedergeburt sich offenbaren werde, wenn die Sünden der Nation gebüßt seien." Er glaubt, „daß Syrien an die jüdische Nation durch Kauf zurückfallen werde, und daß der angehäufte Wohlstand derselben ein von der Vorsehung besonders gemachtes Geschenk sei, sie in den Stand zu setzen, in einer passenden Zeit ihre alten Besitzthümer durch Gold statt Eisen wieder in Besitz zu nehmen... Man habe von 12—13 Millionen Dollars für die Abtretung jenes Landes gesprochen — eine Summe, die für den Pascha von Aegypten zu lockend, als daß er sie bei dem jetzigen schlimmen Zustande seines Schatzes ausschlüge." —



11.

Messianische Hoffnungen Israels.

---

a.

Verkündigung der Wiederkunft des Messias.

Seit Sternsohn (Barcochba), später Lügensohn (Barchozbah) genannt, der zu Hadrians Zeiten als Messias viele hundert tausend Juden und Nichtjuden gewaltsamem Tode zugeführt, haben sich noch manche angebliche Messien unter den Juden hervorgethan. Im 12. Jahrhundert folgten sich deren sieben rasch aufeinander. Die reichhaltige, von Dr. Geiger herausgegebene wissenschaftliche Zeitschrift für jüdische Theologie berichtet im ersten Hefte ihres zweiten Bandes (1837), daß ein gewisser Joseph Wolff, der früher in den Diensten der englischen Judenmissions-Gesellschaft gestanden, jetzt aber auf eigene Rechnung reise, in einer Ankündigung, die er zu Alexandrien an die Mauern geheftet, die Wiederkunft Jesus auf das Jahr 1847 festgestellt, „wo dann die Juden nach Jerusalem zurückkehren würden und das türkische Reich fallen würde." Im Frühlinge 1830 vom Pascha aus Aegypten weggewiesen, „begab er sich über Rhodus, Scio, Mytilene, Tenedos, Lemnos nach Salonichi, wo 22,000 Juden wohnen und in der Umgegend sich noch 60,000 befinden sollen. Auch dort machte er einen ähnlichen Maueranschlag, um den sich in einigen Stunden 2000 Juden versammelten." Aber auch dort scheint er keinen Glauben gefunden zu haben, dann erst entschloß er sich, eine Reise in das Innere von Afrika zu machen, „in der Absicht, die zehn Stämme zu suchen," deren Nachkommen er dort oder im Innern Asiens zu finden hoffte, dann aber gab er den ersten Plan wieder auf, durchreis'te Armenien, Persien, Khorassan, Turkistan, drang bis an den Himmalaya, und kehrte dann über Malabar und Abyssinien nach Malta zurück, wo er, vor zwei Jahren angelangt, nun mit Herausgabe seiner „Forschungen und Missionsarbeiten unter Juden, Mohamedanern und anderen Sekten" beschäftigt ist. —

b.

Erwartung des Messias.

Der Herzog von Ragusa bemerkt in der Beschreibung seiner im Jahre 1834 durch Palästina gemachten Reise von der Umgegend am galiläischen Meere (1837), daß viele europäische Juden sich bei Tiberias in Safed angesiedelt. „Nach dem Glauben der Juden wird dort der Messias ankommen, und voll Vertrauen erwarten sie ihn daselbst. Sie begeben sich von allen Gegenden der Welt nach Safed, um ihre Tage in dieser Stadt zu beschließen, welche ihrer Meinung zufolge eines Tages mit großem Glanze verklärt und vor Allem der Hauptort ihrer Macht werden wird. Es ist erstaunlich, welch tiefer Glaube noch heutzutage die Juden beseelt, und wie beharrlich sie sich weigern, die strafende Hand zu erkennen, welche sie getroffen hat, und deren Fingerzeig überall zu erblikken ist." Möchte der Herzog die Frage beantworten, wie er seine Straftheorie mit dem allgemeinmenschlichen und göttlichen Recht, und wie mit der heil. Schrift vereinigen könne, wonach Christus für seine Kreuziger Vergebung erbeten, weil sie nicht gewußt, was sie thaten! Auch ist zu fragen, was die Millionen, von getauften Unmenschen mißhandelter Neger oder deren Voreltern, was die 600,000 in alle Welt zerstreuten Zigeuner, was die wie das Wild von Europäern gehetzten Uramerikaner und Südafrikaner, was die von Anglikanern dem Hungertod preisgegebenen Irländer oder ihre Vorfahren verbrochen, um so Schweres zu erleiden? — Wenn aber am ersten Januar 1837 Tiberias und Safed durch ein Erdbeben zertrümmert und weit über sechstausend Juden, die des Messias dort harrten, unter dem Schutte begraben worden, so kann diesem wie jedem andern physischen Ereigniß eine andere als eine blos physische Bedeutung nur von demjenigen zuerkannt werden, dem die Geheimnisse der göttlichen Weltökonomie zu durchschauen vergönnt wäre, ein Schauen, dessen bis jetzt noch kein Sterblicher gewürdigt worden ist.

c.

Der jetzt erwartete Messias.

Semilasso erzählt im 4ten Bande seiner afrikanischen Wanderungen (1837), daß ihn zu Susa (bei Tunis) ein deutscher Rabbiner und Talmudist aus Jerusalem besucht, welcher nach Deutschland zu reisen versicherte, um hier einflußreiche Leute für sein Projekt zu interessiren, „in Jerusalem eine Bildungsanstalt für die verwahrlos'te israel. Jugend zu

gründen.“ Derselbe habe u. a. auch behauptet: „es sei gar nicht wesentlich, daß der Messias, den er und seine Glaubensgenossen erwarteten, nothwendig als ein Jude geboren werden müsse; wenn er nur die Menschen erlöse und eine glücklichere Zeit herbeiführe, als die jetzige, was das Christenthum doch bis jetzt nicht vermocht hätte. Dies aber könne nur der einzige Beweis für die Aechtheit des wahren Messias sein. Wunder u. dgl. Dinge brauche er gar nicht zu thun, und die Welt könne im Uebrigen im alten Gleise bleiben!“

12.

Wissenschaftliche Zeitschrift für jüdische Theologie,

herausgegeben von einem Vereine jüdischer Gelehrten. Bd. I. 3 Hefte. 476 S. 8. 1835; in Verbindung mit einem Vereine jüdischer Gelehrten herausgegeben von D. Abraham Geiger, Rabbiner in Wiesbaden. Bd. II. 3 Hefte. 608 S. 1836. Verlag von Joh. Dav. Sauerländer, Frankfurt am Main.

Die vorliegende Zeitschrift nimmt schon gleich durch ihren Titel unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. — Noch ist die jüdische Religion durch ihr Alter, ihre ursprüngliche Erhabenheit und ihre welthistorische Wirksamkeit diejenige, welcher unbedenklich die erste Stelle gebührt. Ihr Pentateuch ist gleichsam der Urpatriarch der monotheistischen Glaubensgenossenschaften, denen von der Providenz die großartigste Bestimmung zugetheilt worden. Ihr Gedächtniß reicht hinauf bis in die Wiege des Menschengeschlechtes; ihre Urkunden sind bis jetzt noch die erweislich ältesten; ihre Ueberlieferungen liegen den zwei Religionen zu Grunde, die sich am weitesten über den ganzen Erdball verbreitet, die am meisten zur Humanisirung der alten und neuen Welt beigetragen haben. Mögen auch die Juden späterhin, wie die unglücklichen Chamiten in die Dienstbarkeit der anderen Abkömmlinge des Erzvaters Noah, so in die Abhängigkeit von den Christen und Islamiten gerathen sein, doch haben sie, — einzig in der Geschichte — bis auf den heutigen Tag ihre Eigenthümlichkeit, ihre Religion sich erhalten und hierdurch die wunderbare Lebenskraft derselben bewährt. So ist das Judenthum unstreitig die altehrwürdigste Erscheinung in der Geschichte der Menschheit.

Andererseits ist Wissenschaft im wahrhaften Sinne des Wortes zugleich die neueste und größte Forderung der Zeit, vorausgesetzt nämlich, daß man darunter nicht eine bloße Anordnung von Erkenntnissen nach abstrakten Gemeinbegriffen, sondern ein wirkliches Spiegelbild der lebendigen, thatsächlichen Weltordnung versteht, in welchem unser gesammtes Wissen zu einem organischen Ganzen vereint ist. Wie nun das wissenschaftliche Streben darauf ausgeht, den goldenen Faden zu entdecken, welcher die gesammte Welterscheinung durchschlingend — sie an die Gottheit religirt, — und die Worte in allem Daseienden zu vernehmen, durch welche es zu einem einzigen Welthymnus sich gestalte, — so ist dagegen das Judenthum, je länger es innerhalb der rings umher fortschreitenden Menschheit stehen geblieben, im Verhältnisse zu derselben eben durch seine Stabilität immer particularistischer geworden, da seine Beschränktheit immer schroffer mit der immer allgemeineren Entschränkung der übrigen civilisirten Welt contrastirte. Es ist aber ein allgemeines, auch in der Menschheit sich bewährendes Naturgesetz, daß, je strenger irgend Etwas isolirt, — um so heftiger es im Verborgenen zu seinen Ergänzungen hingezogen, und je länger diesem Hinzuge Gewalt angethan wird, um so gewaltsamer es demnächst seiner ersten Eigenthümlichkeit verlustig wird. Beispiele hiervon haben in neuerer Zeit die Völker gegeben, welche entweder in religiöser, oder politischer Hinsicht mit Gewalt gegen zeitgemäße Reformationen isolirt worden sind, und eben ein solches Beispiel gibt uns die neueste Geschichte der Juden. Wie lange und hartnäckig, zum Theil auch nothgedrungen, sie isolirt geblieben, endlich ist doch die Zeit gekommen, in welcher auch sie aus ihrer Vereinzelung herausgerissen worden, und welches die Folgen hiervon gewesen, wird uns die vorliegende Zeitschrift selbst auf das Sprechendste zur Anschauung bringen. Zugleich wird sich uns aus dem, was wir daraus anzuführen haben, ergeben, ob sie mit Recht — sich eine wissenschaftliche und ihre Theologie eine jüdische nennt, oder ob vielleicht keine dieser beiden Bezeichnungen dem Mitgetheilten entspricht.

Als Mitarbeiter an derselben werden aufgeführt die Hrn. Doctoren J. Aub (zu Baireuth), Creizenach (in Frankfurt a. M.), Jos. Dernburg (Amsterdam), Formstecher (Offenbach), A. Geiger (Wiesbaden), Herxheimer (Bernburg), M. Heß (Lengsfeld), Jost (Frankfurt a. M.), Kley (Hamburg), Steinheim (Altona) und Zunz (Prag); dann die Hrn. Arnheim (Glogau), Grünbaum (Birkenfeld), Munk (Paris) und Rapoport (Lemberg), — fast Alle — Prediger oder Rabbiner an den ihren Namen beigefügten Orten, — ein Umstand, der dieser Zeitschrift allerdings eine eigenthümliche Färbung ertheilt,

wie es andererseits auffallen kann, weder Johlson, den gelehrten und freisinnigen Uebersetzer des A. Test., noch Rießer, den scharfsinnigen und feingebildeten Vorkämpfer um Emancipation, noch Weil, den geistreichen Belletristen, die alle Drei in oder nahe bei Frankfurt a. M. wohnen, als Mitarbeiter genannt zu sehen.

Ueber die Einrichtung der Zeitschrift selbst haben wir nur zu bemerken, daß jedes Heft aus drei Abtheilungen besteht, von denen die erste theils kritische und literär-historische, theils dogmatische und raisonnirende größere Abhandlungen, die zweite Recensionen, die dritte „Nachrichten aus der Synagoge" und sonstige auf die Verhältnisse der Judenschaft bezügliche Mittheilungen enthält. Daß übrigens im Laufe eines ganzen Jahres nur drei oder höchstens vier Hefte erscheinen, und sowohl Abhandlungen, als Recensionen öfter durch mehrere Hefte fortlaufen, dürfte sich wohl dem Aufkommen dieser Zeitschrift nicht förderlich erweisen. Die Zeit hat jetzt einen rascheren Verlauf als jemals, da Ereignisse, Entdeckungen und Productionen sich in unerhörter Fülle einander drängen und verdrängen. Wer in den Gang der Entwicklung eingreifen will, muß entweder seine Kräfte zu einer größeren, gediegenen Arbeit sammeln, oder ein stets fertiger Mitsprecher über die Fragen und Angelegenheiten des Tages sein, keinesfalls aber die Forderung stellen, daß man Aufsätze lese, deren Fortsetzung und Schluß erst nach drei und resp. sechs Monaten zu gewärtigen stehen. Ueberdieß hat sich jetzt oft binnen so langer Frist in den Verhältnissen und Erkenntnissen so Manches verändert, daß der Anfang einer Abhandlung schon mehr oder weniger antiquirt sein kann, bevor das Ende derselben erschienen.

Was den Inhalt der vorliegenden Zeitschrift betrifft, so würde es uns zu weit führen und dem Endzwecke, den wir uns vorgesetzt haben, nicht entsprechen, wenn wir über alles hier Mitgetheilte berichten, wenn wir auf die manchen werthvollen und interessanten Bemerkungen eingehen, und die mancherlei Unrichtigkeiten und die mehr oder weniger falschen und schiefen Ansichten releviren wollten, denen wir hier begegnen.

Im Allgemeinen genommen können wir diese literarische Erscheinung nur als eine erfreuliche begrüßen. Die Männer, die sich zur Herausgabe vereinigt haben, sind zum Theil schon — wie namentlich Zunz, Jost, Rapoport, Munk und Geiger — durch schätzbare Leistungen auf dem Gebiete der neu-israelitischen Literatur rühmlich bekannt und die meisten Mittheilungen in der vorliegenden Zeitschrift beurkunden gründliche Gelehrsamkeit in Beziehung auf die ältere rabbinische Literatur, theils ein ernstes und eifriges Bestreben, die jüdischen Zeitgenossen in die geistige, fortschreitende Bewegung hineinzuziehen, deren

jetzt selbst die Katholiken und Islamiten sich nicht mehr zu erwehren vermögen, wenn auch das Glaubenssystem derselben ebenso wesentlich stabil ist, als das Mosaisch-Talmudische Lehrgebäude. Besonders schätzbar ist in der letzteren Beziehung die Aufrichtigkeit, mit welcher zugleich auf die Erstarrung und auf den gegenwärtigen Zerfall des Judenthumes aufmerksam gemacht wird; denn erst aus der gründlichsten Erkenntniß der Krankheit erwächst auch die Möglichkeit gründlich heilender Behandlung. Wir werden daher versuchen, durch Zusammenstellung der hier und dort zerstreuten Andeutungen das Eine, wie das Andere, anschaulich zu machen. —

„Die Geschichte des Judenthumes, bemerkt Hr. D. Geiger (Bd. II. S. 94), stellt uns die Thatsache dar, daß in ihm sich sehr wenige Secten ausgebildet haben, und beständig blos eine einzige den Sieg davon getragen hat. In den älteren Zeiten, in denen des zweiten Tempels," waren es die Pharisäer, welche das Uebergewicht hatten. Diese nahmen bekanntlich an, daß zur Erklärung und Ergänzung des geschriebenen Gesetzes, welches Moseh offenbart, demselben noch Anderes von Gott mitgetheilt worden, was sich durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt und gleiche Gültigkeit habe, wie das geschriebene. Die Sadduzäer, die erst Zadok, einem Schüler des Antigonus Socho, ihre Entstehung verdanken sollen, verwarfen die mündliche Ueberlieferung; aber „die Pharisäer hatten die Mehrheit des Volkes für sich, und das Ansehen der Tradition wurde befestigt und drang überall durch." (II. 95.) Die Essäer, die mehr einer theosophisch-mystischen und asketischen Richtung sich hingaben" (94), zählten selbst zu Josephus Zeiten, nach dessen Angabe, in Palästina nur 4000 Anhänger.

Die Streitigkeiten, welche sich über die mündliche Lehre erhoben, gaben demnächst Veranlassung, die Bestimmungen derselben zu sammeln, zu ordnen und schriftlich zu verfassen. R. Elieser ben Jakob, R. Akiba, Jehudah der Heil. und m. A. gaben (im zweiten Jahrhunderte n. Chr.) solche Sammlungen unter dem Titel Mischnah heraus (II. 264 ff. 475); aber nur die Mischnah Jehudah's (Hakadosch, 141 n. Chr.), die er „in Uebereinstimmung mit den Schriftgelehrten seiner Zeit" verfaßt, gewann eine bleibende Autorität. Bald nach ihrem Erscheinen durch die Thosephtha und die Baraitha ergänzt — und demnächst (um 250 n. Chr.) von R. Jochanan in der G'mara commentirt, bildete sie mit diesen Schriften den Talmud, der seit dem Ende des dritten Jahrhunderts n. Chr. die Grundlage des Judenthumes geblieben. „Von hier an, bemerkt Hr. D. Geiger (II. 476), datirt sich der erste Stillstand in der Entwicklung des jüdisch-religiösen Lebens." — Erst in der Mitte

des achten Jahrhunderts trat eine neue Art von Sadduzäismus unter dem Namen Karaïsmus — der talmudischen Synagoge gegenüber, deren traditionsgläubige Anhänger „von nun an, wegen ihrer Folgsamkeit gegen die Rabbinen, Rabbanim, oder Rabbaniten genannt wurden.“ (II. 96.)

Die Karäer aber, die wie die muhammedanischen Schiiten und die christlichen Protestanten, behaupteten: Die ganze Heilswahrheit sei in der heiligen Schrift enthalten, die Schrift sei nur aus sich selbst zu erklären und es dürfe ihr Nichts zugesetzt, Nichts von ihr weggenommen werden, — sie bildeten nur eine, im Vergleiche zu den Rabbaniten, unscheinbare Secte, die, wie D. Geiger (II. 110) bemerkt, nur „die traurige Erscheinung eines erstarrten Freisinnes darbot, wo man sich gleichsam fürchtet vor dem kühnen Schritte, den man gethan, und immer wieder rückwärts geht, um die Bedenklichkeit seiner Folgen abzuwenden ....“ — „Wären, — meint Hr. D. G. ebendaselbst S. 118 — wären die Karäer tief eingedrungen in ihrer Polemik, hätten sie die Erfordernisse bei Behauptung einer Tradition gehörig erwogen und die Ansprüche der geistlichen Macht der Talmudisten und ihre Interpretationsregeln scharf gefaßt, so wären die Rabbiniten zu einer wissenschaftlichen Begründung ihrer Ansichten, zu einer historischen Sicherstellung genöthigt worden, und unsere Zeit stände nicht jetzt da in Verlegenheit vor dem Chaos, das ihr vorliegt, wo sie durchaus keine bestimmte Antwort zu geben weiß, wenn man ihr die wichtigen Fragen vorlegt: Was erkennt der Talmud als Tradition an? Wie weit dehnt er die geistliche Macht aus? u. s. w. ..“

Die Kabalah endlich, d. h. „die geheime Lehre von Gott und der Welt, welche aus den Buchstaben des A. Test. künstlich erschlossen wird“[1]), — deren älteste Schriften nicht über das zweite Jahrhundert nach Christus hinausreichen, hat auf das synagogische Judenthum keinen erheblichen Einfluß ausgeübt. Ihr Studium wurde vom dritten bis zum zehnten Jahrhunderte n. Chr. fast ganz vernachlässigt; „ihre emanatistische Schöpfungs-Ansicht hat nie im Judenthume Fuß gefaßt“, (II. 343) und — dieser grundwesentlichen Differenz ungeachtet — hat sie nicht einmal eine eigene Secte zu bilden vermocht.

Ist also vom Judenthume, als einem von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten sich continuirenden Glaubenssysteme die Rede, so kann darunter nur dasjenige verstanden werden, welches in der älteren Zeit

---

1) Philos. cabbal. v. D. Freystadt p. 12.



durch die Pharisäer, demnächst durch die Rabbiniten seine Herrschaft behauptet hat.

Als Grundprincipien des Talmud's stellt nun Hr. D. Creizenach (II. 22 ff. und 255 ff.) folgende auf:

1 und 2) „Alle Vorschriften des Pentateuchs sind Moseh aus dem Munde Gottes", — und zwar „auch dem Texte nach" — „am Berge Sinai offenbart worden."

3 und 4) „Wegen der Unvollständigkeit der Vorschriften (im Texte des Pentateuchs), der Unverständlichkeit der Ausdrücke und der darin vorkommenden scheinbaren Widersprüche" — „sind die näheren Erläuterungen der Vorschriften des Pentateuchs Moseh gleichzeitig mit diesen selbst am Sinai offenbart worden", und sind deshalb, wie diese unveränderlich.

.5 und 6) „Die mündlich geoffenbarten Gesetzbestimmungen„ haben sich von Moseh herab bis zu deren schriftlichen Abfassung mündlich fortgepflanzt, und „der Talmud ist (seitdem) die Hauptquelle derselben." — Schon Maimonides bemerkte aber (Hilchoth theschabah III. 8.), daß der Talmud jedem Israeliten, der den göttlichen Ursprung der mündlichen Lehre nicht anerkenne, als einem Läugner (Khopher), den Antheil an der ewigen Seligkeit abspreche. (II. 259.)

Ihm nun (dem Talmud), „hat die Vorzeit auch mit der kleinlichsten Treue angehangen, weil, wie sich Maimonides ausdrückt: „ganz Israel darin übereingekommen ist"" (I. 349), und „die jüdische Theologie hat in dem langen Zeitraume, der unserer Zeit vorangegangen, — einzig und allein im Studium desselben bestanden" (II. 2). „Er war das Buch, das alle Anleitung fürs Leben, alle Kenntnisse, die als wahrhafte galten, in sich schloß; — das Glaubensbewußtsein der Synagoge hatte mit der vollsten Hingebung sich ihm angeschlossen; was in ihm enthalten war, das trat im Leben aller Enden entgegen; sein Verfahren war so unzweifelhaft, seine Ansichten in eines jeden Brust so festgestellt, ein Zweifel, ob der Gehalt der Bibel in ihm richtig entwickelt und dargestellt war, ein Zweifel an der ungetrübten Ueberlieferung lag so fern, daß der Gedanke an eine festere Begründung ganz schwinden mußte" (II. 2. 3.)

Nach der gänzlichen Auflösung der Schulen in Babylon, und nachdem die Juden ihren letzten gemeinschaftlichen Mittelpunkt verloren (J'cheskia, Sohn von David Sakai, war der letzte Rosch Galutha, d. h. Oberhaupt der Lehrschulen, wörtlich aber „Haupt der Gefangenschaft"), — hatte allerdings seit Anfang des elften Jahrhunderts eine neue Glanzepoche für die jüdische Literatur begonnen, und im Verkehre mit den to-

leranten Arabern in Afrika und Spanien das Studium der Aristotelischen Philosophie, der Astronomie und Medicin — Eingang bei den Rabbonim's gefunden. Schon „Abulwalid wagte Correcturen in manchen Stellen der Bibel" (I. 19); „bei Vielen wurde die Philosophie dem Judenthume fast gleichgestellt und man suchte sie gegenseitig zu modifiziren. . . ." Man wagte sogar zu behaupten, es seien ganze Stellen des Pentateuchs in späteren Zeiten hinzugefügt worden." (21.) „Gerschom, die Leuchte der Zerstreuten" (um 1170) traf selbst einige, seitdem beibehaltene Einrichtungen[2]) welche „nicht im Geiste des palästinensischen Judenthumes lagen" (25) und der Rab. Samuel Bar Mejir (Rasch Bam) (um 1180) „drang mit dem größten Nachdrucke auf das Recht einer freien Exegese" (32). „Je mehr man sich von der Hülfe der Gaonim (der Erhabenen, dies war der Titel der Vorsteher der jüdischen Hauptschulen von 564 bis gegen 990) verlassen sah, — desto selbstständiger mußten auch bald die talmudischen Forschungen werden, und so wenig auch eine freie philosophische Geistesentwicklung kräftige Wurzel schlagen wollte oder konnte, so sehr fand die eigenthümliche Bearbeitung des heiligen Religionsschatzes mit gewissenhaftem Fleiße und Eifer einen fruchtbaren Boden" (I. 26). Immer aber blieb der Talmud die unverbrüchliche Grundlage der gelehrten Arbeiten. — „Isaak ben Jakob (Alfasi, auch Rif genannt) stellte am Ende des elften Jahrhunderts nach der Ordnung des Talmuds die Resultate desselben auf, so daß sein Werk, Halachot genannt, zur Richtschnur werden konnte für alle Anhänger des Talmuds, und der Mann, wie das Werk sich bald der ungetheiltesten und anerkanntesten Hochachtung erfreuten" (I. 23.)

Auch Maimonides, „der allen neueren Bestrebungen Anknüpfungspunkt war und ist" (II. 20), trat „keineswegs dem Talmud entgegen; sondern bewies in den verschiedensten Epochen seines Lebens durch Schriften und Briefe urkundlich seine Anhänglichkeit an Tradition und mündliche Lehre" (I. 214). Ausdrücklich zählt er zu den Läugnern (Khophrim), die er als Häretiker bezeichnet, diejenigen: „1) die nicht den ganzen Pentateuch für göttlichen Ursprunges halten, 2) die die Echtheit der Tradition läugnen, 3) die annehmen, daß Gott einen Theil des Mos. Gesetzes abgeändert habe (mit anderen Worten: „die die offenbarte Lehre für veränderlich halten"), und 4) die an keinen Messias glauben, der einst aus dem Stamme Davids kommen wird,

2) „Er verbot die Vielweiberei und setzte fest, daß bei einer Scheidung auch das Weib seine Einwilligung geben müsse" (I. 25).

Israel zu erlösen" (I. 46. 47). Uebrigens bilden seine Schriften, und besonders seine Bearbeitungen des Talmud und seine Commentare zu demselben gleichsam den Kern der mittelalterlichen Blüthe der israelitischen Gelehrsamkeit. Mit seinem Tode, der in das Jahr 1205 zu setzen ist, fing auch jene Blüthe zu welken an (II. 11), und wenn nun, in Folge der gelehrten Streitigkeiten, die sich während des elften und zwölften Jahrhunderts in Afrika und Spanien — und später in Frankreich entsponnen, „eine laxe Beobachtung des Judenthumes eingerissen" (I. 34) — wenn der ausgezeichnete Rabbi Ascher († 1321) klagte, „daß die Verwirrung hinsichtlich der Glaubensprincipien (bei den Israeliten) so sehr um sich gegriffen, — weil sie ohne Propheten und ohne Weisen von gültiger Autorität sind, — ohne obere Religions-Behörde und ohne ordinirte Geistlichkeit leben" (II. 76), so sammelte sich doch Israel, immer allgemeiner, immer ingrimmiger von den Katholiken verfolgt und gedrängt, — allmählig wieder einträchtig um die heilige Fahne des Talmud, und D. Dernburg bemerkt namentlich in Beziehung auf Deutschland, daß hier „seit Jahrhunderten jeder Hang nach Wissen unter den Israeliten erstickt, der vernünftige Glaube dem Studium des Talmud mit seiner Alleinherrschaft gewichen, und an den sogenannten hohen Schulen, selbst das Lesen der älteren Schriften eines Saadiah, Maimonides, Albo u. A. verketzert war" (II. 335). Ebenso wird an einer anderen Stelle (II. 139) „jene felsige Starrheit des absoluten Stehenbleibens beklagt, die im Judenthume seit Jahrhunderten Gesetz gewesen."

Erst in der neueren Zeit wurde „Maimonides (wieder) der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, vielfacher Thätigkeit und hoher Bewunderung. So hat Mendelssohn, der Schöpfer und das sichtbare Haupt unserer (d. h. der israelitischen) neuen Periode, das erste Feuer seines Geistes an dem Lichte des trefflichen Moses (Maim.) angezündet, so hat Salomon Maimon, der tiefsinnige Schüler Kant's, sich, wenn auch unglücklich, an der Erklärung seines unsterblichen Moreh Nebuchim versucht" (I. 98). Aber „die plötzlich durch Mendelssohn angeregte Begeisterung für die Philosophie mußte zur verzehrenden Flamme und die Verbreitung des Kant'schen Kriticismus zum schneidenden Schwerte für den positiven Glauben und das Ceremonialgesetz sich gestalten" (II. 335). „Man verfolgte nun das Bestreben, das Licht der natürlichen Religion nicht nur über das positive Ceremonial strahlen zu lassen, sondern das Gerüste dieses als weder ort-, noch zeitgemäß gänzlich abzutragen, und statt seiner aus den Bausteinen seines Fundamentes und Zweckes das neue Gebäude zu errichten. Als Repräsentanten mögen hier Lazarus Bendavid, Friedländer, Wolfssohn genannt

werden" (II. 335), welche „die Principien der Vernunftreligion zur ausschließlichen Unterlage des positiven Judenthumes machten" (345). „Anders war es in Italien, wo das Talmudstudium weniger zu unnatürlicher Streitsüchtelei herabgewürdigt worden, — und ein strenger Gegensatz zwischen dem talmudischen Glauben und dem philosophischen Wissen sich nie hervorgebildet hatte . . . Wie (daher) Mendelssohn selbst seinen Bildungsgang immer in einer mit dem Glauben engverschwisterten Schule verfolgt hatte, so schlossen ihn die Italiener auch ihren Studien an, und setzten zu den Namen Abrabanel, Chisdai — nun den Mendelssohn's" (336).

Nur bis hierher reichen die in den vorliegenden sechs Heften zerstreuten historischen Andeutungen in Beziehung auf das Judenthum, und wir sehen daraus, daß der Glaube an eine unverbrüchliche, göttliche Offenbarung, die dem jüdischen Volke vor drei Jahrtausenden zu Theil geworden sei, bis auf die neueste Zeit bei demselben die Oberherrschaft behalten und als das Charakteristische des Judenthumes bezeichnet werden kann. Mit Recht bestimmt daher Reggio in seiner Schrift: „Thorah und Philosophie in ihrer Versöhnung" — als Grundlehre des jüdischen Glaubens: „sie (die Israeliten) sollen ein Volk und ich will ihr Gott sein" (II. 338), und übereinstimmend hiermit behauptet Hr. D. Creizenach: „Die Anerkennung eines unendlichen Urhebers aller Dinge, der das Menschengeschlecht regiert, und den Israeliten durch Moses besondere Gesetze offenbart hat, ist eine unerläßliche Grundlage des religiösen Lebens für jeden Israeliten" (II. 68).

Wie nun die Synagoge von der Bewegung der neuesten Zeit ergriffen, wie das Leben der Israeliten seit Mendelssohn in den allgemeinen Umschwung der socialen Verhältnisse Europas verflochten worden, darüber sich auszusprechen, haben die gelehrten Mitarbeiter der „wissenschaftlichen Zeitschrift" keine Veranlassung gefunden. Um so mannichfaltiger sind die Aeußerungen derselben über den gegenwärtigen Zustand der Dinge.

Bald vernehmen wir Klagen über den „Zustand religiöser Bewußtlosigkeit, in welchem Israel leider befangen sei" (II. 22), und über den „allgemeinen Mangel an göttlichem Geiste", der daraus abgeleitet wird, daß „Israel lange Zeit ohne lehrende Priester und ohne Unterricht gewesen"; — denn die Rabbiner seien zwar achtbare Männer, aber „nicht Lehrer, nicht Lehrer des Volkes, der Jugend, nicht Fortbildner der Religion im Geiste Gottes gewesen" (I. 194) — bald wird das nothgedrungene Bekenntniß abgelegt: „daß das religiöse Leben in sei-

ner wahren Bedeutung unter den Israeliten wenig Anregung und Nahrung finde, und mehr in einem kalten Mechanismus, der weder im Gefühle, noch im Verstande gegründet ist, so zu sagen, erstorben sei"! (I. 261 f.) — Dann klagt Hr. D. Herxheimer, daß „die Verstellung und geheuchelte Ceremonieen- und Gesetzübung mit der frivolen Verspottung und leichtsinnigen Verachtung des Gediegenen und Wesentlichen abwechseln" (II. 241). Ein anderer Mitarbeiter schreibt sogar eine ganze Abhandlung darüber, daß „Heuchelei die erste Anforderung an den jungen Rabbiner unserer Zeit sei" (I. 285 ff.), und meint darin, daß „das Schaukelsystem, das bald hierhin, bald dorthin sich neigt, es mit Keinem verderben will, leise und schleichend auftritt, sich selbst und Andere täuschen will, — leider, in gegenwärtiger Zeit die häufigste Erscheinung sei" (290).

Die Abhandlung aber über „das Judenthum unserer Zeit und die Bestrebungen in ihm", welche die vorliegende Zeitschrift selbst bevorwortet, sucht dieses Unternehmen im Wesentlichen durch die nachfolgenden Bemerkungen zu begründen: „das religiöse Leben", heißt es, biete jetzt einen Kampf dar „zwischen dem auflösenden und zersetzenden, daher so viel, wie möglich, verneinenden Verstande, der scharf prüfenden Beurtheilung aller vorliegenden Zeugnisse sowohl der Geschichte, als der Speculation auf der einen, und der vereinenden, zusammenfassenden, daher befestigenden Thätigkeit der Vernunft, dem tiefen Sehnen des Gemüthes mit seiner dichterischen Anschauung religiöser Sagen und Formen, und dem verjährten Vorurtheile auf der anderen Seite" (I. 1). Wir halten nicht für nöthig, die Unrichtigkeit dieser Gegeneinanderstellung ausführlich zu erweisen, da wohl keiner unserer verehrlichen Leser den analysirenden, scharf prüfenden und urtheilenden Verstand, ohne welchen die synthesirende, vereinende Vernunft des geläuterten Stoffes zu ihren Arbeiten ermangeln würde, — dieser Vernunft selbst feindlich entgegensetzen, und noch viel weniger dieser letzteren das verjährte Vorurtheil zum Kampfgenossen gegen den Verstand beigeben wird.

Zum Schlusse seiner einleitenden Vorrede bemerkt noch Hr. D. Geiger: „Nur die Theologen", wenn sie mit dem geschichtlichen Gebäude ihrer Religion vertraut, auf der Höhe der Zeit stünden, „könnten durch gelehrte und praktische Wirksamkeit das Heil Israels fördern", — obgleich „sie es in den letzten 50 Jahren nicht gefördert hätten" (10).

Worin nun diese Wirksamkeit bestehen müsse, darüber spricht sich Hr. D. Dernburg folgendergestalt aus: „das Gesetzbuch des Theologen

sei: „die bestehende Form zu erhalten, aber die Scheidewand zu zerbrechen, welche die Zeit zwischen sie und die ewige Idee gestellt, in beide wieder neues Leben zu schaffen, und sie in das richtige Verhältniß zu einander zu setzen." Man müsse nämlich, „anstatt stets dem Kampfe zwischen Geschichte und Vernunft, Zeitlichem und Ewigem zuzusehen, sich bestreben, beide von einander durchdringen zu lassen, und so einen Weg zu bahnen, den Alle wandeln mögen. . . . Habe man sich aber überzeugt, daß Vernunft und Religion sich schwesterlich einen müssen gegen kindisches Vorurtheil und zerstörenden Aberglauben, — wo sollte man zu diesem Geschäfte Vorarbeiten suchen, wo diese Einigung ausgeführt erblicken, als in den Schriften des Maimoniden?" (I. 99—101.)

Weiter hinauf steigt Hr. D. Creizenach, welcher, dem Karäischen Protestantismus sich anschließend, behauptet: „in Glaubenssachen habe die israelitische Religion Nichts allgemein Gültiges, als die heilige Schrift," und „sie sei die einzige Quelle, aus der wir (die Israeliten) die nöthige Belehrung über das Wesen und die Begrenzung des israelitischen Glaubens schöpfen könnten und dürften" (I. 335. II. 73.). Da er nun als eine der 3 Hauptwahrheiten aufstellt: daß „Gott den Israeliten seinen heiligen Willen durch Moses offenbart" (II. 71.), da er weiterhin bemerkt: „sobald man die mosaische Gesetzgebung als den unmittelbaren Ausdruck des göttlichen Willens verehrt, kann nichts dazu berechtigen, irgend einen der göttlichen Befehle für minder wichtig und dringend zu erklären" (I. 338), — so ist nicht abzusehen, wie hiernach jede Scheidewand zerbrochen werden soll, welche das israelitische Volk bisher so streng von den anderen Völkern geschieden. — Und doch meint Hr. D. Geiger: „die Idee, die wir als eine vorzüglich begründete betrachten, der Kampf, wie wir sagen möchten, um Emancipation des Glaubens von der Volksthümlichkeit, d. h. um den Glauben von den Spuren des früher mit ihm verbundenen Staatslebens zu reinigen, diese Idee — sei die stille fortwirkende gewaltige Macht, die das ganze Gebiet der Religion umgewandelt" (I. 177), — womit aber jene particularistische Ansicht von der Mos. Gesetzgebung sich auf keine Weise vertragen dürfte.

Wie nun, nach Hr. D. Creizenach's Versicherung, „fast keine zwei der seit 20 Jahren erschienenen Lehrbücher des mosaischen Glaubens in Beziehung auf die Anzahl und die Begrenzung der Glaubenspunkte übereinstimme" (I. 45), so finden wir auch in der vorliegenden Zeitschrift eine nicht geringere Mannigfaltigkeit der Ansichten in Beziehung auf die Strebens- und Hoffnungspunkte. Der Eine meint: „es gelte

eine Wiedererweckung des erstorbenen, in bloßes Außenwerk geflüchteten Glaubens," und er ahnet „eine schöne Zukunft, wo das Gebäude des Judenthumes wieder aus seiner, durch die Zeit (?) herbeigeführten Verunstaltung hergestellt sein wird (II. 360 f.). Ein Anderer meint, „die Zeit, in welcher das Judenthum in seiner herkömmlichen Gestalt ungetheilt das Herz der Israeliten inne hatte, sei unwiederbringlich dahin," und bezeichnet als Strebensziel die Verwirklichung der (schlechthin universalen) „Idee des Judenthumes: in jedem Lebensmomente des einen, allwaltenden, heiligen Gottschöpfers (?) eingedenk zu sein, jede Handlung — Erfüllung des hohen Menschenberufes oder Mittel dazu sein zu lassen" (II. 209. 211.). Ein Dritter legt sogar dem Rabbiner die Pflicht auf, „die reine Idee des Judenthumes fortzubilden." Er sieht nämlich zwei ganz unheilvolle Extreme vor sich, die Einen verknöchert, die Anderen von jedem Glaubensverbande losgerissen;" — „in der Mitte — Leute, die eine Wunde und eine Sehnsucht im Herzen fühlen, die vom Alten losgetrennt — ein Neugestaltetes vermissen, bange der Lösung harrend"... Nun soll der wahrhafte Geistliche diesen allen „anschaulich machen, wie die Zeit eine Umwälzung hervorgebracht," er soll „den Erstarrten zeigen, daß sie erstarrt seien", — in den Glaubenslosen „Sehnen und Streben nach belebendem Glauben erregen", — Beiden aber, „wenn sie erwacht sind", sowie jenen in der Mitte Schwebenden „zum Bewußtsein bringen, wie nicht mit flacher Vermittelung und mit theilweisem Annehmen und Verwerfen Alles abgemacht sei, sondern daß die Gestaltung des Glaubens aus einem Gusse sein müsse"... (I. 290 f.). Leider vermißt aber der wackere Mann in Israel Geistliche, wie er sie wünscht, und findet nur theils solche, „die den Ruf unserer Tage gar nicht kennen, — theils andere, die „den Kampf zwar kennen, aber seine Rechtmäßigkeit nicht anerkennen", — sondern „sich überreden, es sei das Alte, das sie aufgegeben, gar nicht dagewesen, es sei das Neue, das sie aufgenommen, nicht eine Fortbildung, sondern eine unwesentliche neue Form", — theils endlich solche, „die nichts Anderes zu ihrem Ziele machen, als eine gute Stelle, die sie warm hält", und sich nur fragen: „wie befriedigt man die verschiedenen Ansprüche, damit man mit uns zufrieden sei und wir in Ansehen und Einkünften steigen? Wie verwirrt man den Sinn, damit Alle glauben, wir thäten nach ihrem Willen?" (I. 292—295.) Fragen wir aber diesen wohlgesinnten Mann, wie solchen Uebelständen abzuhelfen sei, so erhalten wir die ganz unbestimmte Antwort, der geistliche Führer müsse „wirken für Reinigung der Lehre nach ihrer ursprünglichen Gestalt, für die Einigung

der Fortschritte der Zeit mit dem Glauben, für die Durchdringung der reinen Idee!" (303.)

Ist es nun, nach Allem, was wir im Bisherigen angeführt haben, rühmend anzuerkennen, daß in der vorliegenden Zeitschrift mit seltener Freimüthigkeit gar manche Schäden Joseph's aufgedeckt, und die verschiedenartigsten Heilungsprojecte dargelegt werden, so darf es doch nicht unbemerkt bleiben, daß noch Ansichten in derselben vorherrschend sind, welche nicht geeignet scheinen, die Eintracht in der Synagoge herzustellen, und ebenso wenig zu einer Vereinigung mit den übrigen Glaubensgenossenschaften hinführen können.

Gerade wie in der römisch-katholischen Kirche noch häufig von einem ursprünglichen, reinen Katholicismus, und wie in den akatholischen Religionsgesellschaften von einem reinen Urchristenthume, so wird von den meisten Mitarbeitern unserer Zeitschrift von einem reinen Judenthume geträumt und gefabelt. Es tritt hier, wie auch sonst so oft, der Fall ein,

> . . . „eben wo Begriffe fehlen,
> „da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein."

Der gemeine Verstand, wenn er sich klar machen will, was unter Katholicismus, Christenthum, Judenthum zu verstehen sei, verfährt hierbei, wie bei Bildung des Begriffes eines jeden lebendigen Wesens. Er geht auf den Ursprung des Namens und der Sache, die damit bezeichnet werden soll, zurück, begleitet den Keim, den er gefunden, bei seinem Wachsthume, seiner Entfaltung und seiner Unterscheidung von anderen, anders benannten Gewächsen, erforscht seine Blüthe, seine Frucht, und bildet sich dann den gewünschten Begriff aus den Elementen, die er gewonnen, — und zwar besonders aus denen, in welchen er den stätigen, wesentlichen Zusammenhang wahrnimmt, der ihn überzeugt, daß es ein und dieselbe Lebensseele ist, welche dem Keime, der Blüthe und der Frucht seine eigenthümliche Gestaltung gegeben. Ein Anderes ist aber der wahrhafte, concrete, lebendige Begriff eines bestimmten Gewächses, ein Anderes der abgezogene Geist, und wieder ein Anderes die ganz abstrakte allgemeine Substanz desselben. Der Geist, die sogenannte Essenz einer Rose ist nicht der lebendige Begriff dieser Pflanze; die vegetabilischen, oder vollends die Urelemente der Rose und die Mischungsverhältnisse derselben, die durch chemisches Verfahren ermittelt werden, sind noch viel weniger als wahrhaftes Rosenthum zu bezeichnen. Durch solches Verfahren bemächtigt man sich allerdings der greifbar stofflichen Theile der Pflanze, — aber



„fehlt leider! — nur das geistige Band, —
„Encheiresin naturae nennt's die Chemie."

Ebenso verhält es sich mit den großen welthistorischen Gewächsen. Was die Herren das reine Christenthum oder Judenthum nennen, das sind nur künstliche Gewächse, nicht lebendige, naturwüchsige Begriffe. Jahrtausende hindurch hat die immense Majorität der Judenheit gewußt, was das Judenthum sei; denn sie glaubte einstimmig, daß sie dasjenige darunter zu verstehen habe, was an Moseh, als dem höchsten Organe göttlicher Offenbarung und an dem alten Testamente seine unverbrüchliche Voraussetzung, was in der mündlichen Ueberlieferung und demnächst in dem Talmud seine Fortsetzung, was in dem geweissagten Messias und dessen Reich seine Zukunft habe. Auf gleiche Weise war die Christenheit anderthalb Jahrtausende lang darüber einverstanden, daß das Christenthum an Christus, als dem einzigen Sohne Gottes und Heiland der Menschen, und an dem neuen Testamente seine unverbrüchliche Grundlage, an den synodalischen Aussprüchen des heiligen Geistes seine Fortsetzung, und in der Wiederkunft Christi zum letzten Gerichte und dem Ende dieser, und dem Anfange einer ewigen Welt sein Endziel habe. Auch sind diese Vorstellungen so tief in die Vergangenheit, in die Ueberlieferung gewurzelt, daß sie sich noch bis auf den heutigen Tag einerseits bei der Mehrheit der Juden (in Asien, Africa, Rußland, Polen, Italien u. s. w.), andererseits wohl auch bei der Ueberzahl der Christen erhalten haben. Eine Unterscheidung zwischen fundamentalen oder wesentlichen und secundären, mehr oder weniger accidentiellen, und darum ausscheidbaren Glaubenslehren, Gesetzen und Geboten hingegen ist immer und überall nur da versucht worden, wo das Eindringen fremder geistiger Mächte die Selbstständigkeit des Juden- oder Christenthumes bedrohte, und man weder jene völlig abwehren konnte, noch diese völlig aufgeben mochte. So, um hier uns auf die Geschichte des Judenthumes zu beschränken, war „Maimonides der erste, welcher eine erschöpfende Aufzählung der Fundamentalsätze des israelitischen Glaubens unternahm" (I. 41.), und Aristoteles war die Macht, welche das damalige Judenthum zu inficiren und aus seiner Eigenthümlichkeit herauszureißen versuchte. Noch aber „fand Maimonides vielseitigen Widerspruch" (I. 47.), und wenn zwei Jahrhunderte später Jos. Albo († 1430) in seinen Ikarim, dem Liber fundamentorum (Soncino 1486) die 13 maimonidischen Grundlehren, welche „das eigentliche Wesen im Begriffe der israelitischen Religion bilden," auf die drei reducirte, wonach jeder Israelit an das Dasein eines einzigen Schöpfers, an die göttliche Weltregierung und an den göttlichen Ursprung der mosaischen Lehre glauben müsse (I. 50),

so war doch einestheils damit nichts specifisch Israelitisches ausgesprochen, da auch die Christen und Muhammedaner sich zu jenen Glaubenslehren bekennen; anderestheils blieb jene Reduction ohne Einfluß auf das lebendige Judenthum selbst. Israel hielt ängstlich an der gesammten talmudischen Ueberlieferung fest, und erst in der neuesten Zeit, nachdem das Scheidewasser der Kritik die eiserne Tradition der christlichen Kirchen zu durchfressen und das aufgehende Licht der Humanität in das uralte Glaubensgebäude derselben bereits einzudringen angefangen hatte, — erst seit Mendelssohn hat man von Neuem versucht, auch die Synagogen durch Abscheidung dessen, was man für das Unwesentliche, Abänderliche, von außen Angesetzte ausgab, dem neuen Himmelslichte zu öffnen. Man übersieht aber in der Synagoge, wie in den christlichen Kirchen, daß die Unterscheidungen und Ausscheidungen oder sogenannten Reinigungen nicht mehr natürliche Entwickelungen und Fortbildungen der Gewächse, die man Juden- oder Christenthum nennt, — sondern Veränderungen sind, durch welche dieselben ihrer weltgeschichtlichen Eigenthümlichkeit mehr oder weniger entkleidet, und zu einem Stoffe bereitet werden, aus welchem sich ein neues, vollkommeneres, allgemein menschliches Gewächs zu gestalten beginnt. Man übersieht den Unterschied zwischen der organischen Umwandlung der ersten dürftigen Keim- in vollständige Stamm-, und der letzteren in Blumen-blätter einer-, und der Destillation und der chemischen Reduction derselben auf ihre Elemente andererseits. Wenn daher in der vorliegenden Zeitschrift als „Geist des Judenthumes" ausgesprochen wird: „im Namen und im Auftrage Gottes zu leben, und in jeder Handlung des Lebens eine Pflichterfüllung zu erkennen" (II. 358), — oder wenn die göttliche, d. h. die mosaische Offenbarung reducirt wird auf die Lehren von dem einzigen Schöpfer, von der Willensfreiheit und der Unsterblichkeit der Seele (I. 371), so sind dies nur beliebige Abstractionen und Reductionen, die man allerdings mit demselben Fuge rein nennen kann, wie man von reinem Rosenöl oder auch von reiner Kohlensäure oder anderen Produkten chemischer Analyse spricht; — einen wahrhaften Begriff vom Judenthume hat man aber damit nicht gewonnen; vielmehr kann es nur zu noch größerer Verwirrung der Begriffe führen, wenn man dasjenige als reines Judenthum bezeichnet, nicht, was das gestaltende und erhaltende Lebensprincip desselben während dreier Jahrtausende gewesen, sondern was erst bei dessen Auflösung aus den Trümmern desselben abstrahirt wird. Das wirkliche, wirksame Judenthum steht als eine große, leicht wahrnehmbare Thatsache in der Geschichte da, und darüber war die Judenheit als solche, in der „Hauptsache stets einver-

standen", und sie konnte es leicht sein, denn Hr. Dr. Geiger bemerkt selbst, daß „die Judenheit in ihrer jetzigen Gestalt ihre Wurzeln vollkommen schon in der frühen Zeit des zweiten Tempels habe," und die zweite vom letzten Makkabäer bis jetzt währende Periode „mit einer vollständig ausgeprägten Religion beginne, — die eine ganz entschieden eigenthümliche Gestalt habe, die eine jede Vermischung kräftig ablehne." (I. 176. 177.) Wie viel oder wie wenig hingegen zu solchem reinem Judenthume gehöre, darüber haben selbst, wie wir gezeigt, die wenigen Mitarbeiter der vorliegenden Zeitschrift sich nicht verständigen können. Während daher, um noch ein paar Beispiele anzuführen, Hr. Dr. Geiger — beistimmend — aus Ben Usiel's „Briefen über Judenthum" anführt: „daß Israel bloß dastehe zum Beispiel, zur Warnung, zur Erziehung, und ein stilles Lebensbeispiel, ein Lehrer der Allgerechtigkeit und Allliebe," und daß „das Ideal Israels sei: „daß jeder Jissroeilssohn sei geachteter, mitwirkender Beispielspriester der Gerechtigkeit und Liebe, nicht Jissroeilthum — was ihm verboten, — aber reines Menschthum unter den Völkern verbreitend," (II. 544) — meint Hr. B. H(errheimer?): „sowie die Last des auf uns lastenden Druckes sich vermindert hat, — so kehrte auch das Bewußtsein unserer Würde als Menschen und als Israeliten in seiner ganzen Stärke wieder," und fügt dann hinzu: „wir wollen die Selbstständigkeit unseres religiösen Lebens, — denn nur dieses ist das innere Band, das uns umschlingt (?), — wahren und in seiner ihm eigenthümlichen Entwicklung fördern." (I. 227.) Hr. Dr. Geiger aber ist des „Dafürhaltens, daß das Judenthum einzig und allein die Bestimmung habe, die Israeliten — zu wahren, echten Menschen zu erziehen," um — endlich mit den Nichtisraeliten „in brüderlicher Gemeinschaft und völliger Gleichheit ein gleiches Lebensziel zu verfolgen" (II. 545.). Während dann, wie früher bemerkt, Hrn. Dr. Creizenach zu Folge, eine der Hauptwahrheiten der israelitischen Religion ist, daß „Gott den Israeliten seinen heiligen Willen durch Mose offenbart habe," (I. 353. II. 71.) und Jos. Albo „mit Recht" bemerkt haben soll — „man könne allerdings nicht der Gemeinschaft Israels angehören, wenn man nicht den ganzen Inhalt der mosaischen Bücher glaube" (I. 49.); wird anderwärts zugestanden: „die allmählige Entstehung und Bereicherung des Pentateuchs werde wohl Resultat (der Kritik) bleiben, und das — neuer Untersuchung unterzogene factum — allerdings auch dafür sprechen" (I. 461.). — Während endlich Hr. Dr. Creizenach (I. 338) mit Maimonides (I. 46) und mit dem Deuteronomium selbst (c. 4, 1. 2 f.) die angeblich Mose ertheilte göttliche Offenbarung für unver-

brüchlich hält und Hr. Dr. Geiger zugesteht, daß das israelitische Religionsgebäude schon vor 2000 Jahren vollständig ausgebildet war, behauptet Hr. El. Grünbaum: „jede Religion müsse in ihren Lehren entwickelnd fortschreiten; — eine Offenbarung, die sich als unveränderlich darstellt, einer ewigen Stabilität huldigen würde, trüge eben damit den Stempel ihrer Ungöttlichkeit unläugbar in sich," — und versichert uns dann: „das Judenthum trage in allen seinen Institutionen den grundwesentlichen Charakter an sich, daß es in immer fortschreitender Entwicklung, in immer größerer Perfection dem Geiste des Betrachtenden sich zeige!" (II. 296—299) (!)

So bietet also die vorliegende Zeitschrift uns in kleinen Raum zusammengedrängt ein ähnliches Schauspiel dar, als dasjenige ist, dessen Rollen innerhalb der christlichen Glaubensgenossenschaft an eine Menge von Zeitschriften vertheilt sind. Außer der rechtgläubigen, rabbinisch-talmudistischen und der völlig ungläubigen — finden sich die meisten Zwischen-Nüancen in derselben repräsentirt. Mit Recht aber klagt einer der ausgezeichnetsten Mitarbeiter: „es zeigt sich der Mangel an gediegenen wissenschaftlichen Leistungen ganz besonders in dem Schwankenden unserer Zustände; — die Wissenschaft, und daher die Begründung, läßt man auf ihrem alten Standpunkte, und dennoch soll das Leben eine Aenderung erfahren. Daher der Zwiespalt in unserem ganzen Treiben, daher Unklarheit und Mangel an folgerichtigen Annahmen; und so lange die Wissenschaft nicht ihre Wurzeln tiefer zu schlagen vermag, werden auch die Früchte unserer Aufklärung schal bleiben" (II. 12.). Auch in der vorliegenden Zeitschrift macht dieser Uebelstand, wie wir gezeigt haben, sich noch gar sehr bemerklich, und wir können in keiner Beziehung sie als eine „wissenschaftliche" anerkennen. Die gelehrten Forschungen zur Berichtigung der jüdischen Literaturgeschichte, die darin angestellt werden, sind allerdings schätzbar; aber Gelehrsamkeit ist noch keine Wissenschaft, und selbst das hier ausgebreitete literärische Wissen läßt die alttestamentlichen Schriften völlig unberührt. In der Synagoge, wie in Kirchen und Tempeln, — kann aber — von menschlicher Seite — nur mehr gerade dasjenige zum Heile führen, was in der vorliegenden Zeitschrift zunächst noch unberücksichtigt geblieben: einestheils nämlich die vorurtheilsfreie, sorgfältigste Sichtung aller bisher für heilig gehaltenen Schriften und Geschichten, — anderntheils die echtwissenschaftliche Ergründung und Darstellung der Einen, von Anfang an bis auf heute sich in der gesammten Menschheit verwirklichenden Idee und ihrer Postulate für die Zukunft. Von knechtischer Furchtreligion kann allerdings nur der Glaube an die ewig allväterliche, zu Jedem sich herablassende Liebe Gottes,

von der Knechtschaft unter die mitangeborene Selbstsucht nur die Begeisterung für die göttliche Liebe uns frei machen; von dem Zweifel aber, der seit Jahrhunderten seine Herrschaft immer weiter ausgebreitet hat, kann jetzt nur mehr die Wahrheit uns frei machen, welche sowohl dem denkenden Geiste, als dem liebenden Herzen keinen nachhaltigen Widerspruch mehr gestattet. Zu dieser Wahrheit aber hilft die vorliegende Zeitschrift nur in so weit die Wege bereiten, als sie durch ihre Bekenntnisse und Widersprüche auf das lebhafteste das Bedürfniß solcher Wahrheit fühlbar zu machen und die Sehnsucht und das Streben nach ihr auch in der Synagoge zu erregen sich in jeder Hinsicht geeignet zeigt.

13.

Die Israeliten in Deutschland, England und Frankreich.

Wie wenig Europa noch in sich befriedet, wie langsam die Blüthe wahrhafter Humanität sich entfaltet, kann man unter Anderem auch daraus entnehmen, daß selbst in den civilisirtesten Ländern noch immer sich die Reibungen zwischen s. g. Christen und s. g. Juden erneuern. Die betrübenden Vorfälle in Hamburg sind bekannt.

In London wurde zwar unlängst (1836) der Israelite David Salomons erst zum Sheriff, dann auch zum Alderman (Schöffen) gewählt. Als derselbe aber seinen Amtseid ablegen wollte, forderte man von ihm, daß er eine früherhin vorgeschriebene Erklärung unterzeichne, welche ein christliches Glaubensbekenntniß enthält, und als er um Ausstand bat, um einen Anwalt zu consultiren, wurde sofort seine Wahl annullirt.

In Frankreich, wo seit der Julirevolution auch die Vorsteher der Synagoge vom Staate besoldet werden — und der König jüngst die Versicherung erneute, daß er stets allen bestehenden Glaubensgemeinschaften gleichmäßigen Schutz angedeihen lassen werde, hat die Gazette de france, welche einen großen Theil der legitimistischen Partei repräsentirt, sich auf das gehässigste über seine wahrhaft königliche Zusicherung erklärt, und die Regierung wiederholt des „Atheismus" beschuldigt, weil sie die Bekenner der römisch-katholischen Religion gleichstelle mit den im Irrthume be-

fangenen Protestanten und den Israeliten, welche „Jesum Christum lästerten (blasphêment.)" Zugleich läßt sie sich von Darmstadt aus, — wahrscheinlich von irgend einem exilirten französischen Legitimisten, — einen Brief schreiben, der es „natürlich" findet, wenn eine gewaltsame Reaktion gegen die wohlhabende Judenschaft ausbreche, und der Welt vorlügt, daß zu Frankfurt a. M. bereits aller gesellschaftlicher Verkehr zwischen Juden und Christen aufgehört habe. Dasselbe, von Neid und Haß übersprudelnde Tagblatt, fordert aber eine Rentendotation für den kath. Klerus als Ersatz für die 300,000,000 Franken Einkünfte der franz. Kirche, welche die Constituante confiszirt, und verlangt, daß die Geistlichkeit völlig unabhängig werde von der weltlichen Macht! —

14.

Die Synagoge in Frankreich.

Hr. Simon Bloch, Herausgeber der Zeitschrift: **la Régénération**, bemerkt in No. 34 der Univers. Kirchen-Zeitung 1837, daß die jetzt fast funfzigjährige Dauer der (bürgerlichen) Verhältnisse der französischen Juden, mit Ausnahme unbedeutender Aenderungen, die Synagogenform so gelassen, wie diese solche gefunden." Er meint: „gerade dieß sei vielleicht ein großer Fortschritt zu nennen, daß die franz. Juden sich noch nicht bewogen finden, um der Ausgleichung äußerer Verhältnisse willen, die ehrwürdigen Denkmäler der Vorzeit voreilig abzutragen, — obgleich sie in allen weltlichen Angelegenheiten mit der Zeit fortgehen." Er fügt dann, nach Deutschland schielend, noch hinzu, „daß so manche Vorschläge zu Reformen in andern Ländern öfters das Gepräge einer gänzlichen Verleugnung des Judenthums an sich tragen, und auf alle Weise beurkunden, wie sehr sie lediglich dem Wunsche, alles Eigenthümliche abzustreifen, ihre Entstehung verdanken; Vorschläge, denen sich die Synagoge nicht fügen könne und dürfe, und denen sie am wenigsten da ein williges Ohr leiht, wo ihr Bestand durch die Gesetze des Landes gesichert sei" — So macht sich bei der Synagoge derselbe Unterschied bemerklich, der auch hinsichtlich der katholischen Kirche in Frankreich und Deutschland hervorgetreten. In Deutschland hat die Reformation begonnen und sich behauptet; in Frankreich hat deren

Unterdrückung die Revolution zur Folge gehabt; die dann wieder in eine ebenfalls nur formelle Restauration umgeschlagen. Wie deutsche Katholiken, so arbeiten auch deutsche Israeliten an Reformen, und die religiösen Fortschritte gehen Hand in Hand mit den weltlichen. In Frankreich will die eigentliche Kirche, nämlich der rechtgläubige Klerus, ebenso wenig auf Reformvorschläge hören, als die Synagoge. Wie kann aber das Recht wahrhaft fortschreiten, wenn die Religion, die dasselbe begründet und sanktionirt, nicht auch fortschreitet? Hr. Simon Bloch möge diese Frage sich zu beantworten versuchen.

15.

Emanzipation der Juden

mit Bezug auf:

das Staatsbürgerthum der Juden, vom Standpunkte der innern Politik beleuchtet von Robert Haas, evangelischem Pfarrer zu Dotzheim bei Wiesbaden. Frankfurt a. M., bei Karl Körner. 1837.)

Kein Volk unter allen Völkern der Erde spricht ein höheres Interesse an, als das Volk Israel. Sein Gedächtniß reicht hinauf bis in den geheimnißvollen, göttlichen Ursprung des ersten Menschenpaares. Seine Weissagungen reichen hinab über alle Zerspaltungen der Menschheit bis zur wunderbaren Einigung aller Völker zu einem Reiche Gottes auf Erden. Zwischen Anfang und Vollendung der Zeiten liegt eine Geschichte — auf das Tiefste ergreifend durch eine Verkettung der härtesten Leiden, wie kein anderes Volk sie getragen, von der Wiege bis zur Auflösung — und Wiedergeburt, — aber auch großartig und erhaben, wie keines andern Volkes Geschichte, durch ihre religiös-energische Verkettung mit den Fortschritten des Menschengeschlechtes zur Humanität!

Bis zur Weltschöpfung hinauf reicht die Familien-Geschichte des Stammvaters, und bis zur neutestamentlichen Weltspaltung hinab verläuft sich, in abermals zwei Jahrtausenden, die Geschichte des eigenthümlichen Nationallebens. Und schon sind wieder bald zwei Jahrtausende abgelaufen, seit das Volk, aus der Reihe der politisch lebendigen Nationen abgeschieden, geisterhaft, als religiöse Stamm-Gemeinschaft,

fast über den ganzen Erdboden zerstreut, der von Anfang und oft von Neuem verheißenen Erlösung entgegen harret und hoffet!

Im Gegensatze zu den natürlich Entarteten erscheinen die Urahnen des Volkes (Seth, Sem und Jakob) als die von Gott Geschenkten, Erwählten, Gesegneten. Im Gegensatze zu den von Gott Abgefallenen zeichnen die Gesetzgeber dieses Volkes (Noah, Abraham, Moses) sich aus durch Glauben und Gehorsam, um derentwillen sie gewürdigt werden, als Repräsentanten des erwählten Volkes auf ewige Zeiten einen freien Bund mit dem Ewigen, Allmächtigen zu schließen.

Aber auch dadurch unterscheidet sich jenes Volk von allen übrigen, daß seine ganze Geschichte ihm selbst stets zur Vorstellung gekommen als Bethätigung jenes einzigen, intimen Verhältnisses zwischen ihm und Jehovah, der sich dasselbe erzeugt und erzogen, der es geadelt und geweiht auf ewige Zeiten zum königlichen Priestervolk über und für alle anderen Völker der Erde; dem es aber auch strenger als jedes andere Volk, — durch einzige Gnaden und Verheißungen zur höchsten Dankbarkeit, und durch freiwillig eingegangenen Bundesvertrag noch besonders zum pünktlichsten Gehorsam sich verpflichtet weiß. Wie es daher jedes Nationalleiden als ein göttliches Strafgericht dahingenommen, so hat, des auf ewig geschlossenen Bundes und der bis in die fernste Zukunft hinabreichenden Verheißungen gedenkend, es auch stets einer göttlichen Erlösung entgegengehofft, und um sich derselben würdig zu machen, stets von Neuem sich der strengen Beobachtung der Bundes-Satzungen zugewendet.

Von Ursprung an, bald von seinen Herren, bald von Nachbarn, fremde Bildungselemente, — ägyptische, arabische, phönizische, assyrische, persische, griechische und römische, und demnächst noch hundert andere, in sich aufnehmend und sie eigenthümlich verarbeitend, — hat das Volkswesen doch durch alle Zeiten hindurch seine schon frühe scharf ausgeprägte Individualität zu behaupten gewußt. Schon in seiner Kindheit mit dem Sklavenjoche belastet, nach kurzer, durch Verirrungen und innere Spaltungen verkümmerter Jugendzeit und Selbstständigkeit — seiner Heimath entrissen, und in Ketten geschlagen, dann verstümmelt in's Land der Väter zurückkehrend, nur um immer anderen, immer gewaltthätigeren Eroberern zur Beute zu werden, bis es, unwiderbringlich in alle Welt zerstreut, länger als ein Jahrtausend hindurch ein Spielball habsüchtiger Zwangsherren und ein Schlachtopfer fanatischer Kirchendiener und fanatisirten Pöbels geworden, — hat es dennoch an dem Gesetz und den Verheißungen seines Gottes festgehalten, in diesem Glauben eine Treue bewahrend, die ihres Gleichen in der ganzen Weltgeschichte nicht findet!

Und was ist der eigentliche Grund dieser einzigen Erscheinung?

Aus welcher Quelle sog dieser Wunderbaum seine Lebenskraft, der, wie eine seltene Adansonia, in der Urzeit seine Wurzeln geschlagen? Ausgesondert von allen übrigen Volksstämmen, mußte Israel durch die Erhabenheit seiner Glaubens- und Sittenlehre, durch die wunderbarsten Fügungen und durch die Ueberschwänglichkeit der ihm gewordenen Verheißungen, sich auch erhaben fühlen über alle umgebenden Völker. Sein Gott war der alleinige Schöpfer Himmels und der Erde. Seine Offenbarung, hinabreichend bis an das Ende der Zeiten, wurde als unverbrüchlich hingestellt und angenommen. Selbst Jesus versicherte, das Gesetz und die Verheißungen nicht auflösen, sondern erfüllen zu wollen, und auch die Christen glaubten eine auserwählte Gottesgemeinde zu sein, und durch den verheißenen Messias eine Lehre und Verheißungen empfangen zu haben, deren Unverbrüchlichkeit noch auf die Heiligkeit des alten Bundes sich stützte. Waren aber die Anhänger der neuen Offenbarung, die das Wort derselben für unverbrüchlich hielten, berechtigt, den Juden es zum Vorwurfe zu machen, daß sie — nach den ihnen verliehenen Geistesgaben — streng festhielten an dem Worte der alten Lehre und Verheißung?

Der Gott der Juden war ein alleiniger Gott, und ihre ganze heilige Geschichte war die seines persönlichen Waltens über seine Auserwählten und des Kampfes gegen diejenigen, die noch andere Götter neben ihn stellten. Als aber die Christen nicht nur die Mißbräuche des altheiligen Gesetzes, sondern dieses selbst größtentheils abschafften, und sich von den Altgläubigen absonderten, fingen sie da nicht schon an, die Gottheit erst als eine zwei-, dann sogar als eine dreipersönliche anzubeten? Kann man es da den Juden zum Vorwurfe machen, daß sie sich ängstlich an ihre uralte Glaubenslehre festklammerten, und sie durch immer dichtere Zäune gegen Angriffe zu bewahren suchten, die ihnen das Allerheiligste selbst zu gefährden schienen? Kann man es ihnen verargen, wenn sie eine neue Lehre im Ganzen verwarfen, die ihnen selbst nur als Offenbarung eines Gottes geboten wurde, dessen frühere Offenbarung ihnen den Glauben an seine Einpersönlichkeit als das höchste Wahrzeichen seiner Propheten angegeben hatte? Konnten späterhin die Juden sich zu einer Religion hingezogen fühlen, deren Bekenner zwar Gott als unendliche Liebe priesen, aber seine frohe Botschaft mit Feuer und Schwert verbreiteten, und über die Widersetzlichen nicht nur, wie Moses, den zeitlichen Tod, sondern eine ewige Rache verhängten? Konnten sie an die weltbesiegende Macht des Erlösers glauben, den ein späterer angeblicher Gesandter Gottes (Mahomed) aus zwei Welttheilen verdrängte und selbst in dem kleinen Europa nicht seine Alleinherrschaft behaupten ließ? —

So ist es gekommen, daß die Juden, durch gemeinsame Abstammung, Sprache, Religion und eine davon untrennbare Geschichte verbunden, in mehr als tausendjähriger Zerstreuung ihre Eigenthümlichkeit bewahrt haben, durch immer neue Bedrängnisse zu immer gleich festem Zusammenhalten genöthigt.

Während aber Israel eine Krone nach der andern verlor, erst die königliche, dann die priesterschaftliche, zuletzt auch die der gesetzdeutenden Gewalt, bemächtigte das auserwählte Volk der Christenheit sich nach und nach sämmtlicher Kronen. Wie Israel durch Moses aus Aegypten, so durch Constantin aus der heidnischen Sclaverei befreit, erneuerte die Christenheit in vergrößertem Maßstabe die israelitische Priesterkaste, das jüdische Königthum und das gesetzdeutende Rabbithum, und kraft Mosaischer Gesetze und israelitischer Richtersprüche und in Nachahmung jüdischer Religionshelden wurden Mosesgläubige Juden, wurden Mohamedaner und Heiden und Ketzer verfolgt und geschlachtet!

Aber auch in der Kirche, wie im Tempel Jehovah's, erhielt sich in Mitten der äußeren und inneren Stürme das ewige Feuer des göttlichen Geistes, und wie dicht es auch hier wie dort von Irrwahn und Selbstsucht umsponnen wurde, sein Licht und seine Lebenswärme — Funken der ewigen Wahrheit und der unbeschränkbaren Liebe — gewannen immer neue, kräftigere Nahrung durch die Strahlen, die aus der freien Natur, aus den Ueberlieferungen der alten Welt und aus verborgener Himmelsquelle sich in die umzäunte Lampe ergossen. Und wie die Flamme allmählig erstarkte, durchbrannte sie einen Zaun nach dem andern, und eine Krone nach der andern zersprang auf dem Haupte der Kirche. Die Fürsten bemächtigten sich der weltlichen Selbstherrlichkeit; die Laien schlangen sich die Priesterbinde um die Schläfe, die wissenschaftlichen Forscher deuteten die alten und entdeckten neue gemeinschaftliche Gesetze.

Und, siehe! auch das auserwählte Volk der kirchlichen Priester erlag, wie früher das priesterliche Volk — immer gewaltigeren Eroberern. Die nordischen Machthaber unterwarfen sich die kirchlichen Hierarchen; griechische Philosophen und römische Rechtslehrer erstanden von den Todten, und nöthigten die Kirchgläubigen zu geistigem Tribut; aus der Asche der Scheiterhaufen erhoben verjüngt sich kühne Reformatoren und bekämpften das neue Pharisäerthum durch seit unvordenklich mißachtete Offenbarungen.

Hiermit begann für die Christenheit und eben dadurch auch für die Judenheit eine neue von der mittelalterlichen, wie von der alten — sich immer bedeutsamer unterscheidende Weltzeit.

Das Princip der Gewißheit, der Freiheit und der Umgestaltung constituirte sich dem Principe der Priesterauctorität,

des Glaubens-Zwanges und der Stabilität gegenüber; der Geist rang sich los von der fesselnden Form, die eben dadurch immer größerer Erstar.ung verfiel. Wie anderthalbjahrtausend Jahre zuvor die christliche Reformation dem erstarrenden rabbinischen Mosaismus, so trat nun ein freiprüfender Protestantismus dem verhärteten hierarchischen Katholicismus entgegen, und wieder reagirte die alte Kirche durch Anwendung irdischer Gewalt. Die religiöse Freiheit wurde durch zahllose Märtyrer, durch namenlose Leiden errungen.

Die römisch-spanische Inquisition rief den niederländischen Freistaat in's Dasein, der papistische dreißigjährige Krieg befestigte die Freiheit der neuen Kirche in Deutschland; die jesuitischen Verfolgungen der Hugenotten und Jansenisten in Frankreich nöthigten den menschlichen Geist, sich in seiner Freiheit gegen jeden Zwangglauben zu erfassen.

Aber die Noth lehrt nicht nur beten, wie das Sprichwort sagt, sondern auch lieben; sie ruft nicht nur das tiefinnerste Verbundensein mit Gott, sondern auch das wesenhafte Verbündniß der Menschen untereinander zum Gefühl und zum Bewußtsein; sie lehrt nicht nur glauben und um Hülfe bitten, sondern auch mitleiden und hilfwillig werden.

So fanden zu Anfang des XVII. Jahrhunderts aus dem fanatischen Spanien, aus Polen und Deutschland flüchtende Juden zum erstenmale menschenfreundliche Aufnahme im niederländischen Freistaat; — so wurde nach dem westphälischen Frieden der in Deutschland auf den Juden lastende Druck hier und dort schon durch Verträge gemildert; so erhob zu Ende jenes Jahrhunderts im freien England zuerst der freigeistige Toland seine Stimme für die Emancipation der Juden.

Die Akatholiken waren Jahrhunderte hindurch gedrückt, verfolgt, geschlachtet worden, wie die Anhänger des Talmud. Die Unmenschlichkeit der alten Kirchgläubigen hatte die Menschlichkeit in den Herzen der Unterdrückten erweckt. Das achtzehnte Jahrhundert führte die Humanität zum entscheidenden Siege. Schon im Jahre 1723 erklärte eine Parlamentsakte die Juden für Eingeborene und gestattete ihnen zum erstenmale rechtlichen Grundbesitz.

Bis dahin jedoch war der Geist der Judenheit, dreifach umzäunt vom Rabbinismus, von dem Talmud und der Thora, nicht zu refo.matorischer Theilnahme am neuen Leben erweckt worden. Ueber Spinoza hatte die Synagoge, wie über Bruno die Kirche, — den Verdammungsfluch ausgesprochen. Erst als die jungen christlichen Reben zu blühen anfingen, begann auch der alte israelitische Wein in dem festen Verschlusse zu gähren. — Erst als aus dem Kampfe der besonderen Glau-

bensmeinungen in der Christenheit der Geist zu dem von Christus angebeteten alleinigen wahrhaften Gott sich erhoben, erst als aus der gleichen Verfolgung der verschiedenartigen Glaubensbekenner das Herz sich zum Mitgefühl mit allen Menschen — als Kindern eines Vaters — erweitet, — da wurde die Wahlverwandtschaft erregt, da schlug ein elektrischer Funke aus der neuen, freien Geisteswelt durch alle zeitlichen Umzäunungen hindurch in das Innerste der Synagoge, und Plato und Spinoza vermittelten durch Lessing und Mendelssohn einen seitdem sich immer mehr verinnigernden Lebensverkehr zwischen den Verehrern Jehovah's und den neuen Bekennern eines humanen Theïsmus. —

Das große Werk der allgemeinen Emancipation, der Befreiung der Menschen von widergöttlicher und menschheitwidriger Gewalt, hatte begonnen; Heroën der Humanität hatten dem ewigen Lichte die Bahn gebrochen. Edle Fürsten erhoben sich über die feindlichen Schranken kirchlicher, nationaler und ständischer Verschlüsse. An die Tagesordnung kam die göttliche Duldung aller Eigenthümlichkeiten, welche der Lebensgemeinschaft, dem rechtlichen Frieden der Menschen nicht widerstreiten. Während edelgesinnte Juden (Mendelssohn, Wessely u. a. m.) ihr Volk von der knechtenden Autorität seiner Rabbinen und seiner Satzungen zu befreien und es zur Theilnahme am allgemeinen Leben zu erziehen strebten, trat ein edler deutscher Staatsmann (Dohm 1781), und, angeregt durch ihn, ein edler französischer Priester (Grégoire, 1787) für das unglückliche Volk in die Schranken gegen tiefeingerosteten Aberglauben und noch härteren Eigennutz.

Aber schon hatte das gemeinschaftliche Recht und die allgemeine Religion in der neuen Welt sich freie Gemeinden gebildet; der alle Ketten sprengende Geist des europäischen achtzehnten Jahrhunderts war in Amerika Staat geworden. Erst durch die Verfolgungen der mosaischen Priester und Schriftgelehrten waren die, anfänglich nur reformatischen Christen zur tieferen Erfassung ihres neuen, allgemeineren Princips gelangt, und erst die aus Jerusalem Geflüchteten constituirten sich im jungen Europa als eine katholische, allen Völkern geöffnete Kirche. Ebenso wurden die europäischen Christen, die anfänglich nur das ursprüngliche Christenthum herstellen wollten, erst im jungen Amerika ihres Lebensprincips inne, welches in dem Worte ausgesprochen: daß „in allerlei Volk, wer Gott ehrfürchtet und Recht thut, Gott angenehm sei.“ Diese Wahrheit nun in der neuen Welt zu einer Wahrheit geworden, strahlte von dort aus zurück auf ihre geistige Heimath, und — wie von einem Zauberlichte berührt — zerfielen Ketten von Christen und Juden in Staub. Die Verkündigung und Anerkennung der

Menschenrechte wurde ein welthistorisches Ereigniß; der längst ersehnte, längst morgenröthlich aufsteigende junge Tag zuckte neubelebend aus dem Ozean empor und verbreitete mit Allgewalt die frohe Botschaft des Menschthumes und seiner unveräußerlichen Freiheit. Zwölfhundert Jahre, nachdem zu Paris (im Jahre 615) die alte Kirche verordnet hatte, daß kein Jude ein militairisches oder Richteramt über Christen ausüben dürfe, wurden in derselben Stadt von geistlichen und weltlichen Abgeordneten einer ganzen Nation alle Juden, die den Bürgereid leisteten, für ächte Franzosen, und somit für zulässig zu allen Staatsämtern erklärt. Was immer dann auch von untergeordneten, mehr oder minder historisch-berechtigten Standpunkten gegen diese Freilassung und Gleichstellung eingewendet worden, — volle vierzig Jahre nach diesem begeisterten Aufschwunge der französischen Nation hat die Regierung des wiedergeborenen Staates*) den versammelten Abgeordneten der Nation die Versicherung gegeben: daß „die Juden in allen öffentlichen Leistungen, wozu sie berufen waren, unter den Fahnen der unsterblichen Kriegsheere, in den Wissenschaften, den Künsten, dem Gewerbfleiß alle Verläumdungen ihrer Unterdrückten auf die edelste Weise widerlegt haben.“ — Und die Vertreter des französischen Volkes bekräftigten diese Versicherung, indem sie die Vorsteher des mosaischen Gottesdienstes gleichstellten den Beamten der anerkannten christlichen Kirchen.

So hat also von Seiten der Christen die völlige Emancipation der Juden, und, in Folge davon, auch von Seiten der Juden die Selbstemancipation von ihrem national-religiösen Partikularismus in Mitten der europäischen Civilisation Wurzel geschlagen, und Holland und Belgien sind dem Beispiele Frankreichs gefolgt und haben das Zeugniß bestätigt, welches die Franzosen ihren neuen Mitbürgern gegeben.

Wie aber das neue, die alte Welt umgestaltende Lebensprincip des Christenthums in den ersten Jahrhunderten seines Aufkommens auf andere Weise von den gläubigen Juden, auf andere von den philosophirenden Griechen und von den politischen Römern aufgenommen und verarbeitet worden, — so wiederholt sich dieselbe Erscheinung bei der Ausbreitung des freisinnigen Humanismus.

Von den allgemeinsten, aber eben darum abstraktesten Principien ausgehend, wurde in Frankreichs Hauptstadt der menschlichen Gleichheit und geistigen Freiheit vom Sturme der Leidenschaften die Bahn gebrochen, und die französische Judenschaft mit Gewalt in die, alle Dämme

*) Durch das Organ des Staatsministers Mérilhou im Jan. 1831.

überfluthende oder zertrümmernde Strömung hineingerissen. Wie die Differenzen zwischen Frankreich und Rom, so wurden auch die zwischen Paris und Jerusalem — nicht von innen heraus aufgelös't, sondern übersprungen.

England dagegen, wo, im altnordischen Geiste, die Einzelnen durchgängig nur so viel von ihrer Selbstherrlichkeit und ihren überkommenen Gerechtsamen ablassen, als die Noth sie zur Bewahrung des Uebrigen drängt, hat die Herkömmlichkeit, — selbst die schon sinnlos, ja sogar sinnwidrig oder widersinnig gewordene, — noch ein solches Ansehen und das partikulare Interesse ein solches Uebergewicht, daß das neue, höhere Princip sich jeden Schrittbreit Landes mühselig erarbeiten oder erkämpfen muß. Wo aber 6 Millionen Katholiken bis jetzt noch vergeblich der Emancipation von der Gewaltherrschaft der Staatskirche entgegenschmachten, da kann es nicht befremden, wenn noch ein Robert Peel im Weihthume der Staatsgesetzgebung es auszusprechen kein Bedenken trug, er sei nicht der Meinung, daß man um nur 27,000 Individuen ein Princip aufzugeben habe! — Dessenungeachtet bethätigt auch in England das neue Princip sich dadurch als lebenskräftig, daß mit jedem Siege des alten partikularistischen Princips sich die Zahl der Anhänger des letzteren vermindert. —

Deutschland aber erweis't sich auch in dieser großen Umgestaltungszeit als das Herz des civilisirten Europa's, indem es die Gegensätze, deren Momente ringsum entweder einseitig festgehalten oder auf unvollkommene Weise indifferenzirt werden, von Innen heraus zu vermitteln bestrebt ist. Sowie es früher — neben der Reformation — dem noch theilweis berechtigten Katholicismus, und in neuester Zeit neben dem abstrakten Rationalismus noch der alten Gläubigkeit freien Spielraum gelassen, auf daß beide sich zu höherer Einigung einander verarbeiten sollten, so hat es jetzt neben dem anfänglich noch abstrakten Princip der Humanität auch den älteren Principien sich noch geltend zu machen gestattet, und — aus dem doppelten Bedürfnisse des Geistes und des Gemüthes, — aus dem Bedürfnisse tiefsteindringender Erkenntniß und wahrhafter Innigkeit, — sind alle, das organische Leben theils hemmende, theils bedingende Differenzen um so ernstlicher und vielseitiger erörtert worden, je ernstlicher und gewissenhafter das Bestreben auf eine wahrhafte Versöhnung gerichtet ist. Und gerade dadurch bewähren die in Deutschland heimisch gewordenen Juden sich als werdende Deutsche, als Zöglinge des deutschen Geistes, daß unter ihnen — mehr als unter allen übrigen Nachkommen Israels, sowohl im Theoretischen als im Praktischen, der äußerste Gegensatz mit allen vermittelnden Zwischenstufen sich auf ähnliche Weise hervorgethan, wie er sich aus dem Geistes- und Gemüthsleben de

ursprünglichen Deutschen entwickelt. Zwischen dem tapfern Gabriel Riesser, der auf den Grund der Gleichheit der Menschen vor Gott und dem Recht die Gleichstellung der israelitischen mit den übrigen Staatsunterthanen fordert, und dem nicht minder tapfern Landrabbiner Raphael Hirsch, welcher, Thora- und Talmudgläubig, die Israeliten noch jetzt für das von Jehovah auserwählte und höher verpflichtete, und seiner höheren, offenbarungsmäßigen Bestimmung zufolge noch ausgesonderte Volk hält, haben zahlreiche vermittelnde Ansichten ebenwohl ihre Vertreter unter den Israeliten gefunden, wie u. a. der treffliche Historiker Jost versichert: „die deutschen Juden wollen verdienen, was sie besitzen oder einst haben werden, Rechte des Menschen; sie fühlen sich gedrungen, sich selbst zu bessern, um ihr Schicksal zu versöhnen." *) Ebenso stehen den wackern Reformatoren der Synagoge, die den Mosaismus zum humanen Theismus zu vergeistigen streben, noch eifrige Rabbinisten entgegen, welche sogar auf amtlichem Wege jede Reform rückgängig zu machen sich bemühen. Zwischen diesen und jenen aber machen sich die mannigfaltigsten Bestrebungen bemerklich, die erwünschte Emancipation zu bewirken, und bekannt genug ist, daß ähnliche Meinungs- und Strebungs-Differenzen unter den nicht-israelitischen Deutschen noch obwalten.

So hat jede der drei großen Nationen nach ihrer natur- und weltgeschichtlichen Eigenthümlichkeit auf die Anforderungen des allgemeinen Zeitgeistes geantwortet, und diesen großen Thatsachen gegenüber ziemt dem Einzelnen weder Klage noch Vorwurf. Auch die Völker, auch die Menschheit, haben ihre Anerkennung heischenden Natur- und Entwicklungsgesetze.

Aber gerade aus diesen Gesetzen schöpfen wir die freudige Zuversicht, daß die Zeit nicht mehr ferne ist, in welcher auch in Deutschland das neue Princip der Humanität allgemein als das höchste bei Regulirung der Staatsverhältnisse zur Anerkennung, und eine um so innigere Einigung zwischen den israelitischen und den übrigen Deutschen zu Stande gekommen sein wird, je allseitiger und unumwundener alle vorhandenen oder vermeintlichen Differenzen sich ausgesprochen und hierdurch zur Beseitigung sich dargeboten haben.

In dem langen Verlaufe von achtzehn Jahrhunderten haben die Juden auf das Schmerzlichste die Unhaltbarkeit ihres partikularistischen, national-religiösen Standpunktes erfahren und vielfach zur Vergeistigung und Universalisirung ihres irdisch-beschränkten Glaubens sich veranlaßt gefunden. Das Christenthum aber, dessen Reich nicht von dieser Welt sein sollte, dessen Kirche sich Anfangs für die schlechthin allgemeine gehalten, hat sich nach und nach immer mehr verweltlicht, partikularisirt und zerspaltet.

*) Geschichte der Israeliten, IX. S. 187.

Auf diese Weise sind Kirche und Synagoge sich einander thatsächlich nahe gekommen, und in beiden ist nun das gleiche Streben erwacht, die Widersprüche zwischen Partikularismus und Universalismus, zwischen Geistigem und Weltlichem, Offenbarung und Vernunft, Religiösem und Rechtlichem, — in denen beide befangen sind, von Innen heraus aufzulösen. Als das Wort der Befriedung mit sich selbst und mit dem Gegenpart ist ihnen nun jener dreifache Kanon der Liebe zu Gott, zu den Menschen und zur Tugend wieder zum Bewußtsein gekommen, den vor schon bald zwei Jahrtausenden die Essäer aufgestellt, den auch Christus als die Erfüllung des Gesetzes bezeichnet. In diesem Kanon waren die edelsten Juden einverstanden mit den ersten Christen; in ihm auch ist die Möglichkeit der Wiedervereinigung gegeben. Achtzehn Jahrhunderte haben die Juden auf die Ankunft, haben die Christen auf die Wiederkunft des Heilandes gewartet. Diese, wie jene, haben den Glauben gehegt, daß nach dem verheißenen Ereigniß die Feindschaft unter den Menschen aufhören, daß ein neuer Himmel und eine neue Erde, und nur ein Hirt und eine Heerde sein werde. Ist aber besonders seit dem Anfange, noch entschiedener seit der Mitte, und mit dem hellsten Bewußtsein seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, das lebenskräftigste Streben der gebildetsten Nationen nicht auf Zersprengung aller feindschaftlichen Gewalten und Schranken, nicht auf Beseitigung aller verfeindenden Vorurtheile gerichtet? Wird nicht immer allgemeiner auf Versöhnung aller eingerosteten Zerwürfnisse hin gearbeitet? Ist nicht der Himmel durch Entdeckung der Sternsysteme und ihrer Gesetze ein neuer, ist nicht die Erde durch zahllose Erfindungen zum freudigen Vereintleben der Menschen eine neue Erde geworden? Bereitet die wiederauferstandene Idee einer einigen Menschheit nicht die Völker zu einem großen Menschenreiche? Gewinnt nicht der Gedanke eines allgemeinen Vernunftrechtes, der Glaube an einen einigen, allväterlichen Gott immer größere Herrschaft in der alten, wie in der neuen Welt? Und ist dieser allbelebende, allverjüngende Geist nicht schon wirklich zum strengen Richter über Feinde der Freiheit und Menschlichkeit, aber auch zum Heiland für schmählich geknechtete Juden und noch schmählicher mißhandelte Neger, so wie zum milden Hirten über solche geworden, die bei allen sonstigen Natur- und Meinungsverschiedenheiten an Gott glauben und Recht thun? Ist endlich das Ewigwahre, welches dem Menschheitskinde von seinem Vater durch einzelne Erleuchtete in bildlichen Umhüllungen offenbart worden, jetzt nicht schon, seiner zeitlichen Hülle entkleidet, zur Sache allgemeinen Wissens und Gewissens geworden.

Mag immerhin von der Vorsehung Israel zum priesterlichen Volke

des Alterthums, und die Christenheit zur priesterlichen Glaubensgenossenschaft des Mittelalters auserwählt gewesen sein; — Volk, Staat und Kirche sind in die Menschheit eingeführt und dem allgemeinen Geiste untergeordnet worden, der jeden Menschen zum Priester in seinem Berufskreise weiht. Nicht Jerusalem, nicht Rom sind mehr zur Weltmitte und Weltherrschaft bestellt; sondern Liebe und Freiheit, allgemeine Religion und allgemeines Recht. Zweimal ist der alte Volkstempel, zweimal auch die hierarchische Kirche, — einmal von weltlichen, das andremal von geistigen Mächten gebrochen worden. Aber an die Stelle des zertrümmerten Tempels ist die Kirche des Kreuzes, an die Stelle der zerfallenen Kreuz-Kirche ist die große Gemeinde der Menschheit, die erdumspannende Halle der Auferstehung und Verklärung getreten, in welcher sich Juden und Christen zu vereinigen haben, um gemeinschaftlich auch die Heiden zum ewigen Menschheitsbunde zu laden. —

Dies der Standpunkt, von welchem aus wir nun über die Schrift berichten werden, die uns zu dieser allgemeinen Erörterung erwünschte Veranlassung geboten.

Was Posaune, was Orgel in der Kirche, was der Contrebaß im großen Orchester, das ist jetzt die gewaltige Stimme der Weltgeschichte im ungeheuren Sprechsaal der Publizität. Das große Thema der Menschheit und ihrer Bestimmung im Rhythmus des Entwicklungsgesetzes stets von Neuem wiederholend, begleitet, trägt, unterstützt sie die Einen, ruft zur Ordnung, übertönt, überwältigt sie die Anderen, und vermag es allein, die achtsamen Zuhörer im Sturme der tausendstimmigen Fuge zu beruhigen, welche gegenwärtig die Lüfte durchbraust. Auf sie zu horchen — und die leidenschaftlichen Parteien zur Achtsamkeit auf ihren Zuruf aufzufordern, scheint aber besonders nothwendig bei den Verhandlungen über die Emancipation der Israeliten, da kaum eine andere Zeitfrage tiefer, als diese, eingreift in das Gewebe menschlicher Vorurtheile, Interessen und Bestrebungen. Natürliche Differenzen der Abstammung und Gewöhnung, ererbte nationale und historische Antipathien, Erwerbs-Collisionen aller Art, widerstreitende Principien der Rechtskunde und des Staatslebens, endlich Widersprüche der verschiedenartigsten religiösen Weltansichten, die seit drei Jahrtausenden in der Menschheit einander durchkreuzt haben, — Alles wird sich auszusprechen genöthigt, wo es gilt, die mosaischen Semiten aufzunehmen in eine industrielle, bürgerrechtliche und politische, noch mehr oder minder mit ausschließenden Kirchlichkeiten und National-Eigenthümlichkeiten verflochtene Gemeinschaft

christlicher Japhetiten. Jede dieser besonderen Sphären des gesammten socialen Organismus hat aber ihre wesentliche Berechtigung; jeder Gegensatz innerhalb jedes dieser Lebenskreise, in sofern er ein wesentliches Produkt der Geschichte ist, hat auch irgend ein historisches Recht. Der Wissenschaft ist aufgegeben, diese verschiedenen Rechte und Berechtigungen zum Bewußtsein zu bringen, aber zugleich auch — nachzuweisen, in welcher Ueber- und Unterordnung jene Sphären, in welchem Verhältniß die verschiedenen historischen Berechtigungen zu einander stehen. Ihr liegt es ob, auf überzeugende Weise zur Anschauung zu bringen, einerseits, in wie weit die Interessen einer Sphäre sich den Forderungen einer höheren Sphäre zu sakrifiziren haben; anderseits, in wiefern eine historische Berechtigung im großen Entwicklungsgange der Geschichte zum Absterben, oder zur Umwandlung verurtheilt, oder zum Siege über die entgegenstehende berufen ist.

Nur so kann der häufig noch leidenschaftliche Streit auf eine den Geboten der Humanität entsprechende Weise geschlichtet und ein wahrhafter Friede herbeigeführt werden. Nur so kann der Einseitigkeit der beiden Hauptparteien erfolgreich begegnet werden, von denen die eine als die gläubige, die andere als die raisonnirende zu bezeichnen sein dürfte. Die eine nämlich glaubt, oder behauptet zu glauben — an die Unverbrüchlichkeit geschichtlich überkommener Natürlichkeiten, Gerechtsamen, Gesetze und Offenbarungen. Die andere geht raisonnirend, von mehr oder minder abstrakten Grundsätzen, von mehr oder minder allgemeinen Postulaten des Verstandes oder Gemüthes aus und verwirft unbedingt Alles, was der formell-folgerichtigen Durchführung derselben entgegensteht oder widerstrebt. Die erstere verkennt oder verläugnet die Idee der Humanität, zu deren stufenweiser Entwicklung und Verwirklichung die Menschheit bestimmt ist; die andere Partei verkennt die realen Voraussetzungen und Bedingungen dieser Entwicklung. Verläugnen die Einen in ihrer Verblendung oder ihrer Eigensucht die aufgehende Sonne, so flattern die Anderen dem Gestirne des neuen Tages auf Ikarusflügeln entgegen.

Sowohl die Gläubigen aber, als die Raisonnirenden, haben nach und nach eine ganze Menge von Gründen aufgebracht, mit welchen sie sich einander bekämpfen, und da sie hierbei sich auf Voraussetzungen stützen müssen, die mehr oder minder allgemein zugestanden oder in Frage gestellt sind, so hat sich auch gar bald gezeigt, daß die sogenannte Emancipationsfrage auf das innigste mit allen übrigen großen Fragen verflochten ist, an deren Erörterung und Auflösung die gegenwärtige Zeit noch arbeitet.

Es kann nun nicht in Abrede gestellt werden, daß jede der Hauptparteien gewichtige Motive in die Wagschale gelegt hat, und daher kömmt es, daß von denjenigen, welche den Debatten beiwohnen, gar Viele unsicher hin und herschwanken zwischen den extremen Meinungen, je nachdem der eine oder der andere Grund mit mehr oder minder Geschick geltend gemacht wird. Die Streitsache ist aber um so verwickelter, als nicht nur die Israeliten mit den gesetzgebenden Staatsgewalten zu unterhandeln haben, sondern auch die mannigfaltigsten Differenzen sowohl unter ihnen selbst, als unter den Nicht-Israeliten hervorgetreten sind.

Wie dann von den verschiedenen Seiten die mannigfaltigsten objectiven Gründe vorgebracht worden, so sind auch bald Eigennutz, Herzenshärtigkeit und Vorurtheil, bald Ueberspannung, Anmaßlichkeit und despotischer sg. Liberalismus mit in die Schranken getreten, und haben durch vielfache Verwechslung und Verwirrung der Begriffe die Einverständigung erschwert. Wo aber die Frage praktisch zur Entscheidung gekommen, da ist der Knoten durchgängig nicht sowohl durch die Macht des Geistes und vernünftiger Erkenntniß gelöſ't, als entweder mit dem Schwerte abstrakter Principien durchschnitten, oder von Vorurtheilen, Leidenschaften und Egoismus noch fester zugeschnürt worden.

Die größte welthistorische Thatsache in der neuesten Zeit ist aber die, daß die Völker Europa's aus den ererbten Feindschaften, Verwirrungen und Zwangsverhältnissen nach harmonischer Umgestaltung ihres Daseins, nach Freiheit, Ordnung und Frieden sich sehnen, und mit ihren besten Kräften dieses, mehr oder minder klar vorschwebende Ziel zu erreichen trachten. Denen, die an diesem großen Werke mitzuarbeiten sich berufen fühlen, stellt sich nun eine doppelte Aufgabe zur Lösung dar. Das Erstwesentliche ist, des Zieles klar inne zu werden und die Art und Weise gründlichst zu erforschen, auf welche die vorhandenen Antinomien nachhaltig gelöſ't werden können. Hierzu bedarf es einerseits der sorgfältigsten Ermittlung der vorhandenen Gegensätze nach ihrem Ursprung und gegenwärtigen Bestande; anderseits der wissenschaftlichen Erwägung der letzten Gründe, auf welche die verschiedenen Parteien sich stützen, und der überzeugenden Entwicklung der Principien, mittelst welcher eine wahrhaft befriedigende Entscheidung herbeigeführt und deren Nothwendigkeit dargethan werden kann.

Hat erst die Theorie den Zwiespalt auf wissenschaftliche Weise gelöſ't, dann stellt sich als zweite Aufgabe dar, dieser Lösung auch Eingang in die Massen zu verschaffen, das befriedende Wort je nach den verschiedenen Bildungsstufen derselben zu popularisiren.

Hinsichtlich der sogenannten Emancipation der Juden ist die erste Aufgabe bis jetzt noch nicht als gelöſ't zu betrachten, und — diesem Mangel abzuhelfen — scheint Hr. Pfarrer Haas beabsichtigt zu haben. Er bemerkt nämlich in der Vorrede zur vorliegenden Schrift: „es sei noch kein Werk erschienen, das mit Benutzung der vorhandenen Streit- und Flugschriften, wie der vereinzelten Ansichten, in einem wissenschaftlich geordneten Ganzen die wichtige Angelegenheit unparteiisch behandelt;“ er wolle nun seinen Standpunkt nicht in der sg. richtigen Mitte — zwischen, sondern „über den Parteien“ nehmen, und bezeichnet denselben dann näher als den „der inneren Politik oder einer religiösen, geistigen,“ oder, wie es Seite 61 heißt, einer „humanen Staatentendenz.“

Der Hr. Vfr. hat sich nun allerdings einen Anspruch auf unsere Hochachtung dadurch erworben, daß er sich ein so groſses Ziel vorgesteckt, und mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln es zu erreichen gestrebt hat. Je freudiger aber wir dieses Streben anerkennen, um so mehr müssen wir bedauren, dem Geleisteten nicht in gleichem Maße unseren Beifall zollen zu können.

Die Abhandlung besteht aus einem historischen, einem raisonnirenden und einem statistischen Theil.

In dem ersten wird uns (v. S. 1—58) ein Abriß der „Geschichte der Juden von Zerstörung des zweiten Tempels bis auf heute“ geboten.

Allerdings kann nun die gegenwärtige Lage und Stellung der Judenheit nur dann gehörig gewürdigt werden, wenn die weltgeschichtlichen Verhältnisse in ihrem lebendigen Zusammenhange klar zur Anschauung gebracht werden, die deren wesentliche Voraussetzung sind; wenn also aufgestiegen wird bis zu dem Saamenkorne, welches von Abraham, dem Auserwählten Gottes an, erst zum gottgesegneten Stamme, dann zum priesterlichen Volksstaat erwachsen, um demnächst, als rabbinisch-talmudische Stammgenossenschaft in alle Welt zerstreut, nach Vollendung der Zeiten in die allgemeine Menschengenossenschaft wieder einzutreten, aus welcher der Stammvater zu weltgeschichtlichem Endzweck ausgesondert worden. So weiſ't das rabbinische Judenthum des letzten Jahrtausend's zurück auf die Entstehungszeiten des Talmud, das talmudische Judenthum auf die Prophetenzeit Israel's, das Israelitenthum in den Jahrhunderten der Propheten auf die mosaische Königs- und Richterzeit, so wie diese auf die Jahrhunderte der patriarchischen Abrahamiden.

Anderseits kann die ganze Geschichte des Volks in ihrer welthistorischen Eigenthümlichkeit und Bedeutung nur erkannt werden durch stete Hinweisung einestheils auf die religiösen Beschränktheiten und Entartun-

gen, über welche die Israeliten sich erhoben, und anderntheils auf die fortschreitende Entwicklung der anderen welthistorischen Völker, an welcher Theil zu nehmen sie mehr oder weniger durch nationale Gläubigkeit verhindert worden sind.

Der von Hrn. Haas uns dargebotene Abriß entspricht nun leider keiner dieser Forderungen, sondern ist nur ein flüchtiger Auszug aus dem zweiten Theile von Jost's allgemeiner Geschichte des israelitischen Volkes, und weder die wesentliche Eigenthümlichkeit und die hieraus entspringende historische Berechtigung der Judenheit und der übrigen mit ihr in Conflikt gerathenen Nationalitäten und Religionen, noch die allmählig sich verbreitende Auflösung dieses Gegensatzes — durch das, aus ihm resultirende Streben nach Humanität und universaler Religion — wird in diesem Auszuge zur Evidenz gebracht.

Im zweiten Abschnitt (S. 95—227) soll „das Staatsbürgerthum der Juden" begründet werden. Zu diesem Zwecke werden im ersten Kapitel die Hauptgründe aufgeführt und erwogen, welche bisher gegen die Gleichstellung der Israeliten mit den übrigen Staatsbürgern vorgebracht worden; das zweite Kapitel ist der „näheren Begründung des Staatsbürgerthums der Juden gewidmet."

Als gegen die Ertheilung des Staatsbürgerrechtes erhobene Einwendungen werden von Hrn. H. angeführt: 1) der nationale Gegengrund, worunter er Kleidung, Speiseunterschiede, hebräische Sprache, Eid, Ehegesetze, Beschneidung, Sabbathfeier, Talmud und Messiashoffnung begreift; 2) der numeräre (?), 3) der militärische, 4) der mercantilische, 5) der confessionelle, 6) der christlich- oder kirchlich-politische, 7) der religiöse und 8) der moralische Gegengrund. Für die Gleichstellung aber werden im zweiten Kapitel geltend gemacht 1) der rechtliche, 2) der politische und 3) der moralische Grund.

Wie Manches nun auch gegen diese Anordnung, wie gegen die Behandlung des hier zur Sprache gebrachten reichhaltigen Stoffes zu erinnern sein dürfte, so wird dennoch dieser Abschnitt allen denen eine willkommene Gabe sein, welche gerne das Bedeutendste über-sichtlich und mit den eigenen Worten der Stimmführer zusammengestellt zu sehen wünschten, was bisher über die angegebenen Punkte in einer großen Menge von Abhandlungen sich zerstreut findet. Vermißt man aber in den vom Hr. Vfr. hinzugefügten Bemerkungen jene Schärfe, Consequenz und Gediegenheit, welche zur wissenschaftlichen Erörterung und Aufhellung einer so verwickelten, in so viele Gebiete eingreifenden Angelegenheit unentbehrlich sind, begegnet man auch nicht selten Widersprüchen, theilweisen Unrichtigkeiten und unhaltbaren Ansichten, — so wird man doch um

so geneigter sein, hierbei Nachsicht zu üben, als ähnliche Mängel sich mehr oder weniger in den meisten über diesen Gegenstand gewechselten Schriften bemerklich machen, dagegen die vorliegende Abhandlung sich vor manchen anderen vortheilhaft auszeichnet durch unverkennbares *Streben* nach *Unparteilichkeit* und regen *Eifer* für *Recht*, *Sittlichkeit* und *allgemein-menschliche Religion*.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir näher auf alle einzelnen Punkte eingehen, welche hier zur Sprache gebracht worden sind. Da aber Hr. H. in der Einleitung zum zweiten Abschnitt als „den *einzig richtigen* Standpunkt, von dem aus die Angelegenheit entschieden werden müsse, den *nationalen*" — bezeichnet, und die Meinung ausspricht: „das Staatsbürgerthum trete nur dann aus seinem inneren Zwiespalt heraus (sic), wenn einerseits die Juden ihre längst erstorbene (?) *Nationalität aufgeben*, und anderseits die betreffenden Staaten ihnen volle Gleichstellung gewähren," — so glauben wir bei diesem Moment einige Augenblicke verweilen zu müssen.

Der Hr. Vfr. will unter *Nationalität* „nicht den tief *religiösen* Geist des mosaischen Gesetzes und der Propheten verstanden wissen, sondern solche Institutionen und Lebensregeln, in denen sich ein Volk in temporaler (?), localer und socialer Hinsicht bewegt und entwickelt." Dessenungeachtet bemerkt er weiterhin „die (von *Riesser* ausgesprochene) juridische Nationalität möchte so lange auf hohlem Boden ruhen, als nicht die Juden ihre *absondernden Gebräuche* und *Messiasträume* (?) für aufgegeben erklären."

Hr. H. verkennt hier sowohl das Wesen der Nationalität überhaupt, als die jüdische Nationalität insbesondere, und in Folge davon bestimmt er unrichtig den Standpunkt, von welchem aus ihr Verhältniß zu den modernen Staaten zu reguliren sein dürfte.

Nationalität ist die *gesammte* Individualität eines Volkes, durch welche dasselbe in seinem *ganzen* geschichtlichen Lebenslauf sich als eigenthümliches von allen übrigen Völkern *unterscheidet*, und irgendwie als ein solches sich *behauptet*. Das *religiöse* Moment kann aber da am allerwenigsten unberücksichtigt bleiben, wo es, wie bei *Israel*, gerade als *constitutives* und fortwährend *dominirendes* sich kund gibt. *Israel* — ohne sein religiöses Element — wäre nichts als ein Körper ohne Seele. Allbekannt ist, daß dieses einzige Volk sowohl seine *Entstehung* als seine sämmtlichen *Institutionen* und geschichtlichen *Führungen* einer ihm *vorliebig* zugewendeten Waltung des *Allmächtigen* zu verdanken glaubt, der seinen Stammvater auserwählt und mit Nachkommenschaft gesegnet, der seinen Gesetzgeber, seine Pro=



pheten und Helden begeistet, der es wiederholt gezüchtigt und erlös't, und ihm einen gesonderten Bestand selbst während seiner Zerstreuung und für die Endzeit verheißen, in welcher es von einem göttlichen Gesandten wieder in das gelobte Land versammelt werden soll, wo dann die übrigen Völker, bekehrt oder überwunden, nach Jerusalem kommen würden, den Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's als den alleinigen Herrn Himmels und der Erde anzuerkennen und zu verehren.

Diese, die ganze separate Existenz der Israeliten durchdringende Vorstellung constituirt die ideale Individualität dieses Volkes, welche, in Wechselwirkung mit der natürlichen Beschaffenheit und den geschichtlichen Verkettungen desselben — seine welthistorische Nationalität produzirt hat.

Allerdings gehören zu den Resultaten dieser Wechselwirkung auch die vielfachen Abtrünnigkeiten und Spaltungen des Stammes und Volkes, dann späterhin das Verkommen der zehn Stämme und die vereinzelten Uebergänge in andere religiöse und nationale Gemeinschaften, so wie die theilweise Assimilation fremder Bildungselemente; — Alles Thatsachen, welche die natürliche Empfänglichkeit dieses Volksstammes und die Möglichkeit seines völligen Uebergehens in andere Nationen außer Zweifel setzen. Bisher jedoch hat in Mitten der verschiedenartigsten Völker eine Masse von Abrahamiden (Leviten, Juden und Benjaminiten), — durch ihre ursprünglichen national-religiösen Ueberlieferungen und Institutionen eine gesonderte Existenz behauptet, und wenn von Emancipation der Israeliten die Rede ist, kann im Allgemeinen auch nur von der großen Masse der wirklichen Israeliten die Rede sein, nicht von denen, welche den engen Kreis ihrer historischen Nationalität bereits überschritten haben. Anderseits ist nicht zu übersehen, daß bis auf die neuesten Zeiten Israel in seiner ererbten Eigenthümlichkeit durch — ähnlich, wenn auch nicht durchaus gleichartig exclusive Prätensionen anderer Nationalitäten, Rechts- und Religionsgemeinschaften befestigt worden ist, wie denn noch jetzt überall, wo solche ausschließende Vorstellungen ihre Herrschaft behaupten, auch die Judenheit noch in ihrer strengen Absonderung beharret.

Es ist aber bereits im Vorhergehenden angedeutet worden, daß in gleichem Maße, in welchem die Anhänger partikularistischer Religionen zu religiösem Universalismus übergehen, in welchem die natürlichen Volksthümlichkeiten sich der Idee einer einigen Menschheit ein- und unterordnen, in welchem endlich die besonderen positiven und historischen Berechtigungen die Souveränität des allgemeinen Vernunftrechtes, d. h. die Idee der Humanität — anerkennen, — in gleichem Maße auch die verwandten, bisher im eigentlichen Judenthum mehr

oder minder latent gebliebenen, universalistischen Lebenselemente erweckt, und auf das Erfreulichste in Thätigkeit gesetzt worden sind.

Auf diesem Punkte begegnen sich Theorie und Erfahrung, und vereinigen sich zu dem Resultat: daß für diejenigen, welche zum Glauben an den alleinigen, universalen Gott, zum Gefühle für die Eine Menschheit und zur Erkenntniß des allgemeinen Rechtes gekommen sind, es zur heiligen Menschenpflicht geworden, den Juden auf alle Weise Gelegenheit und Mittel darzubieten, aus ihrer national-religiösen Absonderung in die humane Lebensgemeinschaft einzutreten. Können sie auch, insoweit sie in ihrem exclusiven Partikularismus beharren, nicht als ein Recht in Anspruch nehmen, was vom Standpunkt einer religiös-nationalen Bevorzugtheit aus, nicht als Recht gegen die Nichtauserwählten begründet werden kann, so wird hierdurch doch derjenige, welcher humaner Bildung theilhaft geworden, keineswegs der höhern Pflicht entbunden, in dem noch minder Gebildeten den zu gleicher Bildung Bestimmten und Berufenen anzuerkennen, und ihm aus reiner Menschlichkeit zu gewähren, was er, von dem untergeordneten Standpunkte blos natürlicher Wiedervergeltung, demselben zu verweigern berechtigt wäre. Wie der Vater seine Kinder zu freien Menschen zu erziehen, und selbst ihre ephemere Selbstischkeit durch Liebe zu überwinden hat, so ist jetzt die Staats-Regierung, die ihrer providenziellen Bestimmung inne geworden, verpflichtet, die in ihrem Wirkungskreis befindlichen spröden Individualitäten durch zuvorkommende Güte zu freien Staatsbürgern zu erheben, wozu die Rechts-Gleichstellung sich als das zweckmäßigste Mittel thatsächlich erwiesen.

Es ist jedoch hierbei stets zu bedenken, daß von keiner Staatsgesellschaft mehr gefordert werden darf, als was der — in ihr herrschenden — Bildung entspricht, und daß dieselbe Nachsicht, welche für den jüdischen Partikularismus in Anspruch genommen wird, zum Wenigsten in gleichem Maße den übrigen Partikularismen zugestanden werden muß, welche noch neben jenen zum wenigsten ein gleiches historisches Bestandrecht geltend zu machen befugt erscheinen. Wo also die Gesetzgeber eines Staates die Existenz oder das Gedeihen desselben noch für bedingt halten durch den Anschluß seiner Beamten und Vertreter an partikulare öffentlich anerkannte, kirchliche Symbole, da möchten die wahrhaften Menschheitsfreunde ihr Augenmerk wohl vor Allem auf die geistige Emancipation der Gesetzgeber selbst zu richten, und dahin zu trachten haben, dieselben von den partikularistischen Glaubensmeinungen zu befreien, welche sie noch auf einer untergeordneten Bildungsstufe gebannt halten.

Aus den hier gegebenen Andeutungen glauben wir Folgendes ableiten zu können:

Die Nationalität der Israeliten besteht wesentlich darin, daß deren Eigenthümlichkeit sowohl hinsichtlich ihrer Abstammung, als ihrer Institutionen und Geschichte durch ihre Religion erzeugt und erhalten, und deren Bewahrung bis zum Abschlusse der Geschichte geboten und verheißen worden. Hierhin gehören also vor Allem die schon Adam gebotene Heiligung des Sabbaths, die in die Noachitische Zeit hinaufreichenden absondernden Speise- und Ehegesetze, die Abrahamitische Beschneidung als Bundes- und Auserwählungszeichen, das Passah-Opfer und die damit verknüpfte Heiligung und Auslösung alles Erstgeborenen, das mosaische Gesetz und Priesterthum der Leviten, endlich alle von den Erzvätern bis zu Maleachi hinab stets wiederholten Verheißungen ewigen Fortbestandes des auserwählten Volkes. Die Abkömmlinge Israels also, welche noch jetzt sich zum Glauben ihrer Väter bekennen, werden eben durch diesen Glauben verhindert, in eine andere Volksgemeinschaft einzutreten.

Das Christenthum hat nun zwar die Schranken der Nationalität in so weit durchbrochen, daß es eine Kirche erbaut hat, in welche Menschen aus allen Völkern einzutreten berufen werden können. Diese Kirche hat aber in ihren bisherigen Formationen Bedingungen zur vollständigen Lebensgemeinschaft mit ihren Angehörigen aufgestellt, die es ihr nicht gestatten, wirkliche Israeliten in die bürgerliche Gesellschaft aufzunehmen, da diese letztere, dem kirchlichen Glauben zu Folge, sich die Erhaltung und Ausbreitung der Kirche zum wesentlichen Endzwecke setzen muß. Nicht die natürliche Abstammung ist hier das Hinderniß der Emancipation der Juden, sondern der damit verknüpfte religiöse Partikularismus.

Ueber den natürlichen und geschichtlichen Volksthümlichkeiten und über den verschiedenartigsten religiösen Eigenthümlichkeiten hat aber in neuester Zeit sich das Streben nach einer allgemeinen Völker- und Kirchengemeinschaft erhoben, als deren providenzielle Organe namentlich auch die gesetzgebenden Gewalten der einzelnen Staaten sich zu erkennen haben. Dieses Streben, welches von den Grundideen einer universalen Religion und eben damit eines allgemeinen Menschenrechtes und der demselben entsprechenden allgemeinen Menschenpflicht ausgeht, erzielt nothwendig eine durchgreifende Umgestaltung aller Verhältnisse, welche im nationalen oder kirchlichen Partikularismus wurzeln. Es erzielt eben damit auch vor Allem die geistige,

sowohl intellektuelle als sittliche Emancipation aller derjenigen, welche noch auf einer der früheren menschlichen Bildungsstufen beharren.

Es ergibt sich hieraus, daß der am weitesten fortgeschrittene Theil der Menschheit gegenwärtig sich in einem transitorischen Zustande befindet, auf welchem die erst nach vollständiger Ausgebärung ringende Weltgestalt in den vielfachsten Conflikt gerathen muß mit früheren religiösen, sozialen und nationalen Formationen, die zwar, der Idee nach, bereits antiquirt, in der empirischen Wirklichkeit aber noch so lange sich berechtigt halten dürfen, als ihnen nicht durch eine höhere religiös-soziale Formation ein überschwänglicher Ersatz dargeboten ist. —

Gerade aus dieser transitorischen Bestimmung der gegenwärtigen Zeit erklärt sich das überhand nehmende Schwanken der Dinge, der Grundsätze und Meinungen, das Zerfließen und Verflüchtigen alles überkommenen Positiven, und das häufige Verkennen und Verwechseln der verschiedenen Standpunkte, von welchen aus die Frühnebel des neuen Tages aufgelös't werden sollen. Um aber wahrhaft zu versöhnen, zu vereinigen, muß man gründlich unterscheiden, und die Differenzen nicht übertünchen oder verläugnen, sondern sie scharf in's Auge fassen und hervorheben, damit in dem Kampf um das Partikulare das versöhnende Allgemeine sich als das Alleinwahre erhärte. Darum möchte auch die sg. Emancipationsfrage dadurch der humanen Entscheidung am sichersten entgegengeführt werden, daß sowohl die Juden, als die Mitglieder der verschiedenen Kirchen, sich ihre Partikularitäten möglichst klar zu machen suchten, wobei sich dann bald herausstellen würde:

1) daß die Juden, welche die staatsbürgerliche Gleichstellung fordern oder wünschen, keine wirkliche Israeliten, und daß die Christen, welche diese Gleichstellung beantragen, keine wirkliche Kirchgläubigen mehr sind;

2) daß sowohl für diese als für jene die Emancipationsfrage sich in die allgemeinere verwandeln muß der Gleichstellung aller an einen Gott, an ein allgemeines Recht und an eine allgemeine Pflicht Glaubenden mit den übrigen Staatsbürgern, und —

3) daß — von dem höchsten Standpunkte der menschlichen Bildung aus, — selbst den wirklichen Israeliten und Kirchgläubigen das volle Staatsbürgerthum dargeboten werden muß, damit sie — durch diesen Erweis wahrhafter Humanität — zu derselben sich zu erheben auf das Nachdrücklichste erregt und bewogen werden.

Nicht also vom nationalen Standpunkte, wie Hr. Haas meint, selbst nicht einmal vom kirchlichen, sondern vom humanen, universal-religiösen Standpunkte kann die fragliche Angelegenheit zur

definitiven Entscheidung gebracht werden, womit aber transitorische Entscheidungen von mehr oder minder untergeordneten Standpunkten nicht ausgeschlossen, sondern eben nur als transitorische Uebereinkünfte bezeichnet werden. —

Nach dieser ausführlichen Erörterung der entscheidenden **Momente** müssen wir einzelne Punkte, über welche der Hr. Verfasser sich im **zweiten** Abschnitte verbreitet hat, um so mehr hier übergehen, als dieselben **nur** in ihrer Vereinzlung, aber weder in ihrem wechselseitigen Zusammenhange, noch in ihrer historischen Bedeutsamkeit aufgefaßt und zur Sprache gebracht worden.

Der dritte Abschnitt (von S. 227 — 306), welchem der Hr. Verfasser die Ueberschrift „neueste Lage und Bestrebungen der Juden auf dem ganzen Erdkreis, insbesondere in Deutschland" gegeben, enthält unter gesonderten Rubriken der einzelnen Welttheile, Länder und Staaten einen großen Reichthum meistentheils statistischer Angaben, durch deren Sammlung und übersichtliche Zusammenstellung alle diejenigen sich zu Dank verpflichtet finden werden, welche die Geschicke der Israeliten mit der ihnen gebührenden innigen Theilnahme begleiten.

Ueber Styl und Sprache des Buches würden wir, um der Größe des darin verhandelten Gegenstandes willen, zu schweigen für angemessen halten, wenn bereits hinlänglich in den Schulen dafür gesorgt wäre, daß diejenigen, die so viel Zeit und Mühe auf Erlernung fremder Sprachen verwenden müssen, vor Allem richtig und gut in ihrer Muttersprache zu schreiben erlernten. So aber können wir nicht ungerügt lassen, daß in der vorliegenden Schrift Styl und Sprache nur zu häufig sehr vernachlässigt erscheinen.

16.

Die erste Kammer und die Juden in Sachsen.

Von Dr. J. Weil, Vorsteher einer Lehr- und Erziehungsanstalt. Hanau 1837. Bei F. König. 22 S.

Mit Recht beginnt Herr Dr. Weil seine Philippika mit der Bemerkung: „Die Philisterei hat eine Naivetät, die man ergötzlich finden

kann. Ein umgekehrter Galiläi, hört sie vergeblich die überzeugendsten Gründe, daß die Erde sich fortbewegt; sie stampft mit dem Fuße und schreit: „und doch steht sie still!"... Wenn sie sich aber aus ihren Werkstätten und Kramläden hinaus in die Oeffentlichkeit wagt, und ihre Pfenningsleidenschaften da Widerhall finden, wo hochstehende Männer eine Würde gegen Deutschland, eine Ehre gegen die Nachwelt zu behaupten haben, — dann hört die Sache auf ergötzlich zu sein und wird empörend." Hierauf könnten die modernen Philister, wenn sie keine Philister wären, nur etwa erwiedern, daß Israel selbst seit achtzehn Jahrhunderten zwischen den Zähnen murmle: „und doch steht die Menschheit still," — obgleich das Christenthum über die Volksreligionen und der neuere Humanismus über die Kirchenschranken hinausgeschritten sind, und selbst so manche einzelne Israeliten in die Bewegung hineingezogen haben. —

Mit Recht hebt sofort Herr Dr. Weil hervor, daß, während auf dem vorigen Landtage als Recht erkannt worden, ein Gesetz „zur Beseitigung der gegründeten Beschwerden der Juden" zu geben, dies auf dem gegenwärtigen „so gedeutet worden, daß es sich selbst zerstört;" und fährt dann mit bitterer, aber gerechter Ironie fort: „Der Jude — sagen sie — wolle keinen Ackerbau treiben, und sie wollen ihn bessern; darum verbieten sie ihm, Grundeigenthum zu erwerben und erlauben ihm nur in Dresden und Leipzig zu wohnen! Der Jude — sagen sie — hänge am Talmud und wolle vom Alten nicht lassen, und sie wollen ihn erziehen; darum verbieten sie ihm deutschen Gottesdienst und jede neuere Form der Liturgie, doch mit großmüthiger Ausnahme der Leipziger Messe, weil da christliche Liebe nicht gestattet, die reichen jüdischen Käufer aus dem Auslande durch Verbot ihres Gottesdienstes nicht zu verscheuchen! Und wie sie sich fürchten! Anderthalb Millionen Menschen vor achthundert, — worunter wenigstens 600 arme Teufel!" — „„Aber die Erfahrung hat gelehrt (wurde in der ersten Kammer behauptet), daß die Juden überall, wo ihnen Bürgerrechte eingeräumt wurden, diese zum Nachtheil ihrer Mitbürger mißbraucht haben, und schlechter geworden sind." Dagegen erinnert Herr Dr. Weil an die, jener Behauptung auf das Entschiedenste widersprechenden Erklärungen, welche in den französischen Kammern, in Belgien, Holland und Dänemark, schon in den Jahren 1813 und 1814 in Preußen, dann in Hamburg, in den Kammern von Baden, Würtemberg und Hessen abgegeben worden! Ebenso wird mit Recht an die Worte des Domherrn Günther in der sächsischen Kammer erinnert: „Haben nicht tausend Beispiele gezeigt, daß sonst höchst billige (!) Männer, wenn es auf

das Mein und Dein ankam, eben so wenig Nachsicht mit ihren Schuldnern gehabt, als irgend ein Jude?" Und an die Bemerkung des Prinzen Johann von Sachsen: „Der Betrug, der von den christlichen Weinhändlern verübt wird, ist so arg, daß den Juden Nichts übrig bleibt." — Mit Recht auch wird der Behauptung eines Mitgliedes der ersten Kammer: „Sachsen sei ein christlicher Staat, folglich dürfe ein Jude nicht eine Hufe Erde darin besitzen," entgegengesetzt, daß hiernach „das sächsische Christenthum nicht die Religion der Liebe, sondern die des Besitzes und ein christlicher Staat ein solcher sei, wo jeder unter schwerem Drucke leben müsse, der sich von der Wahrheit gewisser Dogmen nicht überzeugen könne!"

Wenn ferner „ein namenloser Redner mit zwei Namen (Herr Ziegler und Klipphausen)" in der ersten Kammer sagen konnte: „Ist denn in der Wahrheit des Juden Zustand so beklagenswerth? Ich kann das nicht zugeben. Im Gegentheil, ihr Zustand ist besser als der der arbeitenden Klassen, ein wahrer Zustand des Wohlstandes" u. s. w.; wenn Herr Vicepräsident Deutrich meint, der Zustand der Juden sei gar nicht so übel; „offen stünde ihnen der Zutritt zu den Künsten und Wissenschaften, offen die unzünftigen Gewerbe, offen das Eintreten in die dienende Klasse;" — dann können wir es Herrn W. nicht verargen, wenn er über die Aeußerungen dieser Herren die scharfe Lauge seines Spottes ergießt, und dabei auf die doppelte Inconsequenz aufmerksam macht, daß man den Juden zwar Aerzte, nicht aber Apotheker, daß man ihnen Schriftsteller, nicht aber Buchhändler zu werden gestattete.

Hinsichtlich der den Juden gestatteten Handwerke macht endlich Hr. W. auf das fast Illusorische dieser Vergünstigung aufmerksam, wonach, da dabei das Verhältniß zur christlichen Bevölkerung festgehalten werden soll, kaum 20—25 Individuen sich zum Handwerke bestimmen können.

Zum Schlusse ermahnt Hr. W. seine Glaubensgenossen, „durch würdiges Benehmen, durch kräftiges, zeitgemäßes Streben die Vorurtheile gegen sie auf die edelste Weise zu widerlegen, und die lieblose Gesinnung ihrer Gegner durch die That zu beschämen... In der Neuzeit seien der Beispiele gerechterer und liebevollerer Gesinnungen gegen sie so viele, daß sie sich wohl hüten mußten, in die Ungerechtigkeit zu verfallen, welche gegen sie geübt wird, wegen eines Beispiels über Alles und Alle abzusprechen."

Wir wollen hier nicht mit dem Herrn Verfasser darüber rechten, daß er in dieser Ermahnung durch lebhafte Theilnahme sich zu strafenden Bezeichnungen hat hinreißen lassen, welche, als in das rein Subjek-

tive eingreifend, die Grenze des Gebührlichen überschreiten; aber auch die lebhafteste Theilnahme möchte nicht füglich als Entschuldigung geltend zu machen sein, weder für die gleich zum Eingang vorgebrachte Aeußerung: daß „in der hohen Kammer des Landes, das so lange und so blutige Kämpfe für seine Glaubensfreiheit bestand, Gewissensfreiheit und Menschenrechte gehöhnt werden, um dem schmählichsten Kastengeiste zu genügen;" — noch für die Schlußzeilen, in denen Hr. W. seine Glaubensgenossen mit der Gewißheit tröstet, „der hohe Weltengeist werde auch in ihr Vaterland des Lichtes Strahlen senden, die zu erwärmen, deren Herz kalt und lieblos sich abwendet von Allem, was Menschenglück erhöhen, Menschenliebe befördern und eine bessere Zukunft schaffen könne!" —

Die gesetzgebenden, wie die richterlichen Behörden sind als Geschworene, hinsichtlich ihrer Gesinnung und ihres Gewissens nur dem alldurchschauenden „Weltengeist" verantwortlich. Nur ihre allerkennbar an den Tag gegebenen Aeußerungen und Handlungen verfallen dem öffentlichen Gericht und sind ebenso nach allgemeinen Grundsätzen zu richten. Ein Gesetz kann die Interessen Vieler verletzen, und dennoch der Gesetzgeber dazu durch Wohlmeinung und Gewissen bestimmt worden sein. Kastengeist vorzuwerfen möchte vollends am Wenigsten den Anhängern einer Religion geziemen, deren Grundlehren und heilige Geschichte ihre Angehörigen als eine Kaste auserwählter und alleinreiner Gottesverehrer über die übrige Menschheit erhoben und von ihr abgesondert hat. Allerdings ist dieser Kastengeist auch in die Christenheit übergegangen; aber zugleich ist die Kaste bedeutend erweitert worden und die Theilnahme an den göttlichen Privilegien nicht durch natürliche Abstammung bedingt. Uebrigens hat Sachsen in der Reformation nicht für unbedingte Glaubensfreiheit gekämpft, sondern nur für die Freiheit von der römischen Kirchengewalt.

Von Gewissensfreiheit und Menschenrechten endlich möchte bei dieser Veranlassung zu sprechen sich wohl nicht als statthaft erweisen lassen. Unter jener ist doch höchstens dies zu verstehen, daß man weder zu irgend einem Glaubensbekenntniß, noch zu einer dem Gewissen widerstreitenden Handlung gezwungen werde. Von Keinem von Beiden ist aber in Sachsen die Rede. Ueberdies ist das bloße Gewissen des Einzelnen ein gar bedenkliches Ding, da nicht leicht ein Gräuel zu erdenken, welches Einzelne zu begehen nicht schon durch ihr sg. Gewissen angetrieben worden. Das einzelne Gewissen erhält seine Würde erst durch das Allgemeine, das von einer Gemeinschaft als wahr, recht oder gut anerkannt ist.

Wie nun der Rechtskreis des einzelnen Gewissens nur dasjenige begreift, was dem Einzelnen, als schlechthin individueller Persönlichkeit zusteht, so befassen umgekehrt die sg. Menschenrechte nur dasjenige, was allen Menschen — nach ihrer allgemeinen Menschenschaft — gleichmäßig zukömmt, keineswegs aber das, was der Mensch nur als wirkliches Mitglied einer besonderen Gemeinschaft, einer Glaubens-, Volks-, Staats- oder sonstigen partikularen Gesellschaft in Anspruch zu nehmen befugt ist. Die Wissenschaft erweitert zwar stätig das Ideal des allgemeinen Menschenrechtes, und die Civilisation breitet die wirkliche Anerkennung dieses Ideals immer weiter aus; Hr. Dr. W. hat aber nicht nachgewiesen, daß die erste Kammer des Königreichs Sachsen wirklich in Deutschland anerkannte Menschenrechte gesetzlich festzustellen sich geweigert. Wenn übrigens auch von dem Standpunkt der Humanität aus ernste, dringende Worte für die Emancipation der Juden in Sachsen an die dortige gesetzgebende Behörde zu richten sind, so möchte von Seiten der Israeliten, welche sich für ihre Person von dem mosaischen Partikularismus losgesagt und die isolirenden Gesetzes- und Satzungsschranken durchbrochen haben, doch stets erwogen werden, daß dieselbe Nachsicht und Milde, die sie von den Christen für die große Zahl von altgläubigen Juden in Anspruch nehmen, auch von ihnen für die Christen erwartet werden darf, welche noch ebenso in ererbter Spannung gegen die Israeliten, wie nicht wenige von diesen in uraltem Vorurtheil gegen die Nichtisraeliten und deren Religionsformen befangen sind.

Wir bedauern übrigens von ganzem Herzen, daß die Hoffnung, welche Hr. W. noch auf die zweite sächsische Kammer setzen zu dürfen geglaubt hat, neuesten Berichten zufolge, auf keine Weise in Erfüllung gegangen ist.

17.

Die Italiäner und ihre Republiken.

Als Europa sich aus der Barbarei zu erheben begann, in welche das Sittenverderbniß der Römer und die Einfälle der nordischen Völker es gestürzt hatten, war Italien das erste Land, in welchem man die Keime

einer neuen Civilisation aufsprossen sah. Die Erinnerungen an eine alte Herrlichkeit, welche man Tugenden, Einsichten und der Freiheit verdankte, ließen erkennen, was die Völker für sich selbst zu erstreben hätten. Noch standen hier mehr große Städte, als in irgend einem andern Theile des barbarischen Europa's, und durchgängig waren sie sehr bevölkert. Diese städtischen Bürger nun verbanden sich eidlich, einander gegen Gewalt und Unterdrückung zu vertheidigen. Sie bewaffneten und theilten sich in Miliz-Haufen, wählten sich Anführer, bildeten einen öffentlichen Schatz durch freiwillige Beiträge, und, während sie nur daran dachten, sich gegen Räubereien zu sichern, fanden sie sich bereits im Besitz der Gewalt, der Souverainität und einer republikanischen Regierung.

Diese Conföderation gemeiner Bürger, welche die italiänischen Freistaaten des Mittelalters gründete, hat die Geschicke Europa's, ja die der ganzen Menschheit verändert. Mit ihr begann jenes *fortschreitende* Zeitalter, in welchem wir gegenwärtig leben.

Von Neuem hatten die Menschen das Beispiel von Regierungen vor Augen, die nur den gemeinen Nutzen, nur die Wohlfahrt und Förderung ihrer Untergebenen bezweckten, die keine Rechte, sondern nur Pflichten zu haben glaubten, und nicht von ihrem Ruhm, sondern von dem Gedeihen des ihrer Sorge anvertrauten Staates sprachen.

Fünf Jahrhunderte waren verflossen von dem Sturze des römischen Reichs bis zur Entstehung jener Freistaaten. Die barbarischen Völker hatten sich fort und fort ihre Beuten durch Schwertesgewalt und Treulosigkeit einander entrissen, ohne irgend einer Bürgschaft für ihre Siege theilhaftig zu werden. Die Dynastien waren auf einander gefolgt, ohne etwas zu begründen oder zu verbessern. Die *italiänischen Freistaaten* setzten dieser anarchischen Barbarei eine Schranke; sie bildeten sich und erwuchsen eine Zeitlang unter dem Schirme ihrer Munizipal-Garantien. Aber im XII. Jahrhundert befestigten sie ihre Unabhängigkeit durch ihre Siege über Friedrich Barbarossa.

Von nun an erfuhr die Welt, daß es Gesetze, daß es Bürgschaften, daß es eine öffentliche Ordnung geben könne, unter deren Schutz sich die Menschen veredeln. Von nun an begannen die Sitten sich zu bessern; die menschliche Vernunft entwickelte sich, die Bevölkerung nahm zu, die Gewerbthätigkeit, der Handel — breiteten sich aus, die Reichthümer häuften sich, die freien Künste erblühten, und die Menschen sahen dem Glück und der Vervollkommnung entgegen, für welche sie geschaffen sind. Die Ueberlegenheit in den Künsten, in Rührigkeit und geistiger Bildung, welche die Italiäner der Freiheit verdankten, brachte sie mit allen Völkern Europa's in Berührung, weil alle der Erzeugnisse ihrer Industrie bedurften.

Sie theilten Allen die ersten Begriffe von den Rechten der Unterthanen und den Pflichten der Regierungen mit; sie lehrten die Städte der Provence, Catalonien's und Flandern's, ihre Gemeinden zu verfassen, und ihr Beispiel, das bald im ganzen westlichen Europa nachgeahmt wurde, gab hierdurch jenen Anstoß zur Verbesserung aller Staats-Einrichtungen, welche, so hoffen wir, nicht stille stehen wird, bis die ganze Menschheit aus der Barbarei sich erhoben. —

Aber Italien war auch das erste Land, welches Baumeister, Bildhauer, Maler, Dichter und Geschichtschreiber von Neuem hervorrief und die Regeln und Ausübung aller freien Künste lehrte. Alle großen Männer, welche dem Meißel und dem Pinsel der einen, den Gesängen und Gedichten der andern Unsterblichkeit verdanken, würden ihrer nicht ohne den Unterricht der Italiäner theilhaft geworden sein. So wird die Geschichte ihrer Freistaaten verherrlicht durch die Entwicklung aller Talente, aller Tugenden und aller Vorzüge des Geistes, die dem menschlichen Geschlecht seine Würde und seinen Adel verleihen. —

(Nach dem Französischen.)

* * *

Nachträglich.

J. C. Beltrami in seiner patriotischen Schrift: „l'Italie et l'Europe“ (Paris 1834), behauptet, die Italiäner hätten zuerst das Joch des Aberglaubens und des Despotismus gebrochen, und „Europa verdankt ihnen alle, oder beinahe alle Entdeckungen und Erfindungen der neueren Zeiten.“ — Mag man diese Behauptung immerhin italiänischer Uebertreibungssucht oder beschränkter Kenntniß der Geschichte der transalpinischen Völker zuschreiben; gewiß ist, daß von Petrus von Novara (Lombardus) und Thomas von Aquin an bis auf Galiläi und Vico, von Cimabue bis auf Canova, von Dante bis auf Tasso, von Palestrina bis auf Durante, von Pomponatius bis auf Bruno und Campanella, von Machiavelli bis auf Beccaria, und so noch in vielen anderen Kunst- und Kultur-Bahnen die Italiäner den übrigen europäischen Nationen vorangeschritten, und stets neue goldene Fäden in das reiche Gewebe der menschheitlichen Bildung eingeflochten haben. Einer ihrer größten Philosophen, der edle Campanella, hat sogar noch auf Erfindungen hingedeutet, welche erst lange nach ihm wirklich gemacht oder erstrebt worden sind. So lesen wir in seiner wenig bekannten „Civitas solis poetica“ (erschien zuerst Frankfurt a. M. 1623): „Schon haben die Bewohner der Sonnenstadt die

Kunst zu fliegen erfunden, und mit Nächstem erwarten sie Augengläser (ocularia), mit denen verborgene Sterne gesehen und Hörhörner (auricularia), mit denen die Harmonie des Himmels gehört werden kann. . ." „Ueberdies haben sie eine Art Schiffe, welche sie durch zwei in das Wasser hinabreichende Räder bewegen, die sie mittelst einiger Stricke herumdrehen, welche von einem auf dem Vordertheil des Schiffes befindlichen großen Rade herablaufen und kreuzwegs die Räder am Hintertheile umgürten." —

18.

Die Tellsage.

In der Jugend des Menschen, der Völker, der Menschheit sind die Kräfte vorzugsweise auf das Bilden, Gestalten und Hervorbringen gerichtet. Leicht wird geglaubt, was dem versteckten Poeten gefällt, was ihm seine Ideale als Realitäten zur Vorstellung bringt oder zu bringen verspricht. Aber Wirklichkeit und Erfahrung veranlassen Vergleichungen, Vergleiche erwecken Zweifel, Zweifel bringen Schmerzen. Die Unmöglichkeit, zum ersten, süßen Glauben zurückzuführen, treibt vorwärts zur rücksichtslosen Erforschung der Wahrheit. — Mit den jonischen Philosophen begann solche kritische Zeit für die alte Welt; Sokrates, Aristoteles waren ihre kritischen Heroen; von Alexandrien aus wurde der Kriticismus herrschender Ton eines Zeitalters. — Für die christliche Welt wurde die kritische Periode herbeigeführt durch die Wiederaufnahme der klassischen Bildung; Bayle, Voltaire, Hume, Lessing und Kant wurden die Heroen der modernen Kritik und Polemik, die seit den achtziger Jahren immer entschiedener und allgemeiner an die Tagesordnung gekommen.

Natürlich waren die Urkunden der herrschenden Religion der erste Gegenstand der zweifelnden Durchforschung, da aus ihnen die verletzendsten Prätensionen abgeleitet wurden, und der Brüsseler Azt Astruc in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wagte schon die Genesis aus zwei verschiedenen Quellen abzuleiten. In kaum 50 Jahren hat die Kritik sich bereits der ganzen heil. Schrift bemächtigt, und nachgerade ist keines ihrer Bücher mehr unbestritten, durch Strauß

sogar versucht worden, den Stifter der Religion des Kreuzes und der Versöhnung in eine blos mythische Person zu verwandeln. War einmal die Grundlage der altehrwürdigen Kirche erschüttert, was konnte da noch blos auf guten Glauben zu gelten sich gewärtigen? Daß die Königsgeschichte Roms viele Spuren von Dichtung in sich trage, behauptete schon Perizanius; Beaufort machte es wahrscheinlich, Niebuhr bewies es, und seine Beweise haben in der kürzlich erschienenen Schrift von Chr. Petersen (de origin. hist. rom. 1835) neue Bestätigung gefunden. Keine Urgeschichte ist verschont geblieben, und gar manche poetische Gestalt, die Jahrhunderte, ja sogar Jahrtausende hindurch als historische Person gegolten, mußte sich in die Sphäre der Poesie zurückversetzen lassen, aus welcher sie in die Historie herauf-, oder wenn man lieber will, — herabgestiegen war.

Auch die Geschichte der Schweiz mußte über die haarscharfe Brücke des Gerichtes wandern, und die Tellsage war eine der ersten, welche auf derselben zu wanken anfing. Die erste Schrift (von Pfarrer Freudenberger, 1760), welche heftig an ihr zu rütteln wagte, wurde zwar (vom Kanton Uri) verbrannt und Johannes von Müller zweifelt noch gar nicht an der „Geschichte Wilhelm Tell's und der drei Männer," sondern meinte nur, sie sei „nicht der Anfang, sondern ein Factum zur Behauptung der viel ältern Freiheit und Eidgenossenschaft von Uri, Schwytz und Unterwalden." (XXIV. Buch allg. Gesch. B. XVII. c. 28.) Seine Geschichte der Schweiz schien durch den außerordentlichen, auf ihre Ausarbeitung verwendeten Fleiß jeder Bedenklichkeit den Weg vertreten zu haben; sie galt durchaus als ein monumentum aere perennius.

Aber das Quellenstudium wurde immer eifriger betrieben; von abstrakten Rechtstheorien appellirte man an die concreten Gestaltungen der Geschichte; gegen die stürmischen Forderungen des sogenannten Natur- oder Vernunftrechtes suchte man durch sogenannte historische Deduktionen das Bestehende zu sichern oder das gewaltsam Umgestürzte zu restauriren. So wurden Gelehrte, Philosophen und Staatsmänner veranlaßt, die Vergangenheit streng zu durchforschen, theils nur im Interesse der rein wissenschaftlichen Wahrheit, theils nur zur Begründung oder Rechtfertigung anderweitiger Interessen. Gegen von Müller's Schweizergeschichte wurden zuerst durch das Solothurner Wochenblatt, dann durch einzelne Kantongeschichten Bedenklichkeiten erregt; die Tellsage insbesondere wurde von neuem in Zweifel gezogen, als man dieselbe Sage in noch älteren nordischen Ueberlieferungen wiedergefunden. Zwei unlängst erschienene Schriften schienen nun den Zweifel in Gewißheit verwandelt zu haben.

Herr J. E. Kopp hat nämlich zu Ende 1835 „Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde“ herausgegeben, aus denen hervorgeht, daß J. von Müller bei Ausarbeitung seiner Schweizergeschichte mehrere sehr wichtige Urkunden theils gar nicht gekannt, theils unrichtig gedeutet und namentlich der Chronik von Tschudi ein zu großes Ansehen eingeräumt hat. Sie beweisen ferner, daß die Zeitbestimmungen, welche J. v. M. für die ersten Zeiten der Eidgenossenschaft gegeben, größtentheils verworfen werden müssen, und daß die Vogtei Küssenach niemals bei einem Geßler gewesen. Nach genauer Prüfung dieser Urkunden findet nun Herr Professor Aschbach, dessen geschichtliche Forschungen sich allgemeiner Anerkennung erfreuen, sich veranlaßt, in den Heidelberger Jahrbüchern (Märzheft 1836) ausdrücklich zu erklären, daß „man nunmehr mit allem Fug und Recht ungeachtet der Tell's Kapelle,“ (sie wurde erst 1387 erbaut, erst seit 1562 oder 1581 zum Gottesdienst gebraucht) „und der Tellenplatte Tell's Geschichte unter die Volksmärchen rechnen könne, da sie jeder historischen Grundlage entbehre.“ — Zwar rügt Herr Professor Aschbach, daß Herr Kopp in den, jenen Urkunden beigegebenen Anmerkungen offenbar Partei ergriffen für König Albrecht und ungerecht sei gegen Adolf von Nassau und das Luxemburgische und Baierische Haus; nicht minder erhebt er gegründete Bedenklichkeiten gegen die Behauptung Kopp's, daß Habsburg landgräfliche Rechte in den Waldstädten gehabt, und daß deshalb die Bündnisse der drei Waldstädte aufrührerisch gewesen seien; auch wird von anderer Seite her bemerkt, daß Herr K., der seine Studien in Wien gemacht, in seiner schweizerischen Heimath sich dem Streben nach zeitgemäßer Feststellung rechtmäßiger Freiheit abgünstig zeige; — dies alles kann jedoch die Urkunden nicht entkräften, welche der Tellsage ihre historische Grundlage benehmen. Wirklich ist Dr. J. L. Ideler in seiner historisch-kritischen Abhandlung: „die Sage von dem Schuß des Tell“ (Berlin 1836), auf anderem Wege zu gleichem Resultat gelangt. Herr Ideler weist nach, wie die erste Kunde jener Sage sich bei Saxo Grammaticus (in der Mitte des 12ten Jahrhunderts) finde, wo von Toko fast durchaus dasselbe erzählt wird, wie von Tell. Er führt ferner an, daß, wie in der Schweiz dieselbe Geschichte schon zwischen einem Tell des 12ten Jahrhunderts und einem Grafen von Sendorf vorgefallen sein soll, so auch fände Tell bei dem Geschichtschreiber Thorrnodus Tortaeus zwei Mitbewerber an Endrid Pansa und Hemming. Auch in Island habe der Wilkinesage zufolge sich ähnliches begeben zwischen Erigil und König Nidung, und in Nordengland, nach einer alten Ballade, zwischen William Cloudesly und einem Londoner König.

Erwägt man nun dies Alles und nimmt man hinzu, daß Johann von Winterthur, der Zeitgenosse des Tell's der Schweizersage, und Justinger, der älteste Chronikenschreiber der Schweiz, von Tell nichts wissen, daß erst 1380 eines Tellliedes in den Schweizerischen Ueberlieferungen Erwähnung geschieht, endlich daß das Urnenspiel Tell's Schuß in das Jahr 1296, Tschudi und Müller in 1307, Cysat gar in 1314 versetzen, so wird man sich allerdings genöthigt finden, die Erzählung von Tell aus dem Contrast der historischen Berichte in die Reihe der poetischen Sagen zu verpflanzen. Keineswegs wird man aber darum die Vermuthung aufzugeben haben, daß im Uebergange vom 13ten zum 14ten Jahrhundert sich in der Schweiz eine Begebenheit zugetragen, bedeutend genug, um die von Norden her eingewanderte Sage auf dieselbe zu übertragen. Daß übrigens die Schweizer ein Recht haben auf nationale Freiheit und Selbstständigkeit, dies ist von der Aechtheit der Tellsage ebenso unabhängig, wie die Pflicht der allgemeinen Menschenliebe von der mythischen oder historischen Auffassung der Evangelien, wie das Recht auf Gewissens-, persönliche und politische Freiheit von den Ereignissen, welche als Reformationen, Revolutionen und Unabhängigkeitserklärungen in die Geschichte eingetreten sind. Thatsachen begründen kein Recht und keine Pflicht, sondern haben nur das Ewige, wenn die Zeiten erfüllt sind, in die Wirklichkeit einzuführen und für die Zukunft im Wissen und Gewissen der Menschen zu befestigen.

19.

Die Communeros im XVI. Jahrhundert und Juan de Padilla.

Ferdinand der Katholische hatte sich einer bis dahin ungewöhnlichen Gewalt über den Adel und die Städte bemächtigt. Als sein Enkel und Nachfolger, Don Carlos, aus der Fremde und durch Fremde das strenge Regiment fortführen wollte, und noch dazu neue Subsidien forderte, um sich die Kaiserkrone zu gewinnen, erhoben sich die meisten Städte und traten mit dem Adel gegen den König in Kampf. Bald aber entzweite sich diese Communidad, da Städte und Adel verschiedenartige Interessen geltend zu machen hatten, und Don Juan de Padilla, der beim Aus-

bruch des Aufstandes an die Spitze des Heeres der Junten gestellt worden, unterlag schändlichem Verrath. Er wurde zu Villalar enthauptet, und mit ihm und seiner heldenmüthigen Gattin, Maria Pacheco, die vergeblich Toledo zu behaupten rang, — schwand, auf Jahrhunderte hin, der alte Geist und Muth zu nachdrücklicher Behauptung angestammter Selbstständigkeit. —

Die Geschichte dieses Aufstandes ist auf anziehende Weise erzählt in der 1836 erschienenen Schrift: *Les Communeros*, chronique castillane du XVI. siècle, d'après l'histoire inédite de *Pedro de Alcocer*; par *Henri Ternaux*. So wird man u. a. nicht ohne lebhafte Theilnahme den Brief lesen, den Padilla unmittelbar vor seiner Enthauptung an sein edles Weib geschrieben, und den wir hier in treuer Uebersetzung mittheilen.

„Wenn dein Schmerz mich nicht mehr betrübte, als mein Tod, dann würde ich mich sehr glücklich schätzen; denn, da jeder Mensch sterben muß, so danke ich Gott, daß er mich in seinem Dienste sterben läßt, beweint von vielen Leuten. Es bedürfte einer längeren Frist, als mir vergönnt ist, um dir Tröstungen schriftlich mitzutheilen; ich verlange nicht, daß man den Augenblick verzögere, in welchem ich die Krone empfangen soll, die meiner harret, und meine Feinde würden mir solches nicht gewähren. Beweine deinen Verlust, aber nicht meinen Tod; denn er ist zu ehrenvoll, um beweint zu werden. Ich vermache dir mein Herz (âme), das Einzige, was mir bleibt. Behandle es wie das, was dich am innigsten geliebt hat. Ich schreibe nicht meinem Vater Pedro Lopez, weil ich es nicht wage; denn, obgleich ich von seinem Muth geerbt habe, indem ich mein Leben auf's Spiel zu setzen wagte, so habe ich doch sein Glück nicht geerbt. Ich schreibe nichts weiter, um den Scharfrichter nicht warten zu lassen, und damit man nicht meine, ich verlängere meinen Brief, um mein Leben zu fristen. Mein Diener Lossa, der Zuschauer meines Todes sein wird, und dem ich meine geheimsten Gedanken vertraut habe, wird dir sagen, was ich nicht schreiben kann; ich schließe in der Erwartung des Werkzeuges deiner Bekümmerniß und — meiner Befreiung."

20.

Die Iberische Halbinsel.[1])

Vergleicht man die mannigfaltigen Urtheile, die jetzt über die spanische und portugiesische Verwirrung gefällt werden, mit denen, die in den 90er Jahren über die französische Revolution laut wurden, dann muß man leider! gestehen, daß sich noch kein erheblicher Fortschritt in dieser Beziehung bemerklich macht. Man haftet durchgängig an der Oberfläche; nur Wenige dringen in das Innere, höchst selten wird nach den letzten, tiefsten Gründen gefragt. Die Börsen fluktuiren, je nachdem die Anführer dieser oder jener Partei irgend einen Vortheil davon getragen; das rohe, pute Faktum ist ihnen Alles; die ephemere materielle Uebermacht bestimmt ihr Urtheil über die Zukunft einer Nation. Angebliche Freunde der Ordnung und des Bestehenden glauben Alles gesagt zu haben, wenn sie behaupten, der revolutionäre Geist sei auf geheimem Wege eingeschleppt worden, aber die immense, gesunde Majorität des Volkes wolle von dem fremden Wesen Nichts wissen und werde das Gift in Bälde ausscheiden. Sogenannte Staatsphilosophen endlich geben den geheimen Gesellschaften alle Schuld, und meinen, der Staatsregierung intervenirend oder cooperirend zu Hülfe kommen zu müssen, um alsbald Frieden und Ordnung wieder herstellen zu können. — So war auch die französische Revolution den Einen nur Folge finanzieller Verlegenheiten, Anderen nur ein Gemächte von Freimaurern, Illuminaten, später von Jakobinern und Atheisten, während die östlichen Politiker die Faktion der Republikaner mittelst blind gehorchender Kriegsheere zu vernichten hofften.

Aber die Revolution warf das ganze alte Frankreich in den Schmelztiegel, und die auflodernde Flamme verzehrte nicht nur das alte Regime, sondern auch das dürre Holz, mit dem sie ausgelöscht werden sollte. Das alte, in Provinzen zerstückelte, von einer adeligen und geistlichen Aristokratie in den Staub getretene Frankreich erhob sich als eine einige, staatsbürgerliche, von Einem Gesetze, von Einem Geiste beherrschte Nation aus seiner eigenen Asche, und eine neue Weltepoche begann für Europa! —

1) Geschrieben zu Ende 1836.

Nun erkannte eine tiefer eindringende Geschichtsbetrachtung in den einzelnen, vermeintlich zufälligen Ursachen der Revolution die nothwendigen Wirkungen des alten Regimes in seinem Zusammentreffen mit dem allgemeinen Geist der Geschichte und mit dem ewig sich verjüngenden Geiste der Nation.

Wohl hätte man hoffen sollen, daß diese ungeheure Thatsache und das über ihr aufgegangene Licht der Erkenntniß vernünftigere Beurtheilungen ähnlicher Ereignisse zur Folge haben würde. Aber die Menge lebt nur der unmittelbaren Gegenwart und ihrem Genusse; die sogenannten Gebildeten wissen weit mehr Bescheid über die Catilinarische Verschwörung und den Umsturz des römischen Reiches, als über den welterneuernden Geist der neueren Zeit und den Zusammensturz des mittelalterlichen, hierarchisch-feudalischen Weltreiches.

Und doch kann man die Zerwürfnisse auf der Iberischen Halbinsel nur begreifen und würdigen, wenn man sie vom weltgeschichtlichen Standpunkte aus auffaßt, auf den man sich besonders durch vergleichende Geschichtsbetrachtung zu erheben hat. Was hier uns vor Allem in die Augen fällt, ist, daß gerade das eigentliche Land der Mitte, daß gerade unser Deutschland in der wahrhaften Bildung am Weitesten fortgeschritten ist, von allen Seiten her sich aneignend, was Vergangenheit und Umgebung ihm dargeboten. Wie Gott die Alles durchdringende, überall gegenwärtige Mitte der Welt, wie Religion, als das lebendige Vereinigungsband zwischen Mensch und Gott, die zugleich tiefste und umfassendste Mitte des Lebens, so ist auch die Entwicklung des religiösen Geistes die eigentliche Seele der Geschichte. Diese Entwicklung ist aber in der neueren Zeit von Deutschland ausgegangen und hat in unserem Volke die tiefsten Wurzeln geschlagen. In Frankreich, wo das germanische Volkselement dem römisch-gallischen unterlegen, ist das reinreligiöse Moment der Reformation besonders deshalb nicht zum Durchbruch gekommen, weil das Königthum schon früher sich mit Gewalt von der geistlichen Oberherrschaft emancipirt hatte. Aber die gewaltsame Unterdrückung der religiösen Entwicklung rächte sich im achtzehnten Jahrhundert durch gewaltsamen Umsturz der gesammten Kirche, ja sogar durch momentane Verläugnung Gottes selbst.

Spanien und Portugal, durch die Pyrenäen und mehr noch durch den Gegensatz der Nationalitäten von Frankreich, vom übrigen Europa abgeschieden, blieben nach Westen hin auch am strengsten und weitesten von der fortschreitenden europäischen Bildung entfernt. Nur hier konnte die mittelalterliche Religion sich bis zu ihren äußersten Consequenzen entwickeln. Nur hier konnte die Inquisition und das Mönchthum ihr erstickendes Netz weben und ausbreiten, dieses dahin strebend, den Menschen

völlig abzuscheiden vom irdischen Leben, jene die Gläubigen, besonders die Laien absondernd von allem vermeintlich seelengefährlichen Verkehr mit Andersgläubigen, und jede freie Regung des Geistes und des menschlichen Herzens unterdrückend, als die blinde Kirchgläubigkeit gefährdend. Hier endlich, unter dem flammenden Schilde der Inquisition, konnte die Gesellschaft Jesu üppig emporwachsen, und ihr Ideal einer päpstlichen Weltmonarchie durch ihren geistlichen Phalanx seiner Verwirklichung siegreich entgegenführen.

So ist es denn auch den vereinten Bestrebungen der heiligen Hermandad, der Klostergeistlichkeit und den militärisch-organisirten Jesuiten gelungen, die Iberische Halbinsel länger als jedes andere Land zu isoliren, und hierdurch ihre Civilisation, ihre Humanisirung zu retardiren. Jede solche, der natürlichen, geschichtlichen Bestimmung zuwider laufende Vereinzelung und Absonderung, hemmt aber nicht nur die Entwicklung, sondern stört auch die Gesundheit, indem die Kräfte, die nicht bestimmungsgemäß produziren können, sich verderbend, zerstörend auf den Organismus selbst zurückwenden. Isolirte Völker werden hypochondrisch, werden hysterisch, wie Anachoreten und von der Welt abgeschlossene Nonnen. Die geheimen Krankheiten der Völker, die in Folge der Klausur entstehen, sind aber gedoppelter Art; das Wohlwollen verwandelt sich in Härte und Grausamkeit — oder in Apathie; die Religion steigert sich zum Fanatismus oder verkehrt sich in Atheismus; die heitere Lebensthätigkeit schlägt über in finstern Marasmus oder artet aus in eine ausschweifende Genußsucht. Wirklich sind die Spanier und Portugiesen von keiner dieser Krankheiten verschont geblieben, und ein Leichtes wäre es, auch bei anderen Völkern gleiche Wirkungen gleicher Ursache bemerklich zu machen.

Das Geschichtsleben der Menschheit, wie das Leben der übrigen Natur, duldet aber keine ewigen Absonderungen. Das göttliche Gesetz der Gemeinsamung, der allgemeinen Communion, ist das höchste, das heiligste, unverbrüchlichste. Es vollbringt sich bald durch einen Ausbruch der gewaltsam zurückgedrängten Kräfte, bald durch einen Einbruch des Gemeinlebens in die widernatürliche Klausur, bald durch beide zugleich. Dann aber kommen mit aller Gewalt die furchtbaren Folgen solcher inhumanen Absonderung zum Vorschein, und diese Folgen sind um so schreckhafter, je länger die Isolirung gewährt, je strenger dieselbe gehandhabt worden ist. Wie die zusammengepreßte Luft zunächst zerstörend auseinanderfährt, wenn ihr Kerker auch nur leise geöffnet wird, wie ein isolirtes Element aufbrausend sich mit demjenigen vermischt, welches ihm gewaltsam entzogen worden, so sehen wir die eingezwängten Kräfte eines Volkes um so verwüstender hervorbrechen, je länger es verhindert worden, an der fortschreitenden

Entwicklung der Nachbarvölker Theil zu nehmen. Das Erste, was es dann anstrebt, ist eine völlige Ungebundenheit, und in diesem ersten blinden Losbrechen werden dann selbst sonst wohlthätige Beschränkungen zertrümmert. Das Unrecht, das ihm geschehen, wirft sich hinaus auf die Umgebungen, und der Ausbruch des Vulkans sprengt nicht nur den nächsten Verschluß des Kraters, sondern verwüstet auch manches friedliche Dorf, das an dem Abhange erbaut worden. Jeder Widerstand ist zunächst nicht nur vergeblich; sondern steigert noch die Wuth der sich befreienden Elemente. Interventionen, sei es, um zu vermitteln, sei es, um den gesprengten Kerker zu restauriren, sind in solchen Fällen entweder unnütz oder verderblich, indem sie die Krise verlängern oder verstärken.

Wie jede Despotie, so ruft auch jede gewaltsame Intervention jene geheimen Gesellschaften und Verbrüderungen hervor, die um so verderblicher wirken, je gewaltsamer auf ihre Unterdrückung hingearbeitet wird. Nicht sie aber sind die eigentlichen Urheber der Mißstände, die sie zur Folge haben, sondern jene heilige Hermandad, jener jesuitische geheime Despotismus, welche ursprünglich die rechtmäßige Freiheit beschränkt haben. Darum werden auf der Iberischen Halbinsel auch die geheimen Gesellschaften so lange Bestand halten, als seine Völker noch durch irgend eine Gewalt an den religiösen und bürgerlichen Fortschritten offen Theil zu nehmen gehindert werden, deren die Nachbarländer sich zu erfreuen bereits begonnen haben. Je weiter aber dieselben hinter der Bildung Frankreichs, Englands und Deutschlands in jeder Beziehung zurückgeblieben, um so furchtbarer, um so unabsehbarer sind noch die inneren Krämpfe und Kämpfe, welche jenen Völkern bevorstehen, bis jenes geistige Gleichgewicht zwischen ihnen und dem übrigen humanisirten Europa hergestellt sein wird, welches durch geistliche und weltliche Despotie seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts so gewaltsam zerstört worden ist.



21.

Die Wiedergeburt des griechischen Volkes [1]).

Von Neuem veranlaßt, Ihre Geduld auf eine Weile in Anspruch zu nehmen, gehorche ich dem mir gewordenen Berufe, der heiteren Abendunterhaltung durch einige ernstere Worte gleichsam die erforderliche Schattenpartie einzuflechten. Möge der Gegenstand, für den ich mir Ihre Aufmerksamkeit erbitte, Sie die Mängel der Darstellung übersehen lassen, die, — ich fühl' es, — so wenig den Forderungen entspricht, zu denen Freunde und Freundinnen der Muse berechtigt sind!

Wenn aber irgend eines Gegenstandes in dem Tempel der Musen und im Aufgange des Frühlings gedacht zu werden verdient, dann ist es wohl vor Allem die Wiedergeburt eines Volkes, welches recht eigentlich ein Lieblingsvolk der Musen gewesen, und gerade in unserem Volke eine so lebhafte Theilnahme, — einen Fürsten für seinen wiedergebornen Staat, und nun auch in diesen Tagen einen edeln Geschichtsschreiber seiner Metamorphose [2]) gefunden!

Lassen wir den Blick über unsere gegenwärtige Menschheit hinschweifen, dann stellt sich uns ein wunderliches Schaubild dar. Völker noch im ersten raupenartigen Zustande, nur dem sinnlichen Bedürfniß und Gelüsten dienend und fröhnend; — andere in seltsamer Mißgestaltung — gleichsam als Larven — in's Dunkel sich bergend, oder — als Chrysaliden scheintodt und wie eingesargt; — gewiß aber Jedes im Innern alle Kräfte sammelnd zu künftiger Transfiguration, um, wenn Alles vorbereitet sein wird für ein höheres, ein freies Leben im Lichte und in der Liebe, — um dann den Kerker zu sprengen, und als wiedergeborner Schmetterling sich aufzuschwingen in die spielenden Lüfte, — frei von den

---

1) Geschrieben im J. 1836 zur Vorlesung im Frankfurter Museum.

2) Die verehrten Leser werden leicht errathen, daß hiermit hingedeutet wird auf die meisterhafte „Pragmatische Geschichte der nationalen und politischen Wiedergeburt Griechenland's" von J. L. Klüber (1836).

Gesetzen der selbstischen Schwere, nur gebunden durch das höhere Liebesgesetz der Gattung! ...

Aber nur erst wenige Völker sind wiedergeboren zu solchem freien, — zu wahrhaft menschheitlichem Leben; die meisten schlummern noch in einem larven- oder chrysalidenähnlichen Zustand, scheinbar festgezaubert in enger Gewahrsam, wie gebannt durch das Wort eines gewaltigen Thaumaturgen; — so China und Japan, so Indien und Tübet, — so das alte Iran und Aegypten und die mohamedanischen Völkerschaften ... Ja selbst von denen, die die mittelalterliche Verpuppung durchbrochen, — schleppen noch manche sich mühselig fort, halb eingezwängt von der nicht ganz durchbissenen Schale, oder die Flügel sich verwickelnd in die Gespinnste aus früheren Zeiten!

Von allen Völkern aber, deren scheinbarer Untergang das Ende der alten Welt bezeichnet, ist erst Eines wieder auferstanden, und dieses Eine ist dasjenige, dem diese Versammlung ihren Namen, die Menschheit so unaussprechlich Vieles und Herrliches verdankt, daß sie — nächst dem Volke Jehova's [3]) — keinem anderen durch heiligere Bande verpflichtet; — es ist das Volk der Griechen, dessen Geschichte mit einem unsterblichen Heldengedichte beginnt, um nach einem Umlauf von drei Jahrtausenden durch die erstaunenswürdigste Heldenthat von Neuem — vielverheißend — in die Geschichte der Menschheit einzutreten! —

Uebersehen wir diese denkwürdige Geschichte, so nehmen wir in derselben eine tief bedeutsame Aufeinanderfolge von welthistorischen Entwicklungsstufen wahr, wie — bis jetzt — noch kein anderes Volk sie durchlaufen.

Die fünfzehn ersten Jahrhunderte zeigen uns Aufkeimen, Wachsthum und Blüthe dieses Volkes, seine Gestaltung und Entfaltung zur reichsten und herrlichsten Nationalität der alten Welt, und seine scheinbare Auflösung, die aber in Wahrheit nichts anderes, als ein zeitweiliges Uebergehen war in die größere Gemeinschaft der christlichen Kirche, eine Wiedergeburt zu höherem Leben.

Und in abermals fast anderthalb Jahrtausenden durchläuft die, in ein christliches Reich übergegangene Nation einen zweiten eigenthümlichen Lebenskreis, um in einem zweiten Tode — zum andernmale wiedergeboren zu werden, — zu dem schönsten, auf der Erde möglichen Leben, zu dem Leben in der allgemeinmenschlichen Gemeinschaft, in der, erst in der neueren Zeit erwachten Humanität.

3) Genauer: dem Stamme der Abrahamiten, in dessen Krone die Namen: Moses, Jesus und Mohamed prangen.

Die alte Welt wußte nur von einem steten Kreislauf des Lebens, durch die drei Stadien des Entstehens, Erblühens und Vergehens, und ihre große Phönixperiode von beinahe 15 Jahrhunderten [4]) war nur eine solche, stets dasselbe wiederholende Cirkelbewegung. Durch das Christenthum verklärte sich diese Vorstellung zum Glauben an eine herrlichere einmalige Auferstehung oder Wiedergeburt zu höherem, ewigem Leben. Aber erst die neueste Zeit hat sich zum Gedanken unendlichen Fortschreitens — in unabsehbarer Spirale und in immer glorreicheren Metamorphosen erhoben. Nicht nur dem zeitlichen, auch dem ewigen Tode hat sie den Stachel gebrochen, und wenn die ganze Weltgeschichte ihr zu einem fortlaufenden Weltgericht, so ist sie ihr auch zu einem unendlichen Weltgedichte geworden, in welchem der ewige Geist seinen unerschöpflichen Reichthum immer herrlicher entfaltet.

Es sei mir vergönnt, in einigen Umrissen, — deren Flüchtigkeit die Größe des Gegenstandes und die Kürze der mir bewilligten Frist wohl entschuldigen wird, — den reichen Inhalt der zwei großen Strophen jenes Weltgedichtes, welche die bisherige Geschichte der Griechen begreifen, — hier — leise andeutend — vorüberzuführen.

* * *

In das Dunkel der Mythe, welches die Kinderjahre unseres Geschlechtes bedeckt, verlieren sich auch die Anfänge des griechischen Volkes. Nur so viel wissen wir, daß Hellas das erste Land war, in welchem Colonien aus den ältest-cultivirten Staaten der Vorwelt mit rohen, naturkräftigen Einwandrern von Norden her zusammengetroffen und sich theilweis mit ihnen zu bürgerlichen Gemeinwesen vereinigt haben, die, frei von priesterschaftlicher Despotie, dem eingebornen Streben nach eigenthümlicher Entwicklung Raum geben konnten.

Was in Aegypten, Phönizien, was am Kaukasus — im Morgenstrahl der ersten Kultur gereift, das vermählte sich in Griechenland mit einer jungfräulichen Natur, und Pallas Athene und Aphrodite, — die Göttinnen freier Erkenntniß und vollendeter irdischer Schönheit, — entstiegen dem Aether und den Tiefen des Meeres und wurden die Genien des ersten europäischen Volkes. — Menschen, Ueberlieferungen und Götter aus allen umgebenden Ländern strömten in Hellas zusammen, und das Streben des Einzelnen, sich in seiner Eigenthümlichkeit zu be-

---

4) Bekanntlich von 1461 Jahren.

haupten, und die Nothwendigkeit für *Alle*, sich mit einander zu *vertragen*, erzeugten jenen *Reichthum* — und zugleich jene *Wohlgemessenheit* und *Beweglichkeit* der Gestaltungen, welche das griechische Volk vor allen übrigen Völkern der Erde auszeichnen, und seiner Geschichte, — neben der der Israeliten — die höchste welthistorische Bedeutung verliehen. Wie *diese* das *eine* Ideal unbeschränkter Gottesfurcht verwirklichen — und zu einem Volke von *Priestern* werden sollten, — so war der Sinn der *Hellenen* auf die Ideale der *Kunst*, des *Staatslebens*, der *Wissenschaft* und *individueller* Ausbildung gerichtet. Wie bei *jenen* die Einheit oder vielmehr die *Einzigkeit* des göttlichen Wesens und seines gesetzgebenden Gesandten alles beherrschte, so behauptete bei den Griechen die *Mannigfaltigkeit* ihr göttliches Recht. *Zeus*, *Poseidon* und *Aidoneus* theilen sich in die Oberherrschaft der Welt; *Orpheus*, *Herakles* und *Theseus* werden die Leitsterne des Volkes, *Athen*, *Sparta* und *Theben* — die Vorbilder der übrigen Staaten, ohne darum andere Götter, Heroen und Gemeinwesen auszuschließen. Versammelten die *Israeliten* sich jährlich einmal um die geheimnißvolle Bundeslade zu ernstfeierlichem Sühnungsopfer, so vereinigten die *Hellenen* sich zu mannigfachen Spielen und Wettkämpfen. Bekriegten jene ihre Nachbarn im Dienste und zur Ehre ihres *Gottes*, so zogen die Griechen in den Kampf zur Behauptung ihrer *eigenen* Ehre, und die *erste* nationale Heldenthat war die Zerstörung von Troja zur Wiedereroberung einer geraubten Königin. Was *jenen* die strengen Tafeln des Gesetzes, das wurden für *diese* Homer und Hesiod, und wie jene ihre Gotteshelden *Simson* und *Samuel*, so feierten diese ihre menschlich-heroischen *Achilleus* und *Odysseus*. Nur leise, „wie die Binse der Kranz,“ verbanden Orakel, Amphyctionen und Mysterien, verbanden die olympischen Götter, Heroen, Sänger und Spiele — die mannigfaltigen Stämme und Staaten, und weil nichts deren eigenthümliche Entwicklung hinderte, entfaltete in raschem Fortschreiten die menschliche Natur sich zu unvergleichlicher Blüthe. — Stets auf schöne, *wohlgemessene*, harmonische Gestaltung des irdischen Daseins und Wirkens gerichtet, schufen die Griechen sich selbst und ihre Werke zu unsterblichen Musterbildern für die staunende Nachwelt! —

Was aber Mit-Bedingung ihrer wunderbar reichen und herrlichen Entwicklung, das war auch Mit-Veranlassung des Untergangs ihres *ersten* eigenthümlichst nationalen Lebens. Die Freiheit ihrer Bürger war bedingt durch die Sclaverei der Heloten; — die mannigfaltigen Selbstständigkeiten der Einzelnen und ihrer Gemeinwesen riefen stets neue Zwiste und Kriege hervor; — die geistige Freiheit führte zu immer tieferen Wi-



dersprüchen im Sittlichen und Religiösen, — die Vertiefung in die Gegenwart — zur egoistischen Genußsucht, über welche nur der Gedanke, nur die Gewißheit des Jenseits nachhaltig zu erheben vermag. —

Von Troja zurückkehrend, — hatten die überbleibenden Kämpfer ein reges Freiheitsstreben mit zurück in die Heimath gebracht. Allmählig verwandelten sich die älteren Königthümer in städtische Republiken. Aber wie früher die Königssöhne Eteokles und Polineikes um die Herrschaft, so stritten nun die freien Bürger, so stritten die freien Staaten um den Vorrang. Zunächst jedoch entwickelten sich in diesem vielbewegten Leben die mannigfaltigsten Anlagen, Talente und Charaktere, und als, gegen Ende des ersten Jahrtausends der griechischen Geschichte, der stolze Perserkönig das kleine Hellas zu einer zinspflichtigen Provinz machen wollte, da vereinigten sich die entzweiten Brüder, und bewiesen in glorreichen Schlachten jene heldenhafte Begeisterung für das gemeinsame Vaterland, die mit unauslöschlichen Zügen die Namen der Sieger — und den Triumph wahrhaften Enthusiasmus über rohe Gewalt in die Denktafeln der Geschichte eingegraben hat. Es war der Silberblick des hellenischen Lebens, in welchem die Nation, die Schrecken des Todes überwindend, ihr höchstes Nationalbewußtsein gewann. — Eine neue Welt der Kunst und Wissenschaft trieb an's Licht und in jeder Blüthe reifte eine köstliche Frucht. Das Zeitalter des Perikles ist der schönste Frühlingstag in dem großen Lebensjahre der alten Welt; — aber es war auch der letzte, denn die Sonne dieses Jahres hatte ihre Akme erreicht.

In Socrates erwachte der griechische Geist zur Ahndung des ewigen, zur Sehnsucht nach einem höheren, das zeitliche und nationale übergreifenden Leben; in Plato kam er zum vollen Bewußtsein seines unsterblichen, allgemeinen Wesens. Socrates selbst hatte Größeres gelebt — als der höchste Gott seines Volkes: die gediegene Einheit des bisherigen Volkslebens war gebrochen. —

So wie die Philosophie sich erhob über das im Politischen und Religiösen bis dahin Geltende, fiel das Gemeinwesen mehr und mehr den menschlichen Leidenschaften anheim. Athen, Sparta, Theben — bemächtigten sich nach einander mit Gewalt der Hegemonie über die übrigen verbündeten Staaten von Hellas. Aristophanes weinte — lachend — bittre Thränen über die innere Auflösung der alten griechischen Welt, während Sophisten auch das Gewisseste ungewiß machten, und Aristipp den selbstischen Weltgenuß, Antisthenes die selbstische Weltentsagung zum Endzwecke des Daseins erhoben. Vergeblich kämpfte Demosthenes gegen die drohende Herrschsucht des macedonischen Königs;

die uneinigen Bundesstaaten verloren ihre Selbstständigkeit an den selbstherrlichen Alexander.

Da sammelte sich der Geist des großen Volkes noch einmal in dem besonnensten Denker des ganzen Alterthums, und Aristoteles, — als Weltphilosoph, wie Alexander, als Welteroberer, — führten das griechische Volk über sich selbst hinaus in das Gemeinleben der alten Welt: — Alexandrien wurde die Wohnstätte des auf fast zwei Jahrtausende abscheidenden griechischen Geistes.

Wohl versuchten die Hellenen durch neue Bünde das schwindende Nationalleben zu bewahren; wohl strebten edle Patrioten das alte Staatswesen zu restauriren; — der Gemeingeist war entflohen, — selbst Athen, selbst Sparta, — riefen die Römer zu Hülfe gegen ihre griechischen Gegner, — die erste große Phönixperiode lief zu Ende; in der Hälfte des 16. Jahrhunderts nach Gründung von Cecropia[5]) wurde Griechenland eine römische Provinz, das schöne Athen, das stolze Sparta, das prächtige Corinth — eine Beute der Römer! —

* * *

Was Heldenmuth, Schönheitssinn, was Patriotismus und Wahrheitsliebe vermochten, davon hatte das griechische Volk Zeugniß gegeben; seine unsterblichen Thaten und Werke folgten ihm nach in das zweite Leben, zu dem es nun überging; seine Kunst, seine Geschichte und Weisheit traten als Bildungselemente ein in das Gesammtleben der Menschheit, um einst, wenn die Zeiten erfüllt wären, sich zu ihm zurückwendend, — seine Wiederauferstehung zu bereiten, und es verklärt einzuführen in den Kreis der humanisirten Nationen. —

* * *

Der zweite Cyclus seines Daseins begann damit, daß seine Bildung sich die welterobernden Römer selbst unterwürfig machte, und daß sie Aegypten und Palästina für das Christenthum vorbereitete. Der Stoicismus in Rom, der Neu-Platonismus und die Naturwissenschaft in Aegypten, der Essaismus in Palästina — waren die ersten Früchte des Verkehrs griechischen Geistes mit den drei größten Nationen der alten Welt. Seine Sprache wurde die des Kaiserhofes in Rom, des

---

5) Bekanntlich der älteste Name Athens.



Museums in Alexandrien, und, bedeutsam genug, auch der ersten christlichen Kirche in Jerusalem.

Als nun die römische Gewaltherrschaft auch die Hellenen das Ungenügen aller — nur irdischen — Herrlichkeit empfinden lassen, da fand die frohe Botschaft des ewigen Lebens auch freudige Aufnahme bei dem geknechteten Volke, und durch griechische Bildung wurde das jüdische Christenthum zur Gemeinreligion der gealterten Naturwelt. Das glorreiche Hellas, begraben als römische Provinz in der Sündfluth herrschsüchtiger Welteroberung, — erstand von den Todten als Patriarchat in einem geistlichen Reich; — das einst selbstherrliche Griechenvolk wurde Mitglied der christlichen Völkergemeinde.

So begann es, ein zweites, ein anderes Leben, und sein Geist vertiefte sich in die Geheimnisse einer höheren Welt.

Aber dieses andere Leben war zunächst nur ein Leben des Glaubens, der Entsagung und der Hoffnung; die höhere Welt war ein Jenseits, war noch unversöhnt mit der Natur, mit dem Staat, mit der Kunst und der Wissenschaft, — und die neue Lehre wurde sehr bald ein tyrannisches Glaubensgesetz, die liebreiche Brüdergemeinde eine unduldsame ausschließende Kirche; der Verein selbstaufopfernder Hirten – zur despotischen Hierarchie geistlicher Fürsten.

So kam es, daß das Leben der Christenheit ein stetes Kämpfen wurde zwischen dem Reiche dieser und der jenseitigen Welt, — zwischen Kirchgläubigen und Andersgläubigen, zwischen geistlicher und bürgerlicher Freiheit, — zwischen Kirchensatzung und Wissenschaft, — zwischen Himmelsverlangen und irdischer Genußsucht! —

Als vollends Rom zum andernmal nach Weltherrschaft strebte, da spaltete sich auch die Kirche, und die alte Freiheitsliebe der Griechen widerstand beharrlich allen römischen Eroberungsversuchen.

Während aber das neugriechische Kaiserreich im vergeblichen Kampfe zwischen weltlichem und überirdischem Leben immer tiefer mit und in sich selbst zerfiel, bereiteten altgriechische Kunst und Philosophie dem hellenischen Geiste einen neuen Triumph. Aristoteles trotzte den Blitzen des römischen Stuhles, Plato verdrängte die Scholastik, die Kunstwerke von Hellas pflanzten ihre Siegesfahnen selbst in dem Vatikan auf! —

Indessen sollten die Griechen noch einmal dahinsterben; des bittersten, langwierigsten Todes sollten sie sterben, — um aus der Hölle der niedrigsten Sclaverei zum Lichte der Freiheit und Humanität wiedergeboren zu werden!

In sich selbst zersplittert, — ausgeschlossen, verdammt von der rö-

mischen Kirche, — von den Kreuzfahrern geviertheilt, — verlassen, verachtet von der abendländischen Christenheit — wurde das griechische Reich zuletzt eine Beute der barbarischen Osmanen, — das schöne Hellas zum zweitenmale Besitzthum eines hartherzigen Kriegervolkes!

Und wie einst Israel unter dem Scepter der Alexandriden, so sollten nun auch die Griechen keine Nation mehr sein! Sie sollten den, noch immer sich fortwebenden Traum von der Unsterblichkeit der Nationen — nicht mehr fortträumen; — sie sollten der begeisternden Erinnerung an ihre glorreichen Ahnen, die allein noch das Leben im Knechtthum erträglich macht, für immer entsagen! Miltiades und Leonidas sollten umsonst ihr Blut für das Vaterland vergossen, Homer und Pindar nur für die Nachkommen fremder Völker gesungen — Demosthenes nur für Sclaven die Freiheit gepriesen, — und Socrates und seine großen Jünger die Saamen der Humanität nur in das Ausland gestreut haben! Selbst die Religion des unterjochten Volkes, das Höchste, woran es noch mit ganzer Seele hing, sollte nur so weit geduldet werden, als es der despotische Oberherr einer fremden Glaubensgemeinschaft duldete! —

So maßte die Uebermacht roher Gewalt sich frevelnd die Befugniß an, eine Nation, die von Gottes Schöpferhand das Dasein erhalten, die nach göttlichem Rechte zur Freiheit berufen war, — mit der Spitze des Schwertes aus dem Buche des Lebens zu tilgen! —

* * *

Aber Nemesis wacht, — und auf ihr Geheiß wird früher oder später, aber unausbleiblich, — das Schlachtschwert des Unterdrückers zugleich zum Richtschwert für diesen, und zum Befreiungsschwert für den Unterdrückten!

So vertrieb die Grausamkeit der Osmanen hochgebildete Griechen aus der geliebten Heimath, und gerade diese Flüchtlinge waren es zuerst, die ein tieferes Verständniß ihrer Sprache nach dem Abendlande brachten. Hier begegneten sie längst genährter Sehnsucht nach den Schätzen der alten Weisheit und Kunst, und, während das arme Griechenvolk in immer tieferes Elend versank, erwachten nach und nach im fernen Abendland alle die noch in Pergamenten schlummernden Geister seiner Ahnen. Auch die griechisch geschriebenen heiligen Urkunden der christlichen Kirche wurden aus dem Opferaltar, in dem sie begraben lagen, wieder an's Licht gezogen, und das wiedergefunde[illegible] heilige Wort wurde zum Posaunenschall, vor

dem die römischen Vorwerke — wie Jericho's Mauern — in den Staub sanken! —

Und die wiedergewonnene Religionsfreiheit entzündete das Verlangen nach bürgerlicher und nationaler Freiheit, und das Verlangen suchte und fand erleuchtende Ideen und begeisternde Vorbilder in den Schriften und Geschichten der Griechen. — Da vermählten die Freiheitsgedanken der Hellenen sich mit den Liebesgeboten des göttlichen Menschenfreundes, und aus der Einigung des griechischen Freiheitssinnes und der christlichen Bruderliebe — entsprang der Geist der Humanität, — der allbelebende, allverjüngende Geist der neueren Zeit!

Und der Geist wurde Wort, und das Wort wurde That, und hier lös'te, dort zerbrach er die Ketten, die weder das Griechen-, noch das Christenthum, — jedes einzeln, — zu sprengen vermocht hatten, und — wie ein electrischer Strahl durchzuckte er die eisernen Schranken, die Völker von Völkern, die Kirchen von Kirchen auf ewig von einander trennen sollten!

Nun erst reifte, — zuerst in unserem gemüthreichen Volke, — dann auch in Frankreich und England, — das rechte Verständniß für die altgriechische Welt, und — als dann der Geist der alten Hellenen die letzten Verhüllungen der Chrysalide gesprengt, und zum erstenmale als reine Psyche die Flügel schwang, und Frühlingslüfte ringsumher die Völker zur Verjüngung, und die Idee der Menschheit in das Leben rief, — da drang es, wie Duft der blühenden Rebe in die Ferne; — und im türkischen Zwinger fing der verborgene Griechenwein zu gähren an. Mit wunderbarer Macht wurde das schmählich geknechtete Volk von Erinnerung an seine glorreiche Vergangenheit, von der nie völlig erloschenen Hoffnung auf einstige Befreiung ergriffen und belebt. Und es sandte seine Jünglinge zu den bildungsverwandten Völkern, den auferstandenen Geist seiner Vorväter zu begrüßen, und zurück sandte dieser Geist ihnen die Freiheitslieder eines zweiten Tyrtäus, des herrlichen Rhigas [6]), begleitet von der zauberischen Hymne der Marseiller [7]) und von tausend und aber tausend Segenswünschen freisinniger Männer!

---

6) Klüber's Pragm. Geschichte S. 5 f. Rhigas (geb. 1753 † 1798) wird von den Neugriechen der „Märtyrer für Religion und Freiheit genannt. . . Seine Schlachtgesänge schallten aus dem Munde aller Hellenen." Vergleiche noch S. 31 und 57.

7) Sie wurde Schlachtgesang der Moreoten.

Erfüllt waren die Zeiten, vollendet die Arbeit der stillwebenden Nemesis! Fast ganz Europa hatte sich erhoben und das Schwertrecht eines ehrsüchtigen Eroberers durch die Begeisterung für das Freiheitsrecht der Nationen überwunden. Selbst die Fürsten hatten — im begeisternden Momente des Sieges — in einem heiligen Bunde die Unterthanen als ihres Geschlechtes, die Völker als Brüder und die Kirchen als Schwestern begrüßt!

So war mit einemmale der Geist der Humanität zum Durchbruch gekommen, und als nun, — schon längst von seinen nordischen Glaubensverwandten zum Aufstand ermuntert [8]), — im Vertrauen auf Gott, auf die Theilnahme der civilisirten Nationen und auf die eigene Heldenkraft, — das Griechenvolk sich aus dem Staube erhob, und die Großthaten von Marathon und Salamis überbot, da erblaßte der despotische Halbmond vor den Strahlen der Freiheitssonne, — und aus zwei Welttheilen strömte jubelnder Beifall der Völker, strömten begeisterte Griechenfreunde, strömten Gaben aller Art nach dem kämpfenden Hellas. Vergeblich pflanzte das Oberhaupt der Korangläubigen die Fahne des Propheten auf, vergeblich schleuderten servile Anhänger der Gewaltherrschaft ihre Zornblitze auf das, zu verzweifelnder Nothwehr getriebene Volk [9]), — vergeblich hüllten die römischen Hierarchen und ihre glaubenseifrigen Anhänger sich in eiskaltes Schweigen bei dem Märtyrertod des griechischen Patriarchen, und vieler tausend Mitchristen jedes Alters, Geschlechtes und Standes [10]); — die öffentliche Meinung siegte über das Geschrei des Egoismus, wie über das Schweigen eines engherzigen Glaubensstolzes, — die Stimme der Menschlichkeit über die Bannsprüche gefühlloser Berechnung und neidischer Herrschsucht [11]). Der aufopferndste

---

8) „Hatten sie (die Griechen) doch die Erinnerung, — daß Catharina II. in den Jahren 1770 und 1789 die Hellenen unter glänzenden Versprechungen zum Aufstand hatte ermuntern lassen." Pragm. Gesch. v. Klüber S. 4.

9) S. Klüber a. a. O. S. 11. 87 u. s. w.

10) Ebd. S. 11. S. 34 f. „Den griech. Patriarchen des Orients, — den frommen 83jährigen Gregorios, ließ der Sultan am ersten h. Ostertag aufknüpfen; — dasselbe Schicksal wiederfuhr einem Erzbischof, 2 Bischöfen und 8 Geistlichen des Patriarchats; — der Patriarch Cyrillus, der sich in die Einsamkeit zurückgezogen, ward zu Adrianopel hingerichtet, ebenso der dortige Erzbischof Proïsos. Alle griech. Geistlichen, auch in Servien, Kleinasien &c. wurden auf das Grausamste verfolgt" u. s. w. „Der Papst, mit dem glaubenseifrigen Theil seiner Anhänger schwieg; in dem christl. Hellenen sah er nur den Schismatiker, den von römischer Glaubensform Abtrünnigen" &c. — Vgl. noch S. 88.

11) „Das Geheimniß der europäischen Politik, welches seit länger als

Heldenmuth einer ganzen Nation und die barbarische Grausamkeit ihrer Zwingherren überzeugte nachgerade die Fürsten Europa's, daß der Aufstand der Hellenen nicht Empörung einer schwindelnden Faction, sondern der rechtmäßigste Kampf sei für das Allerheiligste der Menschen und Völker [12]). In raschen Uebergängen verwandelte die gealterte Politik sich in humane Liberalität gegen das auferstehende Volk, und so gelang es den edeln Sclaven der Türken, durch althellenische Tapferkeit, durch christlich religiöse Begeisterung und durch Mitwirkung kosmopolitischer Humanität [13]), — wieder aufzuerstehen als eine freie Nation [14]).

So endlich wurde das Jahr 1830 das denkwürdigste in den Annalen der Menschheit; denn mit Jauchzen verkündigte es die Unsterblichkeit der Nationen, den Triumph des Freiheitsrechtes über das Eroberungsrecht und den Sieg der Humanität über politischen und kirchlichen Egoismus!

Zum andernmale wiedergeboren, erhebt sich nun der griechische Phönix aus der eigenen Asche, und, wie der zehnjährige Kampf mit Troja die Hellenen zum erstenmal in den Kreis der Nationen eingeführt, so haben ihre Enkel nun abermals — und auf edlere Weise — in zehnjährigem Kampfe mit Istambul — das glorreiche Bewußtsein der Nationalität, mit ihr aber — als Kampfpreis statt der scheinbildlichen, nun sich die wahre Zeustochter errungen: die Freiheit, des königlichen Rechtes unsterbliche Braut.

---

einem Jahrhundert das osman. Reich vor dem Untergange schützte, ist längst zum öffentlichen geworden; es ist die in der Politik wohlbekannte Macht des Neides (puissance d'envie)." Ebd. S. 17.

12) S. Klüber a. a. O. S. 10. 15. 17 u. s. w.

13) Pietro Mauromichalis rief in einer Kundmachung vom 9. April 1821 den Mainoten zu: „Der Peloponnes wirft das Joch der Osmanen ab, um den Glauben zu retten und das alte Vaterland wieder herzustellen. . . Von Europa verlangen wir nichts, als Waffen, Geld und Rath." Klüber a. a. O. S. 46. Im Juli 21 forderte ein Aufruf, von Bischöfen und Häuptlingen unterzeichnet, „im Namen des Kreuzes und des Leonidas" die Hellenen auf, sich in den Thermopylen zu versammeln." Ebd. 56. rc.

14) Schon 1972 waren „Tausende eingeweiht in das Geheimniß der „heiligen Epanastasie." Ebd. S. 5.

22.

Das achtzehnte Jahrhundert in Frankreich.

Kirchgläubige Denker haben jede Erkenntniß der Wahrheit zur Sache göttlicher Inspiration gemacht, und es war dann nur folgerechte Entwicklung des vorausgesetzten Princips, wenn auch jedes Wollen des Rechten und Guten als Wirkung göttlicher Gnade vorgestellt wurde.

Durch Chauvin (Calvin) und die Jansenisten machten besonders in Frankreich diese Consequenzen sich geltend, und es war auch jetzt nur Folge natürlicher Gesetzmäßigkeit, daß in demselben Lande auch die entgegengesetzten Extravaganzen zur vollständigsten Ausgeburt kamen.

Der Abbé Condillac ließ die Wahrheit aus den Sinnen, spätere Materialisten ließen sie sogar als feinen Dunst aus der Materie aufsteigen; Helvetius ließ den Willen nur durch sinnliche Genußtriebe bestimmt werden, de la Mettrie machte den Menschen vollends zur Maschine.

Die erste — kirchgläubige — Extravaganz war eine Reaktion der menschlichen Beschränktheit gegen die Vermessenheit der alten Theurgie und der Selbstvergötterung gewesen; die andere — sg. philosophische — war eine Rückwirkung der menschlichen Sinnlichkeit gegen die übertriebene Spiritualisirung des katholischen Aszetismus, — des Bewußtseins der Selbstbestimmung und der gegenwärtigen und allen eingeborenen Selbstzwecklichkeit gegen willkührliche Auserwählung und Bestimmtwerdung von Oben her. Beide Systeme verkannten das Wesen des eingeborenen Geistes und seiner Bestimmung zur vernünftigen Selbstentwicklung, wie seines Vermögens zu selbstaufopfernder Freiheit.

Uebrigens ging die alte Kirche durch dieselben Grundsätze und nach denselben Verstandesgesetzen zu Grund, durch und nach welchen sie entstanden war. Gegenwärtigkeit Gottes und herzerweitende Glaubens- und Sittenlehren, — Gott wolle alle Menschen selig machen, — alle Menschen seien Brüder und vor Gott gleich, — Gott sei in Christo und jeder Mensch ein Tempel des h. Geistes u. s. w. — diese Lehren, von Beispielen unerschrockener Selbstaufopferung begleitet, — sie waren es,

welche die Gemüther ergriffen und fesselten. Und weil dies Alles göttlich schien, darum wurde auch noch Vieles geglaubt, was damit zusammenhing, und weil die Glaubenslehrer selbst so göttlich lebten, darum wurde ihnen auf das Wort geglaubt.

Gerade so war es im achtzehnten Jahrhundert. Zuerst wurde durch die Engherzigkeit und Ungöttlichkeit der entstellten Christuslehre die ganze Doktrin, und durch das Pharisäer- und Tartüffenthum der Lehrer der ganze Klerus verdächtigt, und Männer, welche sich als Befreier, als Beglücker hinstellten, kamen zu Ansehen. Jener ungebildete Verstand, der von einer kleineren oder größeren Anzahl von Fällen gleich ein allgemeines Gesetz abstrahirt, unterschied nicht gehörig weder bei der alten Lehre und den alten Lehrern, noch bei der neuen Doktrin und den neuen Predigern. Jene wurden in Masse verworfen, diesen ebenso zugestimmt. So wurde mit Voltaire alles Alte verspottet, des Helvetius neue Glückseligkeitslehre, Rousseau's neue Staatsverfassung gleichsam par acclamation angenommen, und eine neue Kirche und ein neuer Staat gebildet, die aber, als erzeugt aus dem bisherigen Gegensatze beider, zunächst nur in die eine, untheilbare Brüdergemeinde zusammenschlugen. —

23.

Die Macht der Religion und des Fanatismus. [1]

Zu Bombay, wo über 100,000 Hindus, an 13,000 Parsis (Lichtanbeter), gegen 800 Juden, fast 28,000 Muhammedaner und über 14,000 eingeborene Christen friedlich neben einander wohnten und überdieß an 57,000 Fremde sich aufhielten, strömten, als im Jahre 1812 und 1813 eine fürchterliche Hungersnoth in der dortigen Gegend herrschte, noch über 20,000 Hungernde herbei. Was Religion und was Fanatismus vermögen, zeigte sich bei jener Gelegenheit auf eine so auffallende Weise, daß wir aus dem Berichte eines zuverlässigen Reisenden in der Revue de Paris (im August 1832 S. 65 ff.) folgende zwei Stellen hier mitzutheilen nicht umhin können.

1) Geschrieben im J. 1833.

„Jeden Tag strömten neue Auswanderungen von Unglücklichen herbei, die nur mit Noth allen Schrecknissen, von denen ihre Heimath bedrängt wurde, zu entfliehen vermochten. Die ganze östliche Küste von Bombay bedeckte sich mit Leichen und Sterbenden. Am meisten fiel mir die wunderbare Geduld, oder wie wir in Europa sagen: die christliche Ergebung der Schlachtopfer auf. Jeden Tag sah ich jene armen Hindus jeder Art von Mangel preisgegeben; aber niemals hörte ich eine Klage aus ihrem Munde, niemals bemerkte ich bei ihnen ein Zeichen von Ungeduld."

„Noch auffallender indessen war, daß ungeheuere Haufen von Sterbenshungrigen, die sich um das Feuer herumgelagert, auf welchem der ihnen bestimmte Reis gekocht worden, — hier gelassen harrten, bis die verschiedenen Portionen abgemessen und ausgetheilt wurden, — was oft länger als eine Stunde dauerte, während welcher Zeit ihre Speise nur wenige Schritte von ihnen entfernt stand, so daß sie dieselbe leicht hätten erreichen können! Während der ganzen Dauer der Hungersnoth endlich ließ man auf den öffentlichen Plätzen und an sonstigen offenen Orten der Stadt ungeheure Reishaufen Tag und Nacht ohne Wache und Hüter aufstellen, ohne daß auch nur ein Sack gestohlen oder geöffnet wurde! . . ."

„Die eingeborenen Heiden und die Europäer verbanden sich, um möglichst jenem Elende zu steuern. Ungeheuere Töpfe wurden in einem Gebüsche von Baumwollenstauden aufgepflanzt, und da überhaupt ein Hindu, selbst wenn er sein Leben damit retten könnte, von keiner Speise Etwas genießen würde, wenn dieselbe von dem Mitgliede einer anderen Kaste, als der seinigen, zubereitet worden, so trug man Sorge, sich Köche zu verschaffen, deren Stirne mit dem charakteristischen, rothen und gelben Kastenzeichen bemalt war. Ich habe mehrmals einen Unglücklichen gesehen, der, von Entkräftung dahinsterbend, die ihm dargebotene Speise anzunehmen sich weigerte, weil es zweifelhaft war, durch welche Hände sie gegangen war." —

So ist es in Bombay; aber wo anders findet sich neben unmenschlichen Glaubensvorurtheilen zum wenigsten so heroische Willenskraft? Wo findet sich noch eine so durchgreifende eiserne Consequenz? Sehen wir auf den Welttheil, der sich das Haupt der Civilisation nennt, und in diesem auf die christlichen Völker, die sich für die Gebildetsten ausgeben; begegnen wir hier nicht bei jedem Schritte Vorurtheilen, die sich wesentlich in Nichts von dem der verhungernden Hindus unterscheiden? Was dem leiblichen Menschen das leibliche, das ist für den Denkenden das geistige Brod, das Wort Gottes, — nicht gerade dieses oder jenes von Menschenhänden geschriebene, von Menschen überlieferte, gedeutete Wort, sondern das Wort Gottes überhaupt, und zwar nicht gerade dieses oder jenes nam-

haften Gottes, sondern des Allerhöchsten, der — zu allen Zeiten — in allen Sprachen — zu allen Menschen spricht. Wenn nun ein Religionslehrer — mag er nun Papst oder Pfarrer heißen, — den Glauben Millionen anderer Menschen eine Pest, eine vergiftende Speise nennt, wenn er dieser Giftigkeit halber seine Gläubigen vor der Gefahr der Ansteckung warnt, — nährt er hiermit nicht denselben Fanatismus, der den Hindu in den Hungertod stürzt? — Und dennoch ist das Encyclicum des jetzt lebenden Papstes (vom 15. August 1832) von Anfange bis zu Ende von solchem fanatisirenden Geiste durchdrungen! Dennoch hat keine europäische, selbst keine akatholische Regierung im Namen des allgemeinen Menschenrechtes — gegen dieses brahminische Rundschreiben protestirt! Dennoch hat bald darauf der Papst in seinem Breve (vom 27. Mai 32) in Betreff der gemischten Ehen, jenen — die Menschen gegen einander verfeindenden — Fanatismus noch barbarischer gepredigt; — denn barbarisch ist jede Lehre, welche das Allgemeinmenschliche verläugnet, indem sie absolute Scheidewände zwischen den Menschen aufstellt oder aufrecht zu erhalten sucht. Und auch gegen diese, in die Eingeweide des bürgerlichen, des Familienlebens einschneidende Lehre haben weder Fürsten noch Bischöfe — Verwahrung eingelegt, vielmehr sieht man die neue Saat von Drachenzähnen schon aufgehen, wie z. B. der Herr Bischof von Speier durch ein Ausschreiben vom 22. April d. J. (1833) seinen Gläubigen die Bestimmungen jenes Breves (vom 27. Mai v. J.) eingeschärft hat.

Wie Vieles von jener Saat geht aber auf, was nicht bis ans Licht der Oeffentlichkeit bringt, sondern im Verborgenen um sich frißt und nagt und schneidet — und blutige Thränen auspreßt, die nur der Allwaltende sieht? —

Wie mächtig indeß dieser Fanatismus ist, kann man daraus entnehmen, wenn er selbst noch bei solchen Individuen wieder zum Vorscheine kommt, die lange mit wahrhaft menschlich Gesinnten Umgang gepflogen und selbst sich manches Gute von denselben angeeignet zu haben scheinen. Ein auffallendes Beispiel hiervon bietet eine uns eben mitgetheilte Flugschrift, betitelt: „Einige Worte über das Fröbel'sche Institut zu Willisau, von Georg Sigrist, Pfarrer zu Wohlhusen rc. (Luzern 1833.)"

Hr. Sigrist nennt nicht nur den verewigten Sailer seinen „unvergeßlichen Lehrer" — (freilich ist auch der menschenfreundliche Sailer in seinen alten Tagen ein Papstdiener geworden!), — sondern sagt auch von sich selbst: „ich war Schüler und Lehrer im Pestalozzischen Institute. Unvergeßlich, ewig denkwürdig sind mir die Tage, die ich in der Nähe, ja im täglichen, später sogar vertraulichen Umgange mit dem hochverehrten

Pestalozzi verlebt habe ꝛc." (S. 6.) Und fürwahr, wenn ein Mann vom engherzigen Katholicismus zur gotteswürdigen Humanität bekehren konnte, so war es gewiß dieser Waisen- und Armenfreund! Und dennoch ist die ganze Flugschrift Nichts, als eine fortlaufende Reihe von Protestationen gegen die Grundvoraussetzung der wahrhaften Humanität, gegen den Grundsatz nämlich, daß von keinem Menschen in religiöser Beziehung etwas Anderes gefordert werden darf, als daß er der Stimme der ihm von Gott verliehenen Vernunft folge.

So protestirt Hr. S. gegen Errichtung und Fortbestehen einer protestantischen Schule — in einem angeblich „rein katholischen Cantone" (S. 36), weil — „aus unerschütterlichen Gründen die Duldung eines protestantischen Erziehungsinstitutes für katholische Kinder unvereinbarlich sei mit den Grundsätzen der katholischen Religion u. s. w." (S. 58), weil „die Gewährleistung der katholischen Religion — im Cantone Luzern Nichts aufkeimen und sich verbreiten lassen kann, was die katholische Religion gefährden, oder, wahrer gesagt, von Grund aus zerstören muß" (S. 36), „weil der Geist der Lehrer und Erzieher sich den Zöglingen mittheile" (S. 31), — wesentlich aber — weil die römisch-katholische Kirche die einzige göttliche „Erlösungsanstalt" und außerhalb derselben keine Wahrheit ist, weshalb Hr. S. sich auf Gugler's „herrliche Rede" beruft, „über die Nothwendigkeit des Streites in der Kirche Gottes, oder die in ihrem Wesen liegende Intoleranz" (S. 33.). Daß aber die protestantische Kirche nicht zur Kirche Gottes gehöre, sondern, als antikatholisch, — doch wohl zur Kirche Satans, dies giebt Hr. S. in folgender Stelle deutlich genug zu verstehen. „Nun ist aber, heißt es S. 31, die katholische Denkweise eine der protestantischen Denkweise geradezu entgegengesetzte. Beim Katholiken entscheidet in religiösen und sittlichen Angelegenheiten die göttliche Autorität, beim Protestanten, wenigstens in letzter Instanz, die Privatvernunft; der Katholik hört und folgt der Stimme seiner Kirche, an die ihn Christus gewiesen hat, der Protestant der Stimme seiner Vernunft und der in den heiligen Schriften niedergelegten Offenbarung, aber gleichfalls nur, wie sie ihm im Lichte seiner Vernunft erscheint; der Geist der katholischen Religion ist Ehrerbietigkeit gegen die von Gott gesetzten und gegebenen Autoritäten" (also in der Kirche etwa eines zur Ausrottung der Ketzer aufrufenden Pius V., oder eines Alexander's VI., und im Staate etwa eines Geßler oder Alba, eines Philipp II. oder Karl IX.?). „Der Geist des Protestantismus ist eine den Glauben bestimmende Selbstständigkeit und Selbstgewalt, der nur vor dem Gott das Knie beugt, den er

selbst gefunden, und nur der Religion huldigt, die er sich mehr oder weniger nach eigenem Gutbefinden ausgebildet hat." (Dieser Unterscheidung nach sind alle echte, unbedingte Lamaisten, Vedaisten, Mosaisten und Koranisten der allein wahren Religion, d. h. dem Katholicismus weit näher, als alle akatholische Christen!) „Mit einem Worte: der Geist der katholischen Religion ist ein durch und durch anderer, als der des Protestantismus. Diese zwei sind einander nicht blos in einzelnen Lehrsätzen, sondern in ihrem innersten Geiste und Wesen entgegengesetzt und einander entgegenwirkend. Die innerste Quelle, aus der die Gedanken, Gesinnungen und Gesetze des Lebens entspringen, ist im Katholiken eine ganz andere, als im Protestanten." Damit jedoch gar kein Zweifel bleibe, wie dieser Gegensatz zu verstehen sei, erklärt Hr. S. (S. 40): „es handle sich (in dieser Sache) um den Bestand des katholischen Glaubens in dem Herzen des Volkes; und vom Bestande dieses Glaubens hänge die Tugend des einzelnen Menschen, wie die des gesammten Volkes, hänge die Sittlichkeit und somit das Fundament ab, auf welchem ohne Widerrede das häusliche und bürgerliche Glück, das zeitliche und ewige Heil der Menschen ruhe. Das zeitliche und ewige Wohl des Menschen wird nämlich von der Tugend, diese von der Religion, diese von dem Einflusse und der Heiligachtung der von Gott selbst gegründeten Religionsanstalten, die Erhaltung der letzteren aber von der Pflichttreue der katholischen Priester bedingt." Die Schlußkette ist bündig und klar, und um sie zu vollenden, haben wir nur noch das letzte Glied derselben zu suchen, durch welches die Pflichttreue der katholischen Priester bedingt ist Dies finden wir S. 51 und 52 auf folgende Weise angedeutet: „Unser Leitstern sei: Eintracht im Einen-Nothwendigen, Freisinnigkeit im Nicht-Wesentlichen; Liebe aber in allen Dingen (!); diese Regel ist — nach Augustin — von Niemandem wörtlicher erfüllt, als von der katholischen Kirche. Also vor Allem muß das Eine-Nothwendige festgestellt und gesichert werden. Aber wer sagt uns, was dieses Eine-Nothwendige, was Wesentlich oder Unwesentlich in der Religion sei? Wem dürfen wir uns hier vertrauen? .... Ich sage aufrichtig und freimüthig: nicht dem frommen und gelehrten G. B. Chiaramonti würde ich in Glaubenssachen vertrauen; sondern dem Papste Pius VII.; auch nicht dem hochgefeierten Theologen M. Capellari; sondern dem heiligen Vater Gregor XVI." .... Nun hat aber Gregor XVI. ex cathedra erklärt: „das Urtheil über die heilige Lehre, in welcher die Völker unterrichtet werden müssen, und die Regierung der ganzen Kirche stehe dem römischen Pontifex zu u. s. w."; nun hat aber Pius VII. die Unterscheidung im Kirchlichen vom Wesentlichen und Unwesentlichen, von Dogma und Disciplin u. s. w. verworfen, — nun lehren aber alle Päpste

einmüthig, außerhalb ihrer Kirche sei ewige Verdammniß gewiß, — es ist somit klar, worin das Eine=Nothwendige besteht, — und daß Freisinnigkeit und Liebe in dem Munde eines solchen Gläubigen nur Worte sind, die das Gegentheil von dem bedeuten, was sie dem sonstigen Sprachgebrauche nach aussagen. Das „Eine=Nothwendige" ist also — „dem Papste in Glaubenssachen vertrauen", — oder auch, was auf dasselbe hinauskommt: „in Dingen des Glaubens sich einer vom Nachfolger Petri zusammenberufenen und präsidirten Kirchenversammlung — unterwerfen" (S. 52); — denn der Papst wird nur die Kirchenversammlung präsidiren, die sich seinen Inspirationen willfährig zeigt, und — so lange keine Versammlung berufen worden, ist sich wohl dem Papste allein zu unterwerfen, positiv, weil er „der Stellvertreter Christi" (S. 46), — à contrario aber, weil sonst die Schafe ohne Hirten und Herrn sich nur zu leicht in die Irre — also in's ewige Verderben verlaufen würden.

In letzter Instanz ist also der Papst jene „göttliche Autorität", welche „beim Katholiken entscheidet" (S. 31), und die unbedingte Unterwerfung unter diese Autorität ist es, wodurch „die Denkweise" des echten Katholiken allerdings „geradezu entgegengesetzt" ist der Denkweise des Protestanten, welcher „der Stimme seiner Vernunft und der in den heiligen Schriften niedergelegten Offenbarung" folgt. Zwar versichert Hr. S., — der modernen Sprachweise sich jesuitisch accommodirend, S. 48: „Die katholische Geistlichkeit ist durchaus nicht der naturgemäßen Entwicklung des Menschen, — nicht der wahren Aufklärung entgegen"; aber er selbst fügt gleich darauf hinzu: „Der Katholik hat keine wahre und gründliche Bildung zu fürchten; nur muß sie im Geiste seiner Religion geschehen." — So gibt er sich hiermit als echten Kirchgläubigen, als einen recht guten Katholiken, wie kurz zuvor als echten Römisch=Katholischen oder Papstgläubigen zu erkennen, indem er S. 44 versichert: „so lange ich lebe, und seit ich den Katechismus gelernt habe, durchdrang mich stets eine großartige Ehrfurcht vor Rom, oder vielmehr vor dem päpstlichen Stuhle. Ich gestehe es aufrichtig, daß, wenn mich je in meinem Leben eine Versuchung anwandelte, freieren, der katholischen Kirche bisher fremdgewesenen Grundsätzen beizustimmen, mir sogleich die ehrwürdige Roma vor Augen schwebte, und über ihr die heil. Apostel Petrus und Paulus stehend vor dem Throne des Gottmenschen, vor dem, der da sprach: „ „wer euch verachtet, verachtet mich."" —

So mag denn, „da in gewissem Sinne in der katholischen Kirche mit aller Wahrheit, aber auch mit Recht eine kräftige Intoleranz gefunden wird" (S. 53), — so mag Hr. S. in „großartiger Ehrfurcht — vor dem päpstlichen Stuhle" — mit demselben gegen Türken und Ketzer das Kreuz

predigen, die Juden wieder in den Ghetto einsperren und die Inquisition wieder einführen, — er mag mit dem „heil. Vater, dem Stellvertreter Christi, Nachfolger Petri, und Vater der Christgläubigen" (S. 46) — den freien Vernunftgebrauch perhorresciren und gegen Naturrecht und Friedensschlüsse protestiren, die Preßfreiheit und die Bibelgesellschaften verdammen, — er mag mit „dem apostol. Stuhle stets mit der höchsten Sorgfalt darüber wachen, daß die kirchlichen Kanones, welche die Ehe der Katholiken mit Nichtkatholiken streng untersagen, gewissenhaft bewahrt werden," da solche Ehen mit so großer Entwürdigung und Seelengefahr verbunden sind[2])," — er mag sich stets gegenwärtig halten: „mit welch einer angestrengten und standhaften Bemühung die Päpste den Glaubensartikel festgehalten haben, welcher darin besteht, daß der katholische Glaube und dessen Einheit zur Erlangung des Seelenheiles nothwendig sei[3])"; — aber er enthalte sich dann ferner auch solcher luxurirenden, aus fremden Kornspeichern entwendeten Redensarten, wie: „Prüfet Alles und das Gute behaltet" (S. 49), oder: „Liebe in allen Dingen" u. dgl. m., damit, wie er mit jenen verhungernden Hindus in Bombay hinsichtlich des Fanatismus bemitleidet, er auch wegen eiserner Consequenz mit denselben, wenn nicht gepriesen, so doch bewundert werden könne.

24.

Aufhebung der Klöster.

Ueber tausend Jahre lang sah man es in der Christenheit als ein hochverdienstliches Werk an, der Natur, der Welt und allen Familienverhältnissen abzusterben, indem man sich in ein Kloster verschloß, um durch zeitliche Mortifikation den Weltkindern einen Vorsprung in die ewige Glückseligkeit abzugewinnen. Reiche und Fürsten aber, die den krumm-graden Himmelsweg nicht einschlagen konnten oder wollten, stifteten, um von den frommen Pilgern an das Schlepptau genommen zu

---

2) Worte des Breves vom 27. Mai 1833 s. Allg. Kirch. Zeit. vom 27. Sept. v. J.

3) Ebendas.

werden, Klöster oder beschenkten bei Lebzeiten oder doch durch Vermächtnisse die schon bestehenden, und die Kirche pries jederzeit das Klosterleben als den sichersten Hafen gegen die Anläufe des Teufels.

Die Reformation gab das erste Zeichen, daß die jenem Entweltlichungsstreben zu Grund liegende Weltansicht abzuleben beginne.

Ein zweites Zeichen gaben die aufklärenden Fürsten und Minister im vorigen Jahrhundert.

Mit der französischen Revolution aber scheint wirklich der jüngste Tag für die Klöster herangekommen zu sein, und die letzten Vorfälle in Spanien zeigen, daß selbst die Inquisition den großen Geistes-Umschwung wohl retardiren und krampfhafter machen, aber nicht ihn unterdrücken, selbst nicht einmal auf lange verhindern konnte.

Auch in der Schweiz rütteln die Aequinoxialstürme des Frühlings an den Klöstern, und im Großherzogthum Posen wird bald alle Spur derselben verschwunden sein. Hier aber wird mehr und besseres erbaut als umgestürzt. Von 38 Klöstern, die 1815 im Großherzogthum bestanden, sind seitdem 33 theils ausgestorben, theils aufgehoben, so daß von 272 Mönchen und 72, die im Jahr 1818 noch klösterlich lebten, jetzt nur noch 17 Mönche und 18 Nonnen sich in 5 Klöstern aufhalten. Dagegen sind allein seit 1831 überhaupt 256 neue Schulhäuser gebaut und blos durch die 42 im v. J. vollendeten ist 5100 Knaben Elementarunterricht verschafft worden. So überwächst, wie an so vielen anderen Orten der immer alternden, immer sich verjüngenden Welt, auch dort der lebendige Weinstock das verwitternde Gemäuer, an dem er aufgewachsen im Schein der ewigen Sonne. —

25.

Ueber Sklaverei und Negerhandel.

Es ist der erhabenste Gedanke menschlicher Religionen, daß die Gottheit selbst Mensch werde, um den Menschen aus drückenden Banden zu befreien. Es ist der erhabenste Gedanke der christlichen Religion, daß göttliches Wesen, Mensch geworden, als Missethäter den schmählichen Tod eines Sklaven gestorben, auf daß jeder Sklave, zum Bruder des Sohnes Gottes geweiht, auch von dem Machtbegabtesten auf Erden als

Bruder erkannt und geliebt werden möge. Eine goldene Spur dieser Menschenfreundlichkeit hat sich noch in der Ceremonie des Fußwaschens am Charfreitage und in dem Titel des Dreigekrönten erhalten, der sich einen Knecht der Knechte nennt. — Aber unmittelbare Aufhebung des Sklaventhums war von dem Stifter des Christenthums weder geboten, noch beabsichtigt. Der Mensch sollte innerlich frei werden, damit er, im Bewußtsein seiner Einigkeit mit Gott und in der Zuversicht künftiger Beseligung, sich auch in Ketten frei fühlen möge. Nur als Folge der eigenen Wiedergeburt zur inneren Freiheit von aller Eigensucht und zur göttlichen Bruder- und Menschenliebe sollte es dem Christen auch unmöglich werden, einen Mitmenschen noch ferner als Sklave anzusehen und zu behandeln. Das rechtliche Verhältniß blieb jedoch unberührt; nur bei künftiger Aufrichtung des Reiches Gottes sollte faktisch die Sklaverei ihr völliges Ende finden. Bis dahin war es für den Christen vielmehr eine Gnade, in Sklaverei zu verfallen, weil ihm dadurch Gelegenheit zu verdienstlichstem Dulden geboten wurde. Wirklich haben auch geistliche Orden, die diesen urchristlichen Gedanken festgehalten und ausgeführt, sogar freiwillig einer sklavischen Disziplin sich unterworfen. Von einem Recht aller Menschen als solcher auf persönliche Freiheit konnte aber darum nicht die Rede kommen, weil schon frühe die volle Rechtsfähigkeit nur den Mitgliedern der Kirche zugestanden wurde. Man sah Heiden und Juden als unter dem Fluche liegend an, und bekannt ist, daß der eigentliche Negerhandel erst von den katholischen Eroberern Amerika's eingeführt worden. England's Elisabeth meinte aber: „einen Menschen als Sklaven seiner Heimath zu entreißen, sei das Verabscheuenswürdigste, das die göttliche Rache auf die frevelnde Nation herabziehen müsse," England's Quäker warnten seit 1727 ernstlich vor jeder Theilnahme an solchem Frevel, und machten 1783 dem Parlemente die ersten Vorstellungen dagegen; endlich hat die englische Nation 20 Millionen zur Befreiung ihrer Sklaven bewilligt. Indessen setzt schändliche Gewinnsucht den Negerhandel noch fort, und einige Worte über dessen Betreibung mögen deshalb hier eine Stelle finden.

In Afrika wie in Asien ist das Sklaventhum uralt. Unstreitig hat es aber im ersteren Welttheile besonders durch den Verkehr mit dem handelnden Europa eine fürchterliche Steigerung erfahren. Schon früher, wenn Negerstämme miteinander Krieg führten, wurden die Gefangenen auf die Sklavenmärkte gebracht. Wahrscheinlich aber erst seit dem reißenden Absatz, den die Sklavenhändler bei den Europäern gefunden, ist ein Raubkrieg, den die Neger Tégria nennen, bei ihnen aufgekommen.

Einige hundert Bewaffnete lagern sich in einen Hinterhalt, überfallen Einzelne, Wehrlose und schleppen sie fort. Oft auch, so berichtet Clarkson, werden nächtlich Dörfer überrumpelt und alle Bewohner als Sklaven fortgeführt. Solche Menschenräubereien veranlassen dann meistens die Verwandten zu grausamen Repressalien, und so erben sich Gewohnheit des Raubes und der Rachsucht fort.

Aber auch die sg. Könige oder Häuptlinge, wenn sie nach irgend einer europäischen Waare gelüsten, schicken ihre Krieger aus, um sich Nachts einer bestimmten Zahl ihrer Unterthanen zu bemächtigen, die dann sofort in jene Waaren umgesetzt werden. Trifft sich die Gelegenheit, so üben diese Söldlinge auch für eigene Rechnung solche Gewaltthaten aus.

Endlich hat, seit der Handelsweg nach Südamerika eröffnet, auch die afrikanische Gesetzgebung sich geändert, und fast alle Vergehen werden jetzt mit Sklaverei bestraft. Besonders wird hierzu von den Oberhäuptern das vorgebliche Verbrechen der Hexerei oder Bezauberung benutzt, welches den Verkauf der ganzen Familie des Schuldigen nach sich zieht. Nach Clarkson's Bericht muß der, der Zauberei Angeklagte, ein (giftiges) rothes Wasser trinken, und wenn er denn krank wird oder stirbt, wird seine Familie sofort an Europäer verkauft. Es ist nachgewiesen worden, daß ein Drittheil aller als Sklaven Ausgeführten wegen jenem angeblichen Verbrechen verkauft worden ist. — Zuweilen treibt aber auch der Hunger die unglücklichen Schwarzen, um Lebensmittel zu erhalten, ihre Kinder oder gar sich selbst zu verkaufen. Das Empörendste bleibt aber, daß die Sklavenhändler, wo sie mit ihren Schiffen anlegen, auch noch durch Branntwein und andere Verlockungen die Einwohner zu dem Verkaufe ihrer Angehörigen oder geraubten Individuen anreizen.

Clarkson versichert, daß noch in der letzten Zeit 60 bis 100,000 Schwarze jedes Jahr ihrer Heimath entrissen wurden! Auch sind noch kürzlich mehrere mit Sklaven beladene Schiffe aufgefangen worden, und in einem Schiffe, das in einen französischen Hafen eingelaufen, hat man mehrere Leichname von Negern, die in Oelfässer versteckt waren, entdeckt.

Viele Sklaveneigenthümer suchen nun zwar die harte Behandlung der Schwarzen durch die Rohheit und Unbändigkeit derselben zu rechtfertigen. Aber nicht blos Clarkson, sondern schon Mungo Park, der Major Denham und viele andere Reisende stimmen darin überein, daß die natürliche Heftigkeit der Neger durch viele andere treffliche Eigenschaften reichlich überwogen wird. Auch werden von diesen Reisenden und von Missionairen viele Beispiele angeführt von Liebe der Mutter zu ihren Kindern und inniger Ehrfurcht dieser gegen jene; von lebhafter Dankbar-

keit für empfangene Wohlthaten, treuem Bewahren alles Anvertrauten und Mitleidigkeit gegen unglückliche Fremde.

Buddha und Moses haben die Kasten, Christus und Mahomed die Völkerscheiden aufzulösen, das achtzehnte Jahrhundert hat den Menschen als Menschen in seinem Freiheitsrecht anzuerkennen angefangen; — Israel hat Vertilgungskriege gegen die abgöttischen Völker, die katholische Christenheit Kreuzzüge gegen die Ungläubigen geführt; — mögen die Großthat der englischen Nation und die Eroberung Algiers von den künftigen Geschlechtern als die glorreichen Anfänge allgemeiner Menschenbefreiung gefeiert und die Neger durch wahrhafte Christen genöthigt werden, aus vollem Herzen und mit ganzer Seele den Namen desjenigen zu segnen, der sich selbst nicht Abraham's, sondern des Menschen Sohn und Gott nicht der Juden, sondern der Menschen Vater genannt, und diesen seinen Brüdern das neue Gebot verkündigt hat, „einander lieb zu haben, wie er sie geliebet." —

26.

Channing über Sklaverei.

Unter den theologischen Schriftstellern und Predigern der vereinigten Staaten Nordamerikas nimmt Dr. William Ellery Channing, vielleicht die höchste, jedenfalls eine der ersten Stellen ein. Seine Erbauungsschriften haben nicht nur sehr freundliche Aufnahme in England, sondern theilweis auch Uebersetzer in der französischen protestantischen Kirche gefunden. Der gegenwärtige Augenblick schien dem wackern Manne geeignet, zu seinen Mitbürgern ein Wort über Sklaverei zu sagen. Auch in dieser Schrift, die unter dem Titel: „Slavery" 1836 zu Boston erschienen, bewährte er sich als einen ebenso besonnenen als edelgesinnten Diener des göttlichen Menschenfreundes, der seine Brüder von Innen heraus frei machen will. Einige Stellen aus der Einleitung zu jener Abhandlung mögen dieses Urtheil rechtfertigen und dazu beitragen, die Aufmerksamkeit auf die Schriften jenes tüchtigen Gottesgelehrten hinzulenken. „Es gibt nur ein zuverlässiges (unfailing) Gut, und dies ist: Treue dem ewigen Gesetz, welches in das Herz eingeschrieben, und wiedergeschrieben (rewritten) und wieder bekannt gemacht ist in Gottes Wort.

Wer immer nun seinen Glauben setzt in das ewige Gesetz der Rechtlichkeit, der muß dann auch die Sklavereifrage vor allem und vorzüglich — als eine Sittlichkeitsfrage ansehen. Alle andern Erwägungen werden für ihn von geringem Gewichte sein, in Vergleich mit dem sittlichen Charakter und den sittlichen Folgewirkungen derselben... Große Wahrheiten, unveräußerliche Rechte, immerdauernde Pflichten werden die Hauptgegenstände dieser Erörterung sein. Leben wir doch in Zeiten, in denen die Feststellung großer Principien der größte Dienst ist, den man der Gesellschaft erweisen kann; denn die Gegenwart ist ein Augenblick verwirrender Aufregung, in welchem die Gemüther der Menschen von heftigen Leidenschaften und herben Conflikten durchstürmt und verfinstert werden. Nicht minder ist sie ein Moment von absorbirender Weltlichkeit, indem das Moralgesetz je nach der Nützlichkeit (expediency) gebeugt, und seine hohen und strengen Forderungen als metaphysische Abstraktionen oder als unausführbare Theorieen bezeichnet und beseitigt werden. In solcher Zeit große Principien leidenschaftslos und im Geiste ungeheuchelten und allgemeinen Wohlwollens aufzustellen und sie tief und bleibend in die Gemüther der Menschen einzugraben, — ist für die Welt ersprießlicher, als ihr neue Fundgruben des Wohlstandes zu öffnen oder hoffnungsvolle Staatsformen zu entwerfen."

„Unser Land ist seit Kurzem durch die Sklavereifrage erschüttert worden, und das Volk hat in dem Maße oberflächlich oder auch gar nicht darüber gedacht, in welchem es heftig dabei gefühlt hat.... Die Menge ist aufgefordert worden, nun, die Schrecklichkeiten der Sklaverei zu berücksichtigen, nun, zu erschaudern vor dem Ruin und dem Blutvergießen, welches die Folgen der Emancipation sein sollten. Das Wort Metzelei (massacre) hat durch das Land hin gehallt, harte und weiche Herzen mit Schrecken erfüllend und Unwillen erweckend gegen alles, was mit einem solchen Gräuel bedrohen könnte. Die Folge davon ist, daß nicht Wenige jede Erörterung dieses Gegenstandes fürchten. — Aber für ein Gemeinwesen gibt es keine größere Calamität, als der Verlust der Principien... Gerade diejenigen haben jedoch zur Verwirrung der Begriffe beigetragen, die mit unkluger Heftigkeit sich der Sache der Sklaven angenommen haben. Diese sollten bedenken, daß es nicht genug ist, für eine gute Sache in die Schranken zu treten. Wir müssen sie auch in einem ihrer Würde gemäßen Geist vertreten. Darum sollte keiner die großen Interessen der Menschheit berühren, wer es sich nicht angelegen sein läßt, sich selbst für solches Werk zu heiligen, indem er sein Herz von allem Zorn und aller Lieblosigkeit reinigt, — und wer nicht hoffen darf, daß er einigermaßen mit dem Geiste allgemeiner Liebe getauft sei. Auch

das Mitleiden mit dem Gekränkten und Unterdrückten kann schaden, wenn es parteilich ausschließend und erbitternd ist... Wir sollen allerdings über Sklaverei denken, empfinden, sprechen und schreiben; aber was immer wir in Beziehung auf sie thun, muß mit einem tiefen Gefühl von Verantwortlichkeit geschehen, und in einer Weise, welche den Frieden der Sklaven haltenden Staaten nicht gefährdet... Sklaverei muß ihrer Natur nach ein Grund von Besorgniß sein, wo immer sie besteht. Indeß müssen wir nicht durch Voreiligkeit und Leidenschaft die Gefahr vermehren... Aber als Menschen, als Bürger, haben wir Pflichten gegen die Sklaven, wie gegen jedes andere Mitglied des Gemeinwesens. In dieser Beziehung ist uns keine Freiheit (Willkühr) gelassen.

Das ewige Gesetz verpflichtet uns, auf die Seite des in seinem Recht Verletzten zu treten, und dieses Gesetz ist ganz besonders verpflichtend, wenn wir dem Gekränkten verbieten, den Arm zu seiner eignen Vertheidigung zu erheben." —

27.

Das Penitenziarwesen in Frankreich und Amerika.

Der edle Dissenter John Howard war der erste, der in den 70er Jahren die Aufmerksamkeit der englischen Regierung auf das Elend der Gefangenen, auf den schrecklichen Zustand der Gefängnisse hingelenkt. Nachdem er hier zu einigen verbessernden Gesetzen Veranlassung gegeben, brachte er, alle europäischen Höfe bereisend und demnächst durch sein treffliches Werk: „The state of the prisons in England and Wales" (1777), die menschenfreundliche Theilnahme an dem Loose der Gefangenen allgemein an die Tagesordnung. Ueber der Pforte des Gefängnisses zu Rom hatte er (1780) die Worte gelesen: „Ein Geringes ist es, die Bösen durch Furcht vor der Strafe zurückzuhalten, wenn man sie nicht durch die Zucht, die man beobachtet, bessert." Der Gedanke war schön; aber er stand nur auf dem kalten Steine. Howard meinte, alle Regierungen sollten bei ihren Repressiv-Masregeln sich durch jenes Axiom leiten lassen. Für die leibliche Gesundheit der Eingekerkerten geschah nun Einiges; die Idee eines Penitenziar-Systems wurde aber erst in den 90er Jahren in

Frankreich in Anregung, demnächst zuerst in Amerika auf zweckmässige Weise in Ausführung gebracht.

Von dort ist dann die Kunde der bedeutenden Resultate nach Europa gekommen, die durch jenes System erzielt werden. Man hat auch hier Versuche damit angestellt; durchgängig ist man aber nur bei dem Aeußerlichen stehen geblieben. Die Vereinzlung allein ist es nicht, welche die Gefangenen in Amerika bessert, sondern diese Isolirung — unterstützt durch die mächtigen Hülfsmittel einer vorsorglichen Verwaltung. Nichts wirkt mehr auf den Menschen, als die Einsamkeit. Dieses Mittel kann aber heilsam oder verderblich wirken, jenachdem es mit Einsicht oder ohne Ueberlegung angewendet wird. Der auf sich allein zurückgeführte Mensch wird bald besser, gefühlvoller, mitleidiger. Ist aber die Prüfung zu hart, zu andauernd, dann ermattet die Seele und der Mensch stirbt oder wird verrückt.

Die ersten Wirkungen der Vereinzlung in Amerika waren höchst betrübend. Große Sterblichkeit, Selbstmorde, Blödsinn oder Narrheit, häufige Rückfälle nach der Freilassung, — dies die Folgen des Heilmittels, so lange man bei dessen Anwendung nicht mit verständiger Unterscheidung verfuhr. Die Gefängnisse standen unter Aufsicht von Männern, die nicht besser waren, als die Directeurs de prisons in Frankreich. Aber man forschte nach den Ursachen dieser Mißstände und man entdeckte sie. Edle Bürger machten die Verbrecher und ihre Besserung zum Gegenstand angelegentlicher Forschung. Bald begann die wirkliche Reform der amerikanischen Penitenziarien, als tugendhafte Männer, durch vieljährige Staatsdienste empfohlen, das Ehrenamt suchten, die Verurtheilten zu leiten und zu belehren. Man sah nun Aerzte, Magistrate, Gelehrte, sich eifrig um diesen Beruf bewerben; — die Gefängnisse hatten fortan nicht mehr blos zum Zwecke, die Gesellschaft vor den Verbrechern zu sichern, sondern verirrte Menschen wieder zu ihr zurückzuführen, sittlich Kranken Genesung zu bereiten.

Der Erfolg hat das Werk gekrönt.

Vergleicht man jetzt (1837) aber den Zustand der Gefängnisse in Nordamerika mit dem der Gefängnisse in Frankreich, dann stellen sich folgende für das Letztere höchst betrübende Resultate heraus: In Frankreich ist die Sterblichkeit 1 von 14, in Amerika 1 von 49. In Frankreich ist das Verhältniß der Rückfälligen nach der Freilassung 1 von 4, und bis jetzt hat es noch immer zugenommen; in den ver. Staaten wird nur von 19 einer rückfällig. — Doch ist mit Zuversicht zu hoffen, daß es den vereinten Bestrebungen der Société de la morale chrétienne und vieler anderen Men-

schenfreunde gelingen werde, auch für Frankreich bald befriedigendere Resultate zu erzielen.

28.

Geschichte und Statistik der Taubstummen-Erziehung.

Herr Ferd. Berthier, Zögling der Pariser Taubstummenschule, und demnächst einer der geschicktesten Professoren bei dieser Anstalt, hat 1837 eine „Histoire et statistique de l'éducation des sourds-muets" herausgegeben, aus welcher hier Einiges angeführt werden mag.

Den ersten wirklich erfolgreichen Versuch, den Taubstummen eine Bildung beizubringen, schreibt man dem spanischen Benediktiner Pedro de Ponce († 1584) zu, „dessen Schüler," wie spanische Autoren sagen, „sich in den Wissenschaften so auszeichneten, daß sie selbst in den Augen des Aristoteles für geschickt hätten gelten können." Im Jahre 1620 gab Pedro Bonnet, Secretair der Connetables von Castilien, seine Kunst, die Stummen im Sprechen zu unterrichten (arte para enseñar à hablar à los mudos), heraus. Er erfand oder vervollkommnete das Handalphabet, welches demnächst mit einigen Modifikationen vom Abbé de l'Epée angenommen, und in allen Schulen von Frankreich, Italien, Deutschland, Rußland, Schweden, Amerika rc. sich verbreitete. Er fügte eine Beschreibung der Stellungen und Bewegungen bei, die man den Stimmorganen geben muß, um Laute und Artikulationen hervorzubringen.

Aehnliche Bemühungen in Italien und England. Hier hatte John Bulwer schon 1684 seinen „Freund der Taubstummen" herausgegeben. In den Niederlanden (nicht, wie Hr. B. schreibt, in der Schweiz) machte Conrad Amman 1692 seinen „Surdus loquens" und 1700 eine Dissertation über die Sprache bekannt, über welche der Abbé de l'Epée einen Commentar schrieb. (Was Deutschland schon früher geleistet, ist schon von E. Schmalz in seiner „Geschichte und Statistik der Taubstummenanstalten rc." 1830 zusammengestellt worden). Herr Berthier berichtet ausführlich, was der Abbé de l'Epée und sein Nachfolger, der Abbé Sicard, für den Taubstummenunterricht gethan, und — was sie noch zu thun übriggelassen.

So viel ist gewiß, daß seit 50 Jahren mehr für diese Unglücklichen geschehen, als in den 5000 Jahren zuvor. Mit Recht dekretirte die Nationalversammlung am 21. Juli 1791: „Der Name des Abbé de l'Epée (des Stifters der Taubstummenanstalt zu Paris) soll unter die der Bürger verzeichnet werden, welche sich am höchsten um die Menschheit und das Vaterland verdient gemacht haben."

Den statistischen Uebersichten zufolge, welche Hr. B. mittheilt, würde jetzt in Europa 3290, in den Vereinigten Staaten 411, auf der ganzen Erde überhaupt 3732 Taubstummen die Wohlthat des Unterrichts zu Theil. Man rechnet aber in Frankreich auf 32 Mill. Einwohner 20,189 Taubstumme, während in 88 Anstalten deren nur 794 Aufnahme finden! — Nach Schmalz (in dem oben angeführten Werke desselben) gäbe es auf der Erde 568,413 Taubstumme, von denen im Jahre 1830 in 117 Anstalten 3320 aufgenommen seien.

29.

Die Taubstummen-Erziehungs-Anstalt in Frankfurt a. M.

Wenn irgend Etwas das Fortschreiten der Menschheit, das höhere Wiederaufleben des wahrhaft christlichen Geistes in der neuesten Zeit unwiderleglich erweis't, so ist es ganz besonders die fürsorgliche Theilnahme, welche den Bedürftigen, Unglücklichen, Leidenden aller Art zugewendet wird. Die ersten Jahrhunderte des Christenthums hatten ihre Apostel, ihre Märtyrer, ihre Diakonen und Diakonissinnen. Das Mittelalter hatte einzelne edle Ritter und wohlthätige Geistliche. Aber die ängstliche Sorge für das eigene Seelenheil und der scharf ausschließende Kirchenglaube hemmten noch den freien Aufschwung des menschlichen Gemüthes; wenn ein Gott nach unbegreiflichen Rathschlüssen auf ewig zürnt und verdammt, kann im Menschen kein unbeschränktes Wohlwollen und Mitleiden erwachen. Seitdem aber Verschiedengläubige sich wechselseitig dulden und achten und lieben gelernt, seit der erhabene Gedanke einer einzigen Menschheit und der unendlichen Vervollkommnung aller Menschen — als solcher — sich als die Blüthe der bisherigen Entwicklung erschlossen, seitdem ist mit dem reineren Glauben und der schöneren Hoffnung auch eine umfassendere

Liebe erwacht. Wie der Gedanke Gottes menschlicher, ist auch das Ideal für den Menschen göttlicher geworden. So hat die neueste Zeit auch ihre Apostel zur Bekehrung der Heiden, ihre Märtyrer für das göttliche Wesen, ihre Pfleger der Armen und Kranken, wie die erste christliche Kirche; sie hat Ritter für Freiheit und Recht und statt der wenigen dem Wohlthun gewidmeten Klöster des Mittelalters immer zahlreichere Vereine von Geistlichen und Laien zur Entfernung und Vermeidung des Elendes unter den Menschen. Aber sie hat noch unendlich mehr als dieses Alles; denn sie hat den Geist wahrhafter Humanität empfangen, sie hat der ganzen Menschheit ihr Herz geöffnet und sinnt nun und arbeitet mit heiligem Eifer an dem Aufbau eines der unendlichen Liebe würdigen Tempels auf Erden. Schon seit einem Jahrhundert ist der Geist überall geschäftig, die Grundsteine zu legen, und schon treten hier und dort wunderherrliche Säulen zu Tage. Haben im Mittelalter sich Hunderttausende vereinigt zur Befreiung eines Grabes, so sehen jetzt wir Millionen sich vereinen zur Befreiung lebendig Begrabener, zur Befreiung von Hunderttausenden aus den Ketten der Sklaverei, der Krankheit, der Armuth, der Unwissenheit, und wie bitter auch ein gereizter, geistlicher Dünkel die Gegenwart schmäht, so hat doch noch kein Jahrhundert göttlichere Früchte getragen, als das gegenwärtige.

Unter diesen Früchten sind die, durchaus erst der neuesten Zeit angehörigen Anstalten zur Erziehung der Taubstummen unstreitig zu den herrlichsten zu rechnen. Erwägt man, daß von den 8= bis 9hundert Millionen Menschen auf Erden mehr als eine halbe Million des Gehöres und in Folge davon auch der Sprache beraubt sind, bedenkt man, daß der des geeigneten Unterrichtes ermangelnde Taubstumme zu den unglückseligsten Geschöpfen gehört, dann wird man gewiß die Zeit preisen, in welcher die Bildung des Geistes und des Herzens so weit gereift war, daß edle Männer aus ihr erwuchsen, die sich die Erziehung der Taubstummen zur heiligsten Angelegenheit ihres Lebens machen konnten. Man wird sich aber noch inniger dieses Fortschrittes der Bildung erfreuen, wenn man erwägt, daß diese Erziehung zu den schwierigsten und anstrengendsten Arbeiten gehört, deren ein Mensch sich unterziehen kann, daß mithin, wie sie die Erlösung der unglücklichsten Geschöpfe zum Ziele, sie die edelmüthigste Selbstaufopferung zur steten Voraussetzung hat. Welch' unerschöpfliche Geduld, welche wahrhaft christliche Liebe aber derjenige in sich hegen müsse, der sich solcher Arbeit unterzieht, davon kann sich jeder überzeugen, der nur einmal dem Unterrichte der Taubstummen, davon konnten Alle sich überzeugen, die den Prüfungen beigewohnt, welche uns zu diesen Zeilen Veranlassung gegeben.

Bekanntlich haben erst im 17. Jahrhundert einzelne Menschenfreunde angefangen, auf Mittel zu denken, die Taubstummen durch Zeichen oder durch artikulirte Töne sprechen zu lehren! Joachim Pascha, Camerarius u. m. a. in Deutschland, Affinati und Lana=Terzi in Italien, Wallis, Holder und Dalgarno in England und Schottland, von Helmont und Konrad Amman in den Niederlanden haben sich hierdurch unsterbliche Verdienste erworben. Aber erst seit der Mitte des vor. Jhrdts. sind zuerst in Frankreich durch die Abbé's Deschamps und de l'Epée, dann auch in Deutschland durch Sam. Heinicke förmliche Anstalten zur Erziehung der Taubstummen zu Stande gekommen. Erst seit ungefähr zwanzig Jahren haben diese Anstalten sich rasch zu vermehren begonnen, und bis jetzt ist unseres Wissens Dänemark der einzige Staat, welcher allen Taubstummen ohne Unterschied den geeigneten Unterricht ertheilen läßt. Hier in Frankfurt ist es Hr. Kosel, der gegen Ende des Jahres 1827 die erste Erziehungsanstalt dieser Art gegründet, und nunmehr, da in Kurzem drei seiner Zöglinge den ganzen Cursus vollendet, eine öffentliche Prüfung veranstaltet hat, um dem Publikum die Methode und die Erfolge seines Unterrichtes zur Anschauung zu bringen. Hiermit war denn auch uns die Gelegenheit geboten, uns von Neuem von der Trefflichkeit dieser Anstalt zu überzeugen, die gewiß in jeder Hinsicht zu den zweckmäßigst eingerichteten gehört.

Eine heitere Wohnung in der Nähe der Stadt mit einem großen Garten beherbergt den Lehrer mit seinen Zöglingen, die mit ihm nur eine einzige Familie bilden, daher auch seine Anstalt nicht sowohl eine Versorgungs= oder Schul=, als vielmehr eine häusliche Erziehungsanstalt zu nennen ist. Wirklich ließ sich während der Prüfung leicht bemerken, daß Hr. Kosel von seinen Zöglingen wie ein zweiter Vater angesehen wird, und in ihren Gesichtszügen war zu lesen, daß das zweite Leben, das sie von ihm empfangen, ein heiteres, weil reines und liebreiches und verständig geordnetes, sei. Unterricht in der Sprache, im Rechnen und Schreiben, in Naturkunde, Geschichte und Religion wechseln ab mit Anleitung zum Zeichnen und bei Mädchen mit Unterricht in weiblichen Arbeiten, für welche, wie für mehrere andere Unterweisungsgegenstände Hr. Kosel eine Lehrerin herangebildet, die sich dieser mühevollen Arbeit mit Geschick und Liebe unterzieht. Auch der älteste der Zöglinge hat sich auf so erfreuliche Weise entwickelt, daß er nöthigen Falls bei dem Unterricht der Anfänger bereits die Stelle eines Lehrers vertreten kann, und aus inniger Theilnahme an dem Schicksale der Taubstummen sich der Erziehung derselben gewidmet. — Für eine gedeihliche Entwicklung des Körpers ist nicht minder reichliche Vorsorge getroffen, theils durch Beschäftigungen im Gar=

ten, Spaziergänge und Spiele, theils durch gymnastische Uebungen, deren Leitung Hr. Ed. Schwarz, ein Freund des Hrn. Kosel, sich unterzogen.

So erwachsen und gedeihen die Kinder in schöner Gemeinschaft, und sowohl die vorgelegten Arbeiten als die bei der Prüfung (1836) erwiesenen Fertigkeiten und das heitere, gesunde Aussehen der Zöglinge haben den erfreulichsten Erweis gegeben, wie Vieles in so wenig Jahren von einem Manne geleistet werden kann, der mit der vollständigsten Sachkenntniß eine wahrhafte, nachhaltige Begeisterung für seinen Beruf verknüpft. Vorgelegt waren recht schöne Schriftproben und Zeichnungen auf Papier und auf Stein, und Handarbeiten mancherlei Art. Von der Trefflichkeit der Lehrmethode aber gab ein erst seit drei Jahren aufgenommener, jetzt eilfjähriger Knabe das schönste Zeugniß, indem er durchaus vernehmlich die Parabel von der Taube und der Biene recitirte, die Worte zugleich mit leicht verständlichen Zeichen und Geberden begleitend.

Nachdem nun Herr Kosel auf das Befriedigendste den Erwartungen entsprochen, die man an denjenigen stellen darf, der eine solche Anstalt begründet, dürfen wir auch mit Zuversicht hoffen, daß von Seiten der hiesigen Staatsbehörde und Bürgerschaft alles geschehen werde, was zur Förderung, Befestigung und Erweiterung dieses Institutes beitragen kann. Zwar hat die Staatsbehörde bereits seit dem Jahr 1829 einen jährlichen Aerarialbeitrag von 1000 fl. bewilligt, wofür die taubstummen Kinder aus der weniger bemittelten Klasse mittelst einer bedeutend geringeren Pension aufzunehmen sind. Zu wünschen bleibt indeß noch, daß ein solcher Dotationsfond constituirt werde, mittelst dessen einerseits, wie in Dänemark, alle, auch völlig vermögenlose Kinder in die Anstalt aufgenommen werden können, und anderseits der Begründer derselben in den Stand gesetzt werde, Hülfslehrer zu bilden, durch welche der Fortbestand dieses trefflichen Institutes sich für die Folge gesichert finde.

Vertrat in früheren Zeiten die Kirche die Stelle der Vorsehung in Beziehung auf den Staat, und wurde für die Bedürftigen häufig nur von Sterbenden zur Rettung ihrer Seele gesorgt, so wird jetzt die Staatsregierung immer deutlicher sich ihres providenziellen Amtes hinsichtlich des geistigen und zeitlichen Wohles ihrer Untergebenen bewußt, und ergänzt wird ihre Wirksamkeit durch die freien Vereine der Letzteren. Gewiß aber kann unter allen Bedürftigen keiner gerechtere Ansprüche machen auf die vorsorglichste Theilnahme aller Mitlebenden, als der Taubstumme, der nur durch geeignete, nur durch eine besondere Anstalt vermittelte Erziehung in die Gemeinschaft seiner Mitmenschen eingeführt werden kann. Gewiß wird es daher bald als die heiligste Pflicht eines Gemeinwesens erkannt werden, alle Kräfte aufzubieten, um jedem solchem Unglücklichen

die Wohlthat solcher Erziehung zu Theil werden zu lassen. Der tiefgefühlte Dank der aus öder Einsamkeit und schmerzlicher Abgeschlossenheit Erlös'ten lohnt reichlichst für jede ihnen dargebrachte Gabe.

30.

Oeffentliche Turnanstalt in München.

Die Sorge für die Erziehung der Neugebornen hat der Mensch mit den höheren Thierklassen gemein. Darin aber kann er sich von diesen unterscheiden, daß er seinen Kindern eine vollkommnere Bildung bereitet, als ihm selbst zu Theil geworden. Wer dürfte aber jetzt noch in Abrede stellen, daß durch allgemeine Einführung gymnastischer Uebungen, ein tüchtigeres Geschlecht herangebildet würde, als das jetzt lebende, jetzt mündige ist? Die Nützlichkeit, was mehr ist, die Unentbehrlichkeit der Gymnastik für Kindheit und Jugend ist durch die neuerdings gepflogenen literarischen Debatten zu einem Axiom geworden; das Princip steht fest, es gilt jetzt dessen baldigste Realisirung. Schon ist uns mehrmals die Freude geworden, darauf hindeuten zu können, was an mehreren Orten von Staatswegen zu diesem Endzwecke geschehen. Bis jetzt aber das Erfreulichste ist, was wir im Juni 1837 in Münchner Blättern lasen. Hier findet sich eine von Dr. F. Maßmann (ord. Prof. an der Univ. und Ministerialsecretär) unterzeichnete Bekanntmachung, auf welche aufmerksam zu machen wir uns gerne verpflichtet fühlen. „Zufolge allerhöchster Fürsorge," so lauten die Eingangsworte, „wird die hiesige (Münchner) öffentliche Turnanstalt durch schon begonnene vollständige Herstellung ihrer Gerüste und Einfriedung, so wie durch Erbauung eines eigenen Wächterhauses mit besonderem Turnsaale für Winter und Wetter auf dem Platze selbst, in den Stand gesetzt werden, die ebenmäßigen Leibesübungen der hinzutretenden Jugend erfreulich und erfolgreich fortzuführen. Durch deßhalb erlassenes Ministerialrescript sind die Rectoren der königl. Gymnasien, lateinischen Schulen, dann die Vorstände sämmtlicher Lehranstalten der Hauptstadt von der Wiedereröffnung der Anstalt bereits in Kenntniß gesetzt und veranlaßt worden, die ihnen anvertraute Schuljugend auf den Nutzen fleißigen und regelmäßigen Besu-

ches dieser so wohlthätigen, durch die väterliche Weisheit und Huld S. K. Maj. dargebotenen Anstalt entsprechend aufmerksam zu machen, welche nicht blos auf die körperliche Entwicklung, sondern auch auf die sittliche Veredlung der Jugend ihren heilsamen Einfluß üben könne und solle." —

Hiermit tritt also im Königreich Baiern die Gymnastik, wie Minerva, gleich behelmt und beschildet, — in das Leben. Die Regierung hat ihre Vaterpflicht geübt, so wie sie deren bewußt geworden ist. Was als heilsam erkannt, wird sofort Kraft königl. Fürsorge und Autorität in Ausführung gebracht; es ruft mit machtvoller Stimme diejenigen zur Theilnahme, die nicht schon zuvor es herbei gewünscht und gebeten. Die Eltern fassen zu dem Neuen Vertrauen, welches mit solcher Gewährschaft ihnen entgegen kömmt; die Jugend wird mit doppeltem Eifer sich auszuzeichnen streben, da der Staat es der Mühe werth gehalten, auch für das, was Viele nur für ein Spiel halten, so väterliche Sorge zu tragen. Die Jünglinge, zu voller, gediegener Ehrenhaftigkeit heranreifend, werden die Väter segnen, die, wenn sie nicht schon eine Krone tragen, sie darum verdienen, daß sie die herangewachsenen Jünglinge zu ganzen Männern erziehen.

31.

Geschichte der Mäßigkeitsvereine.

Im 9. oder 10. Jahrhundert entdeckten die Araber die Bereitung des Alkohols, welches Anfangs, als Arznei gebraucht, den Namen Lebenswasser (aqua vitae) erhielt, und noch zu Ende des 16. Jahrhunderts ließen die Engländer ihren Soldaten solches Aquavit als Herzstärkung verabreichen. Aber bald wurde das Lebenswasser zum Todestrank für Millionen. Smollett erzählt, daß, unter Wilhelm und Maria, Brantwein= (Gin=) Verkäufer in England auf ihren Aushängschilden ankündigten: „für die kleine Summe von einem Pfennig (3 kr.) könne man sich betrinken und für zwei Pfennige sich todttrunken machen; den Schläfern gebe man das Stroh umsonst." Das Parliament beschränkte in der Folge den Verkauf der geistigen Getränke; seit aber 1827 diese Beschränkungen aufgehoben, gibt es sg. Gin=Paläste in London, wo Tausende dem Trunke fröhnen, wie es denn Monate gegeben, in denen an 4000 Be=

trunkene, die Nacht auf der Straße liegend, gefunden und auf das Polizei-Amt gebracht wurden.

Vielleicht nirgends hatte aber die Trinksucht mehr überhand genommen, als in Nordamerica, wo von 1790 bis 1832 fast eine Milliarde Flaschen geistiger Getränke eingeführt und im Jahre 1825 der jährliche Verbrauch auf 274 bis 328 Millionen Flaschen (für eine Bevölkerung von circa 12 Mill.) angeschlagen wurde. Wirklich zählte man in jenen Jahren an 30,000 entschiedene Trunkenbolde, und der hierdurch erwachsende Schaden wurde auf 500 Millionen Franken geschätzt.

Aber wo das Verderben auf's Höchste gestiegen, erblühte auch das Heilmittel. Schon frühe hatte man in Flugschriften und Tagblättern und von der Kanzel herab zur Mäßigkeit im Genusse jener Getränke ermahnt. Beides vergeblich. Auch eine 1813 in Massachusets zu diesem Zwecke gebildete Gesellschaft erfreute sich nur geringen Erfolgs. Das Uebel mußte an der Wurzel angegriffen werden. Da vereinigten im J. 1816 einsichtsvolle Menschenfreunde sich zur völligen Abschaffung der geistigen Getränke, und eine Zeitschrift wurde zu Boston gegründet, durch welche die americanische Mäßigkeitsgesellschaft ihren Grundsätzen Eingang zu verschaffen suchte.

Sehr bald zeigte sich eine allgemeine Theilnahme. Die Sache wurde in vielen Flugschriften besprochen, und zu Ende 1818 zählte man schon mehr als 200 Mäßigkeitsvereine mit nahe an 30,000 Mitgliedern. Man sah ganze Regimenter der Miliz, Körperschaften von Geistlichen, Aerzten, Advocaten entsprechende Beschlüsse fassen, und im Jahr 1830 war die Zahl der Vereine auf mehr als 1000 mit mehr als 100,000 Affiliirten gestiegen; mehr als 50 Brennereien und 400 Branntweinwirthschaften waren eingegangen. Zu Lyme in Vermont, wo der Verkauf von 6000 Gallonen auf 600 herabgesunken, hatte die Sterblichkeit von $24\frac{1}{6}$ sich auf $17\frac{1}{2}$ von 100 vermindert.

Im Jahre 1831 fing man nun auch an, die tägliche Branntweinration bei den Soldaten und Seeleuten mittelst einer Solderhöhung abzuschaffen und 1832 hatten von 1107 Seeleuten an Bord der amerikanischen Eskadre im Mittelmeere schon 819 die Entschädigung angenommen. So konnte schon im folgenden Jahre die Branntweinvertheilung im ganzen Heere abgeschafft werden.

Dem letzten Berichte der nordamerikanischen Mäßigkeitsgesellschaft zufolge hatten im Jahre 1836 schon nahe an 2 Millionen Einwohner völlig dem Genusse geistiger Getränke entsagt, und mehr als 8000 Vereine mit ungefähr $1\frac{1}{2}$ Millionen Mitgliedern waren in Thätigkeit zur weiteren Verbreitung dieser Reform. Schon 4000 Brennereien hatten ihre Ar-

beit, und 8000 Verkäufer ihren Debit eingestellt. Wenigstens 1200 Schiffe waren ausgelaufen, ohne Brantwein an Bord zu haben, und man zählte 12,000 gebesserte Trunkenbolde! —

Indessen war die Anerkennung der Mäßigkeitspflicht, wie 50 Jahre früher die Anerkennung der Menschenrechte — auch für die übrigen Welttheile fruchtbringend geworden. Seit 1831 haben in Großbritannien, Irland, Schweden und Rußland sich Mäßigkeitsvereine gebildet, und besonders von der zu London gegründeten britischen und fremden Gesellschaft aus hat diese Reform sich nach allen englischen Colonien hin verbreitet, so daß jetzt Mäßigkeitsvereine in allen fünf Welttheilen bestehen. Daß auch in Frankreich und Deutschland einige, freilich noch sehr unbedeutende Veranstaltungen zu gleichem Zwecke getroffen, ist durch die öffentlichen Blätter bekannt. Um dieses Werk zu fördern, ist im J. 1836 ein edler Nordamerikaner, Herr M. R. Baird, nach Europa gekommen, und hat zu Paris eine „Histoire des sociétés de tempérance" erscheinen lassen, die er demnächst (1837) auch zu Berlin in deutscher Sprache herausgegeben und S. k. H. dem Kronprinzen von Preußen gewidmet hat. Wie nun in Sachsen bereits unter dem Schutze S. k. H. des Prinzen Johann ein Mäßigkeitsverein besteht, so sieht man mit Nächstem auch der Bildung eines solchen in der Hauptstadt Preußens entgegen, was dann hoffentlich auch die übrigen Hauptstädte Deutschlands veranlassen wird, in dieser so heilsamen Reform den Nordamerikanern und Engländern nachzueifern.

32.

Das englische Staatsleben.

Nachdem das heilige, römische, deutsche Reich durch die kirchliche Reformation sich gespalten, und seit dem Westphälischen Frieden für immer aufgehört hat, ein römisches zu sein, dann durch die politische Reformation im 18. Jahrhundert und die völlige Umwälzung zu Anfang des 19. Jahrhunderts, überhaupt als Kaiserreich zu Grabe gegangen, mußte überall das Bedürfniß sich regen, aus den Trümmern des historischen Nationalgebäudes eine neue Rechtsordnung zu gestalten. Dieses Bedürfniß war um so dringender, da nicht blos durch Schwertesgewalt die politischen Verhältnisse, sondern auch durch die mannigfachsten sonstigen



Veranlassungen alle übrigen Lebensverhältnisse die bedeutendsten Veränderungen erfahren hatten. Was seit Jahrhunderten sich geschichtlich und unabweislich vorbereitet hatte, war in wenigen Decennien zum Durchbruch gekommen; diese durchgreifende Veränderung der Ansichten, der Verhältnisse, der Bedürfnisse war selbst zu einer unabläugbaren großen geschichtlichen Thatsache geworden. Wie nun die Franzosen und die Engländer, so hatten auch die Deutschen auf eine, ihrer historischen Nationalität entsprechende Weise die veränderte Sachlage in eine neue Ordnung zu bringen sich bemüht, und es zeigt einen völligen Mangel ächt historischen Sinnes, die wesentlich veränderten Verhältnisse in Formen zurückschrauben zu wollen, welche von dem lebendigen Geiste der Geschichte als verbraucht und ungenügend abgestreift worden sind. Und doch wollen die Vernunftscheuen gegen die lebendige Intelligenz solche veraltete Formen grade — und nur als historische wieder in Geltung zu bringen suchen, als ob nicht zu jeder Zeit eine Nation das Recht habe, sich ihren actualen Bedürfnissen gemäß zu gestalten! Besonders gegen Frankreich sind nun jene Vernunftscheuen in Zorn entbrannt, und gegen ihre staatliche Reformation wird dann vorliebig England als Musterbild s. g. historischer Rechtsentwicklung hingestellt.

Völlig zeitgemäß erscheint uns daher ein Aufsatz im Januarheft 1837 der Neuen Jahrbücher der Geschichte der Staats- und Cameralwissenschaften, in welchem Hr. Professor Bülau in Leipzig sich über das englische Staatsleben verbreitet, und wir sind des Dankes unserer Leser gewiß, wenn wir sie durch nachfolgende, jener Abhandlung entnommene Stellen auf denselben aufmerksam machen.

„Das belebende Princip in England," bemerkt Hr. Prof. Bülau, „ist zuletzt der Alles durchdringende Geist der persönlichen Freiheit, der von Oben bis Unten die Herzen beseelt, und die Geister leitet. Keine Gesetzgebung ist so frei von Herrschsucht, wie die englische. Daß es den englischen Staatslenkern gar nicht in den Sinn kommt, anders als im äußersten Nothfalle das freie Walten der Individualität zu beschränken, und daß die Gesetzgebung dort lieber einen indirekten und umständlicheren Weg wählt, sobald er, ohne das stolze Freiheitsgefühl des Volkes zu verletzen, zum Ziel führt, statt den direkten und leichten, aber der Freiheit weniger günstigen Weg einzuschlagen, daß sie die Menschen nicht so haben will, wie sie für den Staat am bequemsten sind, sondern den Staat den Menschen, wie sie sind, be-

quem zu machen weiß, dies und Aehnliches ist eigentlich der wahre Grund der unverwüstlichen Gesundheit des englischen Staatslebens. Allein es beruht auf dem Gesammtcharakter aller Einrichtungen, auf der unvordenklichen Gewohnheit und der Volkssitte, die alle in Wechselwirkung treten." — Worin aber die wesentlichen Einrichtungen bestehen, darüber belehrt uns folgende Stelle: „Das Land wird, wie selbst der Tory Peel erklärte, wesentlich vom Unterhause aus regiert. Es besteht die ungezügeltste Preßfreiheit; Geschwornengerichte in weitester Ausdehnung; eine persönliche Freiheit, von der wir auf dem Festlande keinen Begriff haben; ein weites Associationsrecht; Volksversammlungen mit 100,000 Theilnehmern; ein Widerstandsrecht gegen, auch nur formell, ungesetzliche Schritte der Behörde, dem jede Gewaltthätigkeit ungestraft ausgeht, dem gegenüber eine exekutive Gewalt fast ohne Beamten, deren meiste Organe dem Volke näher stehen, als ihr; ohne Polizeigewalt in unserem Sinne; mit einem mißtrauisch bewachten, in der Meinung nicht hoch stehenden Heere; ohne Nationalgarde; ohne Mittel zur Verfolgung der Gegner und zur Leitung des Volkes." — Und bei einer solchen Fülle von Freiheit, wie selbst Frankreich sie nicht besitzt, wagt man noch, die Franzosen zu schmähen und den Freisinnigen Deutschlands die Engländer als Muster vorzuhalten!

34.

Rußland's welthistorische Bestimmung.

Generallieutenant Graf von Bismark, in der 1836 von ihm erschienenen Schrift: „Die kaiserlich russische Kriegsmacht im Jahr 1835," — bemerkt u. a. Folgendes: „Rußland's Bevölkerung übersteigt jetzt 56 Millionen Menschen. Seine Einkünfte haben sich seit 1800 mehr als verdreifacht. Die innere Betriebsamkeit, die Kultur des Bodens, — des Handels Aufschwung, Gewerbe und Wohlstand machten Riesenschritte ... Die polnische Revolution hat der russischen Macht eine bestimmte Richtung gegeben, sie geordnet und ihr taktisches System voll-

endet; dieses taktische, tiefdurchdachte System verbindet die Völkerschaften des kolossalen russischen Reiches zur Einheit ... Seit 1833 stehen immerfort 550,000 Mann zu freier Disposition, und immer ist Rußland im Stande, mit drei bis viermalhunderttausend auf irgend einem Kriegsschauplatze zu erscheinen. Diese Operations-Armee hat ihre gesicherte Ergänzung in den Reservebataillonen 2c., welche eine furchtbare Armee des Innern von 200,000 M. bilden. Die Militair-Kolonien reihen sich hier an," so wie die „kaukasische Armee von 80,000 M. Linien-Truppen u. s. w. u. s. w."

Vom russischen Soldaten aber entwirft Hr. v. B. folgendes Bild: „Ein starker robuster Körper von der größten Ausdauer, wenige Bedürfnisse, Genügsamkeit, seltene Gewandtheit und Geschicklichkeit, ein leichtes, frohes Gemüth, und von Seite seines Geistes ein schneller Blick und eine durch nichts zu erschütternde Tapferkeit, sind in der That Eigenschaften, welche den Russen zum besten (?) Krieger machen. Rechnet man hierzu eine leichte Auffassungsgabe, so wie ein entschiedenes Talent zur Nachahmung und Anwendung des schnell und richtig aufgefaßten, religiösen Sinn, Liebe zum Vaterlande, Gehorsam gegen Vorgesetzte, und vor Allem treue Anhänglichkeit und Ehrfurcht für seinen Kaiser; — so fehlt dem Bilde eines vollkommenen Soldaten Nichts."

„Rußland," meint Hr. v. B. an einer andern Stelle, „entwickelt sich wunderbar auf der Bahn seiner großen Bestimmung, hat seine Aufgabe in dem Plane der Weltgeschichte richtig aufgefaßt und wird diese Aufgabe lösen. Nicht Unterjochung, sondern Befreiung von dem bösen Princip, das die Völker wie der Alp drückt, und ihnen das Gesetz der Revolution auflegen möchte, welches alle Rechte umstürzt, ist diese Aufgabe."

Auf welche Weise aber „die Völker" von dem drückenden Alp befreit werden sollen, darüber gibt uns Hr. v. B. keine bestimmtere Aufklärung.

34.

Rußland und Europa.

Wenn Tocqueville, vielleicht geblendet von der ungeheuren Kraftentwicklung im industriellen und demokratischen Leben der Vereinigten Staaten Nordamerika's, und etwa in Erinnerung an wiederholte russische Einschreitungen in Frankreichs Verhältnisse, die Nordamerikaner und die Russen „auf die erste Rangstufe der Nationen" stellt; wenn er dann die Einen wie die Andern durch einen geheimen Rathschluß der Vorsehung berufen glaubt, „die Schicksale einer Hälfte der Erde in ihren Händen zu halten," dann beweis't Dies nur, daß dieser geistreiche Mann sich eine wunderliche Rangordnung der Nationen gebildet, und daß er den materiellen, aber egoistischen Staatskräften eine zu große Bedeutung in der Geschichte der Menschheit zuerkennt. Landesumfang, Bevölkerung und Industrie geben nicht den Maßstab für Größe der Nationen, sonst wären die Chinesen die erste Nation der Welt. Uebrigens mag Hr. Tocqueville sich unter der Hälfte der Erde bei den Einen wohl nur halb Amerika, bei den Andern halb Asien gedacht haben. Man ist bei den Franzosen an oratorische Uebertreibungen gewöhnt. Wenn aber solche leichtfertig hingeworfene Phrasen in deutscher Sprache in System gebracht und die Uebertreibungen noch gesteigert werden, dann ist Dies nicht mit Stillschweigen zu übergehen. So finden wir in den sonst so pragmatischen und nüchternen „Jahrbüchern der Geschichte und Staatskunst" von Pölitz, im Oktoberheft 1836, einen Aufsatz des Hrn. Rath v. Meseritz, in welchem die oben angeführte Aeußerung Tocqueville's auf eine Weise ausgesponnen wird, die uns nicht ohne Entgegnung bleiben zu dürfen scheint.

„Mit anderen Staatsphilosophen" nimmt Hr. v. M. ein allgemeines Weltgesetz an, das (ihm zufolge) also lautet: „Die erscheinenden Dinge sollen zuerst sein und hervortreten in chaotischer „Einheit (sic!!), sodann ausgehen in den Dualismus sich entgegen„gesetzter Elemente, endlich aber, nach dieses Gegensatzes voller Ent„wicklung, sich auflösen in harmonische Einheit." Dieses Gesetz, „angewandt auf Staatsformen," soll nun, nach Hrn. v. M. Ansicht, folgende Entwicklung derselben geben: „Patriarchie, — chaotische „oder ungeregelte Einheit, — Demokratie und Aristokratie, und „Monarchie." Wir erinnern uns nun zwar nicht, jenes Gesetz und seine Anwendung bei irgend einem wirklichen Staatsphilosophen erwähnt gefunden zu haben; aber auch Hr. v. M. bedient sich desselben keineswegs,

um etwa die Nothwendigkeit der auf Demokratie hinarbeitenden Revolution gegenüber der auf Aristokratie basirten Stabilität daraus zu erweisen. Auch weist er nicht nach, wie der Gegensatz der Demokratie, (oder nach lateinischer Bezeichnung, der Republik) — und der Aristokratie — sich „auflöse in die harmonische Einheit der Monarchie." Sondern er „fordert" nur: „daß jedwede Monarchie, sie möge absolut, d. i. autokratisch, oder durch Konstitutionen gemäßigt sein, nach republikanischer Art regiere, daß sie nämlich bei allen ihren Akten stets „das öffentliche Wohl, salus reipublicae, im Auge behalte und befördere." — Zum Ausgangspunkt seiner Deduktion nimmt Hr. v. M. vielmehr die Ansicht anderer Publizisten, welche in der „Opinion, d. i. in der „öffentlichen und nationalen Meinung, die Synthesis aller „politischen Macht, das Hauptelement ihres Daseins, Bestehens und „Wachsthums erkennen." Hieraus folgert er, daß „der Staat oder „Staatenkomplexus, wo sich diese Opinion am entschiedensten, am „ungetheiltesten ausspricht, wo sie die Bevölkerung durchdringt und „gleichsam ein Kultus geworden ist, auf dessen Altären die Massen „opfern, vor allen andern an intensiver, wie auch, unter Umständen, an „extensiver Kraft der überwiegendere sein werde;" wogegen „im Zwiespalt der Opinion unter den Massen die Grundursache der eintretenden „Schwäche, des Verfalles und der endlichen Auflösung der Staaten und „Reiche liege." Da nun, so meint Hr. v. M., gegenwärtig nur bei den Russen in der alten, und bei den Anglo-Amerikanern in der neuen Welt die Opinion in vollkommenster Einhelligkeit bestehe, wiewohl im äußersten Gegensatz der Principien von Autokratie (oder unbeschränkter Alleinherrschaft), und Demokratie (oder Allerherrschaft) — so sollen diese beiden Nationen ebendamit zur Hegemonie, — die erstere über die übrigen Völker Europa's, die letztere über die übrigen Staaten Amerika's — berufen sein. Wie nämlich Griechenland, zu Themistokles Zeiten, — von Barbarei, d. h. von den Persern bedroht — Sparta zum Hegemon gemacht habe, so soll nun namentlich Europa, von der Revolution in den moralischen, von England in den materiellen Interessen bedroht, Rußland mit der Hegemonie bekleiden; — denn dieses letztere sei „durch die moralische Macht, die ihm die seine Bevölkerung beherrschende Opinion verleiht, zum kräftigsten Horte und „Schirm des europäischen Civilisationsprincips", mit andern Worten, „zum Schildhalter und Beschützer des im europäischen Staatensystem herrschenden monarchischen Princips berufen."

Wollte man nun auch mit Hrn. v. M. in der Opinion den Inbegriff aller politischen Macht erkennen, so könnte man gerade deßhalb

der an diese Behauptung geknüpften Folgerung nicht beistimmen. Von einer Opinion, als einer „öffentlichen und nationalen Meinung,“ kann nur da die Rede sein, wo Oeffentlichkeit der geistigen Mittheilung stattfindet, und hierdurch ein Volk zum Bewußtsein seiner Eigenthümlichkeit, seiner Selbstständigkeit gelangt, wo also ein Volk durch den wechselseitigen Gedankenaustausch des Einzelnen sich eine nationale Meinung gebildet. Von einer solchen kann in Nordamerika, England, Frankreich, den Niederlanden, Skandinavien, und einigermaßen auch in Deutschland, keineswegs aber in Rußland die Rede sein, wo der Natur der Staatseinrichtung nach, wie Hr. v. M. sie ganz richtig geschildert, der leidende und — schweigende Gehorsam des gesammten Volkes das unbedingte Korrelat der absoluten Souveränität des Alleinherrschers ist. Bei den Nordamerikanern hingegen könnte, nach Hrn. v. M's. anderweitiger Behauptung, noch viel weniger von einer einhelligen Nationalmeinung die Rede sein, da bei denselben, wie Hr. v. M. schreibt, „alle gesetzlichen Bande aufgelöst oder doch die obrigkeitli„chen Personen außer Stand zu sein scheinen, den einzelnen Bür„ger in seiner Rechtssphäre gegen volkische (sic!) Gewaltthat zu „schützen.“ Wir können die Richtigkeit dieser letztern nur „aus einzelnen Vorgängen“ erschlossenen Behauptung hier um so eher auf sich beruhen lassen, als anderseits auch in Beziehung auf Rußland noch in der Didaskalia (Beibl. zum Frankfurter Journal) vom 3 Nov. 1834 zu lesen war: „Vom Jahr 1821 bis zum Tode Alexanders I. hatte die „Eigenmächtigkeit der russischen Statthalter so zugenommen, daß 16 der„selben in 5 Jahren keine kaiserliche Ukasen bekannt gemacht hatten. „Bei dem Tode Alexanders I. schwebten — nach dem Berichte des Ju„stizministers Labanow Kostowsky an den Kaiser Nikolaus — 2,850,000 „Prozesse; 127,000 Menschen waren eingekerkert; von Ende 1825 bis „Januar 1827 ließ Kaiser Nikolaus 122,000 frei, welche unschuldig waren.“ Daß übrigens durch Veröffentlichung solchen Berichtes der jetzige Kaiser auf Kosten seines Vorgängers in der Meinung seiner Unterthanen Viel gewonnen haben müsse, kann hier um so weniger in Betracht kommen, als das veröffentlichte Faktum einen Beweis lieferte, daß selbst die Frömmigkeit und das gute Herz eines Alexanders, der, mit Hrn. v. M. zu reden, „nach republikanischer Art regierte,“ indem er „stets „das öffentliche Wohl, salus reipublicae, im Auge behielt“ — den mißlichen Konsequenzen des autokratischen Princips nicht vorzubeugen vermocht hat.

Wollte man aber auch zugeben, daß in Rußland, wie in China, die Opinion in vollkommenster Einhelligkeit bestehe, so könnte hieraus doch

keineswegs diesen Staaten ein Vorrang über solche zugestanden werden, in denen sich ein „Zwiespalt der Opinion unter den Massen" bemerklich macht. Auch in Persien und Egypten mag einst eine ähnliche Einhelligkeit geherrscht haben, wie jetzt in Rußland und China; darum wird doch Niemand ihnen den Vorrang zugestehen über Hellas und Rom, in denen von Anfang an sich ein „Zwiespalt der Opinion" kund gethan hat. Dieser Zwiespalt war vielmehr ein Symptom des reichen inneren Lebens jener Gemeinwesen, und wenn auch beide nach einer glorreichen tausendjährigen Entwicklung desselben untergegangen sind, so wird doch gewiß jedes Volk lieber auf solche Weise mit den Griechen und Römern sterben, als mit den Chinesen Jahrtausende lang vegetiren wollen.

Ebensowenig wird man sich geneigt finden, die Richtigkeit einer Parallele zuzugestehen, welche Rußland mit Sparta, und England und die Revolution mit den Persern vergleicht. Gerade umgekehrt könnte man einerseits den persischen Autokraten und seine Satrapen mit dem obenerwähnten Selbstherrscher und seinen Statthaltern, anderseits den griechischen Republikanismus und das seemächtige Phönizien mit der Revolution und mit England vergleichen, wobei noch an den Umstand zu erinnern wäre, daß die griechische Civilisation weniger der eifersüchtigen Hegemonie Sparta's als den athenischen Helden von Platäa und Salamis ihre Rettung verdankt, und die Glanzperiode von Hellas erst mit der Hegemonie des demokratischen Athens ihren Anfang genommen.

Wenn aber Hr. v. M. England und die Revolution als die Hauptfeinde Europa's bezeichnet, welche dasselbe in seinen materiellen und moralischen Interessen bedrohten, so ist er uns den Erweis dafür schuldig geblieben, und wir glauben darthun zu können, daß diese Behauptung in Beziehung auf England falsch, in Beziehung auf die Revolution nicht in dem Sinne richtig ist, in welchem Hr. v. M. sie aufzustellen scheint.

Was zunächst England betrifft, so ist vorab zu bemerken, daß auch dieser Staat zu Europa gehört, und eben so berechtigt ist, nach Erhaltung und Erweiterung seines Wohlstandes zu streben, wie Rußland oder jeder andere Staat vor Allem für sich selbst zu sorgen hat. Dann ist zu erwägen, daß der außerordentliche Aufschwung, den die Industrie und der Handel Englands genommen, in dem großen Haushalt Europa's zum kräftigsten Reizmittel geworden ist für die industrielle und kommerzielle Thätigkeit und Kraftentwicklung der übrigen Staaten. Als seemächtiger Handelsstaat aber ist England ein so gewaltiges und wesentliches Vermittlungsglied im Verkehr aller Welttheile miteinander und zur Verbreitung der europäischen Civilisation über die ganze Erde, daß es

uns Vermessenheit dünken würde, wollten wir diesen Staat seiner welthistorischen Bestimmung halber als Feind des übrigen Europa's ansehen, welches dem englischen Weltverkehr so außerordentlich Viel zu verdanken hat. Wollte man dessenungeachtet von einer Verwahrung gegen jene Handelsmacht sprechen, so besitzt auf lange hin nur Nordamerika die Mittel, gegen die Oberherrschaft Großbritanniens über das Meer in Kampf zu treten. Zu einer etwaigen Hegemonie über das Festland in Bezug auf die „materiellen Interessen" könnte aber nur Deutschland als das Herz von Europa sich eignen, wie es denn bereits durch Preußen mittelst des Zollvereins die Initiative zu derselben genommen. Rußland hingegen, welches schon seiner autokratischen Einrichtung halber zur Klausur gegen das nicht autokratische Europa genöthigt und im Innern vorzugsweise auf den Ackerbau angewiesen ist, — Rußland könnte nur eine gewaltthätige Hegemonie ausüben, gegen welche selbst Hr. v. M. ausdrücklich protestirt.

Die ärgsten Feinde Europa's in Bezug auf die s. g. materiellen Interessen sind übrigens nicht von außen, sondern im Innern der Staaten selbst zu bekämpfen. Diese Feinde sind keine andern, als Leibeigenschaft, Unzertheilbarkeit der großen Kirchen- und Lehnsgüter, Sperrungen des Verkehrs, Finanzverwaltung ohne Kontrole, mangelhafte Gerichtsverfassung und vor Allem große stehende Heere. Was Alles nun bereits in Deutschland, Frankreich und England zur Bekämpfung dieser Feinde geschehen, was Alles in Rußland noch dafür zu thun, Das ist zu bekannt, um hier besonderer Erwähnung zu bedürfen.

Schwieriger scheint es, sich über den zweiten s. g. Hauptfeind Europa's, den Hr. v. M. „Revolution" nennt, auszusprechen. Diese Schwierigkeit entsteht aber nur daraus, daß dieser Staatsphilosoph nicht für nöthig oder dienlich erachtet hat, jenen Feind der „moralischen Interessen" irgendwie zu charakterisiren.

Unter Revolution kann man entweder eine geschichtliche Thatsache, oder (jedoch nur uneigentlich) eine vorhandene Tendenz verstehen. Im erstern Falle bezeichnet man damit füglich nur große sociale Umwälzungen, dergleichen die Reformation und die erste französische Revolution waren. Diese Thatsachen, hervorgegangen aus alten, immer allgemeiner empfundenen und erkannten socialen Mißverhältnissen, haben sich gegen die größten fremden Heere behauptet, und auf die fortschreitende Entwicklung des Kirchen- und Staatslebens Europa's überhaupt genommen gewiß eher einen vortheilhaften als einen verderblichen Einfluß geübt. Wohl kann man einzelnen nachtheiligen Folgewirkungen dieser Ereignisse

zu begegnen suchen; jene Umwälzungen selbst können nicht ungeschehen gemacht werden. Wie sie nur der kritische Ausbruch einer längst effektuirten Veränderung in der Opinion und in den wesentlichen Elementen des Kirchen- und Staatslebens waren, so haben sie auch nach außen hin zu mannigfaltigen Regenerationsbestrebungen Veranlassung gegeben, und es lohnte wohl der Mühe, pragmatisch zu entwickeln, was Alles die katholische Kirche der Reformation, was die übrigen europäischen Staaten der französischen Revolution zu verdanken haben. Zum gewaltsamen Ausbruch ist übrigens die kirchliche Revolution nur dadurch gekommen, daß die Hierarchie Jahrhunderte lang dem Aufruf der Wohlgesinnten zur gesetzmäßigen Reformation der Kirche in Haupt und Gliedern kein Gehör gegeben; die französische Revolution aber dadurch, daß man der zeitgemäßen socialen Reformation von oben herab mit Gewalt Einhalt thun wollte. Man nennt jetzt zwar häufig jede, auch die unbedeutendste, gewaltsame Veränderung in der Form oder dem Personal der Regierung eine Revolution, obgleich sie nur einzelne Vorläufer, Symptome oder Nachzügler von Veränderungen des ganzen socialen Organismus sind, die selbst wieder nur als unausbleibliche Folgen der ganzen europäischen Lebensentwicklung angesehen werden können.

Da nun weder jene großen, noch die einzelnen kleinen s. g. Revolutionen als bekämpfbare Feinde bezeichnet werden können, so ist wohl anzunehmen, daß Hr. v. M. unter dem zweiten Hauptfeind Europa's die Tendenz versteht, aus welcher jene neueren gewaltsamen Staatsveränderungen hervorgegangen sind. Nun ist es allerdings als eine große Kalamität zu betrachten, wenn eine Staatsverfassung gewaltsam verändert oder völlig umgestürzt wird; denn Gewalt, als solche, begründet und reformirt oder restaurirt kein Recht. Die ächte Staatsphilosophie begnügt sich aber nicht damit, die Tendenz zu solchen Gewaltsamkeiten unter irgend einem Namen, wie etwa Revolution, Rationalismus, Neuerungssucht oder Aufklärung, zu personificiren, und dieses Abstraktionsgemächte der Welt als ihren Erzfeind zu präsentiren. Sie sucht vielmehr die Ursachen, die lebendigen Wurzeln solcher Tendenz zu erforschen, um demnächst das kräftigste Heilmittel aufzufinden. Bei dieser Untersuchung dürfte sich gar bald ergeben, daß die s. g. revolutionaire Tendenz auf Ursachen zurückweist, welche keinesfalls durch eine russische Hegemonie bekämpft oder beseitigt werden können.

Von einer Tendenz Einzelner, gewaltsam die gesetzlich bestehende Ordnung zu ändern, kann hier nicht die Rede sein; für diese sind überall Polizei und Gerichte vorhanden. Ehrsüchtlinge, Fanatiker, Rachsüchtige hat es zu jeder Zeit gegeben, und die Erfahrung zeigt, daß Autokraten

am meisten davon zu befürchten haben. Man vergleiche nur die Geschichten der Czare und Sultane mit denen der übrigen europäischen Fürsten.

Allgemeinere Tendenzen weisen auf allgemeinere Ursachen zurück, die um so mannigfaltiger sein müssen, je weiter solche Tendenz sich verbreitet. Wie jedem Einzelnen der Trieb der Selbsterhaltung eingepflanzt ist, so waltet auch in jedem Gemeinwesen eine selbsterhaltende Macht, welche eben dadurch eine höhere Macht ist, daß in der Regel die Einzelnen ihre eigene Wohlfahrt durch sie bedingt glauben oder wissen, daher auch in der Regel jede fremde Intervention unnöthig und unstatthaft ist. Jene höhere Macht bethätigt sich aber zunächst durch die gewalthabenden Individuen, die eben als Menschen auch ihre providenzielle Bestimmung vergessen oder mißachten können. Die gesetzliche Ordnung selbst, die aus aktuellen Bedürfnissen hervorgegangen, kann in der Folge der Befriedigung anderer Bedürfnisse hinderlich sein, die unter der Obhut jener Ordnung selbst sich erzeugt haben. In beiden Fällen erwacht früher oder später ein Streben, den vorhandenen Widerspruch aufzulösen, und durchgängig erwacht es zuerst in Denen, die durch Bildung und Stellung am Ersten zur Erkenntniß desselben gelangt sind. Anfänglich äußert sich solches Streben gewöhnlich durch friedliche Verbesserungsvorschläge. Werden diese beharrlich überhört oder gar gewaltsam unterdrückt, dann verwandelt das reformatorische Streben sich in eine leidenschaftliche Opposition, und aus dem Blute einzelner Märtyrer erwachsen Schaaren gewaltsamer Neuerer.

Die neuere Geschichte Europa's zeigt uns diesen Verlauf am deutlichsten an zwei großen, bis jetzt noch nachwirkenden Beispielen; wir meinen die kirchliche Reformation im 16. und die französische Revolution im vorigen Jahrhundert.

Einsetzung und Vollmacht unmittelbar von menschgewordener Gottheit ableitend und die Schlüssel führend zu Himmel und Hölle, war die Hierarchie die höchste Macht des Abendlandes, und wußte sich als solche. Die Macht war durch Einigkeit bedingt, diese durch Einzigkeit des Oberhauptes, welchem, als einem mit göttlicher Gewalt Bekleideten, auch ohne Widerrede gehorcht werden mußte. Aber diese Gewalt, wenn auch für göttlich gehalten, war doch Gewalt, und ihre Verwalter waren und blieben Menschen. Als nun die höchststehende Macht auch wirklich Alles beherrschen wollte, als die Innhaber der höchsten geistlichen Gewalt nur zu häufige, zu eklatante Beweise menschlicher Gebrechlichkeit gaben, da erhob sich eine dreifache Opposition, welche durch den Widerstand, dem sie von oben begegnete, allmälig bis zu revolutionärer Gewaltsamkeit hingetrieben wurde. Mit Gewalt emancipirten sich die weltlichen Großen

von der geistlichen Oberherrschaft; Bischöffe lehnten sich auf gegen die päpstliche Souveränität, und um Glaubensfreiheit kämpften, oder vielmehr gegen Bekenntnißzwang oder Gewaltherrschaft der Priester wehrten sich — religiöse Begeisterung, eingebornes Rechtsgefühl und alle durch Despotismus und Sittenlosigkeit des Klerus aufgeregte edle und unedle Leidenschaften.... Die geistlichen Gewalthaber waren ungeistlich, ihre Gewalt war mißbraucht, der satzungsmäßige Gebrauch selbst durch theilweise Veränderung der Verhältnisse und Bedürfnisse auch theilweise zum Mißbrauch geworden. Aber das sichtbare Oberhaupt des kirchlichen Staatenvereins hatte sich lange zuvor gegen das unsichtbare Haupt der christlichen Kirche aufgelehnt, bevor weltliche Fürsten an dem Stuhle Petri zu rütteln sich unterfingen, und lange vor Luther hatte der älteste gekrönte Sohn der Kirche (Philipp der Schöne) eine päpstliche Bulle verbrannt und durch Mißhandlung seines geistlichen Oberherrn von seiner eigenen Krone die religiöse Weihe abgestreift. Allerdings breitete dann seit dem 14. Jahrhundert eine kirchlich-revolutionäre Tendenz in Europa sich aus, und die Reformation war im vollen Sinne des Wortes eine kirchliche Revolution, die als solche erst in der französischen Umwälzung in der gewaltsamen Abschaffung der katholischen Religion ihren Kulminationspunkt erreichte. Aber erweisen läßt sich, daß jene Tendenz ursprünglich nur Reaktion war gegen eine despotisirende Tendenz, deren Ursprung in dem Vatikan zu finden; erweisen läßt sich ebenwohl, daß die bestehende Ordnung erst von den Gewalthabern selbst verletzt worden, bevor Untergeordnete sich gegen dieselbe aufgelehnt haben.

Denselben Verlauf nahm die Geschichte der weltlichen Ordnung, die sich auf ähnliche Weise gestaltet, entstellt und demnächst umgestaltet hat, wie die kirchliche Gesellschaft. Die absolute Monarchie erhob sich auf den Trümmern der Feudalverfassung; aber sowohl der Mißbrauch, als später selbst der blose Gebrauch der unbedingten Gewalt wurde eben als Gewaltherrschaft empfunden, und erweckte revolutionäre Tendenzen. In Rußland, wo, Hrn. v. M. zufolge, die ganze Staatsgewalt in der Person des Autokraten koncentrirt ist, machte, wie in der Türkei, die Reaktion sich durch Gewaltthaten gegen den Alleinherrscher bemerklich. Die gewaltsame Ausrottung der Strelitzen und Janitscharen ist nicht ohne gewaltthätige Rückwirkung geblieben. In Frankreich gebrauchte das Königthum Gewalt, um sich die Großen des Reiches zu unterwerfen, um die Bischöffe von sich abhängig zu machen, um hunderttausende friedlicher Bürger ihres Glaubens wegen schlachten oder verjagen zu lassen. Später sah die Regierung ein, daß, um den Staats-

bankrott zu entgehen, sie den Adel und Klerus durch den dritten Stand zur Verzichtung auf einen Theil ihrer alten, angeerbten Immunitäten nöthigen lassen müsse, und wenn man nicht auf Worte, sondern auf die Sache sieht, so wird man zugestehen müssen, daß Ludwig XVI. es war, welcher durch Berufung der seit zwei Jahrhunderten nicht versammelten Ständevertreter durch diktatorische Verdopplung der Zahl der bürgerlichen Abgeordneten, und durch seine Versuche, Gewalt gegen die Letzteren zu brauchen, zum Wenigsten Miturheber der französischen Umwälzung geworden. Eben so kann man es jetzt als historisch erwiesen ansehen, daß diese Umwälzung erst dadurch zur fürchterlichsten Katastrophe geworden, daß der Klerus im Innern, der ausgewanderte Adel im Ausland, gegen die neue Ordnung der Dinge konspirirt, und fremde Mächte mit Gewalt eine unhaltbar gewordene Staatseinrichtung zu restauriren versucht. Nicht gewaltsame Neuerungssucht des dritten Standes war es dann, sondern der französische Kaiser, der in Gemeinschaft mit andern Fürsten nach und nach in fast ganz Europa die bestehende politische Ordnung der Dinge umgewälzt, was freilich nur dadurch möglich geworden, daß dieselbe, in sich erstorben, den höheren Bedürfnissen und Forderungen des Zeitgeistes nicht mehr entsprach.

Wie die mittelalterliche hierarchische Kirchenverfassung und die Autorität ihrer Tradition dem erwachten Bedürfnisse fürstlicher, rechtlicher, religiöser und wissenschaftlicher Selbstständigkeit, so erlag die altdeutsche Reichsverfassung dem Bedürfniß politischer Verselbstständigung der einzelnen Stämme und Staaten, und die Säkularisirung der geistlichen, die Mediatisirung so vieler weltlichen Landesherren bezeugten, daß die blos traditionellen und vererbten Gerechtsamen großentheils ihre Geltung auch in den höheren Ständen verloren. Jahrhunderte lang hatte das europäische Kirchensystem mit der Gewalt des Feuers und des Schwertes sich auszubreiten, zu konsolidiren und gegen die Angriffe der Wissenschaft und der Gewissen sich zu behaupten gesucht; Jahrhunderte hindurch hatten die weltlichen Fürsten mit der Gewalt der Waffen ihre Herrschermacht auszubreiten getrachtet und das Recht des Stärkeren über die anderen Rechte erhoben. So ist es gekommen, daß die Ehrfurcht vor dem von Alters her Bestehenden dem Verlangen nach kirchlichen und staatlichen Einrichtungen gewichen, durch welche die zahllosen Mißstände, die aus der mittelalterlichen Kirchen- und Staatsverfassung entsprungen, beseitigt würden. Kirche und Staat hatten sich allmälig in machtvollkommene, unverantwortliche Häupter zugespitzt. Für die mannigfaltigen Kollisionen, die zwischen diesen Gewalthabern und den Untergebenen entstanden, fehlte es an einer recht- und gesetzmäßig vermittelnden Gewalt, deren Unentbehrlichkeit um so tiefer

empfunden wurde, je mächtiger das Rechtsgefühl durch vielfachen Gewaltmißbrauch erregt wurde, je allgemeiner die Laien und der s. g. dritte Stand durch Bildung und Vermögen sich über Klerus und Adel erhoben. Der Prüfungsgeist, das Bedürfniß, selbst einzusehen, zu erkennen, was göttlich wahr, was göttlich recht sei, waren erwacht; die Ueberlieferungen jeder Art wurden immer ungenügender befunden; aber nur über wenige allgemeine Grundsätze konnte man zunächst sich einverständigen. Indeß brachten der Buchdruck und neuerdings der Journalismus eine immer größere Menge von Meinungen, Ansichten und Systemen in Umlauf, und während die mittelalterliche Weltordnung Stück vor Stück zerfiel, rangen die Principien einer neuen Weltordnung nach Gestalt.

In dieser allgemeinen Umänderung des socialen Lebens sind wir nun begriffen, und es ist leicht einzusehen und wird auch immer allgemeiner erkannt, daß diese Transformation von innen heraus bewerkstelligt werden muß, und durch Einschreitungen von außen her nur zu Gewaltthätigkeit aufgereizt werden kann.

Das Grundprincip der jetzigen Umgestaltung ist aber kein anderes, als dies, daß Alles, was als wahr gelten soll, sich vor der allgemeinen Vernunft zu bewähren, zu bewahrheiten, daß Alles, was als Recht gelten soll, sich vor dem allgemeinen Gewissen zu rechtfertigen, sich als verpflichtend zu erweisen habe.

Daß nun in solcher Uebergangszeit, wo eine alte, ganz ausgebildete Weltordnung mit einer neuen, erst in Gestaltung begriffenen, wo Anhänglichkeit an das Alte mit dem Enthusiasmus für das Neue, wo Ueberzeugungen und Interessen von beiden Seiten her miteinander kämpfen, auch egoistische Leidenschaften sich entbinden, und fanatische Wahnmeinungen auftauchen, die sich mit Gewalt geltend zu machen suchen, kann nicht befremden, darf aber noch viel weniger mit jener reformatorischen Bewegung vermengt oder verwechselt werden, deren welthistorischer Nothwendigkeit früher ebenwohl die mittelalterliche Kirche und die Feudalverfassung ihr Aufkommen zu verdanken gehabt haben. Das Bewegende in der jetzigen Umgestaltung ist übrigens nichts Anderes, als Dasjenige, was Hr. v. M., ohne es näher zu bestimmen, das europäische Civilisationsprincip nennt, und was sich auf die zwei Momente zurückführen läßt, daß die Intelligenz zur gesetzlich anerkannten Herrschaft gelange über jede andere Gewalt, und daß der Mensch — als solcher — in seine volle unverbrüchliche Würde eingesetzt werde. So sind Geistesfreiheit und Humanität die beiden eng verschwisterten Grundgedanken der neusten Zeit, und zum „Schirm und Hort" derselben ist, der Natur der Sache

nach, nicht eine Volksmasse berufen, in welcher blos eine formelle Meinungseinhelligkeit sich bemerklich macht, gleichviel ob sie eine abstrakte Autokratie oder eine nicht minder abstrakte Demokratie zum Gegenstand hat; sondern die Nation, in welcher jene beiden Momente bereits zur allgemeinsten und nachhaltigsten Herrschaft gelangt sind. Als eine solche erweist sich aber der vergleichenden Geschichtsforschung in Europa nicht die russische, sondern die deutsche. In jener herrscht noch im Kirchlichen ein System, welches für das übrige Europa bereits durch mannigfaltige Reformationen mehr oder weniger antiquirt ist, — im Politischen ein bis zu den äußersten Konsequenzen vollendeter, wesentlich militärischer, absoluter Monarchismus[1]), der ebenfalls im übrigen Europa durch die mannigfaltigste, theils friedliche, theils gewaltsame Umgestaltung beseitigt worden ist. Die deutsche Nation hingegen — man könnte Skandinavien, Holland und die Schweiz noch zu derselben zählen — hat allein zugleich im Kirchlichen und im Politischen sich als wahrhafter „Schildhalter und Beschützer" des Civilisationsprincips erwiesen. Nur in den germanischen Staaten ist die religiöse Reformation zu ihrem vollen Recht gekommen; nur in ihnen ist das religiöse Leben in stätiger Entwicklung geblieben, von Stufe zu Stufe die Gegensätze hervorrufend, durch deren Wechselwirkung jedes Fortschreiten bedingt ist. Eben so ist die deutsche Nation diejenige, in welcher die politische Umgestaltung durchgängig auf die der Civilasation angemessenste Weise bewirkt wird, und Rechtlichkeit und Pietät, Freiheitsstreben und Ordnungsliebe sich auf das innigste durchdringen.

Keine andere Nation hat in gleichem Maße alle Blüten und Früchte des gesammten menschheitlichen Lebens in sich aufgenommen und sich angeeignet, wie die deutsche; keine hat bis jetzt noch die Extreme, in welche das menschliche Wesen sich explicirt, auf gleiche Weise ihrer Versöhnung entgegengeführt. So ist sie recht eigentlich das Herz der Menschheit, in welches alle Lebensströme der übrigen Völker münden, um sich in ihm einander zu temperiren, und neu begeistet in die Welt wie-

---

1) Der erste Artikel der vor einigen Jahren promulgirten russischen Gesetzsammlung lautet, wie folgt: „Der Kaiser aller Ruß-Länder ist ein autokratischer und absoluter Souverain: Gott selbst gebietet, sich dessen höchster Autorität zu unterwerfen, nicht nur aus Furcht vor Züchtigung, sondern Kraft der Religion der Pflicht." Der Art. 42 macht den Czar zum „höchsten Vertheidiger und Wächter der Dogmen der herrschenden rechtgläubigen orientalisch-griechisch-russischen Religion. Er wacht, heißt es dort, über Beobachtung der Orthodoxie im Glauben, und der Disciplin im Gottesdienst." Dem Art. 80 zu Folge „gehört die administrative Gewalt in ih[illegible] Fülle dem Czar."

der auszuströmen. In keinem Lande geschieht verhältnißmäßig Mehr für die Erziehung; in keinem finden sich verhältnißmäßig mehr eigenthümliche Lebensheerde künstlerischer und wissenschaftlicher, religiöser und politischer Bildung und Entwicklung. Erhaben über den starren Autoritätsglauben, wie über einen Alles verflüchtigenden Skepticismus, erhaben über erstarrenden Autokratismus, wie über einen Alles nivellirenden Demokratismus, ist die deutsche Nation in jeder Beziehung zur Vermittlung der Extreme in Europa berufen, während Rußland durch seine Stellung und seine eigenthümliche Gestaltung nur befähigt scheint, über Nordasien die Anfänge der Civilisation zu verbreiten und hierdurch, wie durch seine eigene Militärmacht, das übrige gebildete Europa vor einer neuen Völkerflut zu bewahren. Auf keine Weise aber kann man der Behauptung beipflichten, daß jene Autokratie „zum Schildhalter des im europäischen Staatensysteme herrschenden monarchischen Princips," daß es zur Abwehr einer zur „Revolution" hypostasirten Tendenz berufen sei. Im übrigen Europa herrscht keineswegs das monarchische Princip im russischen Sinne des Wortes, sondern ein von demselben qualitativ verschiedenes, welches man füglicher das Princip der Legalität nennen könnte, indem hier durchgängig das Staatsoberhaupt sich als dem Gesetze untergeordnet erachtet, sei es nun, daß dasselbe durch volksvertretende Versammlungen, Publicität und Gerichte, oder nur durch letztere gemäßigt und beschränkt erscheint. Diese Ermäßigung und Beschränkung der Herrschgewalt ist aber das erstwesentliche Kriterion der Civilisation, zu welcher die türkische oder russische unbeschränkte Alleinherrschaft erst eine naturnothwendige Stufe bildet.

Wo aber noch im übrigen Europa sich revolutionäre Tendenzen kund geben, da können fremde Bajonette — und Anderes steht dem Czar in Beziehung auf das Ausland nicht zu Gebote — da kann überhaupt eine von außen einwirkende Gewalt nicht nachhaltige Hilfe bringen. Eine solche gewährt vielmehr nur das Beispiel strengster Heilighaltung des Rechtes von Seiten der Gewalthaber, entgegenkommendes Gewähren zeitgemäßer Forderungen, angelegentlichste Fürsorge für Erziehung der Jugend und für die Bildung und materielle Wohlfahrt der Massen. Revolutionäre Tendenzen sind immer und überall Symptome krankhafter Dispositionen des socialen Organismus, der nicht von außen her durch gewaltsame Zurückdrängung solcher Symptome, sondern von innen gründlich geheilt werden kann. Zum Hegemonen über Europa aber dürfte Rußland, d. h. sein Czar, nur für den Fall gewählt werden, wenn Asien abermals einen Dschingis- oder Timur-chan senden wollte, um, nach dem

Wunsche des Hrn. Gutzkow in seinen Divagationen zur Philosophie der Geschichte (S. 81) Europa in Ein großes Chanat zu verwandeln!

35.

Entdeckungen

zu Anfang 1836.

---

a.

Im Monde.

Professor Gruithuisen hält sich nunmehr zu folgenden Annahmen berechtigt: 1) daß die Vegetation auf der Oberfläche des Mondes sich ausbreitet vom 55sten Grade südlicher bis zum 65sten nördlicher Breite; 2) daß vom 50sten Grad nördl. bis zum 47sten südl. Breite sich deutliche Spuren vom Aufenthalte lebender Wesen wahrnehmen lassen, und 3) daß einige Zeichen vom Dasein von Mondbewohnern anscheinlich genug sind, um den Beobachter in Stand zu setzen, große Landstraßen nach verschiedenen Richtungen hin zu unterscheiden, und ganz besonders ein kolossales Bauwerk fast unter dem Aequator dieses Gestirnes. Das Ganze desselben stellt sich dar wie eine große Stadt, in deren Nähe sich ein Gebäude findet, welches einer Redoute sehr ähnlich ist.

b.

In Frankreich.

Ein doktrinäres Pariser Blatt macht folgende Bemerkung: „Es ist eine denkwürdige Thatsache, die unser Jahrhundert ehrt, daß alle ausgezeichneten Geister zu den religiösen Ideen zurückkehren. Gegenwärtig im Jahr der Gnade 1835 sind die größten Poeten christliche Poeten: Chateaubriand, Lamartine, Manzoni, Silvio Pellico, Thom. Moore.“ (? Deutsche Poeten sind wohl nicht genannt, weil sie nicht zur Religion zurückzukehren brauchen, die sie nie verlassen haben. Ebenso Béranger, Alfred de Vigny u. s. w.?) „Die spiritualistische Philosophie, die Herrin des Schlachtfeldes geblieben, auf dem sie während der zweiten

Hälfte des vorigen Jahrhunderts gekämpft, huldigt jeden Tag dem Christenthume durch die Männer, wie Ballanche, Cousin, Jouffroy, Schelling, Baader, Görres. Die Wissenschaften, die im 18ten Jahrhundert am feindlichsten gesinnt waren, wie die Geologie, die Astronomie, Chronologie, Archäologie und Philologie, sind wieder in den Kreis der Offenbarung (inspiration religieuse) eingetreten. Es genügt, hier Cuvier, v. Buch, Herschel, Ferussac, Paravey, Champollion, v. Humboldt, W. John zu nennen."

c.

In Deutschland.

Auf bedeutsame Weise contrastirt mit der französisch-ministeriellen Entdeckung die folgende des politischen Wochenblattes von Berlin, welches zum Schlusse des v. J. in einem Artikel über den Adel Klage führt „über den der Gegenwart eigenthümlichen Haß gegen alle Standesverhältnisse überhaupt" (?!?), und insbesondere über die „in Deutschland zumal sehr verbreitete kleinliche Gereiztheit, den trivialen Haß des Beamtenstandes und aller s. g. Gebildeten." (Sic!) Den Grund der Stimmung gegen den Adel findet das Wochenblatt in „der Irreligiosität unserer Zeit, welche — Geburtsvorzüge als Gaben Gottes hasse;" (!!) — theilt aber weiterhin noch die Entdeckung mit: der Haß gegen angeerbte höhere Stellung finde sich nicht allein im Bürgerstande gegen den Adel vor, sondern auch im Adel selbst, der so unendliche Abstufungen und Schattirungen habe, bis dieser Haß sich zuletzt gegen die höchste Obrigkeit wende . . ."

36.

Selbstbekenntnisse des Grafen Fr. Leop. v. Stolberg und des Baron v. Eckstein über die Beweggründe ihres Uebertrittes in die katholische Kirche.

Unter den Conversionen zur römisch-katholischen Kirche, die in der neuesten Zeit stattgefunden, hat die des Grafen Friedr. Leop. von Stolberg in Deutschland das meiste Aufsehen erregt. Der Uebertritt



des Herrn von Eckstein ist erst dadurch auffallend — und man kann sagen befremdlich — geworden, daß späterhin dieser Convertit in seinem Catholique (einer von ihm herausgegebenen Zeitschrift), — eine, die beschränkte Weltansicht seiner neuen Kirche weit übergreifende Bildung und Bestrebung kundthat, und — nach der Quasi-Restauration der Volkssouveränität im Jahre 1830 — sich der Partei des damaligen Abbé de Lamennais anschloß, welche durch das Mémorial Catholique die rechtlichen Freiheiten aller Art mit der römischen Autoritätsherrschaft zu verquicken den bekanntlich durchaus verunglückten Versuch gemacht hat.

Die Bildung hat nun zwar durch außerordentliche Ausbreitung des Journalismus, durch Förderung der Erziehungsanstalten, durch lebhafteren Verkehr der Nationen und der Glaubensparteien unter einander und viele andere Umstände — einen Gang genommen, der die Individuen, selbst die ausgezeichneteren, immer mehr gegen die Massen und Gemeinwesen zur Unbedeutendheit herabsinken läßt, so daß auch die sogenannten Conversionen Einzeler nur noch den ephemeren Werth von Curiositäten ansprechen. Was noch mehr ist: der immer mehr beschleunigte Gedanken- und Schriftenwechsel hat allmählig die Einseitigkeiten der verschiedenen Glaubensgenossenschaften so klar an den Tag gebracht, daß die Ueberzeugung sich immer weiter ausbreitet, keiner der bestehenden Culte sei zum Siege und zur Alleinherrschaft für die Zukunft berufen, sondern alle zur Conversion in eine zu erwartende wahrhaft allgemeine Kirche bestimmt. Indessen bleiben doch die früheren Uebertritte hochgebildeter Männer von der protestantischen zur katholischen Confession so verwunderliche Ereignisse, daß es für den Theologen, wie für den Philosophen und Historiker von Interesse ist, die Motive zu erfahren, welche zu solchen Rückschritten aus einer weltgeschichtlich jüngeren in eine sich mehr und mehr antiquirende Kirche hingedrängt haben.

Wir hoffen daher den verehrlichen Lesern der Allg. K. Z. eine nicht unwillkommene Mittheilung zu machen, wenn wir aus zwei kürzlich geschehenen Eröffnungen die Hauptstellen hervorheben, in denen die beiden Eingangs dieses Artikels genannten Convertiten sich selbst über die Beweggründe zu ihren Rückschritten ausgesprochen haben.

Die erste Mittheilung schöpfen wir aus einem, in der Gazette de France als unedirt bezeichneten Schreiben des Grafen v. Stolberg an den Grafen v. Schmettau, den Bruder der berühmten Gräfin Gallitzin, die bekanntlich eine vertraute Freundin des Grafen von Stolberg gewesen.

Eingangs dieses Schreibens, welches von Münster aus und vom 11. October 1800 datirt ist, — meint der Briefsteller, „es sei allerdings

etwas Seltenes, daß ein fünfzigjähriger Protestant sich zur katholischen Religion bekehre"; doch werde Hr. Gr. v. Schm. dabei „keine andere Beweggründe bei ihm voraussetzen, als die innige Ueberzeugung (persuasion) von der Religion, zu welcher er sich bekannt." Er will dann „in wenigen Worten andeuten, was ihn bewogen, sich lange Jahre hindurch der gründlichen Vergleichung der beiden Religionen zu widmen, eine Vergleichung, die ihn endlich bestimmt habe, mit völliger Ueberzeugung (conviction) den katholischen Glauben dem Lutherthume vorzuziehen."

„Es gibt jetzt nicht, beginnt dann Gr. v. St., es hat niemals eine Religion gegeben, welche nicht als Grundlage aufstellte das Dasein Gottes, seine Vorsehung, die Unsterblichkeit der Seele und eine gerechte Vergeltung für die Guten und die Bösen."[1])

„Diese großen Grundwahrheiten, deren Evidenz denjenigen, die sie anerkennen, unbestreitbar scheint, sind dennoch von Philosophen aller Zeiten in Zweifel gesetzt worden."

„Während einer langen Reihe von Jahrhunderten hat es nur Ein Volk gegeben, welchem diese Glaubenssätze vertraut gewesen,[2]) — ein Volk, dessen moralische und politische Ideen alle von der herrschenden und immer wirksamen Idee eines allmächtigen, allerheiligsten, sehr barmherzigen[3]) und vergeltenden Gottes entsprangen."

„Das Christenthum, gepropft (enté) auf die Offenbarungen der Hebräer, bekräftigte sie durch die große Thatsache, auf welche diese immer ihr Absehen gehabt."[4])

„Selbst eine Folge und Vollendung der Religion der Israeliten, hat das Christenthum dieselbe vervollkommnet. Nicht als ob sie nicht für ihre Zeit vollkommen gewesen. Die nämliche Vorsehung läßt den Baum sich belauben, schmückt ihn mit Blumen und krönt ihn mit Früchten. Es ist eine und dieselbe Religion, gerade wie der Erwachsene derselbe Mensch ist, welcher Kind gewesen."

---

1) Daß die mosaische Religion, die der Hr. Graf demnächst als die einzige eigentliche Religion der vorchristlichen Zeit bezeichnet, die Unsterblichkeit der Seele und die Vergeltung im Stolberg'schen Sinne nicht gelehrt, ist eine von der wissenschaftlichen Kritik nicht mehr bezweifelte Thatsache. E.

2) Dies zu behaupten ist leicht, — zu erweisen — schwer, wenn nicht unmöglich. E.

3) Auch gegen die Nicht-Israeliten?! — E.

4) Ihr Absehen hatte sie vorherrschend auf Errichtung eines glorreichen davidischen weltbeherrschenden Reiches, — nicht auf einen durch Kreuzestod weltversöhnenden Christ. E.



„Es ist erlaubt, ja ich glaube, es ist Schuldigkeit zu sagen, daß außer dieser Religion es niemals eine gegeben, die diesen Namen verdiene,[5]) zum wenigsten implicirt der Sinn, den ich mit diesem Worte verbinde etwas Bestimmtes (quelque chose de positif). Was man natürliche Religion nennt, besteht in mehr oder minder unbestimmten Vermuthungen, in mehr oder minder achtbaren Zweifeln,[6]) je nach der Fähigkeit des Geistes oder vielmehr der Aufrichtigkeit des Herzens."

„Von meiner Kindheit an habe ich an die Offenbarung geglaubt. Mein Glaube wurde eine Zeitlang erschüttert. Dies trieb mich zu Nachforschungen, und diese verliehen mir eine Ueberzeugung, die um so fester war, da sie bekämpft worden war."

„Als Protestant geboren — war ich es, und mit Schmerz sah ich den Protestantismus zusammenstürzen.[7]) Er stürzte zusammen ohne Stoß, indem er seiner eigenen Neige folgte. Er verdarb durch die Art von Verderbniß, die ihm eigen war. Sein Name selbst, Protestantismus, — sprechend, weil er verneinend ist,[8]) kündigt einen unruhigen, turbulenten Geist an, zu zerstören, nicht zu erbauen strebend. Bald kehrte er seine Waffen gegen sich selbst; er beraubte sich selbst der hehren Wahrheiten, die er noch geachtet hatte; er vertauschte sie gegen Zweifel, und so ist er nun im Begriffe, damit zu enden, daß er mit großen Schritten dem Atheismus entgegengeht, dessen gewandter Geschäftsführer (ministre) Kant[9]) eigentlicher wurde, als Haupt einer neuen Secte."

---

5) Welch' armseliger Gott, der die ganze übrige Menschheit ohne Religion dahin vegetiren ließe! Eine solche Behauptung ist ebenso unevangelisch, als irreligiös und inhuman. C.

6) Der Apostel Paulus und zahllose, achtungswürdige Denker sind hierüber anderer Meinung. C.

7) Insofern man mit dem Herrn Grafen unter Protestantismus den unruhigen Geist versteht, der gegen den erstarrten Katholicismus und seine despotische, verknöcherte Hierarchie protestirt, ist der Protestantismus jetzt lebenskräftiger, als jemals, wovon sich Jeder überzeugen kann, der nicht taub und blind ist bei den Zeichen der Zeit, die überall das Zusammenstürzen des römischen Katholicismus verkünden. C.

8) Keine Verneinung wird welthistorisch, wie der Protestantismus, als Kraft einer wesentlichen Bejahung. Der Protestantismus hat die Gewissensfreiheit des Menschen bejaht. C.

9) Um Kant so zu lästern, muß man keine einzige seiner Schriften gelesen haben, die alle von jener Religion durchbrungen sind, deren Hauptlehren der gräfliche Convertit selbst Eingangs seiner Geständnisse als Grundwahrheiten der Religion aufgeführt hat. C.

„Die katholische Religion, ihrer Natur nach unerschütterlich und unveränderlich,[10]) wurde nicht und konnte nicht berührt werden durch die zerstörenden Principien des Philosophismus. Der Katholik hört auf es zu sein, er tritt aus seiner Gemeinschaft heraus, wenn er sich nur irgendwie von dem geringsten Dogma entfernt[11]). Dies kommt daher, daß das System der wahren Religion, auf die Wahrheit gegründet, die nur Eine ist, ihren Charakter der Einheit nicht verlassen kann; es theilt die Eigenschaft mit dem Kreise, daß wenn man nur den kleinsten Theil von ihm wegnimmt, er nicht mehr als Kreis existirt."

„Von diesem Gedanken betroffen, wurde ich zugleich davon gerührt, daß ich sah, wie die Katholiken weit besser, als die Protestanten, durch die Praxis — der moralischen Theorie der Tugenden entsprechen,[12]) welche das Evangelium erheischt. Betroffen und bewegt wurde ich durch das große Schauspiel, welches in unseren Tagen sich uns vor Augen gestellt hat. Wir sahen jene Kirche, welche der Unglaube durch ihr Alter für unfruchtbar hielt, edele Märtyrer erzeugen. Das achtzehnte Jahrhundert, dieses ebenso entnervte als profane Jahrhundert, hat diese Wunder hervorgerufen[13]); es hat sie in einer Nation erzeugt, deren Moral von ihrer natürlichen Leichtfertigkeit, von der Verderbniß eines bis zum Uebermaße ausschweifenden Hofes und von der Wuth des irreligiösen Fanatismus niedergeworfen worden."

„Alle christliche Gemeinschaften erkennen das Gesetzbuch einer ebenso imposanten als einfachen Moral an; aber nur bei den Katholiken sah ich Menschen, die derselben treu waren[14]). Ich fand sie in allen

10) Beide Eigenschaften können mit noch größerem Rechte der mosaischen und der muhammedanischen Religion beigelegt werden. Da aber unabläugbar die Menschheit sich stets verändert, so ist eben damit keine in der Zeit entstandene Religionsform zur Allgemeinherrschaft berufen, die wirklich unveränderlich wäre. C.

11) Diese vollkommen richtige Behauptung wird von zahllosen sogenannten Neokatholiken keineswegs zugestanden, die sich durch Distinction zwischen fundamentalen und nichtfundamentalen Dogmen oder durch sonstige faux-fuyans zu helfen suchen. C.

12) In Spanien, Portugal, Italien, Südamerika? C.

13) Können ein paar Hundert halsstarrige, großentheils aufrührerische, französische Priester aus der Revolutionszeit gegen die Hunderttausende in Rechnung gebracht werden, die seit dem elften Jahrhunderte gegen die entsittlichte und tyrannische Hierarchie der römisch-katholischen Kirche protestirend — den Martertod gestorben sind? C.

14) Diese Behauptung beweist nichts Anderes, als die wirklich staunenswerthe Kurzsichtigkeit des Hrn. Grafen. C.

Jahrhunderten, schlicht und staunenswürdig, demuthsvoll und heldenmüthig, — kurz — Heilige."

„Während der Katholik seine Tugend durch diese großen Beispiele und die Beweggründe, die sie erzeugen, nährt, findet der Protestant, der das Christenthum nicht aufgegeben hat, sich desorientirt und darauf beschränkt, sich des Lichtes zu bedienen, welches in den Werken der Katholiken ausgegossen ist[15])."

„Ich erschrecke, Herr Graf, indem ich das Buch sehe, das ich Ihnen hier geschrieben, — der Freund Ihrer theuren Schwester hat Ansprüche auf Ihre Nachsicht rc."

So schrieb Graf Leop. v. Stolberg in dem letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Wir wollen nun hören, wie eine Generation später Herr Baron von Eckstein sich in gleicher Angelegenheit hat vernehmen lassen. Die hierauf bezüglichen Geständnisse sind den Fragmens sur l'Espagne entnommen, welche dieser geistreiche Schriftsteller kürzlich herausgegeben hat. Wir müssen jedoch — als nicht wesentlich zur Sache gehörend — manche oratorisch-poetische Stelle dieses Beichtcapitels überspringen[16]), im Uebrigen bei der Uebertragung uns möglichster Treue befleißend.

„Jeder Mensch", — so beginnt Hr. v. E. seine Conversionsgeschichte, — „wird auf der Erde geboren als ein Theil des großen Ganzen, welches das Menschengeschlecht bildet. In dieser Beziehung kann jeder Mensch, ohne die Bescheidenheit zu verletzen, ohne sich ein anderes Verdienst beizumessen, als das seiner persönlichen Würde, — er kann von seiner Moralität sprechen, ohne dem öffentlichen, gesunden Menschensinne Anstoß zu geben, ohne eitel oder lächerlich zu scheinen. So werde auch ich öffentlich in mein Gewissen hinabsteigen und sagen, wie ich mich als Christ behauptet (maintenu) in dem Laufe eines schon langen, bewegten und arbeitvollen Lebens."

„Aufgewachsen im Schatten des alten Waldes hundertjähriger Eichen auf der Insel Seeland, als Kind in Ektase vor diesen Colossen des Pflanzenreiches, habe ich als Knabe meine Seele in langen einsamen Träumereien mit dem Lesen der Propheten ernährt. Vor mir breitete der Ocean sich aus, von wo ich stufenweise die sanfte Gestalt Jesu auftauchen sah, wie sie sich majestätisch erhob und auf den Fluthen dahinwandelte."

---

15) Solcherlei Assertionen sind ebenso lächerlich an sich, als bemitleidenswerth hinsichtlich der Anmaßung, die sich darin kundthut. E.

16) Wir werden durch einen Querstrich andeuten, wo wir solche Stellen übersprungen. E.

— „Meine Jugend verbrachte ich im unbeschränkten Glücke einer wilden Unabhängigkeit. Jene Tage berauschen mich mit ihren Erinnerungen; nur in der Einsamkeit findet man sich in der Gegenwart Gottes wie ein gelehriges Werkzeug in der Hand der Vorsehung."

„Aus dem Schooße der großen und gewaltigen Natur wurde ich in das Zimmer braver und guter Pietisten verpflanzt, die mir aus meiner Exaltation beinahe ein Verbrechen machten. Ich entwischte der puritanischen Strenge; mein Geist konnte sich nicht in die Zwangjacke einer Frömmigkeit finden, die wie eine Uhr auf die Minute gerichtet war. Das befohlene Gebet gelang mir schlecht; besser das Gebet, das wie die freie Quelle der Gebirge aus meiner Seele sich aufschwang."

„In den theologischen Erörterungen der Separatisten war Etwas, was alles Leben, alle Beseelung zu tödten vermochte. Man gab vor, den heiligen Geist zu suchen, und spitzfindigte (s. v. v. für pointillait) über jedes Komma. Die Gescheutesten verschlossen sich in die Religion des Schweigens; die Anderen, indem sie die Gewissen tyrannisirten, meinten Gott durch Lärmen zu gefallen."

„Als ich der Obsorge eines würdigen Pfarrers der rechtgläubig-lutherischen Kirche anvertraut, als ich den Einflüssen des Sectengeistes entrissen wurde, welch' plötzliche Umwandlung! Ein in seinem Privatleben vorwurfsfreier, wohlthätiger, aufgeklärter Mann las mit mir methodisch die heilige Schrift, ich will nicht sagen, sie profanirend, denn er behauptete, sie zu ehren, und war weit vom Voltärismus entfernt; aber die Bibel behandelnd wie ein Buch von Menschenhand geschrieben, wie ein Geschichtsbuch, wie ein poetisches und moralisches Buch. Das Alte Testament wurde mir erklärt — als das Werk einer Epoche naiver Barbarei, in welcher man den Menschen ihren Aberglauben wegen ihrer Unwissenheit verzeihen müsse. Im Neuen Testamente zeigte man mir das Werk einer erhabenen Moral; aber man gab mir zu verstehen, daß Jesus ein Mensch sei wie jeder andere Mensch, ein Sokrates. Zu diesem Preise wollte ich Nichts davon wissen."

„Am Tage meiner feierlichen Einführung in die Gemeinschaft der Gläubigen war ich schon nicht mehr Christ; ich weinte Thränen der Wuth (rage), daß man mich so betrogen. Was war ich? Wo sollte ich Wahrheit finden[17])?" —

17) Hr. v. E. war nicht mehr Christ, — und ließ sich doch feierlich in die Kirche einführen. Wer war hier der Betrogene? — Er weint vor Wuth, daß man ihn so betrogen; aber wer hatte ihn betrogen? Woher wußte er es, da er nicht wußte, wo er die Wahrheit finden sollte? E.

— „Ich wollte Wirklichkeit und keine Allegorie. Jesus als Gott imponirte mir; als Philanthrop schien er mir lächerlich [18]). Ich murmelte in meinem Herzen beleidigende Reden; es war mir nicht möglich, zu glauben, daß man die Menschen bessere, indem man sie betrüge [19]). Wenn der Pfarrer mir von den Wundern des Gottmenschen wie von einer Fabel sprach, die sich auf den Weltzustand beziehe, in welchem sie vorgebracht worden, und die eben deßhalb zu entschuldigen sei, erschauderte mein Herz in mir, meine Seele bebte voll Entsetzen zurück." —

— „Aber es blieb in meiner Seele ein geheimnißvoller Glaube, den ich sorgfältig verbarg, damit er mir nicht entrissen werde; — ich meine den Glauben an eine übernatürliche Welt, die unter den Emblemen der sichtbaren Welt verborgen sei. Ich war bis zum Uebermaße abergläubisch [20]), wie man es häufig in den Ländern des Nordens ist." —

— „Die Volksbücher, welche die entstellte Geschichte des Riesen der nordischen Mythologie enthalten, — das Heldenbuch — die Nibelungen u. s. w. hatten die Schaubühne meiner Einsamkeit erweitert. Aus diesem Allem hatte ich mir eine phantastische Welt gebildet; der Wald und das baltische Meer waren in meinen Augen mit übernatürlichen Wesen bevölkert, deren Annäherung ich ersehnte

---

18) Seinen Jüngern und Verwandten, denen Jesus als Philanthrop, d. h. als Menschenfreund, und nicht als Gott erschienen, die er vielmehr zurecht gewiesen, als sie einen Gott in ihm sehen wollten, schien er nicht lächerlich, sondern liebens- und verehrungswürdig. Aber die Art ist noch immer nicht ausgestorben, die immer nur Wunder und Zeichen sehen will, und darüber vergißt, daß wir — wie Atome von einem uferlosen Meere von Wundern und Allmachtszeichen umgeben sind! — Philanthropie scheint ihnen eine zu bürgerliche, zu gemeine Tugend, obgleich Nichts seltener ist, als wahrhafte, durchgreifende Menschenliebe, und gerade die Offenbarung solcher wahrhaften Philanthropie nichts Anderes ist, als — Offenbarung Gottes — als Gottmenschen; denn das eigentliche Wunder ist Offenbarung Gottes — als des Alleinigen, Allmächtigen, zu welchem auch Jesus, der philanthropische Gottmensch — gebetet. — S.

19) Wo anders ist aber die pia fraus zu suchen, als in der röm. katholischen, wie in jeder von einer Priesterschaft beherrschten Glaubensgenossenschaft? Und wo anders ist das Verwahrungsmittel gegen solchen Trug zu finden, als da, wo als Recht anerkannt ist, Alles zu prüfen und nur das als wahr und gut sich Bewährende zu behalten? — S.

20) Hierdurch erklärt sich die Wuth des Hrn. Barons, als seine Wunderliebhaberei sich durch rein sittliche Glaubenslehre bedroht hielt. S.

und befürchtete. Wie oft bin ich in der Sommernacht auf den Kirchhof hinabgestiegen, in der eiteln Hoffnung, irgend ein Grab sich öffnen zu sehen." —

„Dieser Glaube an übernatürliche Erscheinungen sollte mir auf den deutschen Universitäten genommen werden, auf eine Weise, welche meinen Stolz beschämte und meine Eigenliebe demüthigte."

„Statt mich mit der Wissenschaft zu beschäfftigen, deren wahren Werth ich nicht kannte, suchte ich die Gesellschaft der Männer auf, die hinsichtlich der Geheimnisse der Natur erleuchtet zu sein vorgaben, wie die Rosenkreuzer u. dgl. m." — „Meine Kameraden und ich, alle eifrige Adepten, wir fielen in die Hände eines Elenden, der — während er sein Vermögen auf unsere Kosten vergrößerte, — uns Fasten und sonstige Uebungen auferlegte. — Als aber die Todten, mit denen wir Bekanntschaft machen sollten, nicht erschienen, erwachte der Ekel vor solchem Charlatanismus in mir. Zweimal in dem Laufe weniger Jahre hatte ich auf das Leben der Seele verzichten müssen; ich beschloß endlich, meine Zweifel über das Christenthum und die Magie damit zu Ende zu bringen, daß ich die Lösung derselben in einer anderen Welt aufsuchen ginge... Die Hand Gottes hielt mich am Rande des Abgrundes zurück."

„Krank an Körper und geistesmüde bedurfte ich eine Bewegung, die mich von einem Ende Europas bis ans andere führe. Ich begab mich in die Hauptstadt der christlichen Welt[21]) zu einer Zeit, in welcher Lord Byron noch nicht die erhabenen Worte vernehmen lassen:

„So lang das Coliseum steht, wird Rom auch stehen;
„Wenn aber jenes fällt, wird Rom auch fallen;
„Und wenn erst Rom — dann auch die Welt[22])!" —

— „Ein neuer Enthusiasmus bemächtigte sich meiner Seele, als ich den Boden der Katone und der Cäsare betrat, als Regulus, als Brutus sich meinen Blicken zeigte.... Damals verkehrte ich nur erst noch mit dem Rom des Alterthumes; die Vorurtheile meiner protestantischen Erziehung ließen mich mit Zorn auf die Mummereien des katholischen Roms herabsehen, wie ich sie nannte."

---

21) Warum Hr. v. E., statt endlich auf deutscher Universität mit allem Ernste sich der Wissenschaft zu widmen, nach Rom, — nicht mehr der Hauptstadt der christlichen, sondern der römisch-katholischen Welt, — sich begeben, hat er uns zu erklären nicht für rathsam erachtet. E.

22) Rom ist schon längst gefallen und noch steht fest die Welt; denn Rom — ist die päpstliche Weltherrschaft, und an diese wird selbst in Rom nicht mehr geglaubt. E.

„Es war die Tyrannei Napoleon's, die zu Rom mich gläubig machte[23]).“

„Ich befand mich in dieser Stadt zur Zeit der Gefangennehmung des heiligen Vaters... Noch nirgends war mir ein so empörender Mißbrauch der Gewalt gegen die Schwäche vorgekommen. Rom war zum zweitenmale zu Grunde gegangen; — dieser Gedanke der verfinsterten Größe quälte meine Seele.“

„Ich bin in die katholische Kirche auf einem Wege eingedrungen, der sehr vielen Gemüthern völlig fremd ist, nämlich durch die Politik[24]), durch die Ehrfurcht, welche die Größen der Vergangenheit mir einflößten, zurückgestoßen von dem Protestantismus, wie ich war, durch den völligen Mangel alles historischen Lebenshauches in seinem Schooße, und jegliches großen Lehrsystemes. Ich hegte einen tiefen Abscheu vor all' jener theologischen Polemik der Sectirer; denn ich hatte stets bemerkt, daß sie nichts Wesentliches in sich trage, daß sie der Begeisterung ermangele und auf einer Menge von widersprüchlichen Texterklärungen beruhe[25]). — Die Arbeiten der gelehrten Historiker, der großen Philologen und Theologen der jetzigen protestantischen Kirche waren mir damals unbekannt. Wenn auch die gewissenhaften Anstrengungen und der seltene Scharfsinn derselben zu achten sind, so haben sie doch Alle den gemeinsamen Fehler, daß ihnen Größe und Umfassung (ensemble) mangeln, und daß sie nicht hinlänglich den heiligen Geist erfassen, der die Blätter der Bibel durchweht, wie der Wind einen Wald auf den Gipfeln der Apenninen, dessen Bering er melodisch durchrauscht.“

„Ich habe mich selbst zum Katholiken gemacht, ich allein. Seit jener Zeit, in welcher ich aus Entrüstung gläubig geworden, habe ich, je weiter ich im Alter fortschritt, um so mehr in meinen katholischen Ueberzeugungen mich ausgearbeitet und befestigt. Ich bin um so unerschütterlicher darin verblieben, je mehr ich mich mit profaner Philosophie beschäfftigt, nicht um derselben Böses nachzusagen, was leich-

---

23) Es hat uns nicht gelingen wollen, in diesem Satze einen Sinn zu finden. C.

24) Allerdings ist das eine wunderliche Thür, um in die Kirche dessen einzudringen, der da versicherte, sein Reich sei nicht von dieser Welt. C.

25) Worauf beruhte denn von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten die Polemik in der katholischen Kirche? Und worauf beruht namentlich die nie beendigte Polemik für und gegen den Primat, die Unfehlbarkeit und Machtvollkommenheit des Papstes, seine Autorität über die Concilien u. s. w., lauter Lebensfragen für die römisch-katholische Kirche? C.

ten Preises geschieht; sondern um alle Anstrengungen des menschlichen Geistes auf dem Gebiete des Denkens zu ehren, wobei ich jedoch mich von den Fesseln der Schule befreite."

„Ich gestehe offenherzig," — bemerkt nun Hr. v. E. zum Schlusse seiner wunderlichen Conversionsgeschichte, — „daß die gegen die Philosophen wegen der Mannigfaltigkeit ihrer Doctrinen gerichteten bannalen Declamationen der religiösen Schriftsteller mich niemals berührt haben [26]). Die Philosophie, worunter ich weder den Voltärismus, noch den Atheismus begreife, denn das ist bloße Immoralität, bloße Frivolität des Geistes, — die Philosophie schien mir dasjenige zu sein, was am stärksten die Individualität des menschlichen Geistes charakterisirt. Jeder einigermaßen reichbegabte Geist hat seinen eigenen Gesichtspunkt, auf den er sich stellt, um sich in der Welt zu orientiren. Es ist recht und natürlich, daß er diesen Gesichtspunkt systematisiren, daß er ihn generalisiren will, denn das ist die Natur des menschlichen Geistes, der Alles in einem Zusammenhange auffaßt [27]). Das Uebel beginnt mit jener wahnsinnigen Ueberzeugung (!), daß der Horizont, in den wir uns stellen, und der die Schranken unseres Verständnisses bildet, zur geistigen Sonne (?) für eine große Masse von Menschen dienen und fähig werden könne, ihre Seelen zu elektrisiren."

„Die Philosophie ist unsere innerste Individualität (notre individualité la plus intime); die Religion ist der Glaube, durch den wir Menschen sind und uns als solche fühlen, durch den wir in die Bande einer göttlichen Sympathie mit dem menschlichen Geschlechte eintreten, durch den wir zur Gottheit aufstreben (aspirons) in einem majestätischen Uebereinklange (concert) von Gedanken und Gefühlen, die das Herz und den Geist des Menschen bewegen [28]). Die

---

26) Dieß zeigt wenig Respect vor den Notabilitäten seiner neuen Kirche; denn vom Apostel Paulus an bis auf Se. Heil. den Papst Gregor XVI. und von Tertullian bis auf Hrn. Grafen Fr. Leop. v. Stolberg sind jene Declamationen stets von denselben wiederholt worden. E.

27) Hiernach wäre der menschliche Geist seiner Natur nach religiös — und zwar am meisten, wenn er philosophirt; denn Religion in Bezug auf den Geist ist das Innesein und immer tiefere Innewerden des wesentlichen Bandes, wodurch Alles zusammenhängt. — E.

28) Auf ähnliche Weise, aber genauer sondernd, hatte schon de Lamennais in seinen troisièmes mélanges, die im vorigen Jahre erschienen, zwei allgemeine Grundsätze angenommen: das Einheitsgesetz, das die Pflichten in sich begreift, welche die Menschen unter einander und mit Gott selbst begreift, und das Freiheitsgesetz, mittelst dessen die individuelle und gemeinschaftliche Ent-

Philosophie ist das Begreifen (compréhension); die Religion ist das Leben, die Seele[29])." —

Gewiß ist, so lange die katholische Kirche besteht, noch niemals eine seltsamere Rechenschaft von dem Uebertritte zu derselben abgelegt worden, als die vorstehende. Hr. v. E. hatte versprochen, in sein Gewissen hinabzusteigen, um zu sagen, wie er sich als Christ behauptet habe in dem Laufe eines schon langen Lebens." — Statt dessen erzählt er uns, wie er seine Kindheit in wilder Unabhängigkeit und Träumereien zugebracht, wie er an heidnische Naturbeseelung geglaubt, wie er weder von Pietisten, noch von Rationalisten bekehrt, vielmehr bei seiner Confirmation nicht mehr, — eigentlich noch gar nicht — Christ gewesen, wie er dann sich der Rosenkreuzerei und Magie ergeben, und aus Verdruß über das Mißglücken der Todtenbeschwörungen beinahe sich das Leben genommen, dann für das heidnische Rom in Enthusiasmus gerathen, bis auf einmal ein politischer Gewaltstreich Napoleon's — ihn zum Katholicismus bekehrt!

Kaum aber hat er uns das übermäßig lakonische Bekenntniß abgelegt, daß er „durch die Politik" — und zwar „aus Entrüstung — gläubig — geworden," so versichert er uns, daß das Studium der „profanen Philosophie" ihn „immer mehr in seinen katholischen Ueberzeugungen befestigt," ohne jedoch über das „wie" uns irgend eine Aufklärung zu geben. Was er uns dann zum Schlusse über das Wesen der Philosophie und ihr Verhältniß zur Religion offenbart, ist so offenbar und so durchaus unkatholisch, daß wir die Zeit für verloren achten müßten, die wir darauf verwenden möchten, es im Einzelen hier nachzuweisen.

Hr. v. E. ist ein feingebildeter, geistreicher und sehr belesener Mann, was seine übrigen Schriften vielfach bezeugen. Aber seine Bekehrungsgeschichte liefert, wie die des Herrn Grafen von Stolberg den neuen Beweis, daß poetische Anlagen, Geist und Belesenheit, selbst Gelehrsamkeit, nicht immer verbunden sind mit hellem Verstande, folgerichtigem Denken und gründlichem Forschen, Erwägen und Urtheilen; wohl aber gepaart erscheinen können — mit Aberglauben, Oberflächlichkeit und vornehm absprechendem Dünkel. —

---

wickelung bewirkt wird. Diesen beiden Gesetzen, meinte er, entsprächen die zwei Rechtskategorieen: Gehorsam und Freiheit. E.

29) Wie die Philosophie einmal das Individuellste, das anderemal — das Begreifen sein soll, welches eine Function des Geistes als Allgemeines denkenden ist, — dieß ist selbst eine ebenso unbegreifliche, als — individuelle Philosophie. E.

37.

Das achtzehnte Jubiläum der ersten christlichen Kirchenversammlung[1]).

Es sind, der gewöhnlichen Annahme zufolge, jetzt gerade achtzehn Jahrhunderte, daß die „Einmüthigkeit" der ersten Christen, die in den ersten Jahren „alle Dinge gemein hatten" (Ap. Gesch. 2, 44.), dadurch zum erstenmale gestört wurde, daß die Wittwen der griechisch-jüdischen Christen „übersehen wurden in der täglichen Handreichung," bei welcher man nur auf die Wittwen der hebräisch-jüdischen Christen Bedacht nahm. (Ap. Gesch. 6, 1.) „Da riefen die Zwölfe die Menge der Jünger zusammen" (2.) und ihre „Rede gefiel der ganzen Menge wohl" (5.), und die Jünger „erwählten" Diakonen und „stellten sie vor die Apostel und beteten und legten die Hände auf sie," und „die Zahl der Jünger mehrete sich sehr zu Jerusalem." (5—7.) Vierzehn Jahrhunderte später wurde zu Basel zum letztenmale der vergebliche Versuch gemacht, die Einigkeit zwischen den päpstlich- und den episkopalisch-gesinnten römischen, und zu Florenz die Einigkeit zwischen den römisch- und den griechisch-katholischen Christen wiederherzustellen! — In demselben Jahre aber, in welchem, nun vor gerade vierhundert Jahren, die Basler Synode mit dem Papste zerfiel, und drei Jahre vor der dritten und entscheidenden Spaltung der Christenheit in Päpstlich- und Griechisch-Katholische — wurde die Buchdruckerkunst erfunden, und hiermit „die Menge der Jünger Christi" zu einer wahrhaft allgemeinen Synode berufen, und diese Synode ipso facto — und wir dürfen hinzusetzen — ipso jure divino für alle Zukunft als permanent erklärt.

Es bedarf nun für unsere Leser gewiß keines Erweises, daß gerade der Buchdruck das zweckdienlichste Mittel gewesen, sowohl die allmählige Verklärung des historisch-gegebenen Christenthumes, als die Verbreitung seiner humanisirenden Lehren über das ganze Erdenrund einzuleiten und

1) Geschrieben im J. 1836.

zu befördern. Wie aber römische Welteroberung und griechische Weltphilosophie und die Weltsprachen beider Nationen erst das jüdische Christenthum zur Religion der alten und der damals neuen nordischen Welt sich verallgemeinern ließen, — zugleich jedoch Veranlassung gaben zur Zerspaltung der christlichen Kirche in morgen- und abendländische — und zur Zersplitterung in zahlreiche Secten, so hat der Buchdruck — im Vereine mit altrömischer Gesetzgebung und altgriechischer Philosophie, mit den unabstreitbar heilsamen, zunächst auch ähnliche, theils wirklich, theils nur scheinbar nachtheilige Folgewirkungen gehabt. Das Abendland hat sich erst in zwei Hälften, dann in viele Bruchtheile gespalten, und der oberflächlichen Betrachtung bietet die gesammte Christenheit jetzt nur mehr das ebenso traurige, als widrige Bild eines in Infusorien sich auflösenden Organismus dar.

Indessen genügt die von Jedem leicht anzustellende Vergleichung zwischen dem Gesammtzustande der christlichen Völker im neunzehnten Jahrhunderte mit dem derselben Völker zu Anfange des fünfzehnten, ja selbst noch des siebzehnten Jahrhunderts, um sich zu überzeugen, daß dieselben seit Erfindung, und vollends seit der Emancipation des Buchdrucks Riesenschritte in der Bildung zur Humanität gethan haben, welche denen in den vier ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung in jeder Beziehung zum Wenigsten gleichzustellen sind.

Allerdings ist die uranfängliche „Einmüthigkeit" nicht mehr in der Weise vorhanden, daß „Alle Alles gemein haben." Aber worin bestand die erste Einmüthigkeit, und wie lange währte sie? Ueber ungleiche Vertheilung der Unterstützungen wurde schon in den ersten Jahren Klage geführt. Was aber die Lehre betrifft, so bietet die Apostelgeschichte uns nur wenige Glaubenspunkte dar, über welche die Zwölfe sich einverstanden zeigen, wie etwa die, daß der Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's[2]) einen „Propheten erweckt" aus dem Volke Israel, der, obgleich „ein Mann von Gott," „durch welchen Gott Wunder und Zeichen gethan," dennoch gekreuzigt[3]), dann aber von Gott auferweckt worden[4]), und nach seiner Auferstehung den heiligen Geist von Gott empfangen und über die Gläubigen ausgegossen[5]), und — wegen dieser Auferste-

2) Ap. Gesch. 3, 13. 13, 17. 22, 14. 24, 14.

3) Ebendas. 2, 22. 3, 22. 7, 37. 10, 38. 13, 23.

4) Ebendas. 1, 2. 8. 22. 2, 33. 3, 13. 15. 26. 4, 10. 5, 30. 10, 40 f. 13, 30 ff. 17, 3. 31.

5) Ebendas. 1, 4. 5. 8. 2, 4. 10 ff. 24. 32. 38 f. 4, 31. 33. 5, 32. 10, 44.

hung und Ausgießung — als der, von den Israeliten erwartete Messias (Christ) anzuerkennen sei[6]), der wiederkommen werde vom Himmel[7]), um das Reich Israel, als das Reich des Himmels, wieder aufzurichten[8]). — Ob aber das „Evangelium vom Herrn Jesu" auch anderen Völkern, oder nur den Juden zu predigen, ob das mosaische Disciplinar- und Cultusgesetz beizubehalten sei oder nicht, über dieß und gar manches Andere war zunächst kein Einverständniß vorhanden.

Wenn nun im Verlaufe von achtzehn Jahrhunderten das Anfangs so unscheinbare Senfkorn zu einem mehrere hundert Mill. überschattenden Baume sich ausgebreitet, dann muß die Forderung einer unbedingten Glaubenseinigkeit für eine solche Jüngerzahl ebenso unstatthaft erscheinen, als die einer unbeschränkten Gütergemeinschaft; und es kann dann nur mit hoher Freude erkannt werden, daß, bei so unendlich mannigfaltiger Entwicklung der Individualitäten, sich doch ein solcher Reichthum von Gemeingültigem herauserzeugt habe, wie bisher noch nie vorhanden war.

Soll andererseits nach dem ursprünglich aufgestellten Musterbilde noch immer, bei sich erhebendem „Murmeln," oder vollends bei ausbrechendem „nicht geringem Zanke" (Apg. 6, 1. 15, 2.) „die Menge der Jünger zusammenberufen," und Etwas beschlossen werden als „gut dünkend den Boten Gottes und den Aeltesten, sammt der ganzen Gemeinde" (Apg. 15, 22.), — wie kann dieß, nach so weiter Ausbreitung der Gemeinde, zunächst anders zu Stande kommen, als mittelst des, durch den Buchdruck eröffneten allgemeinen und permanenten Conciliums? Ist aber die Einstimmung nothwendig, ist der Fortbestand dieser wahrhaft ökumenischen Synode eine — aller Willkühr schlechthin entzogene — Thatsache, — muß man da nicht auch die Schattenseite dulden, die auch hier das aufgehende Licht begleitet? Darf man Klage führen, wenn Stürme dem Frühlinge, wenn Tod der Wiedergeburt, wenn Ausbrüche verborgener Differenzen der Ausgleichung und Versöhnung vorangehen? Oder soll man den transitorischen Untergang des schönen Griechenthumes und des großartigen Römerthumes im Mittelalter beklagen, obgleich er theils Bedingung, theils Folgewirkung des Christenthumes gewesen? Soll man den Zerfall der mittelalterlichen Dome bejammern, obgleich, was zuerst Blüthe des Christbaumes gewesen, später zur harten,

6) Ap. Gesch. 2, 36. 10, 42. 13, 38 f. 17, 3. 18, 28.

7) Ebend. 1, 11. 3, 20 f. 17, 31. 24, 25.

8) Ebend. 1, 3. 6. 2, 21. 3, 23. 4, 12. 10, 43. 19, 8.

dornigen Kapsel, zur schützenden Burg des in ihr reifenden, zuletzt zum Kerker, zum Sarge des gereiften Saamens geworden?

Daß die römisch-katholische Kirche, ihres Widerstandes gegen den Geist der Reformation ungeachtet, dennoch von manchen Krankheiten durch denselben geheilt worden, wird jetzt selbst von Apologeten jener Kirche zugestanden. Und dennoch wird selbst von ihnen noch immer die Behauptung wiederholt, jener Geist „treibe die Teufel aus durch der Teufel Obersten!" — Daß die Nationen, bei welchen es den geistlichen und weltlichen Gewalthabern gelungen, die Reformation zu ersticken in den Flammen der Scheiterhaufen und in Strömen von Blut und von Thränen von hunderttausenden Verbannten und Gemordeten, — daß diese Nationen früher oder später ärger als Barbaren gegen ihre Geistlichen gewüthet und die unerhörtesten Gräuelthaten verübt, dieß kann auch das blödeste Auge in den Geschichten der neueren Zeiten lesen; und dennoch wird von Häuptern der römisch-katholischen Kirche gegen jeden Reformationsversuch an die alten, unterdrückenden Disciplinargesetze erinnert! — Daß endlich nur die germanischen Volksstämme, in denen das Grundprincip der Reformation, — das Recht der freien Prüfung, — zu seiner Zeit anerkannt worden, auch alle übrige Nationen in humaner Bildung übertragen, dieß wird zum wenigsten in Deutschland nicht mit Erfolg widersprochen werden können; und doch ist gerade jenes Prüfungsrecht die Wurzel, aus welcher zunächst die große Meinungsverschiedenheit entspringt, die jetzt fast unglaublicherweise von Vorstehern reformirter Glaubensgenossenschaften als ein entsetzliches Unglück beklagt wird!

So sehen wir den Geist der neuen Zeit noch auf vielfältige Weise verkannt, und wenn wir den nächsten Gründen dieser Verkennung nachforschen, so zeigt sich uns, daß sie hervorgeht theils aus Unkenntniß der, allem Werdenden einwohnenden Entwicklungsgesetze, theils aus Nichtbeachtung des allem Endlichen eigenthümlichen Wesens, wonach aller Dasein und Leben bedingt ist durch den Wechsel von Beschränkung und Einschränkung, von denen jede die andere hervorruft.

Dieses Wesen und jene Gesetze zu erkennen, zu erweisen und die Einsicht in dieselben zu einem Gemeingute der Intelligenzen zu erheben, ist eine der wichtigsten, — wenn nicht die wichtigste aller Aufgaben für die gegenwärtige Zeit. Zu ihrer Lösung aber anzuregen, ist wohl Nichts wirksamer, als sich die Mannigfaltigkeit der Meinungen zu vergegenwärtigen, die sich auf verschiedenartigen Entwicklungsstufen gebildet und, das Recht verläugnend, kraft dessen nicht nur sie, sondern auch die übrigen in das Dasein getreten, — Alleingültigkeit für sich in Anspruch zu nehmen sich vermessen.

Einen Beitrag zu solcher Uebersicht zu geben, sind auch die nachfolgenden Mittheilungen bestimmt, die uns geeignet scheinen, zum Nachdenken aufzufordern sowohl über die Vielspaltigkeit der Gegenwart selbst, als über deren Unterschied von jener „Einmüthigkeit," von welcher die Christenheit nun gerade vor achtzehn Jahrhunderten ausgegangen ist.

* * *

Wir beginnen mit Angabe des wesentlichen Inhaltes eines päpstlichen Rundschreibens, welches die Hauptmomente der römisch-katholischen Kirchenverfassung darlegt, wie sie schon vor fast vierzehn Jahrhunderten von Leo d. Gr. festgestellt worden, und sich durch ihre verständige Consequenz bis auf den heutigen Tag, wenn auch jetzt nur noch bei Wenigen, und selbst bei diesen nur mehr als Theorie, vollständig zu behaupten vermocht hat.

I. In der Encyklica, welche der jetzt regierende Papst, Gregor XVI., unterm 17. Mai 1835 an die Bischöfe, Capitel, Pfarrer und den übrigen Klerus der Schweiz erlassen, bemerkt er zuvörderst, daß er, zu Folge des ihm von Gott ertheilten Amtes, besonders dahin seine Sorge und seine Gedanken hinzuwenden habe, „wo das ewige Heil der Schafe und die katholische Religion selbst Gefahr zu laufen scheine." Es sei dies namentlich in der Schweiz der Fall; ganz besonders aber veranlasse ihn zu dieser Klage die im Januar v. J. zu Baden, im Canton Aargau, gehaltene Conferenz und die zu Frauenfeld im Druck erschienene Sammlung ihrer Beschlüsse, welche, „der Lehre und Disciplin der katholischen Kirche zuwiderlaufend, und offenbar zum Verderben der Seelen dienend, auf keine Weise geduldet werden könnten."

Sofort stellt dann Se. Heil. die Hauptsätze des Kirchensystemes auf, welches durch jene Beschlüsse gefährdet sei. Diese rein katholischen Lehrsätze sind im Wesentlichen und in wortgetreuer Uebersetzung folgende:

1) „Die Kirche hat aus göttlicher Institution die Gewalt nicht nur des Magisteriums, damit sie die Sachen des Glaubens und der Sitten lehre und bestimme, und die heiligen Schriften ohne Gefahr des Irrthumes erkläre, — sondern auch des Regimentes (regiminis), damit sie die einmal in ihren Schoß aufgenommenen Söhne in der überlieferten Lehre erhalte und bestärke, — Gesetze erlasse über Alles, was zum Heile der Seelen, zur Ausübung des heiligen Amtes und zum Gottesdienste gehört."

2) „Diese Lehr- und Befehl-Gewalt gehört aber in dem, was hinsichtlich der Religion von Christus seiner Braut übertragen worden, nicht nur in der Art den Hirten und Vorstehern derselben zu eigen, daß es auf

keinerlei Weise (nullo pacto) den Obrigkeiten des bürgerlichen Gemeinwesens zustehen kann; sondern auch so, daß sie gänzlich frei und auf keine Weise irgend einer weltlichen Herrschaft unterworfen (obnoxia) ist;" — wie denn auch „die Apostel, nicht in Folge der Einstimmung (ex placito) der laikalischen Gewalt, sondern sogar gegen deren Willen (ea invita) das Evangelium verkündigt, die Kirche ausgebreitet und die Disciplin festgestellt haben."

3) „Diese (Lehrsätze) sind fest, unerschütterlich (immobilia), und auf der Ueberileferung und der Autorität der alten Väter, so viel deren waren, beruhend. Denn, „mische dich ja nicht in geistliche Angelegenheiten, schrieb Osius, Bischof von Corduba, an den Kaiser Constantin u. s. w." — „Auch wußten es die christlichen Fürsten, und waren stolz, es öffentlich zu bekennen, wie z. B. Kaiser Basilius in der achten Synode," — der von den Laien sagte, daß ihnen „auf keine Weise über kirchliche Dinge das Wort zu nehmen erlaubt sei; welche Dinge zu erforschen und zu untersuchen den Patriarchen, Bischöfen und Priestern zustehe, die das Amt der Herrschaft empfangen, welche die Macht zu heiligen, zu binden und zu lösen haben, und denen die kirchlichen und himmlischen Schlüssel zu Theil geworden seien." ... —

Von diesen Grundprincipien aus werden sofort die Badener Conferenzbeschlüsse in allen Punkten verworfen, in welchen der weltlichen Gewalt irgend ein Recht, in irgend eine kirchliche Angelegenheit sich einzumischen, zuerkannt wird. Die Unzulässigkeit solcher Einmischung finde am augenfälligsten in Betreff der Sacramente statt, wie denn Papst Gelasius an Kaiser Anastasius geschrieben: „Du weist es, daß, obgleich du durch deine Würde dem menschlichen Geschlechte vorgesetzt bist, du doch den Vorstehern der göttlichen Dinge frommgläubig den Nacken zu beugen und bei ihnen die Ursachen (causas) deines Heiles zu suchen hast." ... Vollends gräuelhaft (portenti loco) seien jene Badener Beschlüsse darin, daß sie der weltlichen Macht Einwirkung hinsichtlich der gemischten Ehen einräumen, was „der katholischen Wahrheit und der kirchlichen Lehre offenbarlichst zuwiderlaufe; da selbe diese Ehen — theils wegen der schändlichen (flagitiosam) Gemeinschaft in heiligen Dingen, theils wegen schwerer Gefahr der Perversion des katholischen Ehegatten und der verderblichen Erziehung der erzielten Kinder — stets verabscheut und immer verboten habe." —

Nach diesen Zurechtweisungen geht Se. Heil. über zur näheren Bestimmung jener, über alle weltliche erhabenen kirchlichen Gewalt, und wiederholt nun die bekannten Lehren:

1) die geistliche Gewalt der Kirche ist „von Christus eingesetzt zum Besten der Einheit;

2) „damit diese Einheit stattfinde, muß Einer der ganzen Kirche vorgesetzt sein, der selbe behütet und bewahrt, und alle Glieder dieser Kirche durch Ein Glaubensbekenntniß verbinde;

3) „damit keine Veranlassung zur Spaltung sei, muß dem sichtbaren Körper ein sichtbares Haupt vorgesetzt sein.

4) „Obgleich daher allen Bischöfen, welche der heil. Geist zur Regierung der Kirche Gottes eingesetzt hat, eine gemeinsame Würde, und in dem, was den Ordo betrifft, eine gemeinsame Gewalt zusteht," — „so hat doch Christus nur dem einzigen Petrus die Schlüssel des Himmelreiches verheißen und das Amt, die Schafe und Lämmer zu weiden und zu bekräftigen übertragen, und wollte, daß zum Besten seiner bis zur Vollendung der Weltzeit (saeculi) ausdauernden Kirche dies den Nachfolgern Petri zustehe."

5) „Immer war es aller Katholiken einhelliger und fester Grundsatz, es sei ein Glaubenssatz (fidei dogma), daß dem römischen Bischofe, des heil. Apostelfürsten Petrus Nachfolger in der gesammten Kirche der Primat nicht allein der Ehre, sondern auch der Autorität und Gerichtsbarkeit zustehe; daher ihm auch die Bischöfe unterworfen (subjectos) seien."

6) „Daher auch muß dem heil. Stuhle Petri, nämlich der römischen Kirche, nach des heil. Leo's Ausspruch, die Kirche auf der ganzen Erde nothwendig sich anschließen, und als zum Mittelpunkte der katholischen Einheit und der kirchlichen Gemeinschaft concurriren, so daß des göttlichen Geheimnisses verlustig geht, wer von des heil. Petrus Festigkeit abweicht." — Wie denn ebenso wohl der h. Hieronymus bemerkt: „wer außerhalb dieses Hauses das Lamm ißt, der ist Gott fremd (profanus), und — wer in dieser Arche Noä sich nicht befindet, wird bei der Sündfluth zu Grunde gehen (peribit)", — „und wie, wer mit Christo, so wer mit seinem Stellvertreter nicht sammelt, der zerstreut durchaus."

7) „Es sammelt aber nicht mit Christi Stellvertreter, wer dessen heil. Autorität gefährdet und dessen Rechte verletzt, die derselbe deßhalb besitzt, weil er das Haupt der Kirche und der Mittelpunkt der Einheit ist, weil ihm der Primat des Ordens (ordinis) und der Gerichtsbarkeit zusteht, und weil er die volle, ihm göttlich überlieferte Gewalt hat, die allgemeine Kirche zu weiden, zu regieren und zu bewalten."

„Solcher Verletzung, fährt Se. Heil. fort, hat man in der Badenschen Conferenz sich verwogen," gegen deren Beschlüsse dann unter Ande-

rem auf die bekannte Constitutio „Auctorem fidei“ (von Pius VI. d. d. 28. August 1794) verwiesen wird.

Nachdem auf diese Weise das hierarchische System der römisch-katholischen Kirche in Erinnerung gebracht und Kraft desselben demnächst die Badener Conferenzbeschlüsse verworfen worden, bricht Se. Heil. in die Klage aus, daß „die katholische Kirche in diesen allerelendesten Zeiten beinahe überall von zahllosen Uebeln bedrückt werde,“ — und ruft nun dem schweizerischen Klerus zu: „Euch gebührt es vor Allem, wie eine Mauer dazustehen, auf daß kein anderer Grund gelegt werde, als der bereits gelegt ist, und die allerheiligste Hinterlage des Glaubens unverletzt zu erhalten und zu beschützen.“ . . . „Aber noch eine andere Hinterlage, fügt Se. Heil. hinzu, gibt es, welche Ihr kräftigst vertheidigen und unversehrt bewahren müsset, nämlich die der heil. Gesetze der Kirche, durch welche sie ihre Disciplin festgestellt, sowie die — ihrer und dieses apostolischen Stuhles — Rechte, mittelst welcher die Braut Christi wie eine furchtbare (terribilis) Schlachtordnung sich erhebt.“ . . . Darum sollen nun Alle „das Schwert des Geistes, welches das Wort Gottes ist, ziehen;“ darum „Alle zusammenwirken, damit das gläubige Volk durchaus frei bleibe von aller Ansteckung der einbrechenden Uebel und von aller Gefahr der Verirrung. . . . Arbeiten sollen sie Alle, daß Alle der Macht und Autorität der Kirche immerdar unterthan seien, und daß sie dem (römischen) Lehrstuhle (cathedrae), den der Erlöser aufgerichtet als eiserne Säule und als eherne Mauer wider die Feinde der Religion, von Tag zu Tag stets fester anhängen und ihm vereinbart werden.“

Dieses Rundschreiben, übereinstimmend mit den früheren Erlassen des jetztlebenden Papstes, macht die Behauptungen aller jener deutschen und französischen Neologen zu Schanden, welche von einer allmähligen Umgestaltung des römisch-katholischen Kirchensystemes träumen, und ihre Träume der leichtgläubigen Welt als Wahrheit darzubieten so verwegen oder so albern sind. Das Oberhaupt der Kirche erklärt ausdrücklich, daß nicht nur die Hinterlage des Glaubens, sondern auch die der Disciplinargesetze und der kirchlichen und päpstlichen Rechte unversehrt zu behaupten sei. Was aber unter den Disciplinargesetzen zu verstehen, gibt Jedem, der nur lesen kann und lesen will, schon gleich die Constitutio „Auctorem fidei“, auf welche Se. Heil. sich beruft, zu erkennen. Hier heißt es nämlich unter Anderem: „die Behauptung, es sei ein Mißbrauch der kirchlichen Autorität, wenn man sie über die Grenzen der Lehre auf das Aeußere ausdehnt, und das durch Gewalt erzwingt, was von der Ueberzeugung abhängt, und ferner, daß es gar nicht in ihren Bereich gehöre, durch äußere Gewalt Unterwerfung gegen ihre Decrete zu fordern, ist ketzerisch, — insofern dieser Satz beabsichtigt, daß

die Kirche nicht von Gott die Macht habe, — auch durch Zwanggesetze und heilsame Strafen die Widerspenstigen zum Gehorsame zu nöthigen" [9]). Was andererseits unter den kirchlichen und päpstlichen Rechten zu verstehen, davon haben noch die päpstlichen Protestationen gegen den westphälischen Frieden, gegen die Erklärung der gallikanischen Geistlichkeit von 1682 und gegen die Wiener Beschlüsse in Betreff der Kirchengüter und der Berechtigung der anderen Confessionen sattsam zu erkennen gegeben.

Wie es indessen leicht einzusehen ist, daß das von dem jetztlebenden Papste in Erinnerung gebrachte System durchaus identisch mit dem sogenannten mittelalterlichen, und daß es in sich selbst so folgerichtig ist, daß nicht die mindeste Veränderung darin vorgenommen werden kann, ohne den Bestand des ganzen Gebäudes zu gefährden, — so muß sich auch jedem unverblendeten Beobachter die Bemerkung aufdrängen, daß dieses System nirgends, selbst in Rom nicht, seine volle Geltung mehr habe, da, um nur des letzteren zu erwähnen, der Papst sonst auf keine Weise den Protestanten eine Capelle in seiner Residenzstadt hätte einräumen und hierdurch die römischen Rechtgläubigen, — wenn es deren noch gibt, — „der Gefahr der Ansteckung" hätte aussetzen können, tausend anderer Thatsachen zu geschweigen, durch welche in der neueren Zeit die päpstliche Praxis sich immer tiefer in Widersprüche mit der päpstlichen Theorie verwickelt hat.

Wenn nun auch — unseres Wissens — keine einzige zur römisch-katholischen Kirche sich bekennende Regierung die Disciplinargesetze und Rechte dieser Kirche und ihres Oberhauptes jetzt noch vollständig anerkennt und in Ausführung bringt, so finden sich doch noch, wenn auch selten, einzelne Bischöfe, welche sich zur päpstlichen Theorie zu bekennen scheinen, und — der großen Seltenheit halber — mag hier eines, solche Einmüthigkeit andeutenden Actenstückes Erwähnung geschehen.

II. Unterm $\frac{10}{22}$ Juni v. J. schrieb General Golowin, Generaldirector der Commission des öffentlichen Unterrichtes und der Culte in Polen, an den Bischof von Podlachien, Namens Gulkowski, um ihm sein Befremden darüber zu äußern, daß derselbe, dem Regierungsbefehle zuwider, das Verbot, gemischte Ehen einzusegnen, erneuert, und in seinem Hirtenbriefe vom 14. Mai v. J. die Stelle des heil. Chrysostomus angeführt, worin es heiße: „Wenn Ihr hören werdet: „„gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist,"" dann wendet diesen Grundsatz nur auf dasjenige an, was der Frömmigkeit und der Religion keinen Eintrag thut;

9) S. Eisenschmid's Bull. II. 570.

denn Alles, was dem Glauben und der Tugend zuwider, ist ein nicht dem Kaiser, sondern dem Satan entrichteter Tribut." — Der General erklärt dann, daß „die Regierung sich in solchem Falle ungern genöthigt sähe, auf nachdrücklichere Weise einzuschreiten (sévir), um künftig die Bekanntmachung ähnlicher Hirtenbriefe in der Diöcese von Podlachien zu verhindern."

Hierauf erwiederte ihm der Bischof unterm 28. Juni v. J.: „Er habe nichts Anderes auf jene Puncte zur Antwort zu geben, als der Regierung amtlich (officiellement) zu erklären, daß die Fragen dieser Gattung nicht zum Bereiche der weltlichen Gewalt gehören; daß das Benehmen eines römisch-katholischen Bischofes in dieser Beziehung in gar Nichts von der weltlichen Macht abhängig sei; daß nicht der Bischof sich revoltire, sondern die Regierung, welche offenbar gegen die Privilegien, Verordnungen und die Unabhängigkeit der Kirche handele, welcher allein unter allen Kirchen der Herr des Universums das Vorrecht gewährt, allmächtig (toute-puissante) auf der Erde zu sein." — „Die Regierung, heißt es weiter, kann sich nicht dadurch vertheidigen, daß sie sagt, ihre Verordnungen würden in anderen Diöcesen des Königreiches vollzogen; denn wenn auch die Zahl der Hirten dieser Diöcesen der aller Bischöfe des alten und gläubigen (fidèle) Polens gleich wäre, so würde dies doch nur wie ein einzelner Strom neben einem ungeheuren Meere sein im Verhältnisse zu der allgemeinen römisch-katholischen Kirche, deren Verordnungen ich mich treulichst zu fügen das Glück habe."

In Betreff der im Hirtenbriefe angeführten Stelle des Chrysostomus bemerkt Herr Gulkowski: „dieselbe habe keinen anderen Zweck, als den, welchen Gregor XVI. gehabt, als er unterm 9. Juni 1832 an die polnischen Bischöfe sein, auf Befehl der polnischen Regierung in die Zeitungen eingerücktes Rundschreiben erlassen, worin er sagte: „Es ist nur in dem Falle der Macht (pouvoir) ungehorsam zu sein (de désobéir) erlaubt, wenn sie Etwas fordern sollte, was dem Gesetze Gottes oder dem der Kirche zuwider wäre." Ihr in diesem Falle gehorchen, ist also nicht — ihr gehorchen, sondern dem Teufel einen Tribut entrichten." . . . Er schließt mit der Erklärung, daß „er eher alle Art von Verfolgung mit Ergebung zu ertragen hoffe, als daß er einen Schritt breit von seinen Pflichten als Hirten der Kirche abweiche" [10]).

Gibt sich uns nun in diesem Schreiben ein Bischof zu erkennen, der bereit ist, das Märtyrerthum für seinen römisch-, d. h. päpstlich-katholischen Glauben zu übernehmen, und seiner Redlichkeit und seiner Glaubens-

---

10) In Extenso finden sich beide Schreiben in der Gaz. de France und im Univers religieux vom Februar 1836.

consequenz halber unsere Hochachtung in Anspruch nimmt, so müssen wir doch andererseits auch die Beschränktheit seiner Einsicht bemitleiden, die ihn behaupten läßt, daß wenn auch in anderen Diöcesen Polens die Bischöfe sich den Machtbefehlen der Regierung fügen, „dies doch nur einem einzelnen Strome zu vergleichen sein würde im Gegensatze zu dem weiten Meere, des kirchlichen Gehorsams in der allgemeinen Kirche.“ Ist es doch eine ungemein leicht in Erfahrung zu bringende Thatsache, daß die immense Majorität der römisch-katholischen Bischöfe auf dem ganzen Erdenrunde, daß alle Bischöfe in Deutschland, Rußland, Ungarn, Böhmen, Scandinavien, Großbritannien, Frankreich, Holland, Spanien, Portugal, in der Schweiz und im übergrößten Theile Italiens und Amerika's in der Ausübung ihrer oberhirtlichen Functionen auf vielfache Weise sich die theils positive, theils negative Einwirkung der weltlichen Macht gefallen lassen! „Die gesetzgebende Gewalt, bemerkt Walter [11]), ist ein wesentlicher Bestandtheil der Kirchengewalt,“ und doch „hängt die verbindliche Kraft für die einzelnen Gläubigen von der Promulgation in der Diöcese ab, und dazu muß nach der alten Observanz fast aller Länder auch die weltliche Macht ihre Zustimmung ertheilen“ [12]). Wo hat ferner ein Bischof bis auf das Aeußerste der Säcularisation der Klöster und der Kirchengüter und so manchen anderen Einschreitungen der weltlichen Macht sich widersetzt? Gehören aber die noch von Gregor XVI. urgirten Lehrsätze in Betreff der kirchlichen und näher — der päpstlichen Gewalt zu den „unerschütterlichen Glaubenslehren (fidei dogm.) der römisch-katholischen Kirche,“ wo findet sich dann jetzt noch die wesentliche Glaubens-Einmüthigkeit zwischen den Mitgliedern dieser Kirche und dem Oberhaupte derselben, von welcher allein doch diese katholische Glaubensgenossenschaft ihren römischen Eigennamen erhalten? —

Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier die ganze Stufenleiter zur Anschauung bringen, welche von dem absoluten Glauben des Papstes selbst an seinen ihm angeblich „von Gott verliehenen Primat der Ehre, Autorität und Gerichtsbarkeit,“ kraft dessen „die Bischöfe ihm unterworfen (subjecti) sind,“ — bis zu dem rationalistischen Bischofe von Straßburg und so manchen, die päpstliche Souveränität und Intoleranz verwerfenden Oberhirten hinabreicht. Gesetzt aber auch, alle Bischöfe hielten fest an dem Mittelpunkte der kirchlichen Einheit, — wo ist die Regierung, die noch den Papst in seiner kirchengesetzlichen Machtvollkommenheit anerkennt; wo ist das Volk, welches sich demselben gläubig unterwirft? —

11) Kirchenrecht. 5te Auflage. S. 326.
12) Ebend. S. 327.

Mögen immerhin einzelne Oberhirten auf der pyrenäischen Halbinsel und in der Schweiz ihre Schafe aufwiegeln gegen die reformirenden Regierungen, — mögen hier und dort einzelne päpstlich Rechtgläubige den verfassungsmäßigen Bürgereid verweigern, weil Gewissens-, Cultus- und Preßfreiheit unvereinbar sind mit römisch-katholischer Lehre, Disciplin und Verfassung, — mag immerhin der Verfasser der Curiosa im Weiß'schen Katholiken die Toleranz persifliren und den fanatischen Feuereifer eines Phinees und Samuel präconisiren[13]), so ist doch Nichts gewisser, als die stätig und in mehr als geometrischer Progression zunehmende Meinungsverschiedenheit in der römisch-katholischen Kirche, welche Gregor XVI. noch jüngsthin[14]) die Klage abgenöthigt hat: „ach, wie unglücklich und Unseren Wünschen entgegengesetzt ist der Zustand der Zeiten! Denn die Uebel, welche gleich bei dem Anbeginne Unseres Pontifikates die Kirche heimgesucht hatten, finden Wir nicht nur in keiner Hinsicht vermindert, sondern auch dergestalt von Tag zu Tag vermehrt, daß sie Uns selbst inmitten der Glückwünschungen den Schmerz, von dem Wir verzehrt werden, nicht einhalten lassen," weßhalb denn die Cardinäle aufgefordert werden, „jener Gottesmutter in gemeinsamem Gebete mit Sr. Heil. sich demüthig nahend, sie um ihre Hülfe anzuflehen in diesen Drangsalen der Kirche, damit durch sie, die Zerstörerin aller Ketzereien, die Meinungsspaltungen gehoben, die Wirren geschlichtet, Ruhe und Frieden zurückgeführt werden mögen, und dann die Tochter Sion ablege das schmutzige Trauergewand und anthue das Kleid der Freude."

38.

Zeitstimmen.

I. Universal-Kirchenzeitung.

„Es ist dringend Zeit," meint Herr Dr. Creizenach in der israëlitischen Abtheilung der „Unparteiischen Universal-Kirchenzeitung" (1837. Nro. 2), — „daß die Juden mit sich selbst über das, was der Talmud für sie ist und sein soll, in's Reine kommen." Er selbst

13) Februarheft 1836.

14) S. Allocution im geheimen Consistorium am 1. Februar 1836.

aber scheint damit bereits völlig in's Reine gekommen zu sein; denn er stellt als Thesen auf: „es habe nie ein authentischer Codex des Talmud existirt; die Mischna und die Gemara seien unvollendete Werke" u. s. w.

„Der Hauptgewinn der Straußischen Schrift," so versichert Herr Dr. Stephani in der protestantischen Abtheilung derselben Zeitung „bestehe darin, daß dadurch die protestantisch-theologische Welt sich genöthigt sieht, theils ihren Fleiß dem zuzuwenden, was von der protestantischen Kirchenlehre allein vor dem Gerichtshofe historischer Kritik als ewige Wahrheit sicher gestellt werden kann; theils dem zu entsagen, was in der protest. Kirchendogmatik Irriges und Unheilbringendes noch aus früheren Zeiten stehen geblieben."

Herr Dr. Staudenmaier aber behauptet in der katholischen Abtheilung (Nro. 1): „die Haupttendenz der Universal-Kirchenzeitung könne keine andere sein, als: die gegenseitige Stellung der Kirchen zu einander so zu begreifen, wie sie an sich und wie sie in der Gegenwart ist, mit unverwandtem Hinblick darauf, daß wir uns Alle innerlich nach einem kommenden tiefen Frieden sehnen."

So tritt hier Dr. Creizenach den rabbinischen, talmudistischen Israeliten, Dr. Stephani den streng Schrift- und Symbolgläubigen, Dr. Staudenmaier den starren Kirchengläubigen entgegen. Zugleich protestirt in einer Anmerkung der Spezialredakteur der protestantischen Abtheilung, Dr. Kirchner, gegen eine Behauptung des Dr. Stephani, und der kathol. Generaldirektor der Zeitung, Dr. Höninghaus, gegen mehrere Behauptungen des Dr. Staudenmaier. Das in Nro. 2 mitgetheilte Fragment eines Briefes des Königs von Griechenland belobt aber das Unternehmen des Herausgebers, als hinarbeitend auf „die Eintracht der Völker."

*

II. Bischof Neander.

Wir erfahren durch die Rede, welche Dr. Neander, Bischof der evangel. Kirche, k. wirkl. Oberkonsistorialrath, Generalsuperintendent der Provinz Brandenburg und Probst zu St. Petri, auch Ritter des rothen Adlerordens 2ter Klasse mit Eichenlaub, am 22. August 1837 im Rittersaale des königl. Schlosses zu Berlin, bei der Feier des Krönungs- und Ordensfestes, gehalten, — nicht nur, was schon oft gesagt worden: „daß es die Bestimmung des Christenthums sei, das ganze Leben mit seiner heiligen Kraft zu durchdringen," sondern auch, daß diese Wahrheit „unserm Zeitalter um so nachdrücklicher vorgehalten werden

müsse, je mehr es im Begriffe sei, sich von der Anerkennung derselben zu entbinden."

* * *

III. Döllinger's akademische Jeremiade.

Die öffentliche Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu München am 25. August 1837 zur Feier des Geburts- und Namensfestes des Königs von Baiern — wurde von Herrn Dr. Döllinger mit einer Rede eröffnet, die, mit Bezug auf Guizot's Klagen, sich ebenwohl in sehr — bittere Klagen ergoß. So meinte Hr. Döllinger, „das — alles und jedes Wissen verknüpfende Band sei gelöset und die einzelnen Zweige der Wissenschaften seien zerrissen!... Aber schlimmer noch als die Spaltung der individuellen Gesinnungen, als das zerreißende Hinzerren der Gemüther nach jenem, was keinen Bestand hätte noch haben könnte, sei die allgemeine Verbreitung eines eigenthümlichen antihistorischen Sinnes... welcher auch unserer Literatur ihren Charakter einhauche. So hätten wir jetzt statt großer umfassender Werke — rhapsodische Auszüge ohne festen Ausgang und sicheres Ziel... Die Schulen der Gelehrsamkeit — seien dem kleinlichen Sektengeiste und selbst der Keckheit individueller Beschränktheiten gewichen... Nicht so gar selten müsse ein witziger Einfall die Stelle gründlich erforschter Wahrheit vertreten... Das endlich sei der größte Fehler des wissenschaftlichen Treibens unserer Zeit, daß es zuviel vom Treibhause, zu wenig von gesetzmäßiger Entwicklung eines kräftig in Gottes freier Natur auf organische Weise emporstrebenden Stammes in und an sich habe." — Gutes und Erfreuliches aus unserer Zeit wußte Hr. Döllinger blutwenig, — ein Heilmittel aber eben so wenig als die Ursache der allgemeinen Krankheit anzugeben. Die ganze Rede war für alles Andere, nur gerade nicht für eine Festrede zu halten.

* * *

IV. Friedrich Wilhelm I. von Preußen über Kirchenvereinigung.

In Nro. 6 der protestantischen Abtheilung der unparteiischen Universal-Kirchenzeitung v. 1837 wird erinnert an ein Schreiben Friedrich Wilhelm I., Königs von Preußen an einen Propst Roloff zu Friedrichsfelde, welcher der, von jenem Könige gebotenen Vereinigung der Lutherischen und Reformirten widerstrebte. In diesem Schreiben heißt es u. a.: „Der Unterschied zwischen unsern beiden evangelischen

Religionen ist wahrlich ein Pfaffengezänk; . . . wenn man es examinirt, so ist es derselbe Glaube in allen Stücken. Nur auf der Kanzel da machen sie eine Sauce, eine saurer als die andere, Gott verzeih allen Pfaffen; denn die werden Rechenschaft geben müssen am Gerichte Gottes, daß sie die Schulratzen aufwiegeln, das wahre Werk Gottes in Uneinigkeit zu bringen . . . Gott gebe allen seinen evangelischen Kindern, daß sie ewig seine Gebote halten, und daß Gott möge zum T — l schicken alle die, welche Uneinigkeit verursachen."

* * *

V. Die drei Worte des verewigten Propstes Hanstein.

Die protestantische Abtheilung der Univ.-Kirchen-Ztg. (v. 24. Septbr 1837) theilt drei merkwürdige, von Berlin aus datirte Briefe des verewigten Propstes Hanstein mit. Im ersten (v. 30. Jan. 1817) an Dräseke klagt er: „hier bei uns will's ganz so scheinen, als sollten Alle die Finsterniß, die Mystik, den blinden Glauben, den Buchstaben des Wortes, des lebendigen, mehr lieben, als das Licht . . ." Im zweiten (auch v. 1817) klagt er: „es sei gar schwer über Festmaterien heilig und kräftig zu reden, ohne dem Geist der Zeit zu huldigen, der alles daran setzt, die Dogmatik der Väter (!) wieder in Gang und Glauben zu bringen, weil er nicht weiß, was er will" . . . Im dritten (an Luthers Todestag), wünscht er klagend: „Ach! möchten alle einzelne und zerstreute Männer — ich meine die wahren und rechten, — sich die Hand bieten — um Eins zu sein, wie ein Mann, um zu halten, wie ein großer Pfeiler, den sinkenden Dom der protestantischen Kirche. Dann hätten sie leichtes Spiel gegen den Geist des Tages, der eigentlich ein Nachtgeist ist, aber eben darum ein gewaltiger. Doch, der Herr wird ihn in unsere Hand geben; ich meine in die Hand derer, die mit uns gleich denken, und mit uns drei hohe Worte haben, leuchtend, wie drei Sterne in der Dunkelheit der Welt: Christus — Luther — Bibel! Und diese drei sind Eins!" —

39.

Denkgläubig-biblische Kirche in Deutschland.

Am 3. Dezbr. 1837 ist zu Speier die Generalsynode der protestantisch-evangelisch-christlichen Kirche des baierschen Rheinkreises eröffnet worden. Diese Kirche ist im J. 1818 durch die Union zwischen den dortigen Lutheranern und Calvinisten zu Stande gekommen, welche sich darüber einverstanden erklärt haben, daß es zum innersten Wesen des Protestantismus gehöre, stets auf der Bahn wohlgeprüfter Wahrheit mit ungestörter Glaubensfreiheit voranzuschreiten, und, bei aller Achtung für die allgemeinen Symbole und die besonderen symbolischen Bücher, doch keinen anderen Glaubensgrund und keine andere Lehrnorm anzuerkennen, als allein die h. Schrift. Der demnächst von der Generalsynode angenommene und vom Könige genehmigte Katechismus ist im Sinne des Denkglaubens, mit Umgehung aller supernaturalistischen Grundsätze durchgeführt. Für diese Principien haben gleich Anfangs 40,167 selbstständige Kreisbewohner, dagegen nur 539 sich ausgesprochen. Vor vier Jahren hat zwar ein Restaurationsversuch zu Gunsten des sog. Supernaturalismus begonnen, an deren Spitze der Consistorialrath Rust, früher Professor zu Erlangen, sich gestellt; sämmtliche Diöcesansynoden haben sich aber dagegen erhoben und die ganze, am 3. Dezbr. eröffnete Generalsynode besteht aus Anhängern der Union. —

40.

Prophezeihungen.

Aus dem kürzlich erschienenen „Mémoire sur la faculté de prévision par I. P. F. Déleuze“ (nach dessen Tod herausgegeben von Mialle) entnehmen wir folgende Angaben:

In dem Dedikationsschreiben vom 14. März 1547, in welchem Nostradamus sein liber mirabilis Heinrich II. gewidmet, kündigt derselbe an: der christlichen Kirche stehe eine Verfolgung bevor, größer als die afrikanische, „et durera ceste cy jusqu'à l'an 1792 que l'on cuidera estre une *renovation de siècle*[1]).“ (Bekanntlich begann die Aera der französischen Republik am 22. September 1792).

Anton Couillard, sieur du pavillon, berichtet in seinen 1560 zu Paris gedruckten „Contredits,“ zu seiner Zeit sei eine Prophezeihung in Umlauf gewesen, wonach die planetarische Welt, Emblem der politischen Welt, mit einer ungeheuren Revolution bedroht sei, die im J. 1789 beginnen würde, und deren Wirkung 25 Jahre später (also 1814) aufgehalten oder aufgehoben werde. — (S. 104).

Als Clemens XIV. den Jesuitenorden aufhob, kündigte eine Bäuerin, Namens Bernardina Renzi, an, der Papst werde im nächstfolgenden September sterben, aber die Gläubigen würden dem Verstorbenen nicht, wie gewöhnlich, die Füße küssen, und seine Leiche nicht, wie es herkömmlich war, in der Peterskirche ausgestellt werden. Der Papst, als ihm diese Aussage bekannt geworden, ließ das Mädchen, das übrigens unbescholten war, am 12. Mai 1774 gefänglich einziehen. Als die Sbirren zu ihr kamen, sagte sie: „Ganganelli kerkert mich ein, aber Braschi wird mich freilassen.“ Ganganelli starb am 22. September 1774, und als er eben verschieden war, ging Bern. Renzi, die im Kloster zu Montefiascone eingesperrt war, zur Superiorin und sagte ihr: „Sie können Ihren Untergebenen die herkömmlichen Gebete für den h. Vater befehlen; er ist gestorben.“ Cardinal Braschi wurde am 10. October 75 als Pius VI. Papst — B. Renzi bald darauf der Haft entlassen. — (S. 108).

1) Der Schluß ist hier weggelassen, der so heißt: „apres commencera le peuple romain de se redresser et de chasser quelques obscures tenèbres.“

In den periodischen Blättern des Jahres 1778 erschien ein Gedicht, welches Herrn de Lille, einem Offizier des Regiments Champagne zugeschrieben wird. Von sämmtlichen in Erfüllung gegangenen Strophen heben wir nur folgende aus:

De même pas marcheront
Noblesse et rôture;
Les français retourneront
Au droit de nature;
Adieu parlemens et lois,
Adieu ducs, princes et rois, . .

Puis, devenus vertueux,
Par philosophie,
Les français auront des dieux —
A leur fantaisie.
Nous reverrons un ognon,
A Jésus damer le pion [2]).

Plus de moines langoureux,
De plaintives nones;
Au lieu d'adresser aux cieux
Matines et nones;
Nous verrons ces malheureux
Danser, abjurant leurs voeux etc. etc. (S. 110 ff.)

Dreizehn Jahre vor dem Ausbruche der Revolution machten folgende Worte des Pater Beauregard, die er in der Notredame-Kirche in einer Predigt zur Gemeinde sprach, großes Aufsehen: „Oui, vos temples, seigneur, seront dépouillés et détruits, vos fêtes abolies, votre nom blasphémé, votre culte proscrit. Mais, qu'entends-je? grand Dieu! que vois-je? Aux saints cantiques que faisaient retentir les voûtes sacrées en votre honneur, succèdent des chants lubriques et profanes! et toi, divinité infame du paganisme, impudique Vénus! tu viens ici même prendre audacieusement la place du Dieu vivant, t'asseoir sur le trône du saint des saints, et recevoir l'encens coupable de tes nouveaux adorateurs.“ (S. 112.)

Aus Steinbeck's „der Dichter ein Seher“ (S. 597) fügen wir noch hinzu, erst, was Schiller 1794 ausgesprochen:

„Die französische Republik wird eben so schnell aufhören, als sie entstanden ist; die republikanische Verfassung wird in eine Art Anarchie übergehen, und früher oder später wird ein geistvoller, kräftiger Mann er-

---

2) Im Kalender der Republik von 1793 vertritt u. a. auch die Zwiebel die Stelle eines Heiligen.

scheinen, er mag kommen, woher er will, der sich nicht nur zum Herrn von Frankreich, sondern auch von einem großen Theile Europa's machen wird;" — dann (von S. 592), was in einem Almanach von 1730 stehen soll (s. Allg. Ztg. 1832, Nr. 317, S. 1268):

„Or François, écoutez.
Dans cent ans bien comptez,
Après trois jours de gloire
Vous aurez trois ans de déboire."

wobei Dr. Steinbeck bemerkt, daß auch der letzte Theil dieser Weissagung in Erfüllung gegangen, indem erst seit 1834 die Unsicherheit in Frankreich aufzuhören und der tiefgesunkene Wohlstand sich wieder zu heben begonnen. —

Zum Schlusse führen wir aus der, von Heinrich v. Bulow hinterlassenen, 1809 zu Philadelphia erschienenen Schrift: „Nunc permissum est" — folgendes von Grégoire (Hist. des sect. relig. 1828. Vol. V. p. 104 ff.) Beigebrachte an:

„Les *Français* serviront de levain régénérateur. Ils seront les *St. Jean-Baptiste* du second avénement du seigneur, c. à. d. du Christianisme. Ils prépareront le chemin sans le savoir. Les autres nations de l'Europe s'imaginent que les Français sont les plus corrompus; et c'est le contraire . . ." Von 1842 bis 1847 aber „werde man anfangen, die neue Kirche öffentlich anzuerkennen."

41.

Die drei Welttheile der nördlichen Hemisphäre.

Ein merkwürdiges Schauspiel bieten jetzt Asien, Europa und Nordamerika dar. In den Hauptstaaten des Orients, wozu jetzt noch Rußland und die Türkei zu zählen sind, — ist geistliches und weltliches Regiment noch ungetrennt. In China herrscht der Kaiser als Sohn des Himmels, im Reiche der Osmanlis der Großsultan als Nachfolger der Propheten, in Rußland der Czar als das Oberhaupt der griechischen Kirche. In Indien ist der Bramine ein geborner Fürst, der Sudra unwiderbringlich ein Sclave. —

In Europa hingegen ist staatliches und kirchliches Wesen aus einander getreten und durch Entwicklung des allgemeinen, menschlichen Rechtes und der Wissenschaft in höherer Vermittlung begriffen.

Nordamerika endlich sehen wir in einem doppelten Widerspruch befangen. Die vereinigten Staaten haben das religiöse Leben sich selbst überlassen, während der Generalcongreß von Mexiko eine Verfassung dekretirt hat, deren erster Artikel die Ausübung jedes anderen Kultus, als des römisch = apostolisch = katholischen verbietet. Im entschiedensten Widerspruch aber mit der streng hierarchisch=monarchischen Verfassung dieser Kirche will der 3te Art. der Merik. Verfassung, daß die Form der Regierung republikanisch, repräsentativ und populär sei. — Ebenso hat der Congreß der Verein = Staaten, im Widerspruche mit den naturrechtlichen Grundlagen ihrer Selbstemancipation, die Petition von Massachussets für Abschaffung der Sklaverei mit 121 gegen 95 Stimmen verworfen, wonach für diese Staaten eben so gewiß eine Scheidung der nördlichen freisinnigen von den südlichen sklavischen Provinzen vorauszusehen, wie für Merikо noch eine Reihe convulsivischer Ausbrüche des Widerspruches zwischen seinen despotischen und republikanischen Elementen.

42.

Divinationen.

---

a.

Chinesische Messiashoffnung.

Dem Singapore - Chronicle zufolge heißt es im 29sten Hauptstück des Chung - yung, einem moralischen Buche, welches ein Enkel des Confucius (der im 6. Jahrh. v. C. lebte) geschrieben: „Der gute Fürst legt die Grundlage zu seinen Handlungen in sich selbst; er führt in die Mitte seines Volkes die Ehrfurcht vor seinem eignen Beispiele ein; er vervollkommnet sich ohne blindes Vorurtheil nach dem Beispiele der Gründer der drei ersten Dynastien; er bestimmt seine Handlungen unaufhörlich in Uebereinstimmung mit Himmel und Erde; er herrscht über die Seinen und findet keinen Grund zu Zweifel und Unruhe, in dem er zuversichtlich den

heiligen Mann erwartet, der da kommen wird am Ende von Jahrhunderten."

b.

Orientalische Präoccupationen.

„Ein immer lebhafteres Vorgefühl der Intervention des Christenthumes zur Wiedergeburt der orientalischen Welt," schreibt ein französisches Blatt (im J. 1837) „ist seit langer Zeit im Morgenland verbreitet. Man lese nur die Reiseberichte des Herrn v. Lamartine, den Briefwechsel der Herren Michaud und Poujoulat. Die entlegensten Gegenden Asiens sind nicht frei von solchen Präoccupationen. In Mitten der Afghanen und der Usbeken des K.-Reichs Bokhara schreibt Alex. Burnes folgende merkwürdige Zeilen: „Ich habe aus ihren Gesprächen erfahren, daß bei den Muselmännern ein Glaube herrscht an die Zerstörung ihrer Religion durch die Christen. Christus, sagen sie, lebt noch, während Mahomed todt ist."' (Die Orientalen meinen nämlich, Judas sei durch ein Wunder mit der Gestalt Christi bekleidet und so von den Juden als der Gottmensch gekreuzigt worden). „Sie ziehen aber aus jenem Glauben die seltsame Schlußfolge: „wann J. Christ vom vierten Himmel herabgestiegen, dann wird die ganze Welt Musulman." Zu bemerken ist jedoch, daß Musulman, oder vielmehr Muslim (dessen Abwort jenes ist) zu sein, nur bedeutet, seinen Geist den Offenbarungen Gottes unterwerfen; Islam aber bezeichnet die Vollziehung dieses Aktes." —

c.

Kairwan und eine mahomedanische Prophezeihung.

In der im Sommer 1837 erschienenen ersten Lieferung der Reise des evang. Mission. C. F. Ewald von Tunis nach Tripolis" lesen wir S. 49 folgendes: „Nur eine Tagreise von Munastir liegt die sehr berühmte Stadt Kairwan, daselbst befindet sich das Grab eines Jugendfreundes Mahomed's, und die größte und schönste, mit 500 Granitsäulen geschmückte Moschee der Berberei. Dahin wallen die Pilger, denen es nach Mekka zu reisen nicht vergönnt ist. Die Sage behauptet: einst werde Mekka in die Hände der Christen fallen, und dann werde Kairwan der große Wallfahrtsort der Moslemin werden" ... Der Ort wird für so heilig gehalten, daß kein Christ ohne ganz besondere Erlaubniß des Bey und dann nur unter Begleitung von mehreren Mameluken diese Stadt betreten darf... In der Kapelle, die über das Grab des Heiligen gebaut ist, wird Tag und Nacht der Koran gelesen."

d.

Der ewige Christ.

„Der Messiasglaube, so schreibt ein Hr. M. D. in der protestant. Abthlg. der Universal-Kirchenztg. v. 7. Decbr. 1837, das verjüngende Princip des Judenthums ist erloschen, nachdem der wahre Messias erschienen. Es ergeht seitdem den Juden mit ihrer Hoffnung auf den Messias, wie den Christen mit der auf seine Wiederkunft. Diese Hoffnung," (richtiger: Furcht) „beseelte die ganze christliche Zeit. Nachdem aber das Mittelalter zu Ende gegangen, haben die Christen, so die neue Zeit nicht begreifen konnten, ihre Hoffnung ebenfalls von der Erde in den Himmel verlegt. Das verjüngende Princip des Christenthums ist ebenfalls erloschen, und es wird einen ewigen Christen" (richtiger vielleicht: einen ewigen Katholiken) „geben, wie es einen ewigen Juden gab. Die große Hoffnung des Christenthums erscheint, nachdem Christus gesiegt, als entbehrliches Anhängsel"...

e.

Neue Kirche.

Jetzt, wo mit solcher Bitterkeit über kirchliche Verhältnisse gestritten wird, ist es erfreulich, von Männern, ausgezeichnet durch Einsicht, Erfahrung und berufliche Stellung, Aeußerungen zu vernehmen, wie die nachfolgende, welche wir einem Aufsatze des Herrn Generalsuperintendenten Dr. K. G. Bretschneider in der Allg. Kirch. Ztg. (No. 14.) 1838 „über die Zukunft der evangelischen Kirche, besonders in Deutschland," — entnehmen. Hier heißt es: „Wir können und müssen hoffen, daß beide Kirchen, die katholische und die evangelische, immer mehr einander näher kommen werden. Nicht etwa, als ob je die eine Kirche die andere in sich aufnehmen könnte; — solche Erwartung wäre eine eitle; — sondern das wird immer mehr geschehen, daß beide Theile sich in christlicher Liebe vertragen lernen und endlich mehr und mehr in einem Dritten zusammen kommen werden, nämlich in der religiösen Wahrheit. Die Grundlage dazu ist in den beiden Kirchen in dem Christlichen, das ihnen gemein ist, enthalten. Dieses Dritte, in welchem endlich beide Kirchen aufgehen dürften, ist aber weder die kath. Kirche mit ihren Tridentiner Beschlüssen, noch die evangelische mit ihren zahlreichen symbolischen Büchern, sondern eine neue Gestaltung, welche die göttliche Vorsehung durch den Geist der Wahrheit in's Leben führen wird." —

III.

Tabletten

zur

Völker- und Weltkunde.

Tabletten zur Völker- und Weltkunde.

1.

C h i n a.

a.

D a s J y - S c h i.

In der am 6. Februar 1836 gehaltenen Sitzung der königl. a s i a t i s c h e n G e s e l l s c h a f t zu London wurden „Bemerkungen des Rev. C. G u t z l a f f zu Canton über ein berühmtes chinesisches Geschichtswerk, „Yih-She“ (Jy-Schi), welches unter Kang-hi (im 17. Jhdt.) in 50 Bänden erschienen,“ vorgelesen. Diesem Berichte zu Folge ist das Jy-Schi eine Sammlung der Aussprüche, Maximen und Meinungen der größten Weisen und Staatsmänner von China, von den ältesten Zeiten herab bis zur Chow (? Tscheu-) Dynastie (? im 12. Jhdt. v. C.) und mehr eine Gedanken- als eine Ereigniß-Geschichte. Folgendes ist eine Probe daraus: „K w a n - T s z e, ein Philosoph und Staatsmann am Hofe des Tse, gebeten, die Beschaffenheit einer hirtlichen Regierung anzugeben, antwortete: Wer wie ein Hirt seines Volkes handeln will, muß Vorräthe sammeln zu gehöriger Zeit; denn, wenn ein Land reich an Gütern ist, strömen Fremde herbei und das Volk gewinnt sein Land lieb. Sind die Magazine voll, dann beobachtet man die Regeln des Anstandes (étiquette), und wohl versehen mit Nahrung und Bekleidung, achtet man auf seine Ehre und vermeidet Ungnade. Ehren die Obern die Institutionen des Landes, dann sind die Verhältnisse aller Klassen untereinander fest begründet. Werden Gerechtigkeit, Bescheidenheit und Anstand beobachtet, dann wird das königliche Gesetz zur Wirklichkeit. Wird der öffentliche Geist des Volkes gefördert, dann werden die Satzungen des Reiches beobachtet und das Criminalgesetzbuch kann eingeschränkt werden. Das Volk wird gelehrig und gehorsam, wenn die Verehrung der Götter eingeschärft und befestigt wird.“

b.

Fo-kue-ki.

Aus Ampère's reichhaltigem Bericht über dieses Werk (v. Aug. 37) schöpfen wir folgende Angaben, die uns besonders beachtenswerth scheinen. Der chinesische Fo-Priester Fa-hian unternahm, im Jahre 499 uns. Zeitrechnung, aus Glaubenseifer eine Reise durch die westlich von China belegenen Länder, in denen damals der Buddha- (od. Fo-) Dienst in seiner Blüthe stand. Von ihm hat sich das Werk **Fo-kue-ki**, d. h. „Beschreibung der Buddhist. Reiche" erhalten, welches von Hrn. Abel-Remusat übersetzt, von ihm, und nach seinem Tod theilweis von Jul. Klaproth und von Hrn. Landresse mit Anmerkungen begleitet, von dem letzteren kürzlich herausgegeben worden ist. Fa-hian hat in 16 Jahren eine Strecke von ungefähr 3000 Meilen durchreist, indem er von Nordchina aus, seinen Weg durch die große Sandwüste der Tartarei nehmend, über Kaschmir nach Afghanistan und Persien, und von hier über Indien, Ceilon und Java zurück nach China gepilgert. Sein Reisebericht bringt manche neue Thatsachen. So ersieht man aus demselben, daß die Lehre Buddha's im IV. Jahdt. n. Chr. am rechten Ufer des Indus in Kaferistan Wurzel gefaßt hatte. Im centralen Indien fand Fa-hian diese Lehre herrschend und blühend. Nicht minder merkwürdig ist, daß auch die Lehre der Tao-szö, bekanntlich eine kurz vor Kung-fu-dsu entstandene Sekte der chinesischen Himmelsvernunft, — damals in Indien Aufnahme gefunden. Viel ist bei Fa-hian von Irrlehrern die Rede, wie es denn schon zu Buddha's Zeiten 96 ketzerische Sekten gegeben haben soll! Eine Vergleichung indischer, chinesischer, cingalesischer, birmanischer, japanischer, tübetischer und mongolischer Sagen über den Ursprung des Buddhismus macht es höchst wahrscheinlich, daß Buddha um die Mitte des X. Jahrhdts. v. Chr. geboren. Fa-hian's Reisebericht bestätigt diese Annahme; auch erfahren wir durch ihn mit Bestimmtheit, daß die Wiege jener Religion und vermuthlich der Geburtsort des Stifters am Ganges zu suchen ist. — Der Sage nach war Buddha früher gleichzeitig im Himmel ein Gott und auf Erden ein heiliger König (wie Jehovah). In dieser Götterseligkeit aber überkam ihn die Sehnsucht, das Menschengeschlecht zu retten. Er selbst wählte sich die Mutter aus, die ihn gebären sollte, stieg herab und wurde unseres Gleichen, um uns zu erlösen, d. h. uns aus dem stürmischen Meere des Geburtenwechsels in den Sicherheitshafen ewiger Versunkenheit in Buddha zu befördern. Durch die wahre Lehre kann man

sich nämlich über alle irdischen Leiden und alle Wechsel des Daseins erheben, indem man alle Begierden unterdrückt, und durch vollkommene Seelenruhe zur Herzensreinheit und hierdurch, — wie auch Sophi's und viele christliche Mystiker lehrten, — zur Vergottung, zum Versunkensein in Gott gelangt. So abstrakt übrigens auch die Metaphysik oder reine Dogmatik des Buddhismus, so mannigfaltig und verworren ist seine Mythologie. Unsere Kunde von dieser letztern erhält durch Fa-hian's Reisebericht vorzugsweise vielfache Bereicherungen. — Alle Länder, wo der Buddhismus Wurzel geschlagen, haben sichtbare Spuren von der einstmaligen Anwesenheit des göttlichen Stifters und seiner Wunder aufzuweisen. Unter anderen zeigte man unserem Pilger den Ort, wo Buddha, auf der Flucht vor seinen Feinden, von einem armen Brahmanen (dessen Kaste bekanntlich die Buddhisten verfolgte) um einem Almosen angesprochen wurde, und, da er selbst, als Büßer, ganz ohne Mittel war, sich binden und dem Könige — seinem Feinde — ausliefern ließ, damit das Geld, welches die Ueberbringer zum Lohne empfingen, als Almosen dienen könne! — Eine Menge anderer Handlungen, die von ihm erzählt werden, beweisen seine universelle Hingebung, seine unerschöpfliche Liebe zu allen Kreaturen, wie er u. a. sich von einer Tigerkatze auffressen läßt, um sie vom Hungertode zu retten! Daher athmet auch die Buddhistische Moral zarte Schonung, die sich auf alle Geschöpfe erstreckt. Durch den Einfluß dieses Religionssystems wurde zu Attila's Zeit in dem Lande, wo jetzt die rohen Afghanen hausen — die Todesstrafe abgeschafft, und Fa-hian berichtet, daß in der Buddhist. Stadt Magadha öffentliche Hospitäler waren, wo „man die Armen, Waisen und Krüppel mit allem versorgte, „was sie bedürfen, und wo die Kranken unentgeldlich behandelt und verpflegt wurden." — Das hier Angeführte wird hinreichen, auf ein Werk aufmerksam zu machen, welches einen reichen Beitrag liefert zur Kunde des Buddhismus und seiner Geschichte, einer Religion, welche noch gegenwärtig mehr Bekenner zählt, als Mahomed, Christus und Moses. —

c.

Chinesische Tabletten.

Der verstorbene Bischof von Capsa, Hr. Bruguière, zum apostolischen Vikar und zum Vorsteher der katholischen Mission in Corea ernannt, durchreiste die Hauptheile des chinesischen Reiches, um an seinen Bestimmungsort zu gelangen. Das Tagebuch, welches er auf dieser Reise geführt, ist im fünfzigsten Heft der Annales de la propagation de la foi, einer



Fortsetzung der bekannten Lettres édifiantes, veröffentlicht worden. Das Londoner Athenäum theilt Mehreres aus demselben mit und begleitet es mit einigen interessanten Bemerkungen. Wir entlehnen daraus folgende Tabletten:

I.

Die Sträflingen-Kette.

Der Bischof, um ungefährdet China zu durchreisen, mußte Tracht und Gebräuche der Einwohner annehmen. Zuweilen bediente er sich eines Fuhrwerks, meistens ging er zu Fuß. Als Mandarin verkleidet fuhr er eines Tages auf der Straße der Provinz Chan-si. „Hier begegneten wir," schreibt er, „einigen Sträflingen, welche in die Verbannung geführt wurden, zusammengebunden an einer langen Kette. Als sie uns gewahrten, setzten die Soldaten, die sie begleiteten, sich auf den Boden; nur einer derselben hielt das Ende der Kette. Sofort erhob sich ein Streit zwischen den Sträflingen und meinen Führern." „Wir müssen Geld haben," schrien die Verbrecher. „Ihr bekommt keins," erwiederten jene. „Dann lassen wir uns von den Rädern eures Wagens überfahren," riefen die Bösewichter, und warfen sich nieder auf die Mitte der Landstraße. „Räumt den Weg," schrie der Fuhrmann. „Wir wollen nicht. Gebt uns Geld, oder wir lassen das Leben hier auf der Stelle."

Von Worten kam es zu Schlägen. Meine Begleiter zogen sie bei der Kette von den Rädern weg, nicht ohne hierbei einige derbe Stöße zu empfangen. Indessen setzte mein Führer sich tapfer zur Wehre und blieb Meister des Schlachtfeldes. Unglücklicherweise hatten die Sträflinge ihre Weiber bei sich, und diese nahmen ihre Stelle ein und erneuerten den Kampf. In diesem Lande, selbst zur eigenen Vertheidigung, an Frauen die Hand zu legen — ist ein Staatsvergehen. Man mußte also seine Zuflucht zu Bitten und freundlichen Reden nehmen. Mein Dollmetsch, der sehr höflich war, hielt an die Frauen eine einschmeichelnde Rede; aber Nichts vermochte sie in ihrem Vorsatz wankend zu machen. Sie legten sich unter die Pferde und erklärten, daß sie ohne Geld nicht weichen würden. Wir mußten endlich unterhandeln und um ungefähr sechs Franken freien Durchzug erkaufen. Wir hätten zwar zu einem Mandarin unsere Zuflucht nehmen können; aber die Klagführung würde mich unmittelbar der Gefahr, entdeckt zu werden, ausgesetzt haben. Die Soldaten sahen zu, als wenn dieser Streit sie gar nichts anginge. Statt die Frechheit ihrer Gefangenen zu zügeln, blieben sie ruhige Zuschauer, ohne Zweifel, weil sie ihren Antheil an dem Gelde haben sollten. In einigen Bezirken

rauben sie öffentlich, begehen hierbei jedoch selten einen Mord. Ungefähr dreißig Meilen im Bereiche von Pekin bestand vor einigen Jahren eine Gesellschaft von Räubern. Die Magistrate, welche für die öffentliche Sicherheit sorgen sollten, begünstigen diese Unordnung und haben ihren Antheil am Raube."

II.

Die Pe-Lien-Kiao's.

Als der Bischof sich zu Sivang aufhielt, ließ der Vicekönig, beunruhigt durch die Excesse der Pe-Lien-Kiao's, der sg. Verehrer der Lotusblume (Nymphaea) eine strenge Untersuchung über diejenigen ergehen, welche im Verdachte standen, sich zum Christenthume zu bekennen, wahrscheinlich in der Meinung, daß zwischen diesen beiden Glaubensgenossenschaften irgend eine nähere Beziehung stattfinde. Der arme Bischof war bei dieser Gelegenheit großen Gefahren ausgesetzt, entging ihnen aber mit Hülfe einiger Mandarine, welche die Meinung ihrer Vorgesetzten nicht theilten. Da wir den Namen einer geheimen Gesellschaft genannt haben, welche wahrscheinlich in nicht sehr ferner Zeit die Verfassung des himmlischen Reiches ändern wird, so wollen wir hier den unzureichenden Bericht des Bischofs aus anderen Quellen ergänzen.

Seit der Eroberung von China durch die Mantschu-Tartaren vor zwei Jahrhunderten besteht dort eine starke Partei, welche eifrig darnach trachtet, die alte National-Dynastie wieder herzustellen. Die Mitglieder derselben, von der kaiserlichen Regierung streng überwacht, haben eine geheime Gesellschaft gebildet, der freimaurerischen ähnlich, aber regiert und organisirt wie der Orden der Jesuiten, von deren einem — wie wahrscheinlich früher gesagt wurde, der Plan der ganzen Einrichtung herrühren soll. Die Gesellschaft breitete ihre Verzweigungen bald in alle Theile des Reiches aus, und die Zahl ihrer Mitglieder soll sich auf einige Millionen belaufen.

Sie sind durch die feierlichsten Eidschwüre zu Verschwiegenheit und wechselseitigem Beistande verpflichtet; sie haben nur ihnen bekannte Zeichen und Passir-Worte, und eine Gemeinkasse für die Bedürfnisse des Ordens; auch zeichnen sie sich aus durch ihren Gehorsam unter die Befehle ihres unbekannten Obern. Im J 1794 haben sie einen sehr nachdrücklichen Versuch gemacht, die herrschende Dynastie zu stürzen, und ihren Verwüstungen wurde nicht eher als bis um 1802 ein Ende gemacht. Gelegentliche Aufstände haben seitdem Statt gefunden, aber die Pe-Lien-Kiao's haben ihre Operationen so vorsichtig betrieben, daß allen Bemühun-

gen der kaiserlichen Minister es nicht gelungen, die Leiter zu entdecken. Die wirkliche oder nur vermuthete Verbindung zwischen dieser geheimen Gesellschaft und den Jesuiten war die Ursache von grausamen Verfolgungen, die zu Anfang dieses Jahrhunderts über die chinesischen Christen verhängt worden sind.

Das Athenäum schließt mit folgender Bemerkung: „Der allgemeine Eindrück, den der Reisebericht des Bischofs auf uns gemacht hat, ist, daß die Chinesen unter der tartarischen Herrschaft in der Civilisation zurückgeblieben sind, und daß die Regierung sich in einem Zustande bedauernswürdiger und zunehmender Schwäche befindet. Es liegt zu Tage, daß das Volk aufgehört hat, die Gesetze zu achten, welche offen von den Staatsbeamten geringgeschätzt werden. Der Bischof wurde einmal für einen englischen Opium-Schmuggler angesehen und da sein Dollmetsch gerade abwesend war, konnte er den Irrthum nicht berichtigen; aber die Bestechung mit einigen Groschen reichte hin, ihn aus dieser Bedrängniß zu befreien. Das Christenthum, obgleich es proskribirt ist, wird doch öffentlich bekannt, und Verfolgungen treten nur dann ein, wenn ein geiziger Gouverneur eines Vorwandes bedarf, um Geld zu erpressen. Seeräuberei und Schmuggelei sind anerkannte Erwerbszweige, und die Mandarine lassen sich durch einen Antheil am Raube beschwichtigen."

d.

Chinesische Heilkunde.

Man kann die Chinesen füglich in die erste Classe der antiquirten Nationen stellen. Mehr als irgend ein anderes Volk haften sie sclavisch an der Vergangenheit. Auch ihre Medizin ist eine starre Ueberlieferung. Dem Berichte des Missionärs K. Gutzlaff zu Folge, der zu Anfang 1837 in der königl. asiat. Gesellschaft zu London verlesen worden, — schreiben die Chinesen die Erfindung ihrer Heilkunde einem ihrer ersten Kaiser zu, der bereits zur mythologischen Person geworden. Für alle Haupttheile der Arzneikunde gibt es eine Menge von Alters her überlieferter Regeln und Gesetze, und in allen von denselben berührten Punkten dürfen die Aerzte nicht nach eigener Erfahrung handeln, sondern müssen streng den von den Alten aufgestellten Vorschriften folgen. Ist der Arzt von der alten Behandlungsweise abgewichen, so kann ihm, wenn der Patient stirbt, als einem Todtschläger der Prozeß gemacht werden. —

e.

Jupiter pluvius in China.

Die Pekinger Zeitung vom Dezbr. 1835 enthält folgendes Edikt: „Die winterliche Jahreszeit ist herangekommen, und dennoch ist der Schnee bis jetzt ausgeblieben. Dieser Umstand macht uns große Sorge. Wir befehlen demgemäß, daß man einige Priester von der Sekte Tao nach unserm hocherhabenen Palaste beordere, damit sie in demselben einen Altar errichten und mit aufrichtigem, inbrünstigem Herzen beten. Wir, der Kaiser, werden in eigener Person vor den Altar treten und Weihrauch opfern rc." In einer, wenige Tage darauf erschienenen, kaiserlichen Erklärung heißt es: „Am 11. d. M. haben wir — geopfert, und den hohen Himmel — um Erbarmen gefleht. Noch waren wir nicht mit Beten fertig, als Schnee und Regen in reichem Maße herabfiel. . . . Man schaffe sofort den Altar weg, und lasse die Tao-sçó dem Himmel Dank-Hymnen singen .... Ehret diesen unseren Beschluß mit Furcht und Zittern."

So steht der chinesische Kaiser in religiöser Beziehung also noch ungefähr auf demselben Punkt, wo schon vor mehr als zwei Jahrtausenden die Römer bei anhaltender Dürre dem Himmelvater (Jupiter pluvius) durch Tusker ein wasserentlockendes Opfer (aquilicium) darbringen ließen!

f.

Mandarinenherrschaft.

Ein von der Revue Britannique bekannt gemachter (v. 14. Apr. 1835 datirter) Brief eines Vorstehers des katholischen Seminar's zu Macao (der in China geboren, aber in Europa erzogen und gebildet worden), enthält u. a. Folgendes: „Der gegenwärtige Kaiser, Tao-hiang gilt für einen guten, weisen und klugen Regenten, aber unter seinen Ministern (den Mandarinen ersten Ranges) findet man nur wenig treue Diener Sr. Majestät. Man kann sie nur mit Lebensgefahr bei dem Kaiser verklagen, weil sie sich mit einander verstehen, um alle Klagen, die gegen sie gerichtet werden, zu nichte zu machen," — was ihnen um so leichter, da gesetzlich keine solche Beschwerde beim Kaiser vorgebracht werden darf, ohne den Angeklagten selbst zuvor davon in Kenntniß gesetzt zu haben. Daher ist es auch in China jetzt sprichwörtlich: „Werdet kein Gelehrter, und wenn ihr einer seid, verklagt die Mandarine nicht;" und: ein guter Mandarin nimmt selten ein gutes Ende." Das Reich ist in 14 Hauptprovinzen getheilt, die unter 7 Generalgouverneur's (Tsong-tou) stehen. Diesen sind un-

gefähr 200 Mandarinen untergeben, unter deren Gerichtsbarkeit sich wieder über 100,000 Mandarine III. Ranges befinden. Die vom IV. Range sind nicht zu zählen.

Die Bevölkerung China's kann „ohne Uebertreibung auf 300 Mill. Einw. angegeben werden. Man zählt darunter kaum 200,000 Christen. Die Europäer haben sich durch ihren skandalösen Lebenswandel so verächtlich gemacht, daß die Einwohner von Kuang-tong sie Fan-kouei (barbarische Teufel) nennen. Die chinesischen Christen heißen Kia-fan-kouei (d. h. falsche barbarische Teufel)." Nur in 5 Provinzen sind Missionärs, — in Allem 12 chinesische und 4 französische Priester;" — aber das böse Beispiel der christl. Kaufleute vereitelt alle Bemühungen derselben.

g.

Conservatismus in China.

Wir erfahren durch die Universal-Kirchenzeitung (Febr. 1837), daß schon seit zwanzig Jahren ein kaiserlicher Prinz von China vom Lamaismus (?) zur röm. katholischen Kirche übergetreten sei. Von dem Kaiser in das Innere der Tartarei, tausend Stunden weit von seiner Heimath verbannt, hat er dort 18 Jahre zugebracht in der Gesellschaft eines anderen Glaubensbekenners, eines zu gleicher Strafe verurtheilten chinesischen Priesters. Nach dieser Zeit hat der Fürst die Freiheit erhalten, in seine Heimath zurückzukehren. Allein er hat sich nun zu dem apostol. Vikar von Yan-Si begeben und sich von demselben unter die Zahl seiner Katecheten aufnehmen lassen. Indessen scheint zunächst noch das Princip der Stabilität in diesem streng monarchischen Staate absolute Herrschaft behaupten zu wollen.

Englische Blätter theilen nämlich einen „Befehl des Schatzmeisters Goo und des Oberrichters Wam der Provinz Canton zur strengen Verbietung des Christenthums, zur Beschlagnahme fremder Bücher, zur Verbesserung des menschlichen Herzens und zur Aufrechthaltung der guten Ordnung," — mit, aus welchem wir einige charakteristische Stellen hier mittheilen wollen. „Auf kaiserlichen Befehl, heißt es zum Eingang, machen wir dem Volke bekannt, daß zu verschiedenen Zeiten Europäer in das Innere des Reiches eingedrungen sind, um das Christenthum zu predigen, im Geheimen Bücher zu drucken, Versammlungen zu halten und eine Anzahl von Personen zu täuschen. Als dies bekannt geworden, wurden die Hauptpersonen sofort hingerichtet, — die dem Christenthum nicht entsagen wollten, in die

Stadt der Muhamedaner verbannt, um daselbst als Sklaven zu dienen." (Der China unterwürfige mahomed. Theil der Tartarei ist für Peking, was Sibirien für Petersburg.)

Nachdem dann noch von späteren Belehrungsversuchen gesprochen, und bemerkt, daß im Frühling vorigen J. einige englische Schiffe (am Bord derselben befand sich der Missionär Gutzlaff) längs der Küste von China einige Bücher vertheilt, die zur Verehrung Jesu auffordern, — und daß zu Macao, ein Mensch, Namens Kine-a-Fli, festgenommen worden, der zum Drucken von (Europ.) Büchern verwendet wurde, heißt es weiter: „Wir haben schon allen Regierungs-Beamten der 2. Ordnung befohlen, daß Jeder, der christliche Bücher hat, dieselben in 6 Monaten an die resp. Bezirksbeamten abliefern soll, wenn er sich nicht strenger Strafe aussetzen will." (Hier wiederfährt also den christelnden Chinesen, was den Juden in Rußland, s. Nr.) „Die christl. Religion verbreiten wollen, heißt das Volk betrügen. Diese Religion ist in der That der Ruin der (chines.) Moral und des menschlichen Herzens; deshalb ist sie auch zu allen Zeiten verboten worden, und den Lehren unsrer Vorfahren zu Folge, ist die Vergangenheit die Richtschnur für die Zukunft." (Also reiner Conservatismus.) ... „Wer sich aus eigenem Antriebe meldet, der soll gut aufgenommen werden ... Wenn ihr aber, nach Verlauf der bestimmten Zeit (v. 6 Mon.) noch fortfahrt, jene Religion zu bekennen und zu predigen, so werdet ihr mit Strenge verfolgt und verurtheilt werden. Sollen wir dulden, daß in diesen Zeiten des Glücks sich der Irrthum verbreite? ... Ihr müßt die Sekten vermeiden und der Religion der Kings (der heil. Schriften der Chinesen), unserer Vorfahren, folgen, damit Friede und Tugend blühen und Ihr gute Unterthanen in diesen glücklichen Zeiten sein mögt. Das ist es, was wir sehr wünschen. Taou-kwang, im 4. Mon. des 16. Jahres." —

Bedeutsam ist, daß ein russisches Blatt die, dem oben erwähnten Missionär Gutzlaff wegen seiner Verbreitung der Bibel unter den Chinesen deutschen Blättern gespendeten Lobeserhebungen tadelt, und die Frage stellt: „was christliche Regierungen dazu sagen würden, wenn Chinesen die Bücher des Confucius, oder Muhamedaner den Koran in Europa verbreiten wollten?" Von Berlin aus wird nun zwar im Frankfurter Journal v. 25. Febr. 37 dieser Tadel unpassend abgewiesen; die vom russ. Blatte angeregte Frage scheint uns jedoch hierdurch noch keineswegs erledigt. —

h.

Die Anglo=Amerikanische Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse in China.

Die Metaphysik der chinesischen Weisen besteht durchgängig in einem vagen Raisonniren über ein Absolutes, welches in zwei Urkräfte, die männliche und die weibliche, sich spaltet, durch deren harmonische Verbindung alle Dinge und Wesen hienieden entstanden und in unendlichen Zeiträumen sich fortpflanzen. Die Physiker theilen die Naturgegenstände nach äußeren Merkmalen oder gar nach dem zufälligen Gebrauch, der von ihnen gemacht wird, in gewisse Klassen und Ordnungen, ohne den inneren Bau oder die Gesetze seiner Veränderungen zu beachten.

Ohne Sinn für Spekulation an sich, haben die Chinesen es dagegen sehr weit gebracht in allen praktischen und technischen Fertigkeiten, in allem formalen, moralischen und geschichtlichen Wissen, und es herrscht dafür ein reger Sinn bei den Beamten wie bei der übrigen Bevölkerung.

Die allgemeine Grundlage bleibt aber das Uralt=Herkömmliche, das Eigenvolkliche und die aus dieser Vorneigung wesentlich hervorgehende Abneigung vor Allem Fremden, besonders wenn dadurch das Altbestehende bedroht würde. Hieraus erklärt sich, woher die (am 29. Nov. 1834) von mehreren Engländern und Amerikanern in Canton auf des deutschen Missionairs Gutzlaff Vorschlag gegründete Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse in China — bis jetzt so wenig Theilnahme gefunden.

Es ist nämlich Thatsache, daß die Endabsicht jener Gesellschaft darauf ausgeht, einen freien Handel (international intercourse) mit China zu erzwingen, nöthigenfalls durch Aufwiegelung der Bevölkerung gegen die Staatsregierung in Peking. Thatsache ist es, daß Gutzlaff und Lindsay, den Gesetzen des Mittelreiches zuwider in vielen Häfen gelandet, um Anhänger für ihre Gesellschaft zu werben, und daß Mitglieder dieses Vereins Staatsbeamte mißhandelt, ungesetzlichen Handel getrieben, und Bücher einer ausländischen Religion in Masse unter das gemeinste Volk verbreitet haben. Thatsache ist endlich, daß mehrere jener Mitglieder zu jenen niederträchtigen Händlern gehören, welche jährlich für 5 Mill. Pfd. Sterl. Opium gegen die wiederholten Verbote der Staatsregierung einschmuggeln, und dadurch die körperliche und geistige Gesundheit Vieler Millionen untergraben. —

Allerdings heißt es in dem Vorworte zu den ersten Berichten der Gesellschaft, die aus Canton nach Europa gekommen: „wir wollen durch

einen freundlichen Austausch der Gedanken, der Wissenschaften und Kenntnisse einen festen Grund legen zu einem wechselseitigen nationalen Verkehr," und „dreihundert und sechzig Millionen unserer Nebenmenschen, durch eine beschränkte Staatsregierung, die durch Unwissenheit aufrecht erhalten wird (upheld by ignorance), ferngehalten von allen Nationen der Erde, erheischen unsere Aufmerksamkeit und die aller Menschenfreunde." Aber Hr. Gutzlaff gibt an einer anderen Stelle deutlich genug zu verstehen, was der Gesellschaft Zweck und was ihr nur Mittel ist. „Unsere Verbindung mit China, sagt derselbe, gewann seit Kurzem sehr an Ausdehnung; sie wird unter den Auspicien eines freien Handels sich künftig noch mehr erweitern, und alle an dem Meere liegenden Provinzen umfassen. Die blühenden Gegenden um den Jang-tse-kiang bieten für alle merkantilischen Unternehmungen eine herrliche Aussicht dar, und auch zur Ausbreitung der Wahrheit wird sich ein herrliches Feld eröffnen." Es dürfte hiernach nicht Wunder nehmen, wenn die Chinesen, falls sie von diesen Spekulationen Kunde erhalten, sich nicht bewogen finden möchten, die Bezeichnungen: „rothhaarige Teufel" für Engländer, „Teufel der Blumenflagge" für Amerikaner und „Mährchen erzählende Teufel" für Missionaire für's Erste noch außer Gebrauch zu setzen. Zwar beabsichtigt die Gesellschaft, durch eine allgemeine Geschichte, eine Geographie und eine Weltkarte die Bewohner des himmlischen Reiches über ihre Weltstellung aufzuklären; diese Werke will sie aber den Verordnungen des Mittelreiches zuwider entweder in Canton selbst oder auf der nahe dabei vor Anker liegenden Opiumflotte drucken, und den Staatsgesetzen zuwider austheilen lassen. Es kann jedoch einer Gesellschaft von Privaten keinesfalls die Befugniß zuerkannt werden, zu angeblich guten Zwecken sich des anerkannt widerrechtlichen Mittels der Friedensstörung eines gesetzlich geordneten Gemeinwesens zu stören. Durch Ergreifung solcher Mittel stellen jene Missionaire sich den früheren Mitgliedern der Gesellschaft Jesu gleich, welche, um angeblich die Chinesen zu Bürgern des wahrhaften Himmelreiches zu machen, wissentlich die Wahrheit verletzt haben, welche zu verbreiten sie sich den frommen Anschein gegeben. Aber die Nemesis ist nicht ausgeblieben und sie wird auch unfehlbar jene akatholischen Jesuiten ereilen. —

i.

Opium = Einfuhr nach China.

Seit dem Jahre 1818 bis 1828 hat die Einfuhr des Opiums in China in folgender Weise zugenommen:

Eingeführt wurden				Kisten v. 127 Pfd. preuß.	Werth
v. 1. Apr. 1818	=	1. Apr. 1819		4580	4,159,250 Piast.
—	1822	—	1823	5822	7,988,930 —
—	1823	—	1824	7082	8,515,100 —
—	1824	—	1825	8655	7,619,625 —
—	1825	—	1826	9621	7,608,205 —
—	1826	—	1827	9969	9,610,085 —
—	1827	—	1828	9475	10,382,141 —

---

k.

Spielwuth und Selbstmorde in China.

„Das himmlische Reich, schreibt die Free - Press von Singapore (Anf. 1838), wird von dem Teufel des Spieles heimgesucht. Man spielt jetzt dort allerwärts, in der Stadt und auf dem Lande, an öffentlichen Orten und Privatwohnungen; auf Wagen und Schiffen. Das beliebteste Spiel ist das Hue-Hue, eine Art Lotterie. Es hat bereits Tausende von Familien zu Grunde gerichtet, und, seit es Mode geworden, die Zahl der Selbstmorde wenigstens vervierfacht. Die Chinesinnen sind ihm nicht weniger ergeben, als die Männer, und man hat gesehen, daß sie das nothwendigste Hausgeräth und die Kleider ihrer Kinder verkauft, um Geld für dasselbe herbeizuschaffen. Auch im Königreich Siam greift die Spielsucht stark um sich.“ —

l.

Das geheime junge China.

Das „Asiatic Journal,“ und aus ihm das Magazin für die Literatur des Auslandes (Nro. 109. v. 1836 unter Rubrik: Politische Faktionen in China) berichteten aus China, daß es dort einige geheime Verbindungen gebe, deren Zweck die Vernichtung der jetztregierenden Mandschu = Dynastie sei. Die Mitglieder derselben nennen sich unter=

einander Brüder. Wer aufgenommen werde, müsse erst den „Gang durch die Brücke," d. h. zwischen Schwertspitzen hindurch machen, und unter dieser Schwertbrücke vor einem Götzenbild den Eid der Verschwiegenheit leisten. Der erste Bruder (der Meister vom Stuhl) schneidet dann einem Hahn den Kopf ab, als wollte er sagen: „So mögen Alle untergehen, die das Geheimniß verrathen." Hierauf müsse der Aufzunehmende eine Summe Geldes in die gemeinschaftliche Kasse zahlen. Unter den Zeichen, an denen sie sich erkennen, sei die Dreizahl das Bedeutendste, daher sie auch die Triasgesellschaft genannt werden. Ihr Siegel bestehe in einer fünfeckigen Figur, in welchem gewisse Charaktere von mystischem Sinn eingegraben seien rc."

Im folg. J. brachte das Ausland in No. 101 (1837) u. a. Folgendes: „Alle öffentlichen Religionsübungen, welche nicht mit der Staatsreligion zusammenhängen, werden in China von der Regierung mehr oder minder streng verboten und verfolgt; so lange sie aber im Geheimen getrieben werden, tolerirt... Daher haben die Sekten dort nothwendig die Tendenz, geheime Verbindungen zu bilden, und zu gleicher Zeit Opposition gegen die Regierung mit ihren Dogmen zu verbinden... Alle Sekten, wie verschieden auch ihre Dogmen sein mögen, haben das Gemeinschaftliche, daß sie Verschwörungen gegen die tatarische Dynastie sind."

Merkwürdig ist, was der Kaiser selbst in einem Edikt äußerte, welches am 14. Nov. 1834 in der Staatsztg. v. Peking erschien: „„Gegenwärtig herrscht eine große Verdorbenheit; die Beamten sind ungetreu, und eine große Masse des Volks ist falsch und voll Trug. Die Beamten sind nachlässig, und das Volk überläßt sich träumerischen Planen und teuflischen Künsten. Das Band, das Hohe und Niedere zusammenhielt, ist gebrochen, und weder Gewissen noch Scham schreckt die Uebelthäter... Es ist ein seltsamer Zustand."" — Später lasen wir in No. 260 des Auslds (1837) in der Vorbemerkung, zu Dr. Milner's Angaben über die San-hocy, d. h. die Dreifaltigkeits-Gesellschaft: „die Verbindungen, die von der chines. Regierung am meisten gefürchtet werden, sind die geheimen Gesellschaften, die sich, unter verschiedenen mysteriösen Namen entweder zu religiösen oder politischen Zwecken, oder auch für beide zugleich bilden." — Im J. 1828 fand ein brittischer Beamter zu Macao eine Schrift folgenden Inhalts:

„Groß war das Volk der Mitte — blühend die himmlische Dynastie; tausend Länder sandten ihr Tribut — zehntausend Nationen waren
lehenspflichtig.

Aber die Tataren rissen sie durch Betrug an sich — dieß grollende Gefühl läßt sich nicht beschwich[illegible]

Werbt Soldaten, schafft Pferde an — entrollt die wehende Standarte; hebt Truppen aus, ergreift die Waffen — Das Mandschugeschlecht laßt uns vertilgen."

Als der Finder diese Schrift dem Mandarin des Distriktes überbrachte, bat dieser ihn, die Sache geheim zu halten, weil er sonst schon dafür streng bestraft würde, daß man eine solche Schrift in seinem Bezirke gefunden. —

m.

Ausbreitung der katholischen Religion in China.

Aus Nro. 248 des Auslandes 1837 schöpfen wir folgende interessante Nachrichten: „Es gibt gegenwärtig katholische Kirchen in allen Provinzen China's, welche an vielen Orten öffentliche Kapellen haben, und ihren Gottesdienst ungestört verrichten, seitdem die Missionen die Klugheit gehabt, so viel als möglich Priester unter den Chinesen selbst zu bilden. Sie haben dazu zwei Seminarien gegründet, das eine in Macao für die südlichen Provinzen, das andere in der Tartarei jenseits der chinesischen Mauer, wo die Priester für die nördlichen Provinzen und für Peking erzogen werden... In Peking hat sich eine katholische Kirche erhalten, die mehr als 26,000 Christen zählt... In vielen Hauptstädten (der Provinzen) ist der christl. Cultus ganz öffentlich; — so lange (nämlich) die Regierung die Anwesenheit von Europäern nicht vermuthet, übt sie die vollkommenste Toleranz gegen die Christen." — Da die Gestaltung der katholischen Kirche der statarischen Bildung der Chinesen um viele Jahrhunderte näher steht, als der Protestantismus, so ist es wohl begreiflich, wie sie dort leichter Eingang findet, als die protestantische Mission.

n.

Englische Journale zu Canton.

Zu Canton erschienen 1837 drei englische Blätter: das älteste, der „Canton register," ein Wochenblatt, erscheint seit 10 Jahren; „Chinese repository" ist eine Monatschrift (von 48 Seiten), welche seit 6 Jahren besteht, und mehr als 700 Abonnenten hat, von denen mehr als $\frac{1}{3}$ in Nordamerika, und an 40 in England; es liefert auch Auszüge aus chinesischen Blättern. Die „Cantonpress," ein Wochenblatt, erscheint erst seit zwei Jahren, und ist hauptsächlich dem Handel gewidmet.

2.

Japanesische Tablette.

Ländlich, sittlich. Was in Japan Rechtens ist, kann man aus einer Zeitschrift ersehen, die zu Calcutta von Herrn Nagten herausgegeben wird. Hier wird uns aus dem J. 1837 eine Geschichte erzählt, die wir, auf das Charakteristische sie beschränkend, im Nachfolgenden mittheilen wollen.

Ein Wucherer, Namens Femoya-kiu-schero, der zu Osaka wohnte, vermißte eines Tages 400 Kobans. Er warf seinen Verdacht auf einen seiner Diener, einen gewissen Fehubets. Als dieser beharrlich solchen Diebstahl begangen zu haben läugnete, verklagte sein Herr ihn bei dem Gouverneur Matsura-Kavatschi-Mokami, und verlangte, daß der Dieb durch Folter zum Geständniß gebracht und dann mit dem Tode bestraft werde. Aber Fehubets behauptete auch vor der Obrigkeit, daß er unschuldig sei. Der Gouverneur ließ daher den Ankläger vor sich kommen, und fragte ihn, ob er seine Klage durch irgend einen Beweis unterstützen könne. Femoya erwiederte, daß er zwar keinen Beweis beizubringen habe, er kenne aber den Angeklagten als einen verhärteten Bösewicht, und sei überzeugt, daß derselbe auch in den stärksten Folterqualen Nichts eingestehen werde. „Besteht Ihr denn darauf," sprach der Gouverneur, „daß Fehubets schuldig sei, und seid Ihr bereit, — Ihr und die Leute Eueres Hauses, — die Beschuldigung zu unterzeichnen, so soll der Schuldige bestraft werden." Der Wucherer, seine Verwandten und seine Dienerschaft unterzeichneten die Klage, die auf Todesstrafe antrug, im 2. Monat des 1. Jahres Gen-bun (1836), und — Fehubets wurde enthauptet. —

Wenige Tage nach dessen Hinrichtung wurde ein Dieb bei dem Tempel des Fen-Ma ergriffen, der, auf die Folter gebracht, auch den Wucherer Femoya bestohlen zu haben bekannte.

Groß war die Bestürzung Kavatschi's! Er ließ Femoya und seine Leute kommen und sprach die Worte: „Auf Euere Erklärung habe ich einen Unschuldigen hinrichten lassen. Zur Sühnung dieses Mordes sollt ihr alle zu Tode gebracht werden, und ich selbst werde mir den Bauch auf-

schneiden, um mich dafür zu strafen, daß ich in dieser Sache so nachlässig gewesen.

Femoya und seine Familie waren in Verzweiflung, die gegenwärtigen Magistrate und Offiziere baten um Gnade; — endlich bewilligte der Gouverneur einen Aufschub der Urtheils-Vollstreckung, bis der allerhöchste Wille des Djogun (des Kaisers) ihm bekannt geworden sei.

Sofort berichtete er ausführlich den ganzen Verlauf der Sache nach Yeddo, wo der Kaiser residirt, und erhielt bald darauf folgende Antwort:

„Der Djogun, Beschützer der Religion, dessen Ruhm allverbreitet ist, der an Vortrefflichkeit die Sonne, den Mond, die eben sich erschließende Blüthe des Jasmins u. s. w., u. sw. übertrifft, dessen Füße einen süßen Duft in die Nasen der Könige aufsteigen lassen, wie der Wohlgeruch der Blumen den Bienen angenehm ist —

„An Matschura-Kavatschi-Mo-Kami, Verwalter von Osaka."

„Indem wir Euch einen Theil unserer Macht, indem wir Euch die Verwaltung eines Theiles des japanischen Reiches anvertraut, mußten wir glauben, daß die unendliche Weisheit, welche bei unseren Urtheilen die Herrschaft führt, stets Euerem Geiste gegenwärtig sein und Euch als Fakkel dienen werde, deren strahlender Glanz, Eueren Geist durchdringend, die dichten Wolken des Irrthums und der Unwissenheit zerstreuen würde, welche die Wahrheit den Augen des gemeinen Volkes verbergen."

„Wir sehen mit Schmerz, daß die Gottheit aus Euerem Rathe gewichen. Damit ein solches Unglück geschehen konnte, müßt Ihr irgend einen großen Fehl begangen haben, zu dessen Sühnung Ihr den Tod sterben müßt, der den Großwürdenträgern dieses glücklichen Reiches vorbehalten ist. Unser Wille ist daher, daß nach Empfang des Gegenwärtigen, Ihr euch den Bauch mit allen bei solchen Gelegenheiten üblichen Feierlichkeiten aufschneidet, und daß Ihr alle Eure Güter und Aemter dem Aeltesten Eurer Söhne hinterlasset, dem wir ein weises und kluges Benehmen in Ausübung des Amtes anempfehlen, welches er nach Eurem Tode antreten wird. Was den Femoja betrifft, so ist er hinlänglich durch den Verlust seines Geldes bestraft; unser Wille ist, daß er nicht weiter hinsichtlich dieser Sache beunruhigt werde. Wir erwarteten von ihm weder die Einsicht, noch die Schärfe des Urtheils, welche das Angehör eines Großwürdenträgers des Reiches sein müssen, und Euch zur Entdeckung der Unschuld des Fehudets hätten hinführen sollen."

„Yeddo, den 2ten Monat des ersten Jahres Gen-bun."

Bei Empfang dieses Befehles ließ der Gouverneur sogleich seinen Ceremonienmeister kommen, und nachdem er mit ihm ein Paar Stunden

in einem besonderen Zimmer zugebracht, ließ er auf den folgenden Tag alle seine Verwandten und seine Freunde zu einem glänzenden Mahle einladen.

Zur bestimmten Stunde kamen die Gäste. Kavatschi empfing sie und machte die Honneurs des Hauses mit vollkommener Ruhe und Heiterkeit. Als das Mahl geendet, ließ er den Zakki (ein gegohrenes Getränke) kommen, und zog sich in ein Nebengemach zurück, um die Kleider zu wechseln.

Nach einigen Minuten erschien er wieder mit einem anliegenden Kleide von ganz besonderem Schnitte, welches eigens für solchen Fall gefertigt war; über das Kleid hatte er einen weißen Mantel ohne Wappen geworfen, dessen Gewebe von Hanf war. Jetzt, in Gegenwart seiner Freunde, ließ er sich durch einen Schreiber den Befehl des Djogun vorlesen, richtete dann eine lange Rede an seine Gäste, worauf, das Haupt niederbeugend zum Zeichen der Unterwerfung unter den allerhöchsten Willen, er seinen Säbel zog, und sich durch einen Kreuzschnitt den Leib aufschlitzte — unter lautem Beifalle der Zuschauer, die entzückt waren von der Anmuth und edlen Haltung, welche Kavatschi bei dieser solennen Gelegenheit an den Tag gelegt hatte. —

3.

Siamesische Kindbettquälerei.

Aus dem Tagebuche des Dr. Brandley, Arztes und protest. Missionärs des amerikanischen Vereins, ist zu ersehen, daß in Siam noch ein unmenschlicher Gebrauch herrscht. Sobald eine Frau, gleichviel welches Ranges und Standes, niedergekommen, wird sie auf eine schmale Bank von hartem Holz gelegt, und mit dem entblößten Rücken der Glut des Feuers ausgesetzt, welches in einer Entfernung von 10—12 Zoll brennt. Nach kurzer Frist wird sie umgewendet, und so währt diese Mißhandlung bei allmählig verstärktem Feuer — nach der ersten Niederkunft 30 Tage lang; bei den folgenden Kindbetten wird die Bratzeit auf 25, 20, 18, 15 und 11 Tage abgekürzt! *Marnfanoi*, ein siamesischer Chow-Fah (Herr des Himmels, d. h. Fürst) wünschte sehr, daß der bekannte Missionair Gützlaff, der gerade zu Bankok war, als

die Fürstin eines Knaben genas, die Umgebungen derselben überrede, von jenem fürchterlichen Gebrauche abzulassen. Allein die Macht des Vorurtheils widerstand siegreich der Macht der Vernunft und des unverdorbenen Gefühl's, — und die arme Fürstin blieb einer Hitze ausgesetzt, welche den Puls gewöhnlich auf 100, zuweilen auf 120 Schläge in der Minute trieb.

4.

Borneo.

In dem kürzlich (1837) erschienenen Werke „The Eastern Seas," (by Georg Windsor Earl) wird bemerkt, daß Borneo in demselben Verhältniß zu Ostindien (und China) steht, wie Amerika zu Europa. Es wandern nämlich diejenigen dahin aus, die Schutz gegen religiöse Verfolgungen suchen, oder durch Uebervölkerung verdrängt werden. Auch auf Borneo müssen die Ureinwohner (man faßt die ganz verschiedenartigen Stämme unter dem Collektivnamen Daiaks zusammen) — sich immer weiter in's Innere zurückziehen. Man schätzt jetzt die Zahl der Eingewanderten auf etwas über 200,000 (Chinesen 150,000, — Malayen 50,000, Bugis 10,000, Araber 400, u. s. w.); die der Daiaks, die im Bereich der Ansiedlungen wohnen, auf 250,000. Außerdem leben noch drei Stämme in Booten, in denen sie die Küsten, umfahren; diese Stämme heißen Lanuns, Orang-Badscha's und Orang-Tidong's. Die Daiaks selbst behaupten, im Innern der Insel gebe es auch Wollhaarige und Menschen mit Schweifen, gleich Affen.

5.

Kaschmir —

so schrieb Hr. v. Hugel zu Anf. 37. an seine Freunde in der Heimath, aus eben diesem zauberischen Hochthale Indiens, — „Kaschmir

trägt das Gepräge der verschiedenartigsten Kulturen, welche im Laufe der Zeiten um den Besitz des reizenden Thales gekämpft und es abwechselnd an sich gerissen haben. Zuerst patriarchalische Verfassung und die Einfalt patriarchalischer Sitte; sodann Herrschaft der rohen Gewalt, der mohamedanischen Eroberer Mittelasiens; diese wiederum vertrieben von den prachtliebenden Kaisern Delhi's, deren üppiger Hofstaat unter diesem gesegneten Himmel einen unerschöpflichen Born des Genusses fand; aber — die rauhen Afghanen verdrängen — die Verweichlichten und nun hausen die rohen Horden der Siek in den Palästen der Kaiser... Und dennoch vermochte der Drang der Ereignisse, diese Fluth immer neu anströmender Eroberer, die, kaum zum Besitze gelangt, alsbald neuen Herren weichen, den Grundtypus der indischen Bevölkerung in keiner Weise zu verlöschen. Dies ist eben jene geheime Gewalt der Hindu-Religion, die, wo sie einmal mit dem Blut und innern Wesen eines Volkes verwachsen, durch keine Macht, keine noch so tiefgreifende Umwälzung bezwungen wird."

6.

Indien.

---

a.

Sanskritische Literatur.

Die Arbeiten in den erst in neuester Zeit entdeckten Goldminen dieser Literatur haben im J. 1835 einen so gedeihlichen Fortgang gewonnen, daß wir uns schon in nächster Zukunft die bedeutendsten Resultate für die allgemeine Kulturgeschichte daraus zu versprechen haben. Ist irgend ein Volk dem deutschen zugleich in durchgreifender Religiosität und in vorherrschender Liebe zur Spekulation zu vergleichen, so sind es unstreitig die Indier. Was aber der Literatur der letzteren einen so hohen Werth gibt, ist das unbestreitbare hohe Alterthum desselben, ihre staunenswürdige Tiefe, ihre Ursprünglichkeit und ihre selbstständige, von äußern Einflüssen durchgängig frei gebliebene Entwicklung.

Während nun die asiatischen Gesellschaften in London und Paris und unsere großen Sanskritisten: Bopp, A. v. Schlegel, Po-

ley, Franke und v. Bohlen mit rühmlichem Fleiß und Eifer für kritische Herausgabe der Urschriften und treue Uebersetzung derselben Sorge tragen, ist deutsche Forschung auch bemüht uns das Verständniß jener Werke durch genetische Entwicklung derselben zu eröffnen. Was Windischmann, der Vater, in seiner noch immer schätzbaren Philosophie im Fortgange der Weltgeschichte erstrebt, dies verspricht sein Sohn Friedrich, ein Zögling A. W. v. Schlegel's, zu leisten. Von ihm haben wir mit Nächstem eine aus genauer Quellenkunde geschöpfte Uebersicht des Entwicklungsganges der indischen Contemplation und Speculation zu erwarten, welche uns das interessante Phänomen zur Anschauung bringen wird, — wie der menschliche Geist in Indien auf ähnliche Weise bis zu dem großartigen Systeme Sadananda's aufgestiegen, wie in Europa bis zu der Summa Thomas von Aquins, der wahrscheinlich ein Zeitgenosse Sadananda's gewesen. Hoffentlich wird er uns die goldene Kette zeigen, welche die erhabene Lehre der Veda's: „Glückseliges Erkennen ist Brahma," verknüpft mit dem tiefsinnigen Ausspruche der Chhandogya (im 8. Cap.) „So groß auf sich beruhend (im Weltall) dort der Aether, so groß ist hier im Herzen auch der Aether; beides ist hier niedergelegt, — der Himmel und die Erde; beide, das Feuer und der Wind; beide, die Sonne und der Mond, der Blitz und die Gestirne." Zeigen wird er uns wohl, einerseits, wie neben den Vedantischen Schulen sich jene sechs anderen gestalten konnten, deren gemeinsamer Lehrsatz war: „Es gibt keinen Himmel, keine andere Geburt, keine Hölle, kein Recht und kein Unrecht; es existirt kein Schöpfer, Erhalter und Zerstörer der Welt; ein anderer Beweis, als die sinnliche Wahrnehmung ist nicht statthaft; es ist kein vom Körper verschiedener Genießer der Früchte [1]);" — anderseits wie jene ächt indische Lehre von der Maya sich gebildet, zu der Sadananda sich bekennt, wenn er seine Lehre von Gott und seiner Welt- und Menschwerdung mit dem Satze beschließt: „Alles ist Brahma und trägt nur den Schein des Andersseins," und behauptet: „Realität ist allein der seiende, denkende, selige Brahma; Unding ist das durch die Unwissenheit zum Schein des Dings Erhobene, die Welt. Die Unwissenheit ist aber weder seiend, noch nichtseiend, sondern eben jener leidenschaftliche Wunsch Brahm's, ein Vielfaches zu werden." —

---

1) Aus dem handschriftlich Herrn A. W. v. Schlegel angehörigem philos. Gespräche: Vidvan-moda taraugini. —

*

b.

Vorbrahminischer Götzendienst in Hindostan.

In der Sitzung der asiatischen Gesellschaft zu London, welche am 6. Jan. 1838 stattgefunden, wurde eine Notiz von Dr. Stevenson verlesen, aus welchem wir Folgendes entnehmen.

Es war lange die gemeine Meinung, daß der Brahmismus die ursprüngliche Religion in Indien, und daß sie allverbreitet dort gewesen, bis erst der Buddhismus und dann der Mohammedanismus dort aufgekommen seien. Bei genauerer Nachforschung entdeckt man aber leicht, daß der Brahmismus sich keineswegs über die ganze Bevölkerung verbreite. Offenbar herrschte dort eine andere Art von Götzendienst unter dem Volke, bevor jener eingeführt wurde, und hat auch jeder bedeutenden Vermischung mit demselben widerstanden. Stevenson's eigene Beobachtungen gingen zwar nicht über die Mahratten Dekans hinaus; aber er vermuthet, daß ähnliche Thatsachen sich auch in andern Theilen Indiens ermitteln lassen.

Die Brahminen selbst haben eine Ueberlieferung, daß sie von den Gegenden im Norden des Himalaya ursprünglich hergekommen, was mit dem schöneren Bau und den kräftigeren Gesichtszügen dieser Kaste übereinstimmt. Hr. Stevenson erinnert auch daran, daß die Bhils, die Ramusihs, die Kuhlis und andere Bergstämme in religiösen Angelegenheiten keinen Verkehr mit den Brahminen haben, und deren Dazwischenkunft nur in bürgerlichen Dingen gestatten, auch werden die Götter dieser Volksstämme von den Brahminen nicht anerkannt.

In Dekan wird ein Gott Namens Vetal verehrt, welchem außerordentliche Macht zugeschrieben wird. Sein Bild ist in einem Bering von Steinen aufgestellt, der dem druidischen Kreise nicht unähnlich ist. Manchmal sind auch zwei solche Kreise um dasselbe gezogen. Die Steine sind roth bemalt mit weißen Spitzen, vielleicht um Feuerflammen anzudeuten. Der Gott selbst ist ein ungestalter Stein, wie die übrigen, obgleich er zuweilen, jedoch selten, menschenähnliche Gestalt hat, ohne Arme und Beine. Besonders bei Krankheiten wird Vetal verehrt, und Gelübde ihm für den Fall der Genesung dargebracht. Ein Hahn ist das gewöhnlich Gelobte. — Hr. Stevenson verspricht noch fernere Mittheilungen. —

Nach Verlesung dieser Notiz erhob sich Professor Wilson, und erklärte: er stimme Hrn. Stevenson darin bei, daß der Brahmismus auf die Städte und die Hochstraßen beschränkt sei. Dringe man in abgelegenere Theile Hindostan's, so werde man nur wenige Spuren von Wischnu

Krischna, Schiwa und anderen Göttern des indischen Pantheons finden. Doch meint er, Vetal sei keine individuelle Gottheit, sondern nur das Anrufungswort für einen Geist oder Dämon. Mannigfaltige Formen des Aberglaubens würden die Vetal-Verehrung genannt.

Auch Colonel Briggs bemerkte, daß seiner Erfahrung nach der Brahmismus im Süden Indiens sich nicht verbreitet. In Nâgpur, Kendisch und in Carnatic hätten die Eingebornen keine andere Religion, als die, das Uebel zu versöhnen (propitiating evil); sie bezeigten keinerlei Dank für von der Gottheit empfangenes Gutes; aber sie fürchteten das Uebel, brächten deshalb Dämonen Opfer dar, selbst Tigern, Schlangen, dem Donner, Sturm ꝛc. Er bestätigte übrigens die Bemerkung des Hrn. Wilson, daß Vetal nur der Name für Dämon überhaupt. —

c.

Ostindischer Almanach.

Bei dem Wechsel des Jahres dürfte es nicht unpassend erscheinen, an die Zeitrechnung und den Kalender eines Volkes zu erinnern, welches seiner Sprache, Ueberlieferung und Bildung nach unstreitig zu den ältesten der Erde gehört. Der zu Neddia für das ablaufende Jahr erschienene indische Kalender fängt mit dem Anfang der Welt selbst an. Pârvatî fragt ihren Gemahl Sivas, die dritte Person der indischen Trimurti (Dreieinigkeit): „wie die Welt entstanden sei?“ Sivas, der Gott der Zerstörung oder Rückführung zur Ureinheit, antwortet, das Universum sei durch der Gottheit Willen zum Dasein gekommen; unerschaffen aber seien der leere Raum, die Weltgegenden, das Wasser und die Finsterniß. Ein Saamenkorn sei vom Himmel in's Wasser gefallen und zu einem Ei geworden, aus dem die Sonne hervorgegangen; die Sonne aber habe die übrigen Gestirne und alle beweglichen Dinge hervorgebracht. — Dann folgt die Angabe und Beschreibung der vier Weltalter, in deren letztem, dem sündhaften, wir jetzt leben. Vishnus (die zweite Person der Dreieinigkeit) und Dshaggernaut sollen jeder noch 5064 Jahre auf Erden zu herrschen haben. Indeß soll, wie fast in ganz Indien geglaubt wird, der Ganges nur noch 64 Jahre fließen.

Das Hauptinteresse des Kalenders beruht aber in dem astrologischen Theile desselben. Wie die Aegypter, Chaldäer, Griechen, Etrurier, Römer und viele andere Völker ihre glücklichen und ungünstigen Tage hatten, wie noch jetzt bei Chinesen und selbst bei vielen Europäern, so herrscht dieser Glaube auch seit unvordenklich bei den Indern. Im Jahre 1242 bengalischer Zeitrechnung (1835 der christl.), gab es 173 Glückstage für

die wichtigsten Verrichtungen im indischen Leben; nämlich: 33 Tage zum Dienste der Planeten, 99 zur Feier von Hochzeiten, 3 zur Heimführung einer Braut, 25 zur Speisung der Kinder mit Reis, 2 zum Anfang des Unterrichts, 5 zur Einkleidung eines Brahminen und 6 zu Todtenopfern. —

d.

Drei Mittheilungen aus Indien. 2)

Ein Engländer, der eine Reihe von Jahren in Indien zugebracht hat, entwarf mir in diesen Tagen ein Bild jenes Landes, welches in der Hauptsache zwar mit dem anderweitig schon bekannten übereinstimmt, einige einzelne Züge jedoch darbietet, die der Mittheilung nicht unwerth erachtet werden dürften.

* * *

Mein Berichterstatter sah selbst jenen Festzug, auf welchem der Götze Jaganathas jährlich einmal aus dem englischen Gebiet in das dänische gefahren wird, um hier drei Tage bei einer verwandten Göttin zu verweilen. Ein Gebäude, so groß, wie ein gewöhnliches, dreistöckiges Haus, ruhte auf achtzehn breiten Rädern. Es war rings mit den unzüchtigsten Bildern bemalt. Im untersten Stock befand sich der Götze selbst, umgeben von seinen Priestern, im zweiten eine Schaar von Bajaderen, im dritten eine Menge lärmender Musikanten. Man brachte drei Elephanten herbei, um sie mit Seilen, so dick, als Schifftaue, an den Wagen zu spannen; aber das Volk gab es nicht zu, sondern zog selbst den Götzen mit seinem beweglichen Tempel fort. Auf diesem Zuge warf jedoch nur ein einziger Hindu sich unter die Räder. Um die Leiche desselben kümmerte sich Niemand, so daß der englische Offizier, der dort kommandirte, sich veranlaßt fand, sie nach zwei Tagen begraben zu lassen, bevor der Festzug auf demselben Wege zurückkam. —

An den Hugly, eine der Mündungen des heiligen Ganges, wandern noch jetzt zweimal im Jahre viele tausend Männer und Frauen, und noch wenige Jahre vor der Ankunft des Berichterstatters opferten bei dieser Gelegenheit noch viele Eltern ihre Kinder. Sie wateten so weit als thunlich in den Fluß und schleuderten das zum Opfer bestimmte Kind den Alligators (den Thieren Yama's, des indischen Pluto's) hin, die sich um diese

2) Geschrieben im September 1836.

Zeit dort einfanden. Jetzt aber hindern englische Schildwachen, die für diese Zeit dahin beordert werden, die Erneuerung solcher gräulichen Opfer. Doch müssen sie es allerdings geschehen lassen, daß zuweilen noch Erwachsene sich selbst jenen heiligen Ungeheuern zum Fraße darbieten.

Das Schauderhafteste aber, dessen unser Reisender sich erinnert, war das Sutti, dessen Zeuge er gewesen. An einem Walde, ungefähr 10 engl. Meilen von Calcutta, sah er einen wohl fünf Schuh hohen Scheiterhaufen errichtet, der über und über mit Oel und geweihter Butter begossen und reichlich mit Weihrauch bestreut war. Ein großer Zug naht sich; Cymbeln, Hörner und eine andre Art Trommeln machen eine wilde Musik, bei welcher Tänzer und Tänzerinnen durch einander toben. Ihnen folgt die Leiche des Mannes, dessen Wittwe mit ihm verbrannt werden soll; — dann diese selbst von einer großen Volksmenge umgeben. Die Leiche wird auf den Scheiterhaufen gelegt, die Wittwe nimmt Abschied von ihren Verwandten und wird, bei dem Lärm der Instrumente und dem Geschrei des Volkes, die Lebende — zum Todten gebettet. Sofort wird der Holzstoß angezündet und eine Flamme lodert empor! — Aber, ach! ein entsetzlicher Schrei wurde vernommen, und vom Scheiterhaufen stürzte wehklagend das arme Weib und suchte Rettung in der Flucht. Umsonst! Brahminen fangen die Flüchtige auf, tragen sie zurück auf den Holzstoß; Andere schneiden in der Nähe ein wohl zwanzig Schuh langes, starkes Rohr ab, biegen es quer über die liegende Unglückliche hin, und während sie es nun an beiden Enden nieder halten, wird der Scheiterhaufen vollends in Brand gesetzt, und das Getöse der Cymbeln und Trommeln überras't den letzten Schrei der Verzweiflung! — Die Priester, so wurde später dem Reisenden berichtet, waren von den Verwandten des Verstorbenen reich beschenkt worden, um die Wittwe zum Feuertod zu bereden, damit sie sogleich in den Besitz der ganzen Hinterlassenschaft des Mannes gelangen möchten!

* * *

Zur Zeit, als Lord Wellesley das englische Indien beherrschte, kamen viele, namentlich anabaptistische Missionäre nach Calcutta. Seine Herrlichkeit sah sie als Unruhestifter an und gestattete ihnen nicht, sich dort niederzulassen. Die anabaptistischen Sendlinge begaben sich nach Serampur, wo sie, nach eingeholter Er aubniß des Königs von Dänemark, sich ein Collegium bauten, das nicht weniger als 20,000 Pf. St. kostete. In demselben hatten sie eine Papierfabrik, Schriftgießerei, Buchdruckerei u. s. w. und von hier aus trieben sie einen einträglichen Handel. Auch erwies sich eine Sparkasse, die sie errichteten, als sehr ergiebig. Carey und Marthman waren

die Hauptvorsteher. Der Letztere, — in England nur Gehülfe eines armen Dorfschullehrers, — bewirthete 1824 seine Gäste in eitel Silber! Um indeß auch Schüler für ihr Collegium zu bekommen, sahen die Vorsteher sich zuletzt genöthigt, denen, die die Anstalt besuchen wollten, eine monatliche Gratifikation von 4 Rupien (etwa 2 Bbtr. Kron.) zu bieten.

Kurz bevor der Berichterstatter nach Europa zurückkehrte, kam ihm ein Magazin zur Hand, in welchem jene Missionäre rühmten, daß sie schon 1,700 Eingeborner bekehrt hätten. Als er jedoch bei einer der ersten Magistratspersonen von Serampur darüber Nachfrage hielt, erfuhr er zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß die Zahl der Bekehrten sich in Wahrheit nur auf — siebzehn — belaufe, und zwar solche, die, wegen schlechter Aufführung aus ihrer Kaste verstoßen, selbst von den Mahomedanern, bei denen sie sich zuerst gemeldet, nicht aufgenommen worden waren. Das Colledge, von London aus zur Rechenschaft über Verwendung der ihm übersendeten Gelder aufgefordert, erklärte, dazu nicht verpflichtet zu sein, da die Vorsteher ihr eigenes Vermögen dazu geschossen. — Auf diese Weise emancipirte sich diese Mission. —

Während dieselbe so angelegentlich für ihr zeitliches Wohlergehen sorgte, arbeitete der edle Brahmine Ram-Mohum-Roy an der Bekehrung seiner Landsleute zu dem wahrhaftigen Gott. Nachdem er die heiligen Schriften seines Volkes, der Tibetaner, Parsen, Mahomedaner, Juden und Christen — alle in ihrer Ursprache studirt, schloß er sich den christlichen Unitariern an, deren sich mehrere zu Calcutta befanden. Er ließ daselbst dem einigen Gott einen schönen Tempel bauen, besoldete einige unitarische Geistliche, welche dort den Gottesdienst verrichteten, und versammelte in seiner, diesem gegenüber liegenden Wohnung, Gläubige der verschiedenen Religionen, mit denen er die wichtigsten Glaubenslehren diskutirte. Diese Erörterungen wurden jedoch allmählig so stürmisch, daß Ram-Mohum-Roy darauf verzichten mußte, auf diesem Wege eine völlige Einigkeit unter den Verschiedengläubigen herbei zu führen. Von den Brahminen gehaßt, von den nicht-unitarischen Christen, besonders von den Anabaptisten, und — namentlich von Dr. Marthman vielfach befehdet, — in keiner der orientalischen Ueberlieferungen sein Genügen findend, — segelte er im November 1830 nach England, — besuchte 1832 Frankreich, — kehrte Anfang 1833 nach England zurück, wurde aber zu Bristol in der Blüthe der Jahre, — er war um 1780 geboren, — in wenigen Tagen von einer Krankheit dahingerafft. Er starb am 18. September 1833. —

* * *

Als in Indien im Jahre 1817, — so erzählt uns ein Deutscher, der sich damals dort aufgehalten, — die Cholera, nach längerem anscheinlichen Verschwinden, — wieder heftig zu Noddia, nahe am Ausflusse des Ganges, zum Ausbruch gekommen, bemächtigte sich Aller ein gewaltiges Entsetzen. Da hieß es mit einemmal, zu Haura, ganz nahe bei Calcutta, sei eine Heilige, deren Fürsprache vor jener furchtbaren Krankheit bewahre. Zahlreiche Boten wanderten nach allen Seiten hin, um zu bezeugen, daß alle, die der Heiligen Opfer dargebracht, von der Seuche verschont geblieben seien. Die frohe Botschaft schien sehr Vielen glaubhaft, und bald strömten von allen Seiten Opferer nach Haura. Hier war ein kleiner Tempel errichtet, in welchem ein Weib aus der Brahminenkaste, mit Namen Ulia-Bibih, auf einem Ruhekissen saß, stets anscheinlich im Gebete begriffen, umgeben von jungen Brahminen, die ihr dienten und die Opfer der Hülfesuchenden in Empfang nahmen. Nach Vermögen spendeten diese eine oder mehrere Rupien und kehrten dann beruhigt in ihre Heimath. Auf diese Weise von aller Furcht befreit, waren sie eben deshalb auch für die Krankheit weit weniger empfänglich, und so erklärt es sich leicht, wie der Ruf der Heiligen sich bald außerordentlich vermehren mußte. Tausende strömten hinzu, und immer reichlicher regnete das Gold in den Schooß der wunderthätigen Brahminin.

Herr Elliot aber, der englische Polizeipräsident zu Calcutta, sah in seinem Diensteifer hier nur eine Beutelschneiderei und als der Zulauf täglich wuchs, glaubte er gegen die heilige Steuereinnehmerin amtlich einschreiten zu müssen. Er beorderte einige seiner indischen Polizeidiener, die angebliche Wunderthäterin vor sein Gericht zu laden, und sie sofort dahin zu geleiten. Aber die Diener glaubten selbst an Ulia-Bibih, — und unterstanden sich kaum, ihr melden zu lassen: „Herr Elliot wünsche mit ihr zu sprechen, und ersuche sie, sich gefälligst zu ihm zu bemühen." Als sie demungeachtet schnöde von der Heiligen abgefertigt wurden, wagten sie weder, Gewalt zu brauchen, noch an demselben Tage sich ihrem Herrn zu zeigen. Am folgenden Tage hart von ihm angelassen, gestanden sie, befürchtet zu haben, die Wunderthäterin werde sie tödten durch die Macht ihres Gebetes, wenn sie Hand an sie zu legen sich verwögen. Herr Elliot ließ sich hierdurch nicht abschrecken, sondern befahl nun einigen englischen Sergeanten, unverzüglich die Brahminin herbeizuführen.

Viele der Indier, die unter ihm arbeiteten oder eben zugegen waren, dachten nun nicht anders, als daß entweder jene Polizeidiener oder Herr

Elliot plötzlichen Todes versterben würden, und harrten ängstlich des Ausganges dieser Geschichte.

Die Heilige kam, begleitet von den weißen Teufeln[3]), so nennen hartgläubige Indier häufig die Europäer, — und auf das Höchste stieg bei den gegenwärtigen Indiern die Erwartung der wunderbaren Dinge, die da kommen sollten.

Aber Hr. Elliot fuhr die Rupiensammlerin barsch an, und stellte sie zur Rede über ihr unerlaubtes Unternehmen. Siehe! da sank die Heilige vor dem gestrengen Herrn auf die Kniee, und — gestehend, daß sie nur durch Armuth zu solchem Beginnen sich habe bewegen lassen, wobei eine große Zahl Brahminen ihr behülflich gewesen, — bat sie, doch gnädig mit ihr zu verfahren. Nun ließ zwar der Polizeipräsident sich einigermaßen durch ihr Flehen erweichen; um jedoch ihren Landsleuten vollen Beweis ihrer Ohnmacht zu geben, ließ er die arme Ulia-Bibih auf drei Tage in das Gefängniß abführen.

Hiermit hatte die Wundergeschichte ihr Ende gefunden; aber von nun an wurde die fürchterliche Krankheit von dem Volke Ulia Berm, und von den reiner sprechenden Indiern Ulia-ka-beram[4]) genannt. —

e.

Das Haupt-Bußfest der Hindu.

Ein katholischer Missionär schreibt (1837) über das zu Ehren der Göttin Kali zu Calcutta begangene Bußfest, welches das feierlichste im ganzen Jahre ist, u. a. Folgendes: „an verschiedenen Orten, besonders an den Straßenecken und auf den Kreuzgassen bemerkte ich Menschen, die ihre Zungen mit einer langen Eisenstange durchbohrt und diese darin hängen hatten, und nach dem Takte von Instrumenten damit umher tanzten. Andere hatten sich tiefe Wunden in den Seiten und an den Schultern beigebracht, durch welche Schlangen von beträchtlicher Länge gezogen waren, die sich in Ringen um den Körper wanden. Wieder andere lassen sich mehrere an einem Seile befestigte Haken in den Rücken schlagen, und bleiben, nachdem sie an diesem in die Höhe gezogen worden, eine Viertelstunde und mehr in der Luft schweben, je nach dem Grade ihrer Bußfertigkeit, wobei sie Klagetöne ausstoßen, die als Zeichen der Zerknirschung und als Lobgesänge auf Kali angesehen werden.“ — Auf Nachfrage erfuhr der Missionär, solche Büßer seien alle aus der Hefe des Volkes; die Reue habe jedoch keinen Antheil an den Martern, die sie sich auflegen, sondern

3) Satta Bud's.

4) Ka beram bedeutet „die Krankheit.“

die Reichen erkauften sie zur Verherrlichung des Festes. — Der Missionär beklagt mit Recht diese für Geld übernommenen Bußübungen. Leider gibt es aber auch in Europa noch Orte in katholischen Ländern, wo Arme für Reiche mühvolle Büßungen verrichten.

f.

Abschaffung der englischen Besteurung indischer Pilger.

In der Versammlung der Inhaber ostindischer Stocks zu Anfang 1837 kam der schon früher angeregte Vorschlag zur Sprache „die bisher von Großbritanien der Abgötterei in Ostindien, wenigstens indirekt, zu Theil gewordene Begünstigung derselben zu entziehen, indem das Einkommen aufgegeben würde, das von den brittischen Behörden bis in die neueste Zeit von den Hindu-Pilgern bezogen wurde." Herr Poynder bemerkte bei dieser Gelegenheit: „Ich habe hier eine Berechnung der von 1812 bis 1834 an den 4 Haupttempeln erhobenen Pilgersteuer, einschlüssig der Zahlungen an die Brahminen, Bajaderen u. s. w. In Juggernaut betrug sie 301,331 Pfd. St., wovon der Regierung ein reiner Gewinn von 118,155 Pfd. blieb; zu Goa die ganze Einnahme in derselben Periode 656,787, der Reinertrag 579,169, zu Allahabad die Einnahme 224,909, der Reinertrag 205,320 Pfd., zu Tripetty erstere 335,951, letztere 236,457 Pfd. Im Ganzen belief sich also die Einnahme auf 1,518,986 und der Reinertrag auf 1,139,101 Pfund. Außerdem warfen die kleinen Tempel im jährlichen Durchschnitt gegen 40,000 Pfd. ab ... Und noch ist die Steuer nicht abgeschafft, und die Beitreiber von Pilgern (Pilgrim-hunters) sind so thätig wie zuvor, den Tempeln Schlachtopfer zu liefern. Ein Befehl ging zwar von der Direktion der ostindischen Gesellschaft vor drei Jahren nach Indien ab, daß die Steuer nicht mehr erhoben werden sollte, aber noch werden den fanatischen Verehrern in Juggernaut Einlaßkarten verkauft, die ihnen gestatten, sich dem furchtbaren Wagen zu nahen. Nicht weniger als 50,000 solcher Unglücklichen entrichten noch jährlich diese Steuer, und doppelt soviel werden wegen Armuth unentgeldlich zugelassen ..." Die Compagnie beschloß einmüthig — bis auf eine Stimme, — dem Unwesen ein Ende zu machen.

g.

Menschenopfer in Ostindien.

In Gumsar, 60 engl. Meilen nördlich von dem berüchtigten Wallfahrtsort Dschaggernäch, hat man 1837 unter den Khunds weitver-

zweigte Anstalten zur Darbringung von Menschenopfern entdeckt. Diese werden der Mutti (der Erde) geschlachtet im Glauben, hierdurch eine reiche Ernte zu erzielen. Die Opfer werden mit 60—180 Rupien jedes bezahlt, und den Leuten aus den Kasten der Pàn und Harri abgehandelt, welche sie den übrigen Kasten abstehlen. Der englische Commissär für jene Gegend hat 24 solcher zu Opfern bestimmten Kinder, worunter 8 Mädchen und 16 Knaben, gerettet. Die englische Regierung denkt ernstlich daran, dieser scheußlichen Sitte ein Ende zu machen.

h.

Die Ramsanéhi's in Indien.

Das „Asiatic Journal" theilt (1836) einen Bericht mit, der über eine Sekte, deren Mitglieder sich Ramsanéhi (Gottesfreunde, Rama-Freunde) nennen, der asiatischen Gesellschaft von Bengalen von Capitain Westmacott erstattet worden. Wir entnehmen daraus folgendes: Ramtscharan, der Gründer der genannten Sekte, 1719 in Soràtshasin geboren, war ein Ramavat-Bairagi (zu vergleichen theils den Stoïkern, theils den Bettelmönchen). Dem Götzendienst beharrlich entgegenwirkend, und deshalb von den Brahminen heftig verfolgt, verließ er 1750 seine Heimath, und wanderte umher, bis er 1769 sich zu Schahpura niederließ. Hier legte er den Grund zu einer geläuterten Brahmareligion, dichtete (wie es heißt) 36,250 Sabdo's oder Hymnen, und starb 1798. Ihm folgte Ramdschan, einer seiner 12 Tschela's (Schüler oder Jünger), welcher 16,000 Hymnen dichtete und 1809 starb, — diesem als dritter Priesterfürst, Dulha Ram, der 10,000 Sabdo's und an 4000 Sâki's (Gedichte zum Lob tugendhafter Hindus, Muhamedaner u. a.) schrieb. Auf Dulha Ram folgte 1834 Tschatra-Das (er dichtete nur 1000 Sabdo's und erlaubte nicht, sie aufzuschreiben), und nach dessen 1831 erfolgten Ableben, wurde Narajan-Das die Würde des Mahants (Oberpriester) ertheilt, der noch jetzt das Oberhaupt der Sekte ist. —

Diese besteht aus Laien (Girhist) — und Priestern (Sàdha's, Vollkommene oder Vairàgi's, Leidenschaftlose). Die letzteren sind besonders verpflichtet, die h. Schriften zu studiren, und nichts Verdienstliches in ihren eigenen Werken anzuerkennen; Keuschheit, Demuth und Enthaltsamkeit in Allem zu beobachten, wenig zu schlafen und den Körper an Mühseligkeiten und Beschwerden zu gewöhnen, Mildthätigkeit und Nachsicht zu üben, überhaupt alle Leidenschaften zu ertödten, und allen irdischen Freuden und Genüssen zu entsagen. Die am meisten verabscheuten Ver-

brechen sind: Unenthaltsamkeit und Habsucht. Die Kleidung der Priester wird sehr sauber gehalten und wenigstens jeden dritten Tag gewechselt.

Den Laien ist zur Hauptpflicht gemacht, Wahrheit zu reden, beständig in ihren Neigungen und recht und billig in ihren Handlungen zu sein. Sie dürfen auch nicht um ihre Todten trauern, weil dies Mangel in Ergebung in den göttlichen Willen zeigt.

Weder Priester noch Laien halten die hinduischen Festtage; aber sie beobachten ein strenges Fasten von Sonnen-Untergang bis Sonnen-Aufgang.

Die Gesammtzahl der Priester, die im Lande umher zerstreut wohnen, soll nicht 800 übersteigen; — die Zahl der Laien in Schahpura, der eigentlichen Metropolis des neuen Glaubens, beläuft sich auf ungefähr 200, von denen nur die kleinere Hälfte dem weiblichen Geschlechte angehört.

Die Glaubenslehre der Ramsanéhi's, die sie aus den h. Schriften der altbrahminischen Religion schöpften, ist sehr einfach. Sie glauben an einen allmächtigen Gott, den sie als Urheber des Schaffens, Erhaltens und Vernichtens verehren. Dieses höchste Wesen nennen sie Râm. Er ist ihnen die Quelle alles Guten — und Abwender alles Bösen, und weil seine Beschlüsse unerforschlich, ist Ergebung in dieselbe strenge Pflicht. Die Seele ist ein Ausfluß des göttlichen Geistes, und steigt, nach dem Tode des Leibes, zum Himmel empor.

Die Gottheiten der Hindus werden von den Ramsanéhi's nicht anerkannt und keine Art von Bildern oder Symbolen des Götzendienstes wird in ihren Tempeln zugelassen. Als Westmacott den jetzt lebenden Priesterfürsten um seine Meinung über den Bilderdienst fragte, antwortete er in Versen:

„Wie das Waschen des Körpers im Ozean dem Baden in allen Flüssen
der Erde gleichkommt, da sie doch alle in die große Tiefe fließen; —
Wie es genügt, nur die Wurzeln des Baumes allein zu begießen, um
Blätter, Blüthen und Früchte in's Leben zu rufen und zu erquicken,
So beseitigt die Verehrung des allmächtigen Gottes die Nothwendigkeit,
sich an niedere Gottheiten zu wenden." —

i.

Ueber eine Secte von Yogi's in Kutsch,

die sich Kanphati's nennen, wurde in der königl. asiat. Gesellschaft zu London am 5. Februar 1838 eine Abhandlung von Lieut. Postans verlesen. Diese Yogi's wohnen in einer großen Reihe von Gebäuden nahe

bei Danodhar. Ihr Glaube und ihre Uebung besteht darin, allen Personen, welche darum bitten, Nahrung und Obdach zu geben, und zwar ohne Rücksicht auf Kaste oder Secte, und ohne hinsichtlich der Zeit und der Menge eine Grenze zu setzen. Ihre Anzahl ist gering und sie verpflichten sich selbst zur Ehelosigkeit; aber ihre Gaben sind reich und sie haben bedeutende Einkünfte, um ihren Ordensregeln genügen zu können. Der Vorsteher hat eine so hohe Würde, daß er niemand, selbst dem Rajah nicht, den Gruß zu erwiedern oder zu antworten braucht. Ihren Namen haben sie von den ungeheuren Ohrringen, die sie tragen, und welche so schwer sind, daß sie ihnen die Ohren fast zerreißen; denn Kan heißt Ohr, und phati reißen. — Prof. Wilson bemerkte, dieser Orden sei einst sehr mächtig gewesen; wahrscheinlich seien die Kanphati's die Gründer der Höhlentempel in jenem Theile von Indien, da alle Figuren in demselben auch solche Ohrringe trugen. Er findet eine große Aehnlichkeit zwischen jenem Orden und den katholischen Klöstern, nur seien in Indien die Mitglieder nicht durch die eiserne Kette des Gelübdes für ihr Lebenlang gebunden.

k.

Ein Aghori.

Ein in Ostindien stationirter brittischer Offizier machte, wie im „Asiatic Journal“ (1836) berichtet wird, in dem Jahr 1833 einen Ausflug nach dem berühmten Berge Abu, der an der Südgrenze von Dschahdpuhr liegt. In einer der zahlreichen Höhlen am Fuße jenes Gebirges traf er einen langen, hageren Mann, mit verworrenem, durch lange Vernachlässigung zottig gewordenem Bart- und Kopfhaar, dessen fast entfleischter Körper eine Kruste von Blut, Ruß und anderem Schmutze überzog. Aus seinen starren Augen blickte eine dämonische Wildheit; sein ganzes Antlitz war grausenerregend. . . Es war ein Aghori oder Aghorapenthi, — einer jener nicht mehr zahlreichen Asceten, die den Maha Dewi in seinen scheuslichsten Formen verehren, und nicht nur Menschenopfer begehen, sondern, auch Menschenfleisch verzehren. In der Höhle dieses Büßers lag ein ganzer Haufe von Gebeinen, mit sichtbaren Spuren der Zähne, die daran genagt, dabei noch ein Stück von dem Aase eines Hundes. Boden und Wände der Grotte waren mit mannigfaltigem Unrath bedeckt, und in Mitten dieses Wustes kauerte der Aghori auf der Erde nieder. Als nun der Offizier ihn fragte, wer er sei, — erwiederte er: „Ich bin ein Anbeter der schrecklichen Gottheit Kali, die an Blut ihre Freude hat; Blut ist auch meine Lust; allein es war nicht immer so.“

Er erzählte dann, wie er durch das Unglück eines unwillentlichen Brudermordes unter die wilden Bhihls gerathen, und nun, mit diesen raubend und mordend, zufällig auch seinen zweiten Bruder getödet, wodurch er überzeugt worden sei, daß die Göttin Kali ihn zu einem ihrer Priester erkoren. „So mußte ich," schloß er, „in die Einöde, um unter Thieren zu leben und von gleicher Speise, wie diese, mich zu nähren. Kein Band knüpft mich ferner an die Menschheit; dies beweis't mir, daß ich ein Erwählter bin. Ich bin stolz auf diese Auszeichnung. Kein Gefühl, keine Leidenschaft nagt an meinem Herzen. Der Abscheu, den ich bei Anderen errege, ist mir willkommen; ich verabscheue die Menschheit; ich gehöre dem Himmel — gehöre Kali an! Ich bin ein Gott — ein Aghori!" —

l.

Die indischen Frauen.

Das Asiatic-Journal (Dec. 35.) macht die nicht blos auf Indien passende Bemerkung, daß man die Frauen durchgängig wie niedrigere Wesen behandle und doch — wahrhaft himmlische Tugenden von ihnen fordere. Es führt dann Manches zur Würdigung der Frauen im Lande Brahma's an, von dem folgendes eine Stelle hier finden mag:

„Das alte Rom prahlt mit Einer Lucrezia; Indien kann hunderte, ja tausende edler Frauen aufweisen, die es vorzogen, durch Gift, Dolch oder Feuer ihr Dasein zu enden, ehe sie ein Leben führten, auf dem nur ein Schatten von Argwohn ruhte. In der neueren Zeit haben zahlreiche Beispiele gelehrt, daß die Frauen Indiens noch derselben Opfer fähig sind, wie vor vielen Jahrhunderten: Dow's Annalen, Ferischta's Geschichte und Oberst Tod's Radschestan sind voll von Handlungen weiblicher Seelengröße, die oft aus den reinsten Quellen flossen; und dieselben Triebfedern haben noch jetzt ihre ganze Wirkung... Fast jede vornehme Familie Hindostan's rühmt sich eines oder mehrerer weiblicher Vorfahren, welche die Ehre ihrer männlichen Verwandten auf Kosten ihres Lebens retteten. Wo ein Rückzug im Kriege durch die mitgenommenen Frauen behindert worden wäre, haben diese sich selbst geopfert"...

m.

Indisches Schauspiel.

In Calcutta besteht jetzt (1836) außer einem Schauspielhaus, in welchem in englischer, auch ein Privattheater, auf welchem in hindostani-

scher Sprache gespielt wird. Das letztere wird von Babu Nobintschandar Bose in seinem eigenen Hause geleitet. Die weiblichen Rollen werden auch von hinduischen Frauenzimmern gespielt, und die Musiker des Orchesters bestehen ebenfalls nur aus Hindu's, meistens Brahminen. Bei einer der letzten Vorstellungen waren über 1000 Zuschauer, — Hindus, Mahomedaner, Europäer rc. gegenwärtig; das Schauspiel begann etwas vor Mitternacht und währte bis 6½ Uhr Morgens. Bevor man den Vorhang aufzog, wurde ein Gebet an den Allmächtigen abgesungen, eine hinduische Sitte, welche bei allen solchen Gelegenheiten beobachtet wird. Auch wird vor jedem Auftritte ein Prolog abgesungen, in welchem der Inhalt der folgenden Scene auseinander gesetzt ist. —

n.

Hindostanische Uebersetzung von Gay's Fabeln.

Raja Kalî Krîschna Bahâdur, Ehrenmitglied der asiatischen Gesellschaft von Paris, hat im J. 1836 zu Calcutta Gay's Fabeln in's Hindostanische übersetzt, und sie mit dem Texte zur Seite im Druck erscheinen lassen. In der dazu geschriebenen Vorrede wird, nach orientalischer Sitte, erst Gott, dann, obgleich Kalî Krîschna zur brahminischen Religion sich bekennt, Mahomed — gepriesen.

o.

Ein mahomedanischer Protestant.

Der Madras Herald (1836) berichtet Nachfolgendes aus Triplicane in Ostindien: „Die mahomedanische Gemeinde daselbst war im März d. J. zum Freitagsgebet in der Moschee des Nabob's versammelt, um die Worte des Korans auslegen zu hören. Die Abhaltung des Gottesdienstes hatte man einem wandernden Molla aus Kabul übertragen, dessen ehrwürdiges Aeußeres ihm den Schein der Heiligkeit gab. Allgemeines Entsetzen aber erregte es, als er seinen Text nicht aus dem Koran, sondern aus einem Auszuge aus der Bibel in persischer Sprache entlehnte, und gegen die Verehrung des Propheten eiferte, der Nichts anderes gewesen sei, als jeder andere Sterbliche. Von allen Seiten ein Schrei des Unwillens, heftige Opposition der übrigen Molla's, tausend Fäuste sich ballend zu nachdrücklicher Widerlegung! Durch Nichts jedoch ließ der Redner in seinem begeisterten Vortrage sich stören, bis der Nabob in's Mittel trat und den Reformator in Sicherheit brachte. Im Palast soll es nun

heftige Controversen gegeben haben: aber der Molla ist unerschütterlich und weigert sich sogar, seiner Sicherheit halber heimlich zu entfliehen."

7.

Zigeuner.

a.

Anzahl.

Herr Mich. v. Kogalnitschan, ein junger Moldauer, hat im Sommer 1837 zu Berlin eine „Esquisse sur l'histoire, les moeurs et la langue des Cigains" (Zigeuner) herausgegeben, welcher ein Verzeichniß von 700 Wörtern der Zigeunersprache beigefügt ist. Er gibt zuerst die Literatur seines Gegenstandes, dann die Geschichte dieses seltsamen Volkes und schildert dessen gegenwärtige Lage. Seinen Angaben nach gibt es jetzt

in der Moldau und Wallachei . .	200,000	Zigeuner,
„ „ Türkei	200,000	—
„ Ungarn	100,000	—
„ Spanien	40,000	—
„ England	10,000	
„ Rußland	10,000	—
„ Deutschland, Frankreich u. Italien	40,000	—
In Allem also ungefähr	600,000	Seelen.

b.

Abstammung der Zigeuner.

Herr v. Rienzi, Verfasser des großen Werkes über Ozeanien, welches die Gebrüder Didot 1836 bekannt machten, hat nachgewiesen, daß die Zigeuner aus dem Lande der Mahratten in Indien entspringen, wo er die Tzingar's gefunden, welches ihr wahrhafter Name ist. Den Beweis hat er durch Vergleichung der Sprachen der Zigeuner in Europa mit der hindostanischen geführt.

8.

P e r s e r.

a.

Persische Heil- und Giftkunde.

Das Journal *de chimie médicale* enthält einen Aufsatz über die Arzneikunde in Persien, aus welchem Einiges auch von Nichtmedicinern mit Interesse gelesen werden dürfte.

Die medicinisch-chirurgischen und pharmaceutischen Kenntnisse sind in Persien noch sehr weit zurück. Bei schweren Krankheiten sind die Perser noch auf die Voraussagungen der Astrologen und auf die mystischen Zaubersprüche ihrer Hakkins oder Aerzte beschränkt. Mit den wunderlichen Lehren von warmen oder kalten Krankheiten, männlichen und weiblichen Arzneien, die sie den Schriften der Araber aus dem 12. und 15. Jahrhunderte entnommen, ohne die mindeste Kenntniß von Anatomie, Physiologie und Chemie, weisen sie jeden Versuch, den man zu ihrer Belehrung machen könnte, hartnäckig zurück. Wer sich beim Seciren betreffen ließe, würde als Gottloser, wer chemische Versuche machte, als Zauberer verschrieen. —

Außer den Hakkins beschäftigen sich auch die Droguisten oder Apotheker und die Barbiere oder Chirurgen mit der Medicin. Am besten verstehen sich aber die Droguisten auf die Gifte. Auch sind sie durchgängig die passiven Agenten ihrer Fürsten, die sie für ihre Todestränke gut bezahlen. Ueber die Bereitungsart der Gifte bewahren sie strenges Geheimniß, und nur bei einigen hat man deren Zusammensetzung entdeckt. Eines derselben ist nichts als Diamantenstaub. Zu den fürchterlichsten gehört aber dasjenige, welches aus Euphorbiumsaft, einem giftigen Insect und dem Mukus aus den Eingeweiden eines an Dyssenterie gestorbenen Menschen besteht. Auch die Drusen und einige Stämme des Libanons und Syriens sehen diesen Mukus als ein sehr energisches Gift an. Außer den Giften und einigen getrockneten Heilkräutern führen die Droguisten auch mehrere geheimnißvolle Heil- und Schutzmittel. Die bedeutendsten darunter sind die Bézoards oder heiligen

Steine von Mekka. Der Padzeker, wie sie ihn nennen, ist der König der Arzneien, der mächtigste Beschützer des Lebens. Ein solcher Stein wird oft mit 3 bis 400 Franken verkauft. Bei Auflegung desselben auf Scorpionstiche werden die Gebetworte gesprochen: „Bizinellah el rahman el rathecam, la illa in hulla," d. h. „Im Namen des allmächtigen und allbarmherzigen Gottes; es gibt keinen andern Gott, als Gott." —

b.

Europäisirung der Parsen zu Bombay.

Die Guebren oder wie sie lieber genannt werden, die Parsen, deren Rechtlichkeit und Thätigkeit sprichwörtlich geworden, — sind unter allen Orientalen diejenigen, welche sich am leichtesten an europäische Civilisation gewöhnen und am meisten von ihr angenommen haben, — was eine weitere Bestätigung der Urverwandtschaft parsischer und germanischer Stämme bieten möchte. Die in Bombay wohnenden Guebren haben Journale und öffentliche Vorlesungen, und in ihren Religionsstreitigkeiten, — bekanntlich sind sie Ormudzgläubige, — haben sie an die Universität Oxford und an die asiatische Gesellschaft in Paris appellirt. Sie haben lithographische Pressen, durch welche sie erfuhren, daß Professor Olshausen in Kiel und Bournouf in Paris die Zendavesta (d. h. Schrift der Parsen) herausgeben, veranstalteten sie ihrerseits eine lithographische Ausgabe des Vendidad (einer Abtheilung der Zendavesta) in Bombay. —

c.

Persische Staatszeitung.

Seit dem Mai 1837 erscheint zu Teheran monatlich eine Staatszeitung, auf einem Foliobogen von chinesischem Papier lithographirt und gedruckt. Oben auf der ersten Seite steht ein leeres Schild mit der persischen Krone, als Schildhalter zwei Löwen, hinter denen die Sonne aufgeht; in einigen Nummern stehen die Löwen auf dem Fische oder Drachen, auf dem, nach muhamedanischer Mythe — die Erde ruht. Die erste Seite führt den Titel: „Nachrichten aus den Königreichen des Orients," die zweite den: „Nachrichten aus den Königreichen des Occidents."

9.

Die Circassier,

oder, wie sie selbst sich nennen, die Adighen, charakterisirt Ritter Taitbout de Marigny in seinen zu London erschienenen „Three voyages in the black sea to the coast of Circassia etc.“ (1837) in folgender Weise: Eine schwärmerische Freiheitsliebe und ein unbezwinglicher Heldenmuth macht die Circassier den angrenzenden Ländern furchtbar. Sehr abgehärtet von Jugend auf und geübt, Pferde und Waffen zu führen, kennen sie nur Einen Ruhm, den Sieg, nur Eine Schande, die Flucht. Sie brechen aus ihren Grenzen, stürzen auf die Nachbarn, verheeren ihr Land, erbeuten ihre Heerden und führen die von ihrem Schwerte verschonten Einwohner in die Sclaverei... Den ersten Stand machen die Fürsten, den zweiten die Edel-, den dritten die Lehnleute aus, welche letztere Unterthanen eines Fürsten sind, dessen Besitzungen sie anbauen und dem sie Kriegsdienste leisten. In Kleidung und Lebensweise unterscheiden sich die drei Stände nur wenig von einander. Die Sclaven sind meist Kriegsgefangene; sie werden mild behandelt... Ihre Volksversammlungen werden immer in einem Walde gehalten. Den Vorsitz hat der Fürst. Ohne Rücksicht auf Alter und Rang — wird stets denen das Wort gegeben, die sich durch Verdienste oder Wohlredenheit besondere Achtung erworben haben. Hier werden fast alle Rechtshändel entschieden — nach alten, im höchsten Ansehen stehenden Rechtsgewohnheiten... Bücher haben sie nicht (sie sind des Lesens und Schreibens unkundig), aber Gesänge, alte und neue, in denen Tapferkeit und Treue gepriesen, Feigheit und Untreue gegeißelt wird... Sie verehren ein höchstes Wesen, daneben aber viele Untergottheiten, wie Merissa oder Mereime (die Mutter Gottes genannt), welche die Schutzgöttin der Bienen ist. Gebete und Opfer werden durch untadelige Greise dargebracht; eine besondere Priesterschaft haben sie nicht. Spiel, Tanz und Pferderennen beschließen gewöhnlich den Gottesdienst, der in Thieropfern und einer Art Abendmahl besteht. Vielweiberei ist nicht üblich. Die Erziehung besteht in Leibesübungen, Abhärtung, Anleitung zu Raubzügen und Uebungen des

Urtheils und Vortrags. Im Allgemeinen sind die Circassier mäßig und begnügsam und empfangen und geben so gern Geschenke, daß sie nicht leicht versagen, was ein Anderer zu erhalten wünscht. Uebrigens haben sie auch darin mit den Spartanern Aehnlichkeit, daß das Stehlen bei ihnen gleichsam zu den freien Künsten gehört.

Bemerkenswerth ist, was Platon Sübow von den Spuren einer alten tscherkessischen Naturreligion berichtet. Er schreibt im 3ten Bande seines 1836 herausgegebenen „Gemäldes des kaukasischen Landes," daß unter den Stämmen der Adighen oder Tscherkessen (von tscherk= abschneiden und Kes= Kopf), welche in den Tiefthälern und in den Gebirgen hausen, man noch bis auf den heutigen Tag eine heidnische Religion bemerkt, die, obwohl mit muhamedanischen Gebräuchen vermischt, doch noch ganz ihr altes Gepräge zeigt. Die Hauptgottheiten dieser uralten Naturreligion haben folgende Namen: Schible, Gott des Donners, Tleps, Gott des Feuers, Mehitcha, Gott der Wälder, Schutscha, Gott der Reisenden, Sseoseres, Gott des Wassers. Die Feste der Götter werden entweder in heiligen Hainen oder auf den Höhen der Berge gefeiert. Diese Orte sind für jeden unantastbar, und der Verbrecher, der eine Zuflucht darin gefunden, ist vor der Blutrache sicher. Als Opfer für den Gott Schible werden Stiere, Schafe und Ochsen geschlachtet.

10.

Die Moschee El Sak'rah zu Jerusalem.

Einer der Begleiter des Herzogs von Joinville, der im October 1836 Jerusalem besuchte, beschreibt in der Revue française u. a. die berühmte dortige Moschee, welche der Chalif Omar, des Propheten Schwiegersohn, auf der Stelle erbaut, wo vordem Salomon's Tempel gestanden. Sie gilt bei den Moslemin fast für eben so heilig, als die von Mekka und Medinah, und seit Saladin durfte bei Todesstrafe kein Christ sie betreten. Ihren Namen El Sak'rah führt sie von dem heiligen Steine, der gerade in der Mitte unter der Kuppel aufbewahrt wird. Es heißt, dieses sei der Stein und dies die Stelle, wohin Jacob sein Haupt gelegt, als

ihm der Herr im Traume erschien, ferner, als David seine Völker zählte und Gott deßhalb die Pest gesendet, habe der Todesengel, niederfahrend, seinen Fuß auf diesen Stein gesetzt. Die Moslemin behaupten dann noch, in der Nacht, da Muhamed auf der Eselsstute El Borak von Mekka nach Jerusalem geritten, sei der Stein unter dem Fuße des Propheten aus der Erde gesprungen.

An den Wänden eines, an die Moschee grenzenden alten Saales sieht man die Spuren eines vermauerten Thores. Es ist das „goldene Thor" des alten Jerusalem, zu welchem Christus am Tage des Palmenfestes eingezogen. Die Türken haben es zugemauert, weil eine Prophezeiung unter ihnen geht, dieses Thor werde die Christen einlassen, wenn sie wiederkommen, Jerusalem zu erobern! — Wo ist ein Ort auf dem ganzen Erdball, an welchen sich großartigere Erinnerungen und Weissagungen anknüpfen? —

11.

Aegypten.

---

a.

Ist Aegypten von Aethiopien aus gebildet worden?

Hoskins in seinen „Travels in Ethiopia" (4° London 1835) hält, wie Heeren und mehrere andere Historiker, „Meroë" für „die Wiege der Civilisation." Der Rezensent dieser Schrift im Octoberheft des „Edinburgh Review" bestreitet diese Annahme besonders damit, daß er nachweist, daß die ältesten Bauwerke von Meroe und Aethiopien ägyptischen Ursprungs und die späteren nur Nachahmungen der schon verdorbenen ägyptischen Baukunst sind. Die ersteren begleiten den Nil bis hinauf nach Jebel el Birkel und gehen bis in die Zeit zwischen 1700 und 1400 v. Ch. zurück. Die Pyramiden Aethiopiens sind aber ganz modern in Vergleich mit den ägyptischen. Die von Meroe oder Assur, auf die Hoskins sich vorzüglich stützt, hält auch Rüppell für jünger als die von Jebel el Birkel, und nach Lord Prudhoe wurden dieselben erst in den Jahrhunderten nach 400 v. Ch. erbaut. Die Hieroglyphen auf den

äthiopischen Denkmälern sind aber noch schlechter als die Bildwerke; während die ältesten Hieroglyphen, die man in Aegypten auffinden konnte, schon diese Schreibkunst ganz vollendet zeigen. — Vielleicht ließen Heeren und Rüppell, Hoskins und sein Edinburger Gegner sich durch die Annahme versöhnen, daß die höchstgelegenen Flußthäler allerdings die Wiegen, aber auch nur die Wiegen der Völker und ihrer Bildung gewesen; daß die kräftigen Naturen der Wiege entsprungen, und daß erst aus Kreuzung verschiedener Stämme in den niedrigeren Flußebenen die Bildung erwachsen sei, die später in die Wiege zurückgebracht worden. —

b.

Aegypten kann man jetzt schon unter die Staaten des Fortschrittes rangiren. Die Regierung legt Rechnung von ihrer Staatshaushaltung ab, und liefert damit und darin den Beweis, daß sie nach ihrem Vermögen dem höheren Zeitgeist huldige. Das kürzlich vorgelegte Budget vom Mai 1834 bis Mai 1835 bringt u. a. in Ausgabe für Civil- und Militärschulen 2½ Million Piaster, für Erziehung der ägyptischen Zöglinge in Frankreich und England 600,000 P., für arabische Primärschulen 150,000 P., Druck des arabischen Moniteur 175,000 P., französische Druckerei und ägyptischer Moniteur 125,000 P., für Militärhospitäler ꝛc. 570,000 P., für Brunnen und Baumpflanzungen 1,400,000 P., Dämmung des Nils, öffentliche Arbeiten ꝛc. 10½ Million P. u. s. w., für Gehalte der Sheiks und Unterhaltung der Moscheen nur 1,100,000 P. ausgeworfen. (Die Hälfte der Moscheen in Kahiro verfällt!)

c.

Aegyptische Tabletten.

(Aus Capitain C. R. Scott's „Wanderungen durch Aegypten und Candia [1]).“

I. Die Fellah's.

Mohammed-Ali fand die eingeborenen Aegypter in das tiefste Elend, in die tiefste Degradation versunken, als eine Rasse von Wesen, die nur durch Gestalt und Sprachfähigkeit als Menschen zu erkennen waren. Hiernach muß man die Urtheile bemessen, die über ihr gefällt wor-

1) 2 Voll. London. 1837.

den sind, indem man, was die Aegypter jetzt sind, mit dem vergleicht, was sie früher waren. Obgleich nun der Weg des ägyptischen Vicekönigs mit fast unübersteiglichen Hindernissen bedeckt schien, so sind doch die Fortschritte, die Statt gefunden haben, bewunderungswürdig groß; denn Mohammed-Ali hatte nicht nur die überwältigende Masse religiöser Vorurtheile zu beseitigen, welche die ägyptische Nation niederdrückten, und die Wucht der Ignoranz zu durchbrechen, welche sie in ihre Degradation gebannt hielt, sondern er hatte auch den Widerstand aller jener mächtigen Häuptlinge zu überwältigen, deren Interesse es war, ihre Fellah-Vasallen in dieser Erniedrigung und Unwissenheit zu erhalten und dem Ansehen des Vicekönigs und des Propheten zu trotzen...

Der Widerwille dieser Fellah's, ihren Geburtsort zu verlassen, ist (fast) unüberwindlich. Uns Engländern scheint es beinahe unglaublich, daß junge Leute von 18 bis 25 Jahren es als ein Unglück ansehen, ihr väterliches Haus verlassen zu müssen. Und doch ist dies bei ihnen eine allgemeine Klage. Die Hauptursachen hiervon mögen sein, daß sie sich sehr jung verehlichen; die Indolenz, in welcher Menschen aufwachsen, welche ihre Lebensbedürfnisse mit sehr geringer Arbeit und Mühe gewinnen, und der gänzliche Mangel an geistiger Bildung, der sie völlig ignoriren läßt, daß es noch andere Vergnügen in diesem Leben gibt, als der Befriedigung der mit den Thieren gemeinsamen Begierden, deren völligste Befriedigung dem guten Muselman als Belohnung im sinnlichen Paradiese seines Propheten vorgehalten wird.

Der ägyptische Fellah sieht einen seiner Stammgenossen, etwa einen Bruder, der sich in demselben Schmutze gewälzt, und mit demselben ekelhaften Ungeziefer bedeckt war, wie er selbst, der dieselbe schlechte Nahrung genossen und mit gleichen Lumpen bekleidet war, — er sieht ihn mit Handschellen fortgeschleppt, um Soldat oder Seemann zu werden. Er sieht ihn in wenigen Jahren zurückkehren, — umgestaltet in ein halb-civilisirtes Wesen, versehen mit allen Lebensbedürfnissen, Schmuck in seinem Aussehen, und sich behaglich fühlend in seinem neuen Zustande; und doch wird er ihn nicht beneiden, noch zur Nacheiferung durch ihn erregt. Von Patriotismus weiß er Nichts, ausgenommen, daß er lieber von seinem landsmännischen Scheik beherrscht, als von seinem früheren Unterdrücker, dem Türken, getreten werden will...

II. Die Eindämmung des Nil's.

Alle Projekte (bubbles) Mohammed-Ali's erscheinen als unbedeutend, wenn man sie mit seinem Plane, den Nil einzudämmen, vergleicht. Dieses merkwürdige Unternehmen wurde begonnen auf Anrathen des Re-

sidenten der Saint-Simonistischen Sekte zu Kairo, und der Vater Enfantin geruhte, seine väterliche Fürsorge, als Haupt-Ingenieur und Schatzmeister diesem Werke zuzuwenden, unterstützt bei seinen Arbeiten durch einen Herrn Lelan, Zögling der polytechnischen Schule zu Paris. Die für dieses erstaunliche Werk ausersehene Stelle findet sich wenige Meilen unter der Theilung des Nil's in den Rosetten- und Damietten-Arm, und die Absicht ging darauf hin, das Wasser zur Höhe von 10 Fuß über den gewöhnlichen Stand des niedrigen Nil's zu erheben, um eine Wassermasse zu bilden, mittelst welcher jeder Theil des Delta's zu jeder Jahreszeit bewässert werden könne.

Dieses Werk, wie es ursprünglich projektirt worden, war wohl ausführbar, obgleich schwierig genug, um selbst einen Brunel zum Nachdenken aufzufordern, bevor er dasselbe begönne. Aber die ungeheure Ausgabe, welche nöthig gewesen zur Beschaffung des zu den Grundpfeilern erforderlichen Holzes veranlaßte das Aufgeben dieses Theiles des Projektes. Der Damm soll nun blos aus Steinen erbaut werden und auf dem sandigen Grunde des Delta's aufliegen. Keiner der Steine, die ich aufgehäuft sah, war aber länger, als vier Fuß, und die ganze Arbeit sieht einer Spielerei so ähnlich, daß man an der Ehrlichkeit der Versicherung des cosmopolitischen Vaters zweifeln möchte, der behauptete, daß er nur arbeite „pour l'amour de la famille universelle des hommes.“

Man hat im Sinne, zwei Brücken über die beiden Nilarme und eine mittlere über den Kanal zu bauen, welcher nothwendig, um den Bewässerungsstrom in das Delta zu leiten. Die zwei Hauptbrücken würden ungefähr 5 (engl.) Meilen lang, und diese ganze Strecke würde gedämmt werden müssen, um dem stäten Drange des ungeheuren Wasserschwalles widerstehen zu können. Sollte aber dieses Werk jemals glücklich zu Ende gebracht werden, — was meiner Meinung nach nicht geschehen wird, — dann würde die nothwendige Folge davon sein, daß das ganze System von den Kanälen, Dämmen und Schleußen des Delta eine Veränderung erleiden müßte, seine Bewohner aber würden stets der Gefahr ausgesetzt sein, mit sammt ihren Heerden, Feldern und Dattelwäldern und Wohnungen weggeschwemmt zu werden, entweder indem der Strom den Damm durchbräche oder dadurch, daß er sich selbst einen anderen Ausweg eroberte.

III. Der freigläubige Bäcker.

Kurz vor meiner Ankunft in der Hauptstadt Aegypten's ereignete sich ein Vorfall, der einen komischen Beweis lieferte von der Veränderung, die in der letzten Zeit in der öffentlichen Meinung Statt gefunden. Ein

levantinischer Kaufmann von Kairo, der wahrscheinlich seinem Patron, dem h. Antonius, eine Ehre anthun und zugleich seinen Freunden ein Festmahl geben wollte, schickte eine Schweinskeule in ein mohamedanisches Backhaus, um dieselbe dort braten zu lassen. Der nicht sehr gläubige Bäcker der Gläubigen trug kein Bedenken, das unreine Fleisch zu den übrigen orthodoxen Gerichten zu stellen, um sie miteinander zu braten. Aber einer der Kunden, ein strengerer Beobachter des Korans, als er nach seinem Büffelbraten zu sehen kam, bemerkte mit Entsetzen, wie neben demselben jenes verabscheute Stück Fleisch dampfte und prutzelte. Er erhob ein lautes Geschrei über den gottlosen Bäcker, der sofort vor den Hatib Effendi geschleppt und aufgefordert wurde, sich deshalb zu rechtfertigen, daß er auf solche Weise dem Propheten zu trotzen sich unterfange. „Fürwahr," erwiederte der zitternde Bäcker, „ich habe kürzlich solcherlei Veränderungen in Aegypten wahrgenommen, daß ich damit keine Sünde zu begehen glaubte. Sehe ich nicht täglich muselmännische Soldaten auf fränkische Weise equipirt? Bey's halb als Franken gekleidet? Fränkische Gerichte, ja sogar fränkische Weine genossen? Konnte ich, solcherlei sehend, voraussetzen, daß es eine Sünde sei, wenn ich gestattete, daß ein Stück fränkisches Schwein ruhig neben einem muselmännischen Gerichte brate? Glaubte ich doch hiermit nur dem Zeitgeiste gemäß zu handeln!" — Der mohamedanische Weise fand sich hierdurch nicht wenig betroffen, doch meinte er, daß, wie wahr dies auch Alles sein möchte, der Bäcker doch auch hätte sehen können, wie alle gläubigen Bewohner von Kairo nach dem Geist des Korans dafür hielten, Schweinfleisch sei Schweinfleisch, und daß die Vorschriften des Propheten befolgt werden müßten. Ein witziger Mollah bemerkte dagegen: „Feuer sei ein Reiniger aller Dinge," worauf nach gepflogener Berathung entschieden wurde, daß den anderen Gerichten im Backofen durch den Dampf des Schweinbratens kein Schaden geschehen sei, und so wurde der Angeklagte entlassen. Der triumphirende Bäcker kündigte sofort an, daß er fränkische und andere Gerichte brate," und hatte nun ein sehr einträgliches Geschäft seit der weisen Entscheidung des Richters zu seinen Gunsten. —

IV. Mahomedanische Toleranz.

Abd-el-Kaderben Djelani, von Bagdad, Haupt einer der berühmtesten Familien von Irak-Arabien, als er kürzlich vom Kaiser von Marokko, der eine seiner Töchter zum Weibe genommen, nach seiner Heimath zurückreisend, nach Duled Chelul bei Algier gekommen, wurde

von vielen dort umherwohnenden Mahomedanern befragt, wie sie es mit den (ungläubigen) Franzosen zu halten hätten? Abd-el-Kader ben Djelani, so berichtet der „Moniteur algérien“ vom 12. Aug. 37., versicherte: „diejenigen verstünden schlecht den Koran, die meinten, er gebiete, die Christen auch ohne Grund zu bekriegen. Er las mehrere Stellen daraus vor, welche vielmehr beweisen sollten, die Religion Mahomed's und die christliche Religion seien Schwestern, und diejenigen, welche dieselbe übten, könnten auf gleiche Weise Gnade vor Gott finden.“

12.

Die Kolonien freier Neger in Afrika.

Den neuesten Nachrichten zufolge hatte die, von freien amerikanischen Negern auf der Goldküste gestiftete Kolonie Liberia mit dem Negerkönig von Grand Bassa einen Krieg zu bestehen, der sich mit einem Friedensvertrag endigte, durch welchen der Negerkönig Peter Harris nicht nur freien Verkehr der Kolonie mit dem Innern zugibt, sondern auch Abschaffung des Sklavenhandels in seinem eigenen Reiche verspricht. — Auch die von den Quäkern (von Pensylvanien) nach dem Muster von Liberia auf derselben Küste in Bassa Cooc errichtete Negerkolonie, wo sie Sklaverei, Sklavenhandel und den Gebrauch geistiger Getränke verboten, gewinnt erfreulichen Fortgang. — So ist zu hoffen, daß Afrika allmählig durch seine eigenen Söhne in den Lebenskreis der Humanität eingeführt werde. —

13.

Abyssinische Bardinnen.

Der erste Band der zu Anfang 1838 erschienenen Reise von Combes und Tamisier berichtet über die abyssinischen Frauen u. a. Folgen-

des: „der Hauptzweck der Courtisanen, welche das Gefolge eines Fürsten schmücken, ist, die Verwaltung eines Dorfes oder einer Provinz von ihm zu erhalten, und wenn sie dies erreicht, ist ihr Ehrgeiz befriedigt. Vergangenheit und Gegenwart bezeugen, daß diese Frauen nicht unvermögend sind, die Zügel der Regierung zu führen...“

„Es gibt aber in jener Gegend noch Frauen, deren Rolle etwas Edles und Schönes hat: es sind jene, welche, die Gefahren des Krieges nicht scheuend, sich unter die Kämpfer mischen, und sie nicht nur durch ihre Worte und Gesänge, sondern selbst durch ihr Beispiel ermuthigen. Keine That entgeht ihrem durchdringenden Blick; der Feigling sucht vergeblich, ihrer Gegenwart zu entfliehen; im stärksten Gewühle des Kampfes kommen sie herbei, der Tapferkeit der unerschrockensten Krieger Beifall zuzujauchzen. Ist der Kampf zu Ende, dann begeben sie sich in das Zelt des Anführers, brandmarken in ihren improvisirten aber kraftvollen Liedern das Benehmen derer, welche dem Anlauf der Feinde nicht auszuhalten gewagt, und stimmen Preisgesänge an, um den Ruhm der tapferen Streiter zu feiern. Das ganze Heer hat eine Art Ehrfurcht vor diesen muthigen Frauen, und alle fürchten eben so sehr ihren Tadel, als sie eifersüchtig auf ihre Belobung sind. Der Einfluß, den sie auf die Truppen üben, ist ungefähr derselbe, den die Frauen des Mittelalters auf unsere Ritter hatten, nur mit dem Unterschiede, daß jene sich weit größeren Gefahren aussetzen.

14.

Türkei.

---

a.

Brayer's Charakteristik der Türken.

Die „Neuf années à Constantinople,“ die 1836 von dem praktischen Arzte Dr. A. Brayer herausgegeben worden, lassen tiefer, als die meisten anderen Reiseberichte, in das Innere des türkischen Lebens und Wesens einschauen. Der Verfasser fand durch seinen ärztlichen Beruf Eingang, wo nicht leicht je ein Franke hingedrungen sein mag.

Ueber den Charakter jener Nation äußert er im Allgemeinen: „Ich für meinen Theil fand den Türken — die Fälle ausgenommen, wo die Ehre seiner Regierung oder seines Glaubens gefährdet und sein Fanatismus zur Vertheidigung beider aufgeregt war, — im Allgemeinen gut, aufrichtig, mildthätig, gastfrei, ohne Prunk und Scheinheiligkeit, und obgleich seiner Religion innig zugethan, gegen jeden Andersgläubigen duldsam. Der Türke ist ehrlich im Verkehr, mag er es nun mit Landsleuten oder mit Fremden zu thun haben; endlich besitzt er die Tugend der Reinlichkeit in einem Grade, wie vielleicht keine europäische Nation." Auch versichert Herr B., daß „in Constantinopel, wo die Häuser kaum verschlossen werden, wo der Krämer am Abend (zum Gebet) fortgeht und seine Bude offen läßt, jährlich kaum sechs Diebstähle begangen werden." Hinsichtlich der Vielweiberei bemerkt derselbe, daß „die Ulemas, die Beamten an den Ministerien, Alles, was im Dienst der Großen steht, die kleinen Rentiers und alle Gewerbsleute, Schiffer u. s. w. (also mehr als $\frac{3}{4}$ der männlichen Bevölkerung in der Regel nur eine Frau haben."

Den Einfluß des Korans auf den Charakter der Türken bestimmt Herr B. dahin, daß durch denselben 1) entweder vernichtet oder doch unterwürfig gemacht werden: die Neigung zum Zanken, zur List, zum Dünkel; das Gedächtniß der Wörter, der Thatsachen und Formen; die Leidenschaft des Reisens, der Sinn für Harmonie, Farben und Töne, — für Berechnung und Mechanik, das poetische und mimische Talent ꝛc. 2) in den Schranken der Mäßigung werden gehalten: die Liebe zu Kindern, die Gewöhnung an den Ort unseres Aufenthaltes, die Freundschaft, Geselligkeit und Liebe zu irdischem Besitz; endlich: 3) im höchsten Grade ausgebildet werden: die physische Liebe, Sanftmuth, Wohlwollen, Höflichkeit, das Gewissen, Bedachtsamkeit, Beharrlichkeit, das religiöse Gefühl, die Ergebung in das Geschick, Redlichkeit ꝛc. Was die letztere betrifft, so bemerkt B. gelegentlich: ich habe manche Artikel voll Vertrauen bei einem Muselmann eingekauft, die ich von dem plauderhaften und schurkischen Griechen, dem kalten und verstockten Armenier, und dem schmutzigen, schreienden Juden nicht hätte erhandeln mögen. Am meisten aber hat man sich vor den verschmitzten und lügenhaften Franken in Acht zu nehmen." —

b.

Osmanische Poesie des letzten Jahrhunderts.

In seinem Berichte über die osmanische Literatur des letzten Jahrhunderts (v. 1836) erwähnt Herr von Hammer der Külliat (d. i. sämmtl.

Werke) des Scheich Ruscheni, der im J. 1733 als 17jähriger Jüngling von Modania nach Constantinopel gekommen, 1774 mit der Stelle des Scheich's Obern des Mewlewi-Klosters Hudaji's bekleidet, im J. 1794 starb. Herr v. Hammer versichert, Ruscheni's Werke gehörten „unter die ausgezeichnetesten, ethischen und mythischen Leistungen osmanischer Poesie." Aus einem Gedichte, worin Ruscheni den wahren Sofi beschreibt, entnehmen wir folgende Zeilen:

Sofi ist, sagt Sehel Ben Saluk,
Wer nicht König und wer nicht Mamluk,
Sofi ist, wer Unrecht gern vergißt,
Wer mit allen Menschen freundlich ist.
— Sofi, sagt ein reiner Herzensmann,
Ist, wer Reinheit rein bewahren kann.
— Sofi ist nicht, wer in sich nicht rein,
Eigenschaften sucht und nicht das Sein.
— Sofi ist, sagt der Derwisch Ruscheni,
Wer die Namen Gottes kennt, die schönen,
Sofi ist, wer Gottes Sein und Wesen
Kennt und Andere dasselbe lehrt,
Wer gekleidet ist in reine Wollenstoffe (Suf),
Diesen nenne, Reiner! reinen Sofi. —

Als den größten Dichter aber unter denen, welche zu Ende des XVIII. Jahrhunderts unter Selim III. gelebt, bezeichnet unser größter Osmanlist — den Scheich der Derwische Ghalibdede, der 1757 zu Constantinopel geboren, schon im 24. J. seinen Diwan sammelte, und zwei Jahre später sein „schönstes und berühmtestes, romantisches Gedicht: Schönheit und Liebe" schrieb. Später verfaßte er auch einen Kommentar zu einer mystischen Abhandlung unter dem Titel: „Reines Gespräch." Er starb schon 1794 auf der Rückkehr von einer Pilgerfahrt nach Mekka. —

Nächst Ghalib ist nur noch der Whebi (begabte) Mohammed zu erwähnen, der seiner Vorliebe für Hyacinthen den Beinamen Sünbullüsade verdankt. Sein Diwan, den er 1807 vollendet, besteht außer den gewöhnlichen Vorworten, nämlich: der Anrufung Gottes, dem Lobgesang auf den Propheten, der Himmelfahrtsbeschreibung, dem Lobe des Sultans, dem des Wortes und der Veranlassung des Diwans, aus 51 Ghaseten, Zahlreimen, Räthseln und einzelnen Versen. Aus dem Lobpreise des Wortes mögen folgende Zeilen hier zur Probe und zum Schlusse stehen:

„Die Kraft der Poesie ist Gottesgabe,
Sie ist nicht jedes Menschen Gut und Habe...
Der Dichter wird von Gottes Huld getragen;

Es kann nicht jeder diesen Weg einschlagen...
Es ist der Dichter Preis der Glanz der Reiche,
Sie sorgen, daß die Schönheit nimmer weiche."

c.

Heilwirkende Emirs zu Constantinopel.

Brayer, in seinen „Neuf années à Constantinople" (I. 47.) berichtet, daß in der Nähe des Tabaks-Zollhauses zu Constantinopel sich fortwährend einige Emirs aufhalten, Abkömmlinge Fatima's, der Tochter Mahomed's, von denen das Volk glaubt, sie hätten die Gabe, durch Beten, Anhauchen und Streichen mehrere Krankheiten, besonders den dort gewöhnlichen Rothlauf zu heilen. Die Regierung unterstützt diese geistlichen Aerzte mit der Auflage, daß sie von jedem Hülfsuchenden nicht mehr als 5 Paras zur Belohnung annehmen. Brayer sah, wie zu einem solchen Emir, der langsam auf einem freien Platz auf und ab ging, eine verschleierte Frau mit einem Kinde kam, und etwa eine Minute lang mit ihm sprach. Nachdem dann der Emir sich gesammelt, sprach er mit etwas tiefer Stimme einige — wahrscheinlich arabische — Gebete, legte die Hand auf den Kopf der Kranken, blies ihr auf die Stirn, und rieb ihr mit dem Daumen der rechten Hand gelinde den Raum zwischen der Nase und der Wangenhervorragung. In 5 Minuten war Alles vorüber. Die Frau zahlte ihre 5 Paras, und nach ihr kamen noch mehrere Personen, Männer, Weiber, alt und jung, und jedesmal fand dieselbe Behandlungsweise statt. —

d.

Politische Frömmigkeit des Oberhauptes der Gläubigen.

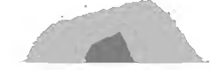
Es ist mehrfach auf die Versuche des türkischen Sultans aufmerksam gemacht worden, die eisernen Schranken des Islamismus, zum Wenigsten den stachlichten Zaun zu durchbrechen, der den Kern desselben umgibt. Er erfährt nun, was zu seiner Zeit auf seine Weise Joseph II. erfahren. Nicht so ehrlich, als dieser, aber weltkluger, lenkt er ein, bevor er durch Empörung zu spät dazu gezwungen wird. Die koranwidrigen Bilder, die er in öffentlichen Gebäuden hatte aufstellen lassen, verschwinden. Dagegen macht die Tekwimi Wekaji (die türk. Staatsztg.) bekannt: „Se. Hoheit, der Sultan, dem Beispiele seiner erlauchten Vorfahren folgend, und von dem wärmsten Eifer für das Beste der Religion beseelt, befehle, daß in den beiden heiligen Städten (Mekka und Medina)

alle einer Ausbesserung bedürfenden Gebäude gehörig hergestellt werden;" auch lasse er prachtvolle Tempelvorhänge und zahlreiche Lampen mit silbernen und goldenen Ketten für jene zwei Städte verfertigen; alle dortigen Imams, Prediger, Muessins und sonstige Religionsdiener, besonders die Mollah's, erhalten künftig eine namhafte Besoldungszulage. — Bemerkt wurde auch schon früher im Phönix, wie der Sultan den Koran auf neue Weise in Bezug auf die Pest hatte deuten lassen. Jetzt lesen wir in einer sultanischen Verordnung (die von der türk. Staatsztg. vom 1. Febr. 1837 mitgetheilt wird) unter anderm Folgendes: — „Bekannt ist, daß das tägliche fünfmalige Gebet eines der Fundamentalgebete unseres seligmachenden Glaubens ist, und daß jene, die diese Gebote genau erfüllen, in beiden Welten glücklich sind, während deren Uebertreter hier und jenseits vielfältiges Elend und Mißgeschick zu gewärtigen haben. Es ist demzufolge augenscheinlich, daß die Vernachlässigung dieser und anderer Andachtsübungen von Seiten einiger hirnlosen Menschen, — die moralische Ursache der Pestseuche und der Feuersbrünste ist, welche diese Hauptstadt und andere Städte des Islams heimsuchen. Da der Wiederbeleber der Glaubens-Vorschriften und Staats-Grundsätze, unser allergnädigster Herrscher, seit seiner — Thronbesteigung der Beschützer unserer seligmachenden Religion ist, so mißbilligt und verdammt er die geringste Uebertretung der Glaubens-Pflichten, und gibt als der Erste das Beispiel der gewissenhaftesten Frömmigkeit, indem er regelmäßig und öffentlich den vorgeschriebenen Gebeten beiwohnt. In Folge dieser frommen Gesinnung" — befiehlt nun der Sultan, daß alle Personen seiner Umgebung in ihrer Wohnung mit einem Imam, — Alle Rechtgläubigen aber, die sich keinen solchen Seelsorger halten können, in der nächsten Moschee oder dem nächsten Bethaus die vorschriftsmäßigen Gebete verrichten. Sofort soll dann jeder Muselmann, der zur Gebetzeit — ohne gesetzlichen Entschuldigungsgrund — auf der Straße sich befinden läßt, „als ein Vernachlässiger des Gebetes, — der Obrigkeit überliefert werden, damit sie ihn zurechtweise und züchtige." Eine fernere großherrliche Verordnung schärft die Verrichtung der täglichen fünfmaligen Waschungen, als Religionspflicht und — aus Gesundheitsrücksichten ein. —

e.

Großherrliche Censur.

Daß in Deutschland, — nach dem 4. August 89 in Frankreich — ein Fürst unlängst zum voraus sich alle Devotions- und Submissionsschnörkel in den Eingaben seiner Unterthanen verbeten, kann kaum mehr



befremden. Daß aber auch der Großsultan keine Schmeicheleien mehr vertragen kann, ist eine Thatsache, bleibender Erinnerung werth. Als ein gelehrter Derwisch dem Haupte aller Gläubigen im Frühling 36 eine von schwülstigen Redensarten strotzende Schrift überreichte, ließ der Großherr ihm zweihundert Hiebe auf die Fußsohlen mit dem Bedeuten verabreichen: „Ein Sultan hat andere Dinge zu thun, als deine schlechten Schmeicheleien zu lesen und den Sinn aus deinen Schmeicheleien heraus zu klauben. Befleißige dich einer klareren und einfacheren Schreibart, oder lasse es ganz sein, sonst lasse ich die Hände abhacken." —

f.

Letzte Zeiten zu Constantinopel.

Aus engl. Blättern ersehen wir, daß im Sommer 1837 zu Constantinopel, nach altem furchtbarem Brauch, vier Frauen aus türkischen Harems wegen gesetzwidrigen Verkehrs mit Christen — zum Tode verdammt und in den Bosporus geworfen worden. Nach völlig neuem Brauch dagegen hat die Pforte eine Quarantaine in den Dardanellen errichtet. Doch fängt die Note, durch welche den fremden Gesandschaftskanzleien davon Nachricht gegeben wird, noch mit den Worten an: „da mit Erlaubniß des Allerhöchsten die Pest zu Smyrna und dessen Umgebungen ausgebrochen ꝛc." In einem Schreiben aus Constantinopel, das die Morningpost liefert, wird übrigens bemerkt, die jetzt oft sich wiederholenden Fehltritte türkischer Frauen und die nicht mehr seltenen Selbstmorde in der Hauptstadt (in den letzten 14 Tagen tödteten sich drei Türken) — „seien in den Augen der rechtgläubigen Muselmänner ein sicheres Zeichen, daß das Ende der Zeiten nicht mehr ferne."

g.

Katholisches Autò=da=fé — in Constantinopel.

Ein Rundschreiben des Patriarchen von Constantinopel, welches am 10. Mai 1837. in den Kirchen der Hauptstadt verlesen wurde, verbietet unter Androhung der Excommunikation und anderer angemessener (!) Strafen, die — Bibel und andere Schriften zu lesen, welche von der Bibelgesellschaft in London gedruckt werden. Noch an demselben Tage begab sich ein erzbischöfl. Commissär in die verschiedenen Pfarreien der Stadt, sammelte alle dergleichen Schriften, und übergab dieselben im erzbischöfl. Palaste dem — Feuer!

h.

Höhere Kultur in Istambul und Athen.

Wer hätte noch vor zehn Jahren sich träumen lassen, daß man nach so kurzer Zeit angezeigt fände: nicht nur in griechischen Zeitblättern (1837) die Eröffnung einer Universität zu Athen und ein dort erschienenes Meisterwerk, wie „der alte Liberios" von Spyridion Vallettas, — sondern auch in einer türkisch-französischen Staatszeitung die Errichtung einer Arzneischule zu Stambul und die Erscheinung eines Compendiums der Weltgeschichte von Taraisi Sade und eines Commentars des Frühlingsgartens Dschami's? — Wer weiß, welchen Triumph nach abermals zehn Jahren die Civilisation zu feiern haben wird?

15.

Hellas.

Die Ostern (37) sind für Griechenland ein neuer Auferstehungstag. Als die Hörsäle der griechischen Philosophen zu Athen im J. 529 durch das Machtgebot Kaiser Justinians geschlossen wurden, war der freie Geist der Nation zu Grabe gegangen. Das nach dreizehn Jahrhunderten zur bürgerlichen und politischen Freiheit wiedergeborene Volk ist nun von seinem Regenten mit einer Universität beschenkt worden, deren Vorlesungen zu Ostern eröffnet werden. Von den 31 bis jetzt ernannten Professoren haben die meisten in Deutschland ihre Bildung genossen; vier von ihnen sind Deutsche, nämlich Herr Feder, Anselm, Landerer und Ulrichs; der Erste in der juristischen, die drei Anderen in der Facultät der allgemeinen Wissenschaften. Wir rufen dem akademischen Phönix von Hellas ein freudiges *Ζητω* zu.

16.

Rußland.

a.

Zur neueren Geschichte Rußlands.

Folgende Stelle mag auf die von Herrn Tiran herausgegebene Schrift: „La Russie pendant les guerres de l'empire," (1836) aufmerksam machen. „Seitdem der Vertrag von Tilsit unterzeichnet war," sagt Herr Tiran, „waren die Ideen von Umwälzung (revolution) und Jakobinismus ein Gegenstand des Entsetzens für den hohen russischen Adel. Die Mittel der Repression schrieben sich von Paul I. her; im J. 1798 hatten besondere Ukasen verboten, Gilet's, Fracks und Pantalons zu tragen. Die russische Akademie erlaubte nicht mehr, daß man sich des Wortes Revolution bediente, wenn man vom Umlauf der Sterne sprach, und die Schauspieler mußten statt Freiheit — Erlaubniß sagen."

b.

Neuere russische Poesie.

In den Blättern zur Kunde der Literatur des Auslandes gibt Herr Tietz uns (in Nro. 71 1836.) die Uebersetzung einiger neueren russischen Dichtungen. Der schwarze Shawl, von Puschkin, scheint uns charakteristisch genug, um zu versuchen, die Hauptzüge dieses Gedichtes hier mit dessen eigenen Worten zu entwerfen:

„Jung und leichtgläubig —
— Gab einer Griechin ich liebend mich hin —
— Wand — den Shawl um ihr reizendes Haupt."

Da verräth ihm bei'm Mahle ein Jude, seine Geliebte sei ihm untreu. Er stürmt nächtlich zu ihrem Hause, —

„Ein Fremder umarmt mein Leben, mein Glück!"
— Sein Haupt rollt zu Boden, von Küssen umkränzt.
Mein Fuß tritt den Leichnam — mein Busen war kalt,"

und auch die Griechin fällt, ein Opfer seiner Rache,

„Dem Haupte der Leiche entriß ich den Shawl,
Und wischte mit ihm dann das Blut von dem Stahl.
Mein Sklav' hat die Leichen zur Donau gebracht,
Da ruhen sie beide im Dunkel der Nacht." —

c.

Zahl der Selbstmörder im westlichen Rußland.

Das Portfolio gibt in einer seiner neuesten Nummern (1836) eine moralische Statistik der westlichen Provinzen des russischen Reiches, welche ungefähr 10 Millionen Einwohner haben. Dieser Uebersicht zu Folge gab es im J. 1821—1822 auf 10,593,251 Individuen 1,025 erwiesene, 300 zweifelhafte Selbstmorde und 423 andere Ermordungen. Es kamen also auf 16,000 Einwohner ein Selbstmord, und auf 50,000 einen Todschlag. Dem Geschlecht nach verhielt sich die Zahl der männl. zu der der weibl. Selbstmörder wie $4\frac{3}{4}$ zu 1. Am merkwürdigsten ist das Verhältniß in Bezug auf die Standesunterschiede. Es gehörten nämlich von den Selbstmördern

966	zur Klasse der Bauern und Leibeigenen;	also	1	auf	$16,757\frac{1}{2}$
192	„ „ „ Kaufleute	„	1	—	$20,833\frac{1}{2}$
113	„ „ „ Soldaten	„	1	—	3,009
36	„ „ „ Adligen	„	1	—	11,111
8	„ „ „ Geistlichen	„	1	—	25,080.

d.

Rußland und Europa.

Der Referent in der russischen Lesebibliothek über das französische Drama „Don Sebastien de Portugal," welches Graf Alex. Przezdziecki zu Petersburg herausgegeben, bemerkte u. a. (wie wir in Nr. 4 von Ost und West 1837 lesen) „nach unserer Meinung sollte sich nie ein Ausländer in die französische Schriftstellerei einlassen, wenn er dieser Sprache auch noch so mächtig wäre... In seinem slavischen Vaterlande französische Dramen u. s. w. herausgeben — heißt, seine Muttersprache herabsetzen, die ganze Welt mit dem Skandale unserer Erziehung bekannt machen und sich mit dieser Lächerlichkeit rühmen. Europa, und besonders den Franzosen gegenüber, sollen wir Russen nur unsere russische Sprache kennen." — Uns scheint ein solcher kategorischer Imperativ in doppelter Hinsicht unstatthaft. Für's Erste,

hebt — ein bloßes Soll die Thatsache nicht auf, daß die französische Literatur die Amme der russischen war und theilweise noch ist; — für's Andere geziemt einem der Amme noch nicht entwohnten Volke keine so reckenhafte Sprache. Erst wenn Rußland sich die Bildung Europa's angeeignet, darf es sich den hochcivilisirten Völkern zur Seite, oder, wenn es will, gegenüber stellen. Ein Knabe muß nicht schon den Mann spielen wollen, wenn er nicht Spott oder Zurechtweisung ernten will. Das aufstrebende, nach europäischer Bildung trachtende Rußland nimmt unsere lebhafte Theilnahme in Anspruch; das gegen Europa sich isolirende, dünkelhafte wird ein Gegenstand des Mitleides.

e.

Russische Knabensoldaten.

Wie in den englischen Fabrikstädten ganze Schaaren Kinder schon zu Fabrikarbeiten angehalten werden, so werden jetzt in den russischen Militärkolonien Jungen von 12—17 Jahren militärisch geübt. Nach der am 8. Oct. 37 zu Wosnesensk abgehaltenen großen Parade exerzirten 24 Eskadrons und 3 Batterien solcher Knaben, — in kurzen Jacken, Mützen, leinenen Pantalons — und Stiefeln, bewaffnet mit hölzernen Säbeln, Lanzen und Kanonen! — Fürwahr sehr ernste Spiele!

f.

Russische Ehepeitsche.

In einem englischen Blatt (Aug. 37) lesen wir: „Wenn ein russisches Mädchen auf dem Punkte steht, sich zu verehlichen, fragt der Vater, mit einer Peitsche bewaffnet, den Bräutigam, ob er diese Jungfrau zum Weibe nehme. Antwortet dieser bejahend, dann gibt der Vater seiner Tochter drei leichte Peitschenhiebe auf den Rücken, indem er zu ihr die Worte sagt: „„dies, mein liebes Kind, sind die letzten Schläge, die du von deinem zärtlichen Vater erhältst. Ich übergebe meine Gewalt und — meine Peitsche an deinen Mann; er weiß besser als ich, welchen Gebrauch er davon machen muß.““ Der Bräutigam, der allzugut die Regeln des Anstandes kennt, um die Peitsche unmittelbar anzunehmen, versichert den Vater, seine Tochter werde deren nimmer bedürfen. Aber der Vater dringt auf deren Annahme, und die Peitsche wird dem Bräutigam übergeben.“

g.

Russische Rechtspflege im Jahr 1835.

Aus dem amtlichen Berichte des Justizministers über die russische Rechtspflege im Jahre 1835 ergibt sich, daß von den Criminalhöfen nahe an 52,000 Angeklagte schuldig erklärt worden sind. Unter den vor Gericht Gestellten betrug die Zahl der weiblichen Personen den siebenten Theil der Zahl der männlichen. Im Ganzen kamen zur Verhandlung: 494 Mordthaten, 470 Selbstmorde, 378 Fälle des Straßenraubs, 2804 Angriffe gegen Personen, 2952 Schlägereien, 1839 Brandstiftungen, 656 Fälle von Kirchenraub und 785 von Ketzerei, 19,748 Diebstähle und Einbrüche, 1900 Betrügereien, 718 Fälle von Zerstörung und Verletzung des Eigenthums, 1092 von gewaltthätiger Besitzergreifung, 9737 von Holzfrevel, und 962 von ungesetzlichem Handel. — Im Gouvernement Simbirsk fanden, wie auch in den vorigen Jahren, mehr Ketzereien statt, als in allen übrigen Gouvernements zusammengenommen.

h.

Vermehrung der Schulen in Rußland seit 30 Jahren.

Dem Journal von Petersburg (Jul. 37.) zufolge hat die Zahl der Schulen und der Schüler in Rußland in folgendem Verhältniß zugenommen:

im J. 1804 gab es überh. dort	627 Schulen	mit 109,256	Schülern.
„ „ 1824	2118 —	„ 263,224	—
„ „ 1835	3978 —	„ 460,095	—

Von den Schulen werden jetzt 2041 auf Kosten des Staates erhalten, der auch 252,311 Freitische gewährt.

i.

Wohlthätige Anstalten in Rußland.

Unter der unmittelbaren Leitung und dem Schutze der jetzigen Kaiserin von Rußland stehen 12 wissenschaftliche und wohlthätige Anstalten in Petersburg, Moskau, Poltawa, Simbirsk, Kronstadt, Kiew und Tamboff. Das Gesammtkapital aller 12 Anstalten betrug zu Anfang 1836 4,000,000 Rubel. Die meisten dieser Anstalten sind der Erziehung

von Töchtern unbemittelter Aeltern aus dem Adel- und Bürgerstande gewidmet.

k.

Die russischen Makrobier.

Eparchialberichten zufolge über die Zahl der 1836 in Rußland gestorbenen Individuen männlichen Geschlechts und griechischer Religion, erreichten 1467 Männer das Alter von 95 — 100 Jahren,

558	ein Alter von			100 — 105	—	
100	„	„	„	105 — 110	—	
73	„	„	„	110 — 115	—	
30	„	„	„	115 — 120	—	
31	„	„	„	120 — 125	—	
5	„	„	„	125 — 130	—	
5	„	„	„	130 — 135	—	
1	„	„	„	135 — 140	—	
3	„	„	„	140 — 145	—	

Einer soll sogar zwischen dem 150 und 155, ein anderer zwischen 160 und 165 Jahren alt geworden sein.

l.

Finnische Literatur.

Von 10 Journalen, die jetzt in Finnland erscheinen, werden 4 in finnischer Sprache redigirt. Zwei derselben erscheinen zu Uleaborg, an der Grenze Lapplands. Ihr Zweck ist, die mythologischen Ueberlieferungen und die Volksdichtungen zu sammeln und nützliche Kenntnisse unter dem Volke zu verbreiten. Auch die seit fünf Jahren bestehende literarisch-finnische Gesellschaft zu Helsingfors, wo seit 1826 eine Landesuniversität besteht, hat schon viele Volksdichtungen bekannt gemacht, u. a. „Kalewala, oder alte Karelische Gesänge," ein interessantes episches Gedicht. Es verherrlicht die Kämpfe der Finnen gegen die Lappen und besonders die Wunderthaten des Helden des Gedichtes, des mächtigen Wäinämöinen, in welchem die dortigen Gelehrten bald einen zum Halbgott erhobenen Helden, bald einen vom Himmel herabgekommenen Gott erkennen wollen. —

17.

Böhmen.

a.

Taubstummenunterricht in Böhmen und Oesterreich.

Auf Anordnung des Bischofs von Leitmeritz, in dessen Sprengel man gegen 600 Taubstumme zählt, werden jetzt (1838) in der dortigen theologischen Lehranstalt Vorträge über die Kunst der Taubstummenbildung gehalten, welchen alle Kandidaten der Theologie, wie alle künftigen Schullehrer eine bestimmte Zeit beiwohnen müssen. Auch die niederösterreichische Landesregierung in ihrem, der Studien-Hof-Commission erstatteten Gutachten über den Vorschlag: den Taubstummenunterricht in der österreichischen Monarchie allgemein einzuführen, ist von der Idee ausgegangen, der Lehrmethode eine solche Ausdehnung zu geben, daß alle der Bildung fähige Taubstummen zu geistiger und moralischer Entwicklung und bürgerlicher Brauchbarkeit gebracht werden. Einen sehr werthvollen Beitrag zur Ausführung dieser Pläne hat Hr. H. Czech durch seine, eben mit dem XXIV. Hefte vollendete „Versinnlichte Denk- und Sprachlehre" geliefert.

b.

Kinder-Bewahr-Anstalten in Böhmen.

Schon bestehen (Mai 1837) mehrere Kinder-Bewahr-Anstalten in Prag, und da diese Institution auch in den übrigen Städten Böhmens Eingang findet, so hat man den Plan gefaßt, für dieselben eine Central-Direction zu bilden, welche für deren Vermehrung und Vervollkommnung Sorge zu tragen haben wird. Daß menschenfreundliche Privatvereine die Initiative zu jener Einrichtung ergriffen, entspricht der Aufgabe des Jahrhunderts, wonach das Allgemeine durch die freie Gemeinsamung der Einzelnen zu Bestand kommen soll. Anderseits muß aber auch die Staatsregierung, in welcher sich das höchste Streben der

Staatsbürger concentriren soll, den Privatvereinen entgegenkommen, und der Pflicht inne werden, nicht minder für die kleinsten, wie für die großen Kinder zu sorgen.

18.

Moldauische Literatur.

Von Jassy wird unterm 20. November geschrieben: „Zwischen der Moldau und Wallachei findet eine Art von Bildungseifersucht statt. Während die Wallachen so große Fortschritte in Künsten und Wissenschaften machen, wollen die Moldauer nicht zurückbleiben. Eine Gesellschaft von jungen Moldauern hat sich gebildet, um eine ausschließlich der Nationalliteratur gewidmete Zeitschrift zu gründen. Eine andere hat die Uebersetzung französischer, deutscher, polnischer u. a. Werke übernommen. Durch Fürsorge des Hospodars ist unser National-Theater wieder hergestellt und das Personal der Schauspieler vervollständigt worden. Auf dem Repertoire stehen mehrere sehr merkwürdige National-Schauspiele, wie: „Stephan, der sechste Fürst der Moldau" von Kemindger und „Michael der Tapfere," der moldauische Hospodar. Beide sind in einfachem und natürlichem Style geschrieben und athmen durchaus den glühendsten Patriotismus. Im December 1837 sollten sie aufgeführt werden. Schon strömen viele Bojaren nach Jassy."

19.

Ungarn.

a.

Ungarische Nationalliteratur.

Bekanntlich hat vor zwölf Jahren, um das Aufblühen einer nationalen Literatur zu fördern, sich in Ungarn eine Gelehrtengesellschaft gebildet, welche durch des Grafen Széchény's und anderer Patrioten großmüthige Gaben bald über eine halbe Mill. Gulden zu verfügen hatte. Nun wurden die bisher vernachlässigten magyarischen Schriftsteller zu besoldeten Mitgliedern der Gesellschaft ernannt, ihre Werke auf Kosten der Akademie gedruckt, Preise für philosophische, historische und belletristische Arbeiten ausgesetzt, die ältesten Sprachdenkmale Ungarns und seine Geschichte erforscht, und besonders die dramatischen Dichter ermuntert. Berichten aus Ungarn zufolge wurden diese Bestrebungen vom schönsten Erfolge gekrönt, so, daß jetzt schon zahlreiche Werke in ungarischer Sprache auch ohne Unterstützung der Gelehrtengesellschaft erscheinen, und der Kreis der Leser sich stetig erweitert.

b.

Nationalmuseum und Nationaltheater in Ungarn.

Der 27ste Artikel der Beschlüsse des ungarischen Reichstages (1836) bewilligt eine halbe Million Gulden zur Aufführung eines neuen Gebäudes auf dem Grund und Boden eines Nationalmuseums, welches sowohl hinsichtlich der Bildung der Nation, als wegen der Sammlung und Erhaltung ausgezeichneter Monumente jeder Art alle Beachtung verdient. Schon sind seit dem Reichstage von 1827 viele bedeutende Beiträge, sowohl für das Museum, als für die ungarische Militärakademie eingegangen. — Der 41. Artikel jener Beschlüsse verfügt, daß mittelst patriotischer Beiträge auf dem, vom Reichspalatin hierzu angewiesenen Grund und Boden ein Nationaltheater erbaut werden soll, indem die wohlthätigen Wirkungen eines gut geordneten Theaters auf Entwicklung

der Nationalität, Ausbildung der Sprache, Verfeinerung der Sitten u. s. w. nicht verkannt werden können.

c.

Die magyarische Akademie.

Wir erfahren durch Nr. 3 von „Ost und West" 1837, daß Nikol. Revay den Plan zu diesem Gelehrtenverein schon 1784 dem Kaiser Joseph II., aber erfolglos vorgelegt, und dieser Gegenstand von Neuem auf den Landtagen von 1791 und 1808 zur Sprache gekommen. Erst als Stephan von Széchény 60,000 fl. C. M. als Begründungsfond geschenkt, trat die Akademie in den Jahren 1825 — 1827 in's Leben. Seitdem wurde das Capital durch Beiträge bedeutend vermehrt, und war 1833 schon bis zur Summe von 300,000 fl. erwachsen. Auch schenkten die Grafen Teleky der Akademie ihre Bibliothek von 30,000 Bänden. Als erste literarische Früchte sind die Zeitschrift „Tudomanytar" und ein magyarisches Wörterbuch erschienen. Der Verein beabsichtigt vorzüglich Ausbildung und Bearbeitung der Nationalsprache und Veredlung der Nationalliteratur. Er wird deßhalb sowohl Originalproductionen, als auch Uebersetzungen alter und neuer Classiker fördern, Preisfragen aufgeben, die dramatische Poesie vorzüglich unterstützen, ausgezeichnete Manuscripte zum Druck befördern und reichliche Honorare für dieselben zahlen, erschienene Schriften beurtheilen, und die werthvollen belohnen. Der Schutzherr der Gesellschaft ist der Palatin von Ungarn.

d.

Abgabenfreiheit des Adels.

Der Herzog von Ragusa bemerkt in seinen 1837 erschienenen Memoiren u. a. über Ungarn: „Keine ungarische Stadt wird jemals ein großer Handelsplatz werden können, so lange die Landesgesetze nicht modifizirt sein werden. Ohne Credit gibt es keinen ausgedehnten und vortheilhaften Handel; Credit gibt es aber da nicht, wo das Eigenthum unsicher ist und ein Schuldner nicht genöthigt werden kann, seine Schulden zu bezahlen. Dies ist in Ungarn der Fall. Der Gläubiger hat keine andere Bürgschaft als die Moralität des Schuldners; wie kann aber diese ermessen werden, wenn von Handelspapieren die Rede, die von meistens unbekannten Leuten unterzeichnet sind.— Allerdings haben die Ungarn durchgängig ein Gefühl von den Bedürfnissen des Landes und von den Ver-

änderungen, welche seine Interessen erheischen; da aber jede dem Ganzen förderliche Aenderung Einzelnen ungünstig ist, so treffen auch die glücklichsten Neuerungen auf Widerstand. Man will und man will nicht... Man will Wege, als erste Bedingung der Civilisation; da aber die Regierung nicht Geld genug dafür hat, so müßte die Anlage von einer Handelsgesellschaft besorgt und ein Wegzoll zur Erstattung der Kosten errichtet werden. Der ungarische Edelmann aber, der eifrigst die Wege wünscht, schaudert vor der Möglichkeit, daß er zu irgend einer Abgabe verpflichtet werden könnte, und so wird er sich dem Wegbau widersetzen. Solange also derlei Vorurtheile, wie das von der Abgabenfreiheit des Adels, nicht entwurzelt werden, wird das Land stationair bleiben und der Verbesserungen nicht theilhaft, für welche es empfänglich.

20.

Sizilien.

Dem National vom 15. August 1837, der eine gehaltvolle Notiz über Sizilien mittheilt, entnehmen wir folgende Angaben: „Dieses Land, welches früher 6 Millionen Einwohner hatte, zählt deren jetzt wenig über $1\frac{1}{2}$ Mill. Früher durch seine Schulen berühmt, hat es deren jetzt höchstens nur noch 100, die von Mönchen und Jesuiten geleitet werden, und noch wird dort die Unbeweglichkeit der Erde gelehrt. Die Kunst ist wie das wissenschaftliche Leben erloschen. Dagegen lasten auf ihm 12,000 Mönche, die ihren Reichthum noch durch Betteln vermehren, 20,000 Nonnen, und 20,000 Advokaten, welche die Prozesse verewigen und die Familien ruiniren." Der National erinnert aber auch an folgende Thatsache: „Als die durch England vermittelte Verfassung im J. 1810 an die Stelle der ständischen Einrichtung trat, welche Sizilien seit den Königen von Arragonien besessen, existirten noch alle jene Feudalrechte, alle Lasten, welche die großen Herren des Mittelalters dem Volke aufgeladen. Die sizilischen Großen, um dem Volke die Wohlthätigkeit der neuen Ordnung der Dinge zu Gemüthe zu führen, verzichteten einstimmig auf diese Privilegien, promulgirten das Gesetz, welches dieselben abschaffte, und brachten ohne Zögern das Opfer der sehr bedeutenden Summen, die sie bis dahin bezogen."

21.

Statistik der italienischen Literatur.

Ein mailändischer Bibliograph theilt (1838) folgende Notizen mit. Im Jahre 1836 erschienen in Italien und dem Auslande 3314 Werke in italienischer Sprache. Von diesen in der Lombardei 788, und zwar 522 in Mailand; im Venetianischen 843, von denen 297 zu Venedig; im Königreich Sardinien 454, wovon 211 zu Turin; im Herzogthum Parma 111, davon 75 zu Parma; im Herzogthum Modena 34 (zu Modena 26); im Herzogthum Lukka — alle zu Lukka selbst — 27; im Großherzogthum Toskana 151, von denen 102 zu Florenz; in den römischen Staaten 300, wovon 125 zu Rom; im Königreich beider Sizilien 356, von denen 260 zu Neapel; im Auslande — und zwar zum größten Theil zu Paris und Lugano — 50. — Dem Inhalte nach lassen die 3314 Schriften sich folgendergestalt abtheilen: zur Theologie gehören 651; Jurisprudenz 180, wovon 56 in Sizilien publicirte Criminalprozesse; Geographie, Geschichte, Archäologie und Chemie 113; Medicin und Chirurgie 290; Literaturgeschichte 30; Philologie 71; Poesie 435 (!); Theaterstücke 112, wovon 57 libretti; Romane, Erzählungen, Novellen 182; Dissertationen, Thesen, Gelegenheitsschriften ꝛc. 550. —

22.

R o m.

a.

Anstalten für Wohlthätigkeit und Primär-Unterricht in Rom.

Morichini, Vicepräsident des apostolischen Hospitiums von Sankt-Michael zu Rom, hat eine historisch-statistische Abhandlung unter

dem Titel: „Degl' Istituti di pubblica carità e d'Istruzione primaria in Roma" herausgegeben (Rom 1835), worin er eine ausführliche und zugleich geschichtliche Uebersicht gibt von allen gegenwärtig dort bestehenden Wohlthätigkeitsanstalten. Man ersieht daraus, daß einige dieser Einrichtungen bis in das 12. Jahrhundert hinaufreichen, zu welcher Zeit im übrigen Europa sich noch nichts Aehnliches zeigte. Die jetzt vorhandenen führen wir, Morichini folgend, unter vier Rubriken auf:

1) Hospitäler gibt es nicht weniger jetzt zu Rom als 22, bestimmt zur Aufnahme von Kranken, Irren und Genesenden. Acht derselben sind vom Staat, 11 von Privaten gestiftet; zwei vertheilen in den Häusern, was die Kranken an Arzneien, Nahrungsmitteln oder sonst bedürfen; eines bestattet die Todten anständig zur Erde.

Alle diese Anstalten zusammen können mehr als 40,000 Kranke aufnehmen; überall werden Fremde wie Inländer aufgenommen, und insofern verdient die römische Wohlthätigkeit in Wahrheit eine katholische — allgemeine — genannt zu werden.

2) Anstalten für Findlinge, Waisen, Wittwen und Altersschwache. Das erste Haus, welches in Europa geöffnet wurde, um so manche unschuldige Wesen dem Tode zu entreißen, die gleich nach ihrer Geburt ausgesetzt werden, war das römische, welches Innocenz III. im Jahre 1198 gestiftet; — zu Paris wurde das erste von Vincenz von Paula 1638, zu London das erste im vorigen Jahrhundert gegründet. — Das römische, jetzt Pia casa degli Esposti in S. Spirito in Sassia genannt, nimmt jährlich 800 Kinder auf, die es bis zu ihrer Versorgung ernährt. — Den Waisen und Altersschwachen sind 4 Versorgungshäuser geöffnet, in denen 540 Kinder umsonst aufgenommen werden.

Das bedeutendste unter diesen Hospicien ist das apostolische von St. Michael, welchem Morichini mit ebenso viel Eifer als Einsicht vorsteht. Die Waisenknaben erhalten dort von guten Lehrmeistern Unterricht in dem Gewerbe oder der Kunst, zu welchen sie die meiste Anlage zeigen; Religionsunterricht, Lesen, Schreiben, Rechnen wird dabei nicht versäumt. In derselben Anstalt findet sich auch eine Tuchfabrik; Gobelin-Tapeten werden dort gewirkt, und kürzlich ist auch eine Schule für angewandte Chemie daselbst errichtet worden, — bis jetzt die einzige in Rom. In der Abtheilung für die Mädchen werden 240 weibliche Waisen zu guten Haushälterinnen erzogen; in der dritten, für Alte, wird für 400 Männer und Frauen gesorgt, die, je nach Kraft und Geschick, zu mancherlei Dienstleistungen verwendet werden. —

Noch gibt es zu Rom drei Hospizien, die füglicher Zufluchtsör-

ter genannt würden. Ungefähr 400 arme Geistliche und Wittwen finden hier Wohnung, Bett und sonst nothwendige Mobilien.

Endlich zählt man, unter dem Namen Conservatorien, mehr als 20 Häuser, in welche arme, der Verführung ausgesetzte oder bereuende Mädchen und dem Vagabundenleben entrissene Kinder aufgenommen werden. Wieder andere Asyle sind denen bestimmt, die eine Zuchthausstrafe ausgestanden haben. Sie finden hier Nahrungsmittel, Belehrung und gutes Beispiel.

Andere von Mildthätigen gestiftete Häuser sind zur Aufnahme und Verpflegung armer Wittwen bestimmt, wie la pia casa della Vedova, die Häuser der Lauretana, der Santa Maria in Trastevere u. s. w.

Kurz, fast keine Straße ist, nach Morichini's Versicherung, wo sich nicht irgend eine Wohlthätigkeitsanstalt befindet. —

3) Mildthätige Veranstaltungen für Hausarme. Die den Hausarmen dargebotene Unterstützungen sind a. Darleihen, b. Arbeit, c. unentgeldliche Vertheidigung bei Civilprozessen, d. Almosen, Rath u. s. w.

In Rom besteht schon seit 3 Jahrhunderten ein Pfandhaus, dessen Satzungen im Jahr 1611 vom Cardinal Borromäus bekannt gemacht worden. Durch die wohlverstandene Verwaltung Pius VII. und seiner Nachfolger ist es jetzt vermögend genug, um 200,000 Pfänder jährlich anzunehmen und 250,000 Thaler in Umlauf zu setzen.

Seit Innocenz XII. und Sixtus V. und neuerdings wieder seit Leo XII. besteht auch eine Commission, welche Arme beiderlei Geschlechtes bei den Nachgrabungen verwendet.

Das von Clemens XI. gestiftete, nach Fontana's Plan erbaute prächtige Correctionshaus kann hinsichtlich der Vertheilung der Arbeiten und der Aufsicht über die Gefangenen als das älteste Penitenziar-Gefängniß angesehen werden.

Unter dem Namen einer Brüderschaft des heiligen Ivo (eines englischen Advocaten, dessen Leben den Armen gewidmet war) besteht noch jetzt eine zu gleicher wohlthätigen Wirksamkeit gebildete Gesellschaft von Advocaten und Prälaten.

An die Stelle der *regionarie* sind seit 1595 durch die edelmüthigen Anstrengungen des Spaniers St. Joseph Calasanero unentgeldliche Primairschulen für die armen Kinder getreten. Gegenwärtig besitzt Rom 55 solcher Scuole pie, in denen Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen, Italienischen, Französischen und in einigen auch im Lateinischen gegeben wird. —

Zwei Abendschulen sind dem ersten Unterricht der Handwerker, viele andere dem Religionsunterricht gewidmet.

Im Jahre 1784 war auch eine Taubstummenanstalt nach dem Muster der Anstalt des Abbé de l'Epée errichtet worden. Gegenwärtig ist sie in blühendem Stande.

Nicht zu vergessen sind auch die vielen für Mädchen von barmherzigen Frauen gestifteten Schulen. —

Im Ganzen finden sich zu Rom jetzt 372 Primairschulen, 482 Lehrmeister und 14,099 Schüler und Schülerinnen von den ersten bis zu den Jahren, in denen die Adolescenz beginnt. —

Die „Bibliothèque universelle" von Genf bemerkt (im ersten Heft d. J.) in Beziehung auf die Schrift des ehrwürdigen Morichini, aus welcher die vorhergehenden Angaben entnommen sind: „On ne peut nier, que nulle part ailleurs plus qu'à Rome, l'ardente charité, la compassion pour l'infortune, n'ont fondé de plus touchantes et de plus grandes institutions. Là, c'est, avant tout, un devoir religieux satisfait, une obéissance dévouée aux paroles de notre sauveur, qui n'oubliera pas le verre d'eau froide donné en son nom à l'un d'entre ses petits; le but économique et philosophique ne vient qu'après." — So Genf über Rom. Wann aber wird Rom eben so human über Genf sich vernehmen lassen? —

b.

Evangelisches Krankenhaus und evangel. Kinderschule zu Rom.

Die evangelische Gemeinde zu Rom hat auf dem Capitol ein Krankenhaus und eine Kinderschule gegründet. Zu dem ersteren sind u. a. aus der Stadt Frankfurt a. M. 1000 fl., und eben so viel vom König von Preußen beigetragen worden. Jeder in Rom sich aufhaltende Fremde evangel. Confession wird darin Aufnahme finden können. Die Kinderschule soll am 1. Jan. 1837 eröffnet werden. Möchten doch die Römer des evangelischen Wortes gedenken: „Werdet wie die Kinder, wenn ihr in das Himmelreich eingehen wollet." —

c.

Das Marien-Volk.

Das „Univers" theilt ein Schreiben von Rom vom 15. Aug. 1837 mit, worin berichtet wird, wie Tags zuvor „das miraculöse Bild der h.



Jungfrau, welches der h. Lukas gemalt, von S. Maria Maggiore" — in vierstundenlanger Procession „in die Jesuitenkirche, welche sich (bedeutungsvoll) in Roms Mittelpunkte befindet, übergesiedelt worden," wo dann der Papst, gerührt von dem Bußeifer der Römer, ihnen zugerufen: „Ihr seid das Volk Marien's!" — wie, hiervon begeistert, die Römer Abends die Stadt auf das Prächtigste illuminirt, und der h. Jungfrau viele tausend Altäre auf den Straßen errichtet und davor gesungen, der h. Vater aber „von der Höhe des Quirinals herab — den großen päpstlichen Segen *orbi et urbi* (dem Weltrund und der Stadt) ertheilt habe." — Es scheint jedoch nicht, daß das Marienvolk durch seine Bußübungen sehr gebessert worden; denn mehrere deutsche Zeitungen bringen eine römische Correspondenz-Nachricht vom 26. v. M., wonach am 24. August gegen das für die Juden eingerichtete Hospital ein lebhafter Angriff geschehen. „Das Volk wollte es in Brand stecken, und wurde nicht eher ruhig, als bis das Militär anrückte und Feuer gab. Sein ganzes Vertrauen zur Befreiung von der Cholera setzt übrigens — neuesten Berichten zufolge — das Marienvolk auf den nächsten Feiertag seiner Königin („*questa è nostra regina*" — sagen sie), an welchem sie das Herz derselben mit neuen Festlichkeiten zu bestürmen gedenken."

d.

Fortschritte der Civilisation in der Hauptstadt der päpstlichen Christenheit.

Paul II. († 1471) setzte Festspiele zu Rom ein, welche als Nachahmungen athenischer Lustbarkeiten beim Testaceo und im Circus agonalis gefeiert wurden. Zum Theil bestand die Volksbelustigung darin, einmal, daß der niedrigste Pöbel auf armen Juden ritt, die durch Faustschläge und Fußtritte gelenkt und gespornt wurden, woher sie den Namen *Somari* (Lastthiere) erhielten, der nun schon bald 400 Jahre hindurch ihnen täglich und reichlich zuerkannt wird. Beim Carneval aber waren die vornehmsten Hebräer gehalten, in kostümirten Masken und von einem Schwarme der ausgelesensten häßlichsten und entstelltesten ihrer Landsleute begleitet, dem Wagen des römischen Senators bei dem Zuge durch den Corso zu Fuß voranzuschreiten; worauf junge Juden einen Wettlauf halten mußten, die vorher mit schweren Speisen so angefüllt worden, daß ihnen das Laufen kaum möglich war. — Zwei Jahrhunderte hindurch wurde alljährlich dieser neronische Volksscherz wiederholt!! Erst im Jahr 1688 wagten die römischen Juden, sich an Clemens XI. mit der

Bitte zu wenden, die persönlichen Mißhandlungen in Geldtribut zu commutiren, und der allerheiligste Vater geruhte zu verfügen, daß sie für den Nachlaß der Leistungen bei dem Carneval 300, und der bei den anderen Spielen 551 Scudi und 57 Baj. jährlich zahlen sollten. Und dieses Schmachgeld wurde bezahlt bis zum Jahr 1787, wo die Juden bei Pius VI. um Erlaß dieser Abgabe einkamen. Aber die Sache kam nicht zur Entscheidung. Im J. 1808 wurde das Gesuch bei Pius VII. erneuert, der, wie Pius VI., eine Deputation zur Untersuchung anordnete, zugleich für Zahlung des Rückstandes Ausstand bewilligte, ohne jedoch die Sache zur Entscheidung zu bringen. Erst der jetzt regierende sogenannte Nachfolger Christi hat am 27. Juni 1837 den Ausspruch gethan, daß zwar, in Ansehung des erbärmlichen Zustandes der päpstlichen Finanzen, die hebräische Nation forthin für alle Zeit und Dauer den jährlichen Tribut von 551 Scudi 57 Baj. zu bezahlen habe, jedoch ihr großmüthigst die rückständigen, nicht unbedeutenden Zahlungen erlassen sein sollen.

e.

Wiseman's Vorlesungen zu Rom über die Verbindung zwischen Wissenschaft und Offenbarung.

Hr. Nic. Wiseman, Direktor des englischen Collegiums und Professor an der Universität (d. h. an der Sapienza) zu Rom, hat im Winter 1836 eine Reihe von Vorlesungen vor einem zahlreichen Kreise von Engländern gehalten, die sich bei dem Cardinale Weld versammelten. Diese Vorlesungen sind nun in London unter folgendem Titel erschienen: Twelve lectures on the connexion between science and revealed religion (12 Vorlesungen über die Verbindung zwischen Wissenschaft und offenbarter Religion), — und Hr. de Genoude läßt sie bereits in's Französische übersetzen, um sie seiner „Raison de Christianisme" beizufügen.

Hr. Wiseman meint, daß es an der Zeit sei, die offenbarten Wahrheiten mit den durch die Wissenschaft entdeckten zu verknüpfen. Er versucht zu zeigen, daß, wenn die Wissenschaften in ihrem unvollkommenen Zustande dem Unglauben Waffen bieten konnten, sie, nachdem sie sich entwickelt und vervollkommnet, die Wahrheiten unterstützen helfen, die sie Anfangs bekämpft.

Die I. und II. Vorlesung sind Ethnographie und der vergleichenden Sprachkunde gewidmet. Hinsichtlich der Letzteren spricht er gegen Klaproth sich für die Ansicht W. v. Humboldt's und A. W. v. Schlegel's aus. Auch in Betreff des Ursprungs der Sprache stimmt er der Meinung Hrn. W. v. Humboldt bei, wonach, — da dem Menschen Organe gege-

ben, um mittelst jener wahrhaft göttlichen Kraft, welche die menschlichen Fähigkeiten erheischen, Worte auszusprechen, — die Sprache hervorgebracht worden sei.

Ueber die Theilung der ursprünglich einzigen Sprache führt Hr. Dr. Wis. die Behauptung Herders an, welcher die Geschichte von Babel für ein poetisches Fragment im orientalischen Style hält; er meint, die Zerstreuung der Menschen sei gewaltsam und plötzlich geschehen.

Die III. und IV. Vorlsg. beschäftigt sich mit der Naturgeschichte des Menschengeschlechtes. Die verschiedenen Classifikationen von Aristoteles an bis auf den heutigen Tag werden besprochen, Camper's und Blumenbach's Ansichten dargelegt. Hr. W. führt die Rassen auf drei zurück: die indisch-europäische, die semitische und die malayische, eine Abtheilung, welcher auch die Haupt-Sprachunterschiede entsprechen. Hinsichtlich der Neger werden viele Beobachtungen mitgetheilt, wonach die Farbe allmählig von einer Nüance zur anderen übergehen kann, ohne daß das Klima großen Antheil daran habe. Die Altamerikaner und Polynesier leitet er von der malayischen Rasse ab.

In der V. und VI. Vorlesung geht Hr. W. zu den eigentlichen Naturwissenschaften über, und erwähnt bei dieser Gelegenheit des wunderlichen Faktums, daß der Tod Christi in Deutschland als ein Fall der legalen Medizin zur Erörterung gekommen. Die geologischen Systeme werden demnächst erörtert von dem ältesten an bis auf die neuesten Entdeckungen eines Elie de Beaumont, Delabêche und Lyell.

Bei der Schöpfungsfrage bespricht Hr. W. die Präexistenz eines chaotischen Zustandes, welchen sowohl die alten Cosmogenien als die Kirchenväter statuiren, und während dessen die großen Dislokationen auf unserem Erdball Statt gefunden. „Es hat also, sagt der Hr. Vfr., eine Pause gegeben zwischen dem ersten Fiat der Schöpfung und der Hervorbringung des Lichtes; denn die grammatische Form des Wortes, durch welches der Geist Gottes, die Schöpferkraft, dargestellt wird als auf dem Abgrund ruhend (incubant) und ihm seine Produktionskraft mittheilend, drückt eine stätige und nicht eine vorübergehende Thätigkeit aus.“ Er stützt sich deshalb auf Gregor von Nazianz und Justin d. Märtyrer. Ebenso führt er eine Menge von Autoritäten an, um zu erweisen, daß das Wort „Tag“ in der Genesis eine Periode zu bedeuten habe, was mit der Ansicht von Buckland übereinstimme. So führt bei jedem Hauptpunkte Hr. W. einerseits die neuesten Resultate der wissenschaftlichen Forschungen, welche sich mit der kirchlichen Ansicht einigermaßen verknüpfen lassen, treulich an, und sucht dann die letztere.

In der VII. Vorlesung verbreitet Hr. W. sich über die Prätensionen

der Indier auf ein unberechenbares Alterthum, und widerlegt Bailly's Behauptungen durch de Laplace und Bentley. Aus Klaproth, der die Streitigkeiten über die Surya=Siddhanta geschlossen, führt er an: „die astronomischen Tafeln der Hindu's, denen man ein außerordentliches Alterthum zugeschrieben, sind erst im VII. Jahrhundert n. C. gefertigt, und demnächst durch Berechnungen auf eine frühere Epoche zurückgeführt worden." Weiterhin bemerkt er: die mühsamen Nachforschungen von Jones, Wilford, Hamilton, Heeren und besonders des Colonel Todd setzen einstimmig den Anfang der indischen Geschichte gegen das J. 2000 v. C. Es ist die Epoche, in welcher sich auch die ersten Spuren der Bildung der Aegypter, Assyrer und Chinesen finden. Klaproth und Abel=Remusat haben ebenwohl das Alterthum der Armenier, Perser und Chinesen in dieselben Grenzen zurückgeführt. —

Die VIII. Vorlesung ist den Aegyptern gewidmet. Hierbei benutzt Hr. W. die Arbeiten Akerblad's und de Sacy's über die Inschrift von Rosette, und die Entdeckungen von Young, Champollion und dessen Fortsetzer Rosellini, welcher letztere bewiesen, daß die Reihen der Königsnamen auf den alten Denkmälern weit besser mit den Angaben der h. Schrift, als mit den griechischen Historikern stimmen. Ebenso beweist er, daß Joseph und seine Brüder nur zur Zeit der Herrschaft der Hirtenkönige in Aegypten zugelassen werden konnten, und daß erst nach Vertreibung der Hyksos bei Herstellung einer National=Dynastie die Hebräer in Sclaverei gerathen. Der Auszug der Israeliten fand Statt unter Ramses, und während ihrem langen Aufenthalt in der Wüste machte Sesostris, des Ramses Sohn, seine Eroberungen. — Auch die berühmten Thierkreise von Denderah und Esneh hat Hr. W. nicht übergangen.

Delalande und Depuis gaben dem ersten ein Alter von 15,000, dem zweiten von 27,000 Jahren. Testa und Visconti entgegneten, die Tempel, zu denen jene Thierkreise gehörten, wiesen durch ihre Bauart auf das Zeitalter der Ptolemäer. Hr. Letronne hat in seiner gelehrten Abhandlung diesen 20jährigen Streit mit Hülfe Champollion's zur Entscheidung gebracht. Der Letztere entdeckte im Thierkreis von Esneh den Namen des römischen Kaisers Commodus und bewies, daß die Skulpturen des Tempels aus der Zeit des Kaisers Claudius seien.

Die IX. Vorlesung handelt von den ältesten Münzen, Inschriften und Denkmälern. Hier bemerkt Hr. W. u. a. 1 Kön. 14, 44 und 2 Paralip. 12, 2 heiße es, Sisak, König von Aegypten, habe Roboam angegriffen und die Schätze von Jerusalem fortgeschleppt; nun sehe man aber zu Karnak den Gott Ammon=Ra und Sisak, vor welchen

gefangene Könige stünden, unter denen einer das Gesicht eines Juden habe. Auf dem Schilde desselben habe Champollion den Namen Roboam gelesen. —

In der X. und XI. Vorlesung geht Hr. W. zur orientalischen Literatur über. Er erinnert an die Verdienste von Michaelis und Houbigunt, von Kennicott und Joh. Bernh. v. Rossi. Kennicott hatte nur 581 hebräische Handschriften des A. Test., de Rossi hat deren 680 verglichen, die sich noch in der Bibliothek von Parma, seiner Vaterstadt, befinden. Unter diesen reichen einige bis ins III. Jrhdt. n. C. hinauf. Die merkwürdigste Handschrift aber ist die, welche Buchanan 1806 von den schwarzen Juden erhalten, die seit unvordenklich in Indien wohnen. Keine dieser Handschriften zeigt eine bedeutende Variante. Bei dieser Gelegenheit würdigt Hr. W. Griesbach's hohe Verdienste. In der XI., der profanen Literatur des Morgenlandes gewidmeten Vorlesg. weist Hr. W. auch auf den Einfluß hin, den die Philosophie des Orients auf die Doktrin der Juden geübt, und bemerkt, daß die sabäischen Lehren zur Erklärung des N. Testamentes beitragen können; daß aber der Ezur-Vedam das Machwerk eines Jesuiten von Pondichery ist, welcher mittelst desselben christliche Glaubenslehren unter den Indiern verbreiten wollte.

Aus der japanischen Enzyklopädie wird die Einführung des Lamaismus in Thibet auf Kubilai, Enkel Tschingkis-kan's, zurückgeführt. Damals sei dieses Land mit den Nestorianern der Tartarei in Berührung gewesen, und mehrere französische und italienische Missionaire hätten in Gegenwart der tartarischen Fürsten Messe gelesen, woraus sich erkläre, daß der neue Gottesdienst viel von den Christen entliehen.

In der XII. Vorlsg. freut sich Hr. W., die religiösen Wahrheiten durch die Wissenschaften bestätigt gefunden zu haben, und beruft sich auf die Zeugnisse der ältesten Kirchenväter, um seine Aufforderung an die jungen Geistlichen zu begründen, daß sie durch eifriges Studium sich in den Stand setzen sollten, den Einwürfen der Ungläubigen durch höhere wissenschaftliche Bildung zu begegnen. —

Muß man sich nach solchen Leistungen freuen, daß die wissenschaftliche Erkenntniß selbst von der römischen Sapienza für nothwendig anerkannt wird, so darf man hieraus doch keinen anderen Schluß ziehen, als daß die Wissenschaft einen schönen Sieg über einen Glauben zu erringen im Begriffe steht, welcher länger als ein Jahrtausend hindurch die Wissenschaft nur als Sclavin behandelt; denn noch immer lehrt die römisch-katholische Kirche, daß man die Religionslehren anzuerkennen habe, nicht weil sie wissenschaftlich erwiesen oder erweisbar, sondern weil die inspirirte Kirche sie zu glauben gebietet. Noch von de Lamennais wurde von Rom aus gefordert, daß er sich unbedingt der



päpstlichen Doktrin zu unterwerfen habe. Auch Galiläi's Andenken ist noch nicht erloschen. —

f.

Weltbekehrung durch römisch-katholische Metaphysik.

Das Diario de Roma berichtet über die Jahresfeier der Akademie für katholischen Glauben, welche am 27. April 1837 stattgefunden. Cardinal Paolo Polidori hielt bei dieser Veranlassung eine Rede über die Nothwendigkeit, der immer zunehmenden Unfrömmigkeit unseres Zeitalters einen Damm zu setzen, und zwar (gerade, wie der von Rom verdammte Hermesianismus) mittelst einer durchgreifenden Reform — der philosophischen Studien und namentlich der Metaphysik, (wie darauf schon vielfach in Deutschland, u. a. durch F. v. Baader und Fr. Schlegel, und in Frankreich durch de Maistre u. a. hingewiesen). Er ging die Stadien durch, welche die Verblendung des menschlichen Geistes und die Verderbniß des Herzens durchlaufen und verweilte dann (wie längst vor ihm de Lamennais) bei dem neuesten und verderblichsten Ergebniß geistiger Verirrung, der Gleichgültigkeit — und dem Unglauben. Den Grund derselben glaubt er in den in Europa herrschenden vier Hauptsystemen, dem englischen, von Locke, dem schottischen, von Stewart, dem deutschen, von Kant, Fichte und Schelling, und dem französischen Eklektizismus zu finden, (als wenn diese philosophischen Bestrebungen nicht selbst schon aus dem Ungenügen mit der kirchlichen Ueberlieferung hervorgegangen wären!) Nachdem er seine Kritik gegen dieselbe vorgebracht, gab er an, wie, seiner Ansicht nach, die ächte, alleinwahre Philosophie beschaffen sein müsse; namentlich habe sie sich als durchaus übereinstimmend mit der Religion (nämlich der römisch-katholischen) als ihrem einzigen Zwecke zu erweisen. Er schloß damit, daß Rom, als das Centrum der religiösen Einheit und der Sitz der Unfehlbarkeit, der Ort sei, von dem die nothwendige Reform ausgehen müsse, um sich über den ganzen Erdkreis zu verbreiten. —

Sollte etwa Rom, wie es erst durch Kriegsmacht, bürgerliche Gesetze und Literatur, dann durch die Macht des Glaubens, kirchlicher Gesetze und der Kunst sich Europa unterworfen, auch bestimmt sein, durch eine alle Gegensätze versöhnende Philosophie die zersplitterte Christenheit wieder zu einigen, und so auch durch ein alle denkenden Geister eroberndes, überwältigendes System der Allwissenschaft sich als die „ewige Stadt" zu bewähren? Ein großer, wenn auch nicht unfreiwil-

liger Schritt ist geschehen: Rom selbst fängt zu erkennen an, daß die gesammte *Materia medica* der Kirche nicht hinreicht zur Heilung des tiefen geistigen Leidens der christlichen Welt; daß vielmehr aus weltordnendem göttlich-menschlichem Geiste die noch nicht vorhandene — Universalarznei an das Licht gebracht werden müsse. Um so mehr ist anderseits der Mangel an Ueberlegung zu bestaunen, welcher noch jetzt von Rom als Centrum religiöser Einheit, und bei solcher Veranlassung von Rom als Sitz der Unfehlbarkeit sprechen kann. — Als jüdische u. heidnische Theologen die gealterten Religionen durch Mythisirung und Philosophie zu retten und ihnen Allgültigkeit zu verschaffen suchten, war längst ein Geist in der Ausbreitung begriffen, der die alte Welt zu verjüngen bestimmt war, — aus dem selbst, — jenen Theologen unbewußt, ihr Streben nach Verjüngung durch Verallgemeinerung — als herbstliche Blüthe hervortrieb. Der Katholik v. Dr. Weis meint zwar auch im Maiheft d. J. (S. 177.) „Die ganze Menschheit sei immer mehr und mehr von dem wahren Wege des Heils abgekommen, und habe sich hier dem Indifferentismus und dort dem Antichristianismus in die Arme geworfen." Er ist jedoch des Dafürhaltens, „bei solchem heillosen und sakrilegischen Treiben müsse jeder Denker von der Nothwendigkeit sich überzeugen, daß der Herr seinen Verheißungen gemäß — einschreiten müsse, indem nur Er allein dem politischen und religiösen Babel unserer Zeit ein Ende zu machen vermöge." Ja, Seite 180 erkennt der Katholik bereits „ein bedeutsames Anmelden der Gottheit an der Thüre der irdischen Welt" in der — „asiatischen Brechruhr."!!

g.

Göthe

war bis jetzt in Italien nur durch Werther und in neuerer Zeit durch Wilhelm Meister, welche in's Ital. übersetzt worden, bekannt. Erst jetzt scheint auch dort ein lebendigeres Bedürfniß nach tramontaner Literatur zu erwachen. Das Museo drammatico, welches zu Mailand unter Leitung von Giacinto Battalia erscheint, hat jetzt eine Uebersetzung des Faust und des Götz von Berlichingen geliefert. Auch von den Wahlverwandtschaften ist der erste Band schon übersetzt, und eben dort unter dem komischen Titel La Scelta dei parenti (wörtlich: die Auswahl der Verwandten) ausgegeben worden.

h.

Italienische Journalistik.

Der mailänder „Bibliographia italiana“ von 1836 (Nro. 3) zufolge, erschienen damals in Italien 188 politische, literarische und sonstige Journale, und zwar: 1) Auf dem Festland: u. a. in Neapel 27, Mailand 26, Turin 13, Venedig 11, Rom 9, Triest 8, Florenz 7, Genua 5, Modena 4, Pisa 3, Siena 3, Bologna 3, Verona 3, Parma 2, Lucca 2, Perugia 2, Padua 1, Pavia 1, Como 1, Chambery 1, Piacenza 1, Livorno 1; — 2) in Sizilien: in Palermo 13, Messina 4, Catanea 3; — 3) in Sardinien: in Cagliari 2. —

i.

Eine eigene Galeerenanstalt für — Geistliche

besteht, — wie Hr. E. Münch, S. 102 seiner römischen Zustände, schreibt, — in Corneto bei Civita Vecchia, die wirklich an die 70 Sträflinge zählt, darunter selbst ein Erzbischof, unter Leo XII. zu ewigem Gefängniß verurtheilt. „Man erzählt,“ sagt Hr. M., „von manchen derselben schauderhafte Verbrechen.“ Zuvor hatte er, mit Bezug auf die römischen Klostergeistlichen, von der römischen Inquisition bemerkt: „da sie in neuester Zeit fast ausschließlich auf geistliche Gerichtsbarkeit sich beschränkend und mit Kriminal- und Gewissens-Fällen beschäftigt, die Sachen strenger nimmt, als in früheren Zeiten, so fehlt es nicht an Einthürmungen und selbst heimlichen Hinrichtungen;“ (?) doch „erfordere die Gerechtigkeit, zu sagen, daß in dieser Beziehung wirklich Fortschritte gemacht worden sind.“ —

23.

Criminalstatistik von Corsika.

Statistischen Tabellen des Hrn. Robiquet von 1837 zufolge sind in den fünf Jahren von 1832—1836 auf Corsika 338 Personen (worunter 17 Frauen) getödtet oder tödtlich verwundet worden, im Durchschnitt

also jährlich 68, während in den 11 vorangehenden Jahren die Durchschnittszahl nur 50 betrug. Fände Gleiches in Frankreich statt, dann würden jährlich 11,012 Menschen gewaltsam ums Leben kommen. Während jener 5 Jahre wurden überdies noch 448 Personen (worunter 30 Frauen) auf nicht tödtliche Weise verwundet. Unter den 338 Getödteten waren 50, unter den 448 Verwundeten 145 mit dem Stilett angegriffen worden.

24.

Portugal.

a.

Die portugiesische Literatur im Jahre 1835.

Es ist so schwer, genauen Bericht über das literärische Leben auf der pyrenäischen Halbinsel zu erhalten, daß man jeden dazu gelieferten Beitrag dankbar anerkennen muß. Aus demselben Grunde wird es uns wohl auch gestattet sein, aus der schätzbaren Mittheilung über die portugiesische Literatur, den die reichhaltigen Münchner gelehrte Anzeigen (von Nro. 110 bis 114. 1836) uns darbieten, eine gedrängte Uebersicht des Bedeutenderen zu geben. Vorzubemerken ist, daß die Buchhändler in Portugal in keinem geordneten, regelmäßigen Verkehr mit einander stehen, daß mithin das Gerüste fehlt, auf welchem die Literatur sich bewegen könnte. Wie nun einestheils der Mangel solchen Verkehres nur Folge des mangelnden Lebens, des nicht vorhandenen Bedürfnisses, so wirkt jener Mangel dann auch wieder zurück, und läßt etwa sich regende Keime nicht zur Entwicklung kommen. Im tiefsten Grunde aber ist dieser doppelte Mangel wohl aus dem eigenthümlichen Weltverhängniß abzuleiten, welches sowohl Portugal als Spanien bisher in die starren und versteinernden Formen einer ablebenden Kirchenverfassung eingezwängt hat. Diese hemmt, wo sie allein gebietet, jede freie, voraussetzungslose Prüfung, und es ist nicht (wie die Anzeigen behaupten) erst seit König Joseph und Pombal, daß die portugiesische Literatur stationair geworden. Gegenwärtig gibt es dort gar keine eigentliche Gelehrte, welche nur der schriftstellerischen Wirksamkeit sich widmeten, was freilich nur Vermögende könnten,

da nur ausnahmsweise Honorar gezahlt wird. Ebenso gibt es dort keine Literaturzeitung oder wissenschaftliche periodische Schriften, welche schon eine Reihe von Jahren sich erhalten hätten. Doch ist jetzt die periodische Literatur im Verhältniß zur übrigen nicht unbeträchtlich. Es erscheinen nämlich in Lissabon zehn politische Blätter, unter denen a revista, Diario do povo (Volks-), Diario dos pobres (Armen-Zeitung) und National die gelesensten sind; sechs literärische oder Unterhaltungs-Journale, die theils monatlich, theils wöchentlich ausgegeben werden; zwei medizinische, ein juristisches, eines für Musik, eines für Erziehung und ein eigenes für Artillerie; — außerdem erscheinen in Oporto der „Portuense“ und einige politische und merkantilische Blätter, so wie in den größeren Provinzialstädten öffentliche Anzeigeblätter. —

Wie man sich aber in Portugal weit weniger in geselligen Kreisen bewegt, als im nördlichen Europa, so ist auch die Literatur nur selten ein Gegenstand des Gespräches. Zwei gelehrte Gesellschaften, die 1822 in Lissabon gestiftet worden, um Einfluß auf die öffentliche Meinung im Literärischen, Sprachlichen und Politischen zu gewinnen, gingen sehr bald wieder ein, da das Publikum keine Theilnahme bezeugte. — Unser Berichterstatter meint zwar, „die größte Schuld dieser Passivität trage ohne Zweifel die Einrichtung der einzigen Landesuniversität in Coïmbra, welche „„noch auf demselben Standpunkt stehe, worauf sie unter Pombal's Ministerium gelangte.““ Bedenkt man aber, daß England von common spirit und Aktivität übersprudelt, während Oxford und Cambridge seit Jahrhunderten stationair sind, und daß in Deutschland gerade von den Universitäten vor drei Jahrhunderten die Reformation, und seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts die Regeneration des nationalen Lebens ausgegangen, dann wird man nicht leicht mehr dem Schreiner, der den Sarg verfertigt, das kalte Schweigen des Todten — oder Starrsüchtigen zuschreiben wollen, der darin gebettet ist.

Merkwürdig ist aber, daß an jenem äußersten Thule — der größte Theil der Lehrbücher — bereits aus dem Leben und — der Literatur abgeschiedene Deutsche zu Verfassern hat. So bedient sich die theologische Facultät für die Kirchengeschichte der Institutiones historiae eccles. von Dannenmayer (1788, verbesserte Aufl. von Coïmbra 1817); Exegese und Dogmatik werden nach Gerbert's principia theol. etc. (von 1757), das Kirchenrecht nach Gmeiner's Inst. jur. eccl. (1782) gelehrt; das Naturrecht nach Martini de leg. nat. (1787) und das Civilrecht nach Heineccius (n. Aufl. von Coïmbra 1816). In der Physiologie endlich wird Haller, in der Materia medica und Therapie Cullen, in der Chemie Jacquin, in der Chirurgie Plenk, dessen Instit. chirurg. schon

1780 erschienen, zu Grunde gelegt. Ueberhaupt aber darf kein Lehrer aus eigener Machtvollkommenheit neuere Lehrbücher einführen. Hinsichtlich der Frequenz der Universität macht jetzt sich eine starke Abnahme bemerklich. Zu Anfang dieses Jahrhunderts zählte man 1631 Studirende, und wenn diese Zahl in den Jahren 1817—19 überstiegen wurde, so ist sie dagegen jetzt auf 1000 herabgesunken, was indeß theilweis der Losreißung Brasiliens von Portugal zuzuschreiben ist.

Nicht befremden kann es nach allem diesem, wenn die literärische Produktion des vorigen Jahres sehr dürftig gewesen, und der Berichterstatter, dem die Zeitungen von Lissabon und Oporto zu Gebot gestanden, in denen die Buchhändler ihre Novitäten anzuzeigen pflegen, in allem nur von 70 neuen Schriften Kunde erhalten hat. Dieser portugiesische Meßkatalog enthält charakteristisch genug folgende Werke, deren Titel wir in wörtlicher Uebersetzung hier anführen wollen:

I. Theologische Schriften finden sich nur folgende sechs angezeigt:

1) Historisch-dogmatisch-kritischer Traktat von den Indulgenzen, nach der wahrhaften Lehre der Kirche, von Palmierie ꝛc., übersetzt in's Port. von La Costa Vidigal.
2) Anbetungen des heiligen Sacraments und Art, die Messe zu hören.
3) Handbuch um gut zu beichten.
4) Abhandlung zu Gunsten der Toleranz ꝛc., von J. Joze Varella, Generalvikar des Erzb. von Evora.
5) Gerechte Vertheidigung der Rechte und Gewalt der Souveraine über die Geistlichen und ihre Güter, gegen die falschen Lehrer und Usurpationen der römischen Kurie, von einem Diakon der port. Kirche. —
6) Die Worte eines Gläubigen, aus dem Französischen übersetzt von Castilho. —

II. Zur Jurisprudenz, Verwaltung und Politik gehören 21 Schriften, unter denen wir folgende bemerken:

1) Politischer Moralismus Portugals und seine radikalen Heilmittel.
2) Die Charte und die Cortès von 1835.
3) Geschichte des Penitenziarsystems von Europa und den ver. Staaten Nordamerikas, a. d. Franz.
4) Bemerkungen über die Salles d'asyle in Paris von 1826 bis 1835, a. d. Franz., begleitet mit einer Vergleichung derselben mit denen in Lissabon.

Inwiefern auch die zwei nachfolgenden unter diese Rubrik gehören, wohin unser Berichterstatter sie verpflanzt, wollen wir dahin gestellt sein lassen:

„Entdeckte Superstitionen, erklärte Wahrheiten und Enttäuschungen für alle Welt;" —

„Geschichte von Meninos rc. In diesem merkwürdigen Werke enthüllen sich die Betrügereien der Mönche (frades) rc." —

III. Medizin, Naturwissenschaften, Landbau, Technik rc. haben einen Zuwachs von 10.

IV. Geographie und Geschichte von 12 Schriften erhalten. — Von historischen Werken bemerken wir nur:

1) Handbuch der portugiesischen Geschichte vom fernsten Alterthum bis auf unsere Zeit. Mit einem Anhange über den Kampf der Usurpation mit der Legitimität. Von Tiburcio Antonio Craveiro.

2) Geschichte von England, a. d. Engl. —

V. Elementarbücher und Sprache: 6 Schriften.

VI. Die schönen Wissenschaften lieferten 15 Werke, von denen nur 6 Originalarbeiten zu sein scheinen; nämlich:

1) Indianische Briefe.

2) Poetische Werke von Antonio Felic. de Castilho. 14 Vol.

3) Moral-Maximen, Gedichte und Charaden.

4) Liebesbriefe von 2 Liebenden, oder Emilie und Frontino.

5) Valmor, moralische Erzählungen.

6) Osmia, Trauerspiel. 3te Ausg.

Die übrigen 9 Schriften sind Uebersetzungen des verlorenen Paradieses von Milton, der Prinzessin von Babylon, des Micromegas, und der Geschichte von Jeuni von Voltaire, des Lebens und der Liebe von Heloise und Abälard, des Fröschekriegs von Homer, der Corinna von Frau von Staël, der redenden Thiere (von Monti?) u. s. w.

b.

Portugiesische Volksschulen und Gefängnisse.

Herr v. Eschwege bemerkt im ersten Theil seiner Schrift über Portugal (Hambg. 1837, bei Hoffmann und Campe), Pombal sei der Erste gewesen, der hier dem Erziehungswesen seine Aufmerksamkeit gewidmet. „Er entwarf Schulplane, machte Reformen und rief Anstalten in's Leben, die noch heutzutage unverändert dieselben sind, die mit all' dem alten, längst verjährten Sauerteig noch prangen, der der Denkweise jener Zeit angemessen, jetzt aber mit den Fortschritten der Wissenschaften und

Civilisation anderer Länder wo nicht im Widerspruch steht, doch als unnütz und hemmend ausgemerzt werden mußte ... Pombal beabsichtigte, daß jede Stadt, selbst das geringste Dorf seine Volksschule haben sollte... Leider konnte er seinen Plan nicht ganz in Ausführung bringen; bis zu seinem Abgange waren erst 873 Volksschulen gestiftet, die sich bis jetzt noch nicht vermehrt haben ..." Da nun die Bevölkerung von 3 Millionen Seelen — beiläufig in 7000 Ortschaften vertheilt ist, „so ergibt sich, daß kaum der achte Theil der Bevölkerung lesen und schreiben lernt und Religionsunterricht bekommt ..." „Auf meinen vielfältigen Reisen im Lande habe ich Schullehrer getroffen, die jährlich nur 10,000 Reis (16⅓ Thlr.) erhielten!" ... „Mädchen sind von diesem öffentlichen Unterricht ganz ausgeschlossen, und nur in Lissabon und Porto hat man besondere Mädchenschulen ... Es ist also etwas ganz Unerhörtes, außer diesen beiden Orten, eine weibliche Person unter den niederen Classen zu finden, welche lesen und schreiben kann!" — „Seit der neuen Gestaltung der Dinge in Portugal hat man den Anfang gemacht, wenigstens in Lissabon, auf die Erziehung der Kinder armer Eltern Bedacht zu nehmen ... Ein Frauenverein bildete sich unter den ersten Damen Lissabon's, welcher durch Subscriptionen in den Stand gesetzt wurde, das löbliche Werk zu beginnen ... Bis jetzt sind fünf solcher Anstalten in's Leben getreten."

Von den portugiesischen Gefängnissen entwirft Hr. v. Eschwege in demselben ersten Theile ein schauderhaftes Bild. Wir heben nur folgende Stellen hier aus: „Nach einem Calcül eines glaubhaften Mannes hatte der eine Kerkermeister des Limseiro vom 13. Dcbr. 1829 bis 11. Febr. 1830, wo 160 Gefangene den großen Saal bewohnt, 6000 Thaler, und von den Nebenzimmern 3000 Thlr. eingenommen, und man kann bestimmt annehmen, daß beide Kerkermeister während der ganzen Miguel'schen Epoche 60- bis 80tausend Thlr. gewonnen haben. Da in diesen Gefängnissen nur das Geld in Betracht kommt, nicht die Art des Verbrechens, so sind auch alle Gefangenen untereinander gemengt ... In den Enxorias sitzen also die Elendesten, die nichts haben, viele darunter ganz nackend, und hier liegen sie, ohne Unterlage und ohne Bedeckung auf hartem Boden, voller Ungeziefer und blos durch die thierische Wärme des Nachbars erwärmt." — Eines der schändlichsten Scandale in diesen Gefängnissen ist der öffentliche Verkauf gestohlener Sachen, mit Vorwissen der Autoritäten, welche dieses dulden, ja selbst befördern, da sie auf diese Art viele Sachen wohlfeil erhandeln können ... „Man spricht zwar jetzt immer von Verbesserungen, von neuen Einrichtungen der Gefängnisse, allein es bleibt nur immer bei schönen Worten, die Thaten bleiben zurück."

25.

Spanien.

---

a.

Allgemeines.

In der Schrift eines Engländers: „Spain as it is," wird u. a. bemerkt: „der Spanier, obgleich als Nation europäisch, ist doch als Individuum und Volk mehr als zur Hälfte orientalisch. Die auf das ernstere Temperament des Gothen gepfropfte Lebhaftigkeit des Arabers hat beide neutralisirt. — So ist der Spanier zu ungeduldig, um zu arbeiten, — zu träge, um zu denken, — zu vereinzelt, um richtig zu urtheilen und zu stolz, um an Verbesserungen zu denken . . . Er begnügt sich mit dem Irrthum, weil er alt und ehrwürdig ist, und vergißt, daß die Vernunft selbst noch älter und ehrwürdiger ist."

„Bis jetzt ist Spanien mehr als eine Anhäufung von Ländern, deren jedes seine eigene Hauptstadt hat, denn als ein gediegenes Ganzes anzusehen. Bilbao, Barcelona, Valencia, Granada, Sevilla und Cadix sind eben so sehr von einander, als von Madrid unterschieden; das letztere ist nur als Sitz der Regierung ausgezeichnet." —

Mit dem oben Angedeuteten stimmt, was Viardot (1837) in der Revue des deux Mondes in einem trefflichen Artikel über Spanien äußerte. Hier heißt es u. a.: „Wer nur im Mindesten mit der Geschichte von Spanien bekannt ist, wird als evidente Thatsache zugestehen müssen die Herrschaft, welche die historischen Erinnerungen in diesem Lande ausüben, überhaupt die Macht der traditionellen Dinge. Keine ausländische Einrichtung faßt in Spaniens Boden Wurzel; soll sie dort zur Blüthe kommen, so muß sie auf irgend einen alten Stamm gepfropft werden . . . In der Verfassung von 1812, die (ausländischen Journalisten zufolge) den demokratischen französischen Constitutionen von 1791, 1793 und dem J. III. nachgebildet sein soll, findet sich auch nicht eine einzige Bestimmung von einiger Erheblichkeit, die nicht aus den alten Gesetzbüchern und Fueros Spaniens geschöpft wäre. Dies habe ich (be-

merkt Hr. V.) in meinen „Etudes sur l'histoire des institutions, de la littérature, du théatre et des beaux-arts en Espagne“ (p. 81 u. ff.) ausführlich nachgewiesen ... Jener Constitutions-Embryo hingegen, den man *statut royal* genannt, war nur ein unglückliches Plagiat aus dem englischen Gesetz. Alles in demselben ist neu ... — Bei Revision des letzteren hätte man einen ganz fremden Ausgangspunkt gehabt; bei Revision der Constitution von 1812 wird man von einer ganz spanischen Grundlage ausgehen, und ihr Werk wird seine Wurzeln in den ältesten Nationalüberlieferungen haben.“

b.

Zur Statistik von Spanien.

Ein französisches Tagblatt theilte im Septbr. 1837 einige statistische Angaben über Spanien mit, von denen die bedeutsamsten die folgenden sind: Die Bevölkerung Spaniens, die 1803 in 10,351,000, aber 1826 in 13,953,000 Einwohnern bestand, findet sich dort in anderen Verhältnissen vertheilt, als in Frankreich. Man zählt dort zwar 230 Städte, im Durchschnitt von 5000 Seelen; — während aber in Frankreich eine solche Stadt auf 16 □ Meilen, ist in Spanien deren eine nur auf 82 □ Meilen zu rechnen, so daß hier fünfmal weniger Städte als dort. Hieraus erklärt sich, wie bei den politischen Krisen in Spanien der Einfluß der Städte auf das Land wenig bedeutend und von geringer Dauer. Da überdies der Geist der Landbewohner ein anderer als der der Städter, so wird der liberale Schwung, der von diesen ausgeht, bei jenen leicht gelähmt. —

Im Jahre 1803 gehörte noch von 50 Einwohnern einer dem geistlichen Stande; im Jahr 1826 nur noch einer von 91, indem man auf 14 Million Einwohnern 186,498 Geistliche rechnete. In Frankreich hingegen war im Jahr 1829 auf 280 Einwohner nur ein Geistlicher zu zählen. Daß nun der Klerus, der in Spanien 2 bis 3mal zahlreicher als in Frankreich, einen großen Einfluß auf die Landbewohner ausübt, ist auch deshalb leicht einzusehen, weil derselbe außerordentlich reich ist. Noch 1809 schätzte man sein Vermögen auf 3 Milliarden, d. h. auf $\frac{1}{4}$ des gesammten Grund-Capitals Spaniens. Bei den Wahlen auf dem Lande präsidirt aber von Rechtswegen der Pfarrer. —

Zum Adel soll 1803 noch von 7 Einwohnern, dagegen 1834 nur mehr von 34 Einer gehört haben, während in Frankreich selbst im Jahr 1788 nur auf 166 Einwohner ein Adliger zu rechnen gewesen. Doch ist der höhere Adel nicht zahlreich in Spanien; denn es gibt nur etwa

Ein Tausend Herzoge, Marquise, Grafen und Barone, und seit 1750 nur noch 80 Lehngüter (fiefs). Die meisten Vorrechte zu Gunsten der adligen Güter haben längst aufgehört, und so erklärt sich, wie seit Anfang der spanischen Revolution die Häupter der ältesten adligen Familien in den ersten Reihen der liberalen Partei sich finden können. Da nun auf den großen Grundbesitzungen des hohen Adels zahllose Dienstboten (sie bilden $\frac{1}{37}$ der Bevölkerung) ihr Unterkommen, und ebenwohl die Bettler und Vagabunden (die $\frac{1}{75}$ der Bevölkerung ausmachen) — Brod finden, so erklärt sich hieraus, warum die Revolution dort nicht gegen den Adel gerichtet ist. — Uebrigens zählt man hier nur 2 Millionen Grundbesitzer, also 1 auf 7 Einwohner, während in Frankreich das Verhältniß wie 1 : 2 ist. Von jenen 2 Millionen absorbiren aber 200,000 Adlige und Geistliche an 25 Million Hektaren, also etwas mehr als $\frac{2}{3}$ des bebauten Bodens, und von dem übrigen Drittel kömmt das Meiste auf eine kleine Zahl reicher Bürgerfamilien. Es fehlt deshalb fast ganz jene Classe von kleinen Gutsbesitzern, welche in Frankreich eine so große Rolle spielt und hier eine so tüchtige Bürgschaft für Erhaltung der Ordnung bietet.

c.

Die Zahl der Klostergeistlichen in Spanien

belief sich den Angaben eines Madrider Correspondenten in den Débats v. 13. März 1837 zufolge:

im Jahr 1797 auf 53,000.
„ „ 1808 „ 46,000.
„ „ 1820 „ 33,000.
„ „ 1835 „ 30,906.

Woher diese rasche Abnahme? Im Anfang flüchteten die Gläubigen, die, vor dem Geist der Welt sich fürchtend, sich brünstig nach dem Himmel sehnten, aus der Welt und verschlossen sich in die Einsamkeit. Aber die Weltkinder liefen ihnen nach und brachten Geschenke, um Antheil an ihrem Himmelsanspruch zu erkaufen. So wurden die Weltentsagenden zuletzt reicher als die Weltgeistlichen und die weltweltlichen Brüder. Jetzt ist das höchste Streben des Weltgeistes auf verklärende Umgestaltung der Erdenwelt gerichtet; hierzu braucht er die Klostergüter, welche in den letzten Zeiten den Hauptmagnet für die Novizen gebildet.

Die Klöster hatten ursprünglich die Bestimmung, Arbeitsstätten der Selbsttödtung zu sein. Sie wurden zu Ruhestätten

des Selbstgenusses. Sie zerfallen jetzt rasch, weil sie zu Anomalien in der neuen Weltökonomie geworden.

d.

Toledo.

Aus dem zweiten Artikel von „Spanien im J. 1835, den Charles Didier in der Revue des deux Mondes mitgetheilt, ersehen wir, daß der Erzbischof v. Toledo jährlich eine Million Piaster (5 Mill. Frank.) bezog und jeder Canonikus dieser Metropole 60,000 Frk. jährliches Einkommen hatte. Noch jetzt gehört dieser Kirche mehr als die Hälfte der Stadt zu eigen. Das Ceremonienkleid der Madonna del Sagrario, welche dort aufgestellt, ist allein mehrere Millionen werth; es ist ganz mit feinen Perlen gestickt, von denen einige von außerordentlicher Größe sind. Es soll ein Fabrikat des Himmels — und Geschenk der Engel sein. Von außerordentlichem Werth ist auch das große gothische Tabernakel, in welchem die Hostie am Frohnleichnamsfest ausgestellt wird. Es ist ganz von vergoldetem Silber und wiegt nicht weniger als 795 Mark; das Ostensorium ist von gediegenem Gold und wiegt 57 Mark. Heinrich Afré, berühmter Goldschmidt des XV. Jahrhunderts ist Verfertiger dieses Meisterwerks, welches hinsichtlich der Großartigkeit seiner Composition selbst die Arbeiten Cellini's übertrifft. Die Basreliefs nicht eingerechnet — finden sich an dreihundert Figuren an demselben. „Die ganze Stadt, bemerkt Didier, ist in ihre Kathedrale absorbirt; — aber von 150,000 Einwohnern, die sie zu den Zeiten ihres Glanzes zählte, bleiben ihr jetzt kaum — 12,000! Für diese hat sie noch 27 Pfarren, und vor der Aufhebung der Klöster hatte sie deren nicht weniger als 38, wovon 15 für Männer und 23 für Frauen. Toledo ist ein großes Kloster und die Kathedrale dessen Kirche." — „Es ist die traurigste, grämlichste, ungastlichste Stadt von ganz Spanien. Das Lachen scheint daraus verbannt, und die Langeweile hat ihren Thron dort aufgeschlagen. Auch herrscht dort vielleicht die größte Unwissenheit von ganz Spanien und dies will nicht wenig sagen." —

e.

Ein spanischer Hirtenbrief gegen die — Karlisten.

Während die N. Würzburger Zeitung seit der Cölner Katastrophe widerrechtliche Restaurationsversuche in Schutz nimmt, theilt der Würzburger „Herold des Glaubens" einen Hirtenbrief des Bischofs von Ciudad Rodigro v. 7. Novbr. 1837 mit, welcher ge-

gen „die blutdürstigen Horden der Rebellion" gerichtet ist, die unter Don Karlos die spanische Verfassung vernichten möchte. „Ungeheuer!" heißt es in diesem Schreiben, „Gotteslästerer! Tempelschänder! sie sind es, die sich Vertheidiger der Religion nennen, aber keine haben . . . Sie sind die Barbaren, die keinen anderen Gott kennen, als Plünderung, Gotteslästerung, Mord, Schlemmerei, alle Laster des lasterhaftesten Menschen. Ich bin's nicht, der redet; es reden die Ortschaften, die das Unglück hatten, alle Verwüstungen beweinen zu müssen, welche diese Vandalen ausübten. Villamiel, Trebejo, Eljor, San Martin de Trebejo, Navasfrias, Casillas... was ließen sie euch? Augen, um ein Uebermaß von Elend und Jammer zu beweinen. Eure Höfe zerstreut, eure Söhne vom Vaterherzen gerissen, um sie in Tod und Verderben zu führen; eure Frauen barbarisch mißhandelt, eure Töchter Opfer viehischer Lust, eure Seelsorger beschimpft, eure Häuser mit Blut befleckt, eure Tempel entweiht."

f.

Merkwürdige Aeußerungen spanischer Minister.

In der Sitzung der Cortes vom 4. April 1837, in welcher der Art. 11 der Verfassung, die Religion betreffend, verhandelt wurde, meinte der Justiz= (und Cult=) Minister: „Fern sei von mir, Freiheit des Cultus zu verlangen! Nichts von dem! Jeder Spanier muß sich zur katholischen Religion bekennen, aber kein Spanier darf unter dem Vorwande der Religion verfolgt werden. Dies muß erklärt werden; denn die Gesetze gegen Ketzer (d. h. Protestanten ꝛc. ꝛc.), Juden und Muhamedaner bestehen, und es kann jedem Prälaten einfallen, sie zur Anwendung zu bringen." Arguelles, sonst der Göttliche genannt, wollte die Duldung mit Stillschweigen übergangen wissen, schloß aber mit der zweideutigen Erklärung: „Es muß also gesagt werden, daß die Spanier sich zur katholischen Religion bekennen; aber das Wort römisch und apostolisch muß wegbleiben; denn die Religion, zu welcher sich die römische Curie bekennt, ist nicht die Religion Jesu Christi, zu welcher ich mich bekenne."

g.

Der spanische Adel

ist nicht mehr, was er in den Tagen seiner Jugend war, und seine Granden sind noch tiefer herabgekommen, als der große Haufe seiner Barone. Jene, bei ihren Heirathen auf eine kleine Zahl von Familien be=

schränkt, sind — einem unveränderlichen Naturgesetz zufolge — zum größten Theil auch physisch verkümmert. Die Natur duldet keine absolute Isolirung. Nur aus Kreuzung verschiedenartiger Geschlechter entspringt eine kraftvolle Nachkommenschaft. Wie weit aber die spanischen Granden durchgängig zurückgekommen, ist u. a. aus Madrid in 1835, by a resident officer, zu ersehen. Der Vfr. dieser interessanten Schrift bemerkt zugleich, daß der hohe Adel auch in geistiger Beziehung, bei ungeheuren Prätensionen, sehr weit hinter der Bildung der gegenwärtigen Zeit zurückgeblieben. Hierzu kömmt, daß, wenn auch überhaupt unter den spanischen Edelleuten noch Manche — Eigner großer Landgüter sind, doch zum Wenigsten neun Zehntel derselben, theils durch Unkenntniß, theils durch den ungeheuren Aufwand, zu welchem Eitelkeit und Herkommen sie veranlassen, sich gegenwärtig in äußerster Geldverlegenheit befinden. Der Aufwand besteht hauptsächlich in der übertriebenen Anzahl von Hausbedienten, welche die Adligen halten, die noch durch den Gebrauch sehr gesteigert wird, den Dienern, wenn sie alt geworden, Pension und Wohnung in dem eignen Hause anzuweisen. So, um nur ein Beispiel anzuführen, hat oder hatte der Herzog von Medina Coeli zweihundert Namen auf dem Verzeichniß seiner theils wirklichen, theils pensionirten Hausdienerschaft. —

h.

Statistik der spanischen Zeitschriften.

Aus den „Mittheilungen aus Spanien" von Herrn v. Pfeilschifter" (1837. Liefg. 1. S. 88 ff.) schöpfen wir die nachstehenden Angaben. Nachdem im Jahre 1834 die Presse frei geworden, tauchten in Spanien viele Zeitschriften auf, von denen eine große Anzahl ihr Leben nur auf wenige Monate brachte. Bis zum Anfang 1836 waren von den neuentstandenen Blättern 43 bereits wieder eingegangen, 79 dagegen, mit Einschluß der 49 Amtsblätter erhielten sich. Im J. 1836 erschienen dann 26 Zeitschriften und Blätter in Madrid, 6 in Valencia (unter denen eines betitelt: „Satanas"), 5 in Barcelona, 3 in Cadix, je 2 in Granada Valladolid, Saragossa, auf Mallorca, je eines in Algeciras, Badajoz, Cuença, Leon, Malaga, auf Menorea, in Murcia, Reus, Santander und Sevilla; — keines in Jerez, Carthagena, Tarragona, Santjago, Corunna, Burgos u. s. w. Eingegangen oder umgeschmolzen wurden im Laufe des J. 1836 dreißig und drei Zeitschriften, wovon allein 19 in Madrid. Andere wurden angekündigt, ohne jemals zu erscheinen. „In Onate (schreibt Hr. v. P. S. 98) erscheint die Gaceta oficial der Regie-

rung des D. Carlos, ein ziemlich mageres Blatt und nicht geeignet, eine Wirkung auf die Meinung des Volkes auszuüben." — In einem Madrider Blatt heißt es von Deutschland u. a.: „in diesem Lande der Poesie und des Gedankens ist Alles groß und schön, die phantastische Richtung der Söhne des Rheines spiegelt sich auch in ihren öffentlichen Vergnügungen ab ꝛc."

i.

Entschmückung der Kirchen und Klöster in Spanien.

Der Spätherbst ist für Spanien angebrochen; die letzten Blüthen und Blätter fallen nieder, und Sturm und Regen treiben sie hier- und dorthin — sie wieder in Erde aufzulösen, aus der sie zur Sonne sich erhoben. So lesen wir, daß aller Schmuck von Gold und Silber, sowie alle Edelsteine, welche sich in sämmtlichen kirchlichen und geistlichen Gebäuden Spaniens befinden, durch ein königl. Dekret vom 13. Oct. 1837. behufs der Kriegskosten zur Verfügung der Regierung gestellt sind. Noch aber sehen wir nicht die Knospen, welche die Blätter und Blüthen eines neuen Frühlings bergen; und doch zweifeln wir nicht daran, daß auch Spanien ein neuer, schönerer Frühling beschieden ist; denn der Herr der Natur ist auch der Lenker der Geschichte, und selbst de Maistre erinnerte in Bezug auf die Umwälzung in Frankreich daran: „Que la providence n'efface que *pour* écrire." Vielleicht auch muß die Kirche in Spanien im härenen Gewande Buße thun für alle die früheren Sünden des Hochmuths, der Rachsucht und des Götzen- und Weltdienstes, deren sie sich schuldig gemacht?

26.

Frankreich.

---

a.

Erhaltung und Umgestaltung einer altceltischen Volkssage.

Einer alten von Prokop selbst gehörten und in seiner Geschichte der Gothen (IV. 20) aufbewahrten brittischen Sage zufolge, waren die (celti-



schen) Uferbewohner einer Brittien (d. h. England) gegenüber liegenden Insel der Reihe nach verpflichtet, die Seelen überzufahren, und deshalb steuerfrei. Mitten in der Nacht wurde an ihre Thüre geklopft, eine helle Stimme rief sie zum Geschäft, — an der Küste fanden sie anscheinlich leere Schiffe, die jedoch während der Fahrt so schwer wurden, daß das Wasser fast bis an den obersten Rand hinaufreichte. Eine Stunde reichte für sie hin, um (Groß-) Brittien zu erreichen, obgleich in ihren eigenen Schiffen sie einen ganzen Tag und eine ganze Nacht dazu brauchten. —

Nun führt Emil Souvestre in seinen 1836 erschienenen derniers Brétons folgende, wie es heißt, treu aufgefaßte Lokalsage an: „Bei Saint-Gildas werden die Fischer, die lüderlich leben und sich nicht um ihr Seelenheil kümmern, zuweilen des Nachts durch drei Schläge aufgeweckt, indem eine unsichtbare Hand an ihrer Thüre klopft. Wie von übernatürlichem Willen getrieben, begeben sie sich an's Ufer, wo sie lange schwarze leerscheinende Schiffe finden, die bis an den Rand in's Wasser gehen. So wie sie dieselben besteigen, zieht sich am Mast von selbst ein großes weißes Segel auf und das Schiff enteilt dem Ufer, wie von heftigem Sturme fortgerissen. Die Leute wollen noch wissen, daß diese mit verfluchten Seelen beladenen Schiffe nicht mehr zurückkehren und daß der überfahrende Fischer verdammt ist, mit jenen Seelen die Oceane zu durchirren, bis zu dem Tage des jüngsten Gerichtes." — Souvestre fügt noch die Bemerkung hinzu: „Die Celten glaubten, es seien Geister (génies), mit allen Elementen, mit allen Theilen der Materie vereint. Einigen dieser Gnomen gaben sie (wie Augustin. de civ. dei XV. 23 berichtet) den Namen Dus. In einigen Cantonen der Bretagne haben sie noch diesen Namen behalten; man nennt noch jetzt sie Teus." —

Diese Anführungen werden zugleich zeigen, daß die derniers Brétons nicht bloß für die Unterhaltung geschrieben sind, und daß das schöne Frankreich auch gar manchen dunkeln Fleck und manche übergläubige Bewohner hat.

b.

Salles d'Asyle.

Aus einer Anzeige des Werkes von Dr. Cérise über die Salles d'asyle heben wir die nachfolgenden Bemerkungen hervor. Das Konventsmitglied Michel Lepelletier ist, unseres Wissens, der Erste, der in Frankreich daran gedacht, die öffentliche Erziehung auf ihre wahrhaften Grundlagen zu stützen. Wenn alle Bürger, meinte er, der Sozietät die Mitwirkung aller ihrer Vermögen schuldig sind; dann hat die Gesellschaft

ihrerseits auch die Pflicht gegen alle Bürger, über ihrer Wiege zu wachen und die Entwicklung ihrer natürlichen und sittlichen Kräfte zu sichern. Diesemnach hatte er sich einen National-Erziehungsplan entworfen, gemäß dessen alle Kinder vom fünften bis zum zwölften Jahre gemeinschaftlich erzogen werden sollten; aber der Konvent ging nicht darauf ein. Auch war Lepelletier's Plan unvollständig; denn auf die Kinder unter 5 Jahren, für welche die Eltern nicht sorgen konnten, war kein Bedacht genommen. — Erst gegen 1826 kamen in Frankreich Einige auf den glücklichen Gedanken, diesem letzteren Mangel abzuhelfen, indem sie Bewahranstalten nach dem Muster der englischen errichteten.... Als Lord Brougham sich zum Verbreiter von Owen's Lehren machte, bemerkte er besonders, wie nothwendig es für die Reichen sei, sich mit dem Schicksale der Armen zu beschäftigen, um hiermit den Augenblick zu entfernen, in welchem sie sich selbst damit beschäftigen würden. Auf ähnliche Weise äußerte sich Lambruschini, der eifrigste Förderer der Kleinkinderschulen in der Lombardei. In Frankreich haben ebenwohl die Bewahranstalten besonders seit 1830 sich zu vermehren angefangen, da man seitdem eingesehen, daß man auch dem sg. Volk seinen Antheil zukommen lassen müsse. Jetzt kann man jene Anstalten schon als ein National-Institut, oder doch als einen Keim desselben ansehen, und man kann das Aufkommen und die Ausbreitung dieser Asyle für die bisher so sehr verwahrlosten armen Kinder als ein sicheres Zeichen des Aufgangs einer besseren Zeit begrüßen. Es ist dies in Wahrheit eine zweite Himmelfahrt des göttlichen Kinderfreundes, deren Bezeugnisse nun zum voraus alle mythische oder sonstige Verdeutungsversuche unnöthig machen. Wie sehr denn auch von eifrigen Zionswächtern Paris als neues Babel anrüchig gemacht wird, so fehlt es doch auch dort nicht an solchen, die in die Fußtapfen jenes Kinderfreundes eintreten. Eine im August 1836 erlassene Entscheidung des königlichen Rathes des öffentlichen Unterrichts hat für jeden der 12 Bezirke von Paris einen Ausschuß, und für die ganze Stadt eine Centralcommission bestellt, um die den kleinen Kindern eröffneten Asyle zu dirigiren. Die Centralkommission besteht aus dem Seine-Präfekten, drei Mitgliedern des Centralausschusses des Primairunterrichts, einem Schulinspektor und vier vom Minister zu ernennenden Frauen. Der Ausschuß besteht aus dem Maire, dem Pfarrer, dem Friedensrichter und drei von dem Präfekt des Seine-Departement zu ernennenden zur Oberaufsicht berufenen Frauen (dames inspectrices). Dieser Ausschuß ernennt dann noch eine von ihm zu bestimmende Zahl von aufsehenden Frauen (dam. surveillantes), die mit berathender Stimme den Sitzungen des Aus-

schusses beiwohnen können. — Also auch hier erneut sich auf schönste Weise das urchristliche Amt der Diakonissinnen. —

c.

Auch die Findelhäuser sind jetzt ein Gegenstand sorgfältiger Forschung und strenger Prüfung. Hr. Bernard Benoit Remacle hat kürzlich über diesen Gegenstand eine Schrift herausgegeben (des hospices d'enfans trouvés, en Europe et principal. en France), aus welcher zu ersehen, daß die Zahl der Findelkinder in Frankreich, die Necker im J. 1784 auf 40,000 angeschlagen, 1798 auf 51,000, im J. 1809 auf 69,000 gestiegen und nun rasch: 1815 auf 84,000, 1821 auf 105,000, im J. 1825 auf 117,305, und 1833 auf 127,507 gestiegen, so daß die Ausgabe, die 1818 erst 6,937,783 Frk. betrug, im letzteren Jahre sich auf 10,240,262 gesteigert hatte.

d.

Criminalstatistik Frankreich's.

Dem Bericht des franz. Justizministers über den Zustand der Criminalität in Frankreich im J. 1835 entnehmen wir folgende interessante Angaben.

Im J. 1835 ist gegen 1834 die Zahl der Verbrechen gegen die Persönlichkeit von 1557 auf 1771 gestiegen, während die der Verbrechen gegen das Eigenthum sich von 3568 auf 3457 vermindert hat. Hiernach kam 1834 ein Verbrechen auf 4684, im J. 1835 eines auf 4644 Einwohner. In beiden Jahren aber von 100 Angeklagten 17 dem weiblichen Geschlecht. Von den 7221 Angeklagten, waren 94 noch nicht 16 J. alt, 2297 zwischen 16 und 25, — 2359 zwischen 25 und 35 und 2473 älter als 35; — ferner 4239 ehelos, 2688 verheirathet, 294 verwittwet; — 4079 konnten weder lesen noch schreiben (!), 2253 konnten es nur unvollkommen, 584 lasen und schrieben sehr gut. Waren 1833 von 100 Verbrechern nur 55 ehelos, so 1834 schon 59, und 60 im J. 1835; konnten aber 1829 und 1830 von 100 Verbrechern 61 nicht lesen noch schreiben, so 1835 nur 56. Völlig müßig waren 1178 im J. 1835, für fremde Rechnung arbeiteten 3688, für eigene 2357. — In den 118,225 Zuchtpolizeisachen vom J. 1835 waren 164,886 Personen betheiligt, unter denen 19 von 100 dem weiblichen Geschlechte angehörend, während im J. 1831 24 von 100. Die Zahl der rückfälligen Verbrecher ist von 11 von 100 i. J. 1826, im J. 1835 auf 21 von 100 gestiegen,

aber unter 100 Rückfälligen waren nur 9 Frauen. — Bloße Polizeisachen kamen im J. 1835 105,649 vor, bei denen 150,460 Personen betheiligt; — Selbstmorde — 2305. Unter den Selbstmördern gehörten 521 dem weiblichen Geschlecht; 850 aller dieser Unglücklichen waren 30 — 50, 19 nicht 16, und 31 über 80 J. alt. Im Juli wurden die meisten Selbstmorde (294), im December die wenigsten begangen. —

e.

Selbstmorde in Frankreich.

Von 1827 bis — und mit eingeschlossen 1835 sind in Frankreich 46,288 Individuen zufälligen Todes gestorben, 17,524 durch Selbstmord umgekommen, 413 hingerichtet worden. Im Durchschnitt fanden jährlich 1947 — Selbstmorde statt; im J. 1827 gab es deren 1542 und 2235 im J. 1835; zu Paris allein zählte man von 1831—1836 deren 1333, von denen 849 auf das männliche, 484 auf das weibliche Geschlecht kommen. Erstickung durch kohlensaures Gas ist das Tödtungsmittel, dessen sich die Meisten beiden Geschlechtes bedient haben.

f.

Mißbrauch der geistigen Getränke in Paris.

Charles Dupin hat gefunden, daß in den Spitälern des Seine-Departements bei 1000 durch physische Ursachen Irr-gewordenen, 174 dies durch Mißbrauch von Wein und spirituösen Getränken verschuldet und 309, bei denen dieser Mißbrauch zum wenigsten als sekundaire Ursache anzusehen. Auch bei den 600 Selbstmorden, die jetzt in Paris jährlich statt finden, und bei den 300 Todten, die jährlich die Morgue durchwandern, hat die Trinksucht ihren großen Antheil. — Indessen läßt sich doch seit einigen Jahren eine Sittenbesserung wahrnehmen. Vor 15 Jahren gehörte von denen, die Geld der Sparkasse hinterlegten, kaum $\frac{1}{7}$tel der arbeitenden Klasse: jetzt gehörte mehr als $\frac{3}{7}$tel dieser Klasse an. Auch zeigen die minder betrübenden Verhältnisse zwischen den Sterbfällen in eigener Wohnung und denen im Spital die guten Wirkungen dieses zunehmenden Wohlstandes. —

g.

Die Sparkassen in Frankreich.

Im Sommer 1836 hat Hr. Benjamin Delessert der Generalversammlung der Direktoren und Verwalter der Sparkassen von Paris seinen Bericht erstattet. Hiernach haben die Einlagen seit 1831 folgendergestalt zugenommen:

1832	betrugen sie	2,643,121,
1833	„ „	8,733,340,
1834	„ „	17,239,212,
1835	„ „	23,585,494, und

im laufenden Jahre sind in den 6 ersten Monaten schon 15 Millionen deponirt worden; am Ende 1835 aber waren die Kassen 38,065,520 an 65,849 Deponenten schuldig. Neue Deponenten waren hinzugekommen: 1832 — 8,160, 1833 — 16,891, 1834 — 24,455, und 1835 — 27,365.

Neue Sparkassen aber hatten sich gebildet;

Von 1818 — 1832 nur	17,
im Jahr 1833 allein	9,
„ „ 1834 —	48,
„ „ 1835 —	85,
in den ersten 6 Monaten von 1836 . .	45.

In der zweiten Hälfte des J. 1836 zählt man deren überhaupt 204, die durch königl. Ordonnanzen genehmigt sind; nur in 5 Departementen gibt es deren noch keine; dagegen haben 20 Departemente deren 87. —

Von sämmtlichen Departementalkassen waren am 30 Juni 1836

in den öffentlichen Schatz hinterlegt . . .	37,965,446 Franken,
von den Pariser Sparkassen	45,633,182 —
	83,598,628.

„Während zwölf Restaurationsjahren“ bemerkte im darauf folgenden Jahre Hr. Dupin „waren nicht 13 Mill. Ersparungen von den arbeitenden Klassen in den Schatz niedergelegt worden. Noch aber sind nicht sieben Jahre abgelaufen seit Juli 1830, und schon übersteigt die im Staatsschatz, in Folge der Ersparnisse und des Zutrauens des franz. Volkes niedergelegte Betrag die Summe von 100 Mill. Fr.“

h.

Pflugschaaren = Wettkampf in Frankreich.

„Dann werden sie ihre Schwerter in Pflugschaaren umwandeln" (Jes. 2, 4.) diese Verheißung scheint in Erfüllung gehen zu wollen. Zwischen Ploërmel und Josselin liegt die schöne Haide (lande) von Mivoie, altberühmt durch einen Kampf, der zwischen Bretonen und Engländern dort gekämpft worden. Am 16. Mai 1837 strömten wieder tausende von Menschen hier zusammen; wieder sollte mit der Schärfe des Eisens ein Kampf hier ausgefochten werden! Aber die Eisen waren Pflugschaaren mannigfacher Gestalt, der Kampf ein Wettkampf in Geschick und in Fertigkeit, zu welchem 150 Ackerbauer sich gemeldet, — und die Tausende, die zusammengeströmt, waren Landleute, die Zeugen sein wollten des friedlichen Kampfes und des Sieges, der kein Blut, sondern nur freudig vergossenen Schweiß kosten sollte.

i.

Krieger als Weg = Arbeiter.

Im Departement der Loire = Inférieure waren im Jahr 1836 wieder 900 Soldaten, — als Freiwillige, — mit Weg = Arbeiten beschäftigt, und wenn sich auch herausstellen sollte, daß keine Gelderſparniß erzielt würde, so ist doch der moralische Gewinn für die Soldaten wie für den Staat im Ganzen so bedeutend, daß man nur wünschen kann, jenes Beispiel allgemein nachgeahmt zu sehen. Der Krieger adelt die Arbeit und die Arbeit sittlicht den Krieger. Der Kriegerstand hebt durch freiwillige Uebernahme einer Taglöhnerarbeit, wie der Handwerker und Ackerbauer durch seinen Eintritt in die Schaar der Volksbewaffneten (National=Garden), die schroffe Scheidewand auf, die früher beide Stände getrennt, und vom einen blos Kampfrüstigkeit, vom anderen nur Arbeitsfähigkeit, von jenen nur Muth, von diesen nur Fleiß in Anspruch nahm. — Gesondert müssen die Stände sein, aber nicht einander entgegengesetzt; gesondert wie ein Arm von dem anderen, aber zugleich verflochten und vereinigt durch ineinander greifende Bestimmungen, wie die mannigfaltigen Organe in dem einigen Organismus des Lebens. —

k.

Der Société générale des Naufrages et de l'union des nations,

die unlängst zu Paris gestiftet (s. N. 99.), ist bereits eine höchst erfreuliche Anerkennung ihrer philanthropischen Bestrebungen zu Theil geworden. Sadi-Ombarek-Benbey, Gesandter des Kaisers von Marokko zu London und einer der Präsidenten der allgemeinen Gesellschaft für Schiffbrüchige, hat im Mai. 1836 dem General-Sekretär dieser Gesellschaft, deren Centralbureau zu Paris auf dem Vendôme-Platz ist, den Auszug aus einem Schreiben des Kaisers Muley übersendet, in welchem dieser Monarch, um seine Theilnahme an der Einrichtung der Rettungsanstalten (sauvetages) zu bezeugen, ankündigt, daß er allen seinen Offizieren, Consuln und Marinebeamten bei Verlust seiner Gnade befohlen habe, künftighin mit größter Menschlichkeit die Mannschaften der Schiffe aller Nationen zu behandeln, die an den Küsten seines Reiches Schiffbruch leiden würden. —

l.

Französische Journalistik.

In einem französischen Tagblatte (Febr. 1837) finden wir nacheinander folgende Zeit-Schriften angekündigt: 1) l'Epoque, eine seit 2 Jahren bestehende monatliche Revue der europäischen und asiatischen Literatur, mit sehr curiosen Artikeln von Chateaubriand, Lamennais, Balzac, Golberry rc.? 2) Le Voyageur oder gewählte Mittheilungen über alles Merkwürdigste (le plus curieux) in allen Ländern in monatlichen Lieferungen. 3) L'interprête des langues modernes, journal anglais, allemand, français, espagnol et italien, mittelst dessen man die Sprache ohne Lehrer lernen kann! 4) L'Echange, Journal des vendeurs et des achéteurs, welches alle Arten von Waaren unterbringt. 5) Journal de quadrilles et de valses (Musard, Jullier, Tolbecque, Strauss, Lanner, Schmitz). 6) La danse, gazette de bals et des salons, dédiée a Marie Taglioni. 4mal monatlich. — Nimmt man hierzu noch die in demselben Blatt angekündigte Bibliothèque de romans modernes, — so kann man aus diesen Anzeigen mancherlei Schlüsse ziehen.

m.

Pariser Annoncen.

In den Débats vom 11. Juni 1838 stehen folgende merkwürdige Anzeigen in traulicher Nachbarschaft, erst: *Consultations magnético-somnambuliques*, données par *trois* somnambules très lucides, au choix des consultans, sous la direction d'un médecin, disciple de Mesmer, de l'ancienne faculté de Paris, de 10 h. du matin à 5 h. du soir, rue Montmartre, 18. — Dann: *Cols froids* — *Frigidine* — Glacial — Tissufroid — pour cols, gilets et casquettes d'été 27 Pl. de la Bourse. Und: par brevet d'invention *Prodige de Mimie*. Prix du pot, 3 fr. Pommade Mailly, pour faire tenir les cheveux frisés à toutes les températures et leur donner du brillant. Les dames qui s'en sont servi cet hiver n'ont pas été défrisées de la nuit! Les messieurs, en l'employant, resteront plusieurs jours frisés. On la garantit. (Mailly 149. Rue St. Martin).

n.

Die Pariser Kunstausstellung bot in den Jahren

	1834:	1835:	1836:	1837:
Gemälde . .	1956.	2175.	1856.	1855.
Sculpturen .	189.	155.	136.	131.
Architekturen	17.	32.	26.	37.
Kupferstiche	81.	96.	61.	61.
Steindrücke	71.	78.	43.	36.
Im Ganzen	2314.	2536.	2122.	2130.

o.

Spanien und Frankreich.

In einem französischen Tagblatt vom 8. Sept. 1836 finden wir in zwei Spalten neben einander folgende charakteristische Angaben: „Die Junte von Granada hat (unterm 16. Aug. 1836) einen Beschluß bekannt gemacht," in welchem §. 2. „die Zehnten auf die Hälfte reduzirt und zur Staats-Abgabe erklärt sind ꝛc.," §. 6. „Alle Kirchengüter und Renten für die Staatsbedürfnisse verwendet werden sollen ꝛc.," §. 8. „Alle Stol- und sonstige Gebühren, die von den Gläubigen zu entrich-

waren, abgeschafft werden, da dieselben in allen ihren gewöhnlichen geistlichen Bedürfnissen unentgeldlichen Beistand empfangen sollen ꝛc." — Aus dem Ami de la Religion wird dagegen angeführt, daß die französischen Bischöfe in ihren Antworten auf das Rundschreiben des Ministers in Betreff der kleinen Seminarien darin übereingekommen, 1) „daß nur die Bischöfe allein über die Fähigkeiten und Sittlichkeit der Vorsteher und Lehrer der kl. Seminarien zu urtheilen haben ꝛc.," kurz, daß dem Staat gar keine Einmischung in diese Angelegenheit gestattet werde; — 2) „daß die kl. Seminarien fortfahren sollen, gesetzlich Legate, Schenkungen annehmen zu dürfen, wie die großen Seminarien und andere geistliche und kirchliche Anstalten."

p.

Bischöfliche Collisionen zu Paris.

Während der römisch-katholische Erzbischof von Paris, Herr von Quelen, — wegen mißbräuchlicher Protestation gegen gesetzliche Abtretung des Bodens seines ehemaligen Palastes an die Stadt Paris, — in der ersten Märzwoche 1837 von der Staatsregierung vor den Staatsrath geladen worden, mußte der sg. „Evêque primat par l'élection du peuple" der sg. „französisch-katholischen Kirche," Herr Abbé Châtel, am 18. März vor dem Civilgerichte von Paris erscheinen, um sich verurtheilen zu lassen, seinem Exhuissier Sigrand die ihm schuldige Geldsumme nebst Interessen zu zahlen. Bis jetzt hat Hr. Châtel nur eine Quasi-Kirche in der Rue du Faubourg Saint-Martin Nr. 59.

q.

Römisch- und französisch-katholische Fastenconferenzen zu Paris.

Herr von Ravignan, gegenwärtig der ausgezeichnetste katholische Prediger zu Paris hat in seiner ersten Fasten-Conferenz zu erweisen gesucht, daß die Philosophie, welche jetzt in der Sorbonne und dem Collège de France docirt wird, sich mit der Religion nicht vertrage. Herr Auzou hat dagegen März 1837 Conferenzen angekündigt über die Mißbräuche der Beichte, den Pharisäismus der römischen Priester, über die von der römischen Kirche verbotenen Vergnügen, über Jesuiten, Cölibat, Nothwendigkeit einer Reform, Intoleranz der römischen Kirche u. s. w.

r.

Abbé Auzou und die Jesuiten.

Am 2. Juli 1837 ließ der Polizeipräfect zu Paris den Abbé Auzou, ersten Pastor der sg. französisch-evangelischen Kirche, rufen, um ihm zu notificiren, daß er die von ihm angekündigte Conferenz gegen die Jesuiten zu unterlassen habe, widrigenfalls seine Kapelle geschlossen würde. Hr. Auzou hielt um 8 Uhr Abends seine Conferenz; am 3. Morgens um 5 Uhr wurden die Pforten der französisch-evangelischen Kirche geschlossen!

s.

Vermehrung und Verminderung der katholischen Kirchen.

Dem Ami de la Religion v. August 1837 zufolge vermehrt sich die Zahl der Katholiken in Schottland, wo dieselben jetzt 24 Kapellen haben, dem Univers zufolge haben dagegen allein die protestantischen Akatholiken 13 Kirchen und Kapellen in Paris, — und der Ami de la Religion klagt, daß daselbst nach und nach viele katholische Kirchen untergehen, „bald um Straßen zu eröffnen, bald um Magazine anzulegen, bald um in Ballsäle und Theater sich umzuwandeln. . . Vor der Revolution befanden sich mehr als 200 Kirchen von Kapiteln, Pfarreien, Mönchs- und Nonnenklöster u. s. w. zu Paris. Dreiviertheile dieser Kirchen sind verschwunden!"

t.

Vermehrung der Irren in Frankreich.

Bei der Verhandlung über einen Gesetzvorschlag über die Irren in der französischen Pairskammer (am 7. Febr. 1838) meinte der Vicomte Dubouchage: „der Skeptizismus und die Irreligion seien die wirksamsten Ursachen bei Vermehrung der Irren. Seit Heinrich VIII., fuhr „er fort, hat die Zahl derselben in England so bedeutend zugenommen, daß „es das classische Land der Geistesirren genannt worden. In Frankreich „belief die Zahl derselben, welchen Hülfe geleistet wurde, im J. 1818 sich „auf 5418; jetzt ist sie bis auf 8390 angewachsen und die Zahl der Verwahrlosten ist verhältnißmäßig noch weit bedeutender, so daß man die „Gesammtzahl in Frankreich jetzt wohl auf 15,000 anschlagen kann."

u.

Die Wunden des Jahrhunderts.

In der Sitzung der französischen Deputirtenkammer vom 12. März 1838 beschloß ein Herr Teulon seine Rede gegen die von der Regierung begehrten geheimen Fonds mit den denkwürdigen Worten: „M. H. die „Regierung und die Gesellschaft befinden sich nicht in einem ge„wöhnlichen Zustande: die Entmuthigung, der Egoismus und „der Zweifel an Allem sind Wunden, welche dieselben verzehren, „und vermeint man etwa, sie mit geheimen Fonds zu heilen? — dienten „sie aber auch dazu, diese Wunden zu schließen, an welchen das Jahrhundert „leidet, so ist doch das Mittel der Moral dem öffentlichen Schaamge„fühl so zuwider, daß ich Bedenken tragen würde, deren Bewilligung in „Antrag zu bringen." —

27.

Belgien.

a.

Industrielle Gesellschaften in Belgien seit 1833.

Noch weit energischer als in Frankreich regt sich seit 1830 das industrielle Leben in dem benachbarten Belgien. Hier haben sich allein von 1833 bis 1837 folgende Vereine gestaltet:

I. Drei allgemeine Gesellschaften, nämlich 1) die belgische Bank mit 20 Mill. Fr.; 2) die National-Gesellschaft mit 15 Mill. Fr. für Industrie, Schiffbau, Handel nach Außen rc.; 3) die Handels-Gesellschaft mit 10 Mill. Fr. für Handel, Bankgeschäfte u. s. w.

II. Folgende zwölf Actienvereine für specielle Zwecke:

1) Unter dem Patronat der alten Bank:

Zwei Gesellschaften für Hochöfen, Eisenhütten rc. mit	8,800,000 Fr.
Sechs für Kohlenwerke mit	14,730,000 „
Eine für Eisenbahnen mit	3,500,000 „
Eine Glasfabrik mit	6,000,000 „

Eine Zuckersiederei mit	4,000,000	„
Eine Teppich-Manufactur mit	1,500,000	„
Zusammen	38,530,000	Fr.

2) Unter dem Patronat der belgischen Bank:

Sieben Actien-Gesellschaften für Hochöfen, Eisenhütten rc. mit	14,250,000	Fr.
Eine Glasfabrik mit	2,000,000	„
Zusammen	16,250,000	Fr.

3) Unabhängige Unternehmungen, meistens seit 1835:

Eine Gesellschaft für Bearbeitung des Eisens mit .	1,200,000	Fr.
2 für Kohlenbergwerke mit	1,560,000	„
7 für Zuckersiedereien mit	4,130,000	„
27 für verschiedene Zwecke, theils industrieller Natur, theils für Localbauten, Bäder rc. mit	21,821,000	„
10 Assecuranz-Gesellschaften mit	71,200,000	„
4 Leihbanken mit	43,000,000	„
eine Actien-Gesellschaft zur Beförderung der Ausfuhr inländischer Baumwollenfabrikate	3,000,000	„
Zusammen	145,911,000	Fr.

Sämmtliche Capitalien dieser verschiedenen, seit 1833 entstandener Gesellschaften belaufen sich also auf 240 bis 250 Mill. Fr. Ueberdies haben seit 1833 noch 25 Gesellschaften von der Regierung nicht die von ihnen gewünschte Autorisation erhalten können.

b.

Ausbreitung des Elementar-Unterrichts in Brabant.

Ein belgisches Blatt gab im Nov. 1836 folgende Notiz über die Fortschritte im öffentlichen Elementar-Unterricht in der Provinz Brabant:

	in den Städten:		in den Dorfgemeinden:	
	Schulen	Schüler	Schulen	Schüler
Im J. 1829 gab es	153	mit 9,209.	326	mit 24,546.
„ „ 1833 . . .	187	„ 13,561.	475	„ 36,450.
„ „ 1836 . . .	201	„ 16,313.	541	„ 46,298.

Hiernach besteht der Unterschied zwischen 1829, als man die Fortschritte so hoch gepriesen, und 1836 darin, daß jetzt 263 Schulen mit 28,856 Schülern mehr in Brabant sind, als damals, so daß jetzt 1 auf 9 die Schulen besuchen, damals nur 1 auf 17.

c.

Der revolutionäre belgische Klerus.

Da jetzt von katholischer Seite her mehrfach die Mitwirkung des belgischen Klerus bei der Revolution von 1830 in Abrede gestellt wird, so scheint es passend, an frühere Zugeständnisse hier zu erinnern. — In der Schrift: „Die Revolution in Belgien im J. 1830. (Nach den zuverlässigsten Berichten zusammengestellt Stuttgardt 1831)" wird S. 6. behauptet: „es ist jetzt aller Welt klar, daß die Umgestaltung der „Dinge in Belgien von den Priestern ausgegangen, daß die Pfaffen „die Hauptrolle in der Revolution gespielt, daß die belgischen Liberalen „nur das Spielzeug in der Hand derselben waren, und daß Jesuiten „das Volk fanatisirten und die Masse entfesselten." In Beziehung auf diese Behauptung wurde in der, von fünf Hermes'schen Professoren zu Bonn im J. 1832 herausgegebenen Zeitschrift für Philos. und kathol. Theol. (I. S. 154 ff.) u. a. Folgendes bemerkt: „Mit Einem „Worte, die Revolution in Frankreich und in Belgien war jahrelang und „von Männern desselben Geistes, den übertriebenen Liberalen, planmä„ßig vorbereitet. Beide Revolutionen hatten denselben Vater, aber eine „andere Mutter. Der Vater war der Ultra-Liberalismus, die Mutter in „Frankreich der crasse Rationalismus, in Belgien aber der crasse „Katholicismus; die Fehler der Regierungen beider Länder befruchte„ten den Samen . . . . . . Die Revolutionäre dachten, wie es im Prozesse „de Potter's vorkömmt: „„„sind wir nur einmal mit der Regierung fer„„„tig, mit den Pfaffen werden wir schon fertig werden."''' . . . Die ge„sammte katholische Geistlichkeit in Belgien beging (aber) „den sehr großen Fehler und that Unrecht, daß, als ihr der König schon im „Jahre 1829 freundlich die Hand bot und seine früheren harten Maßre„geln zurücknahm, sie demselben nicht willfährig entgegen „kam und ihre Opposition aufgab." —

d.

„Der Helsen'sche Cultus," so versichert der Courrier de la Meuse (1837) „macht in Belgien kein besseres Glück, als der Châtel'sche zu Paris. Da Helsen zu Lüttich nicht den Miethzins von 1200 Fr. für sein Gotteshaus bezahlen konnte, so mußte er es unter eine Wagenremise vor dem Schaerbeeker Thore verlegen. Da aber der Reiz der Neuheit vorüber war, so blieben ihm seit mehreren Monaten nur ein Dutzend

Anhänger übrig.“ Nicht mit Unrecht bemerkt hierbei der Courier, die Toleranz sei solcherlei Unternehmungen verderblicher als Verfolgung.

e.

Conflict von Kirche und Loge in Belgien.

Der *Courrier de la Meuse* enthält im Febr. 1838 einen Aufsatz über die Freimaurer und die Nothwendigkeit der Aechtung derselben durch die Kirche. In demselben werden die Maurer für schlimmer und verwerflicher, als selbst die Schismatiker und Ketzer, ja als halbe Atheisten bezeichnet, ganz besonders aus dem Grunde, weil sie nicht an die Ewigkeit der Höllenstrafen glaubten, die doch eine der Hauptstützen des wahren Christenthums sei. Zu diesem Journale sollen die Herren van Bommel, d'Huart und Ernst Beiträge liefern. — Von Brüssel wird dagegen berichtet, daß jene erneute Aechtung der Freimaurer mit einemmale wieder die Logen zum Sammelplatz einer energischen Opposition gemacht; daß die Vereinigung der Loge zu Brüssel, welche am 8. Febr. stattgefunden, und sonst vielleicht kaum 50, jetzt an 700 Maurer herbeigeführt und Veranlassung zu einer noch nie erhörten simultanen Aufnahme von 40 Personen gegeben. — In Löwen, wo die Loge kaum dem Namen nach noch bestand, versammeln die alten Mitglieder sich wieder und neue treten hinzu. In Flandern und im Hennegauischen sollen in mehreren Landgemeinden Logen errichtet werden.

f.

Katholicismus und Preßfreiheit in Belgien.

Wie wenig Katholicismus mit Preßfreiheit sich verträgt, zeigt sich jetzt recht augenscheinlich in Belgien. Die Verfassung sichert allgemeine Preßfreiheit; die orthodoxen Katholiken dagegen wenden Alles auf, nur solche Bücher bei der katholischen Bevölkerung aufkommen zu lassen, welche die geistliche Censur durchlaufen haben. So berichtet der Conservateur Belge (Sept. 1837), „die dortige Gesellschaft zur Verbreitung guter Bücher gehe fortan unter bischöfliche Leitung über, so, daß künftig kein Buch von jener Gesellschaft ausgegeben werden dürfe, welches nicht die besondere Genehmigung der geistlichen Behörde erhalten.“

g.

Rechtfertigungsschrift des Hrn. v. Bommel, Bischofs zu Lüttich.

Schon seit bald acht Jahren haben die öffentlichen Blätter zahlreiche Beschuldigungen gegen Hrn. v. B. gerichtet, und sein beharrliches Schweigen bekräftigte bei Vielen die Meinung, daß jene Anklagen nicht ungegründet seien. Wahrscheinlich auf höhere Weisung hat Hr. v. B. jetzt im Anfang zu einer Fastenpredigt „über den Supremat des heil. Stuhles" sich zu rechtfertigen versucht, gegen die doppelte Anklage: „gegen die frühere Regierung der Niederlande conspirirt zu haben, und noch jetzt — gegen die preußische Regierung zu conspiriren." Mehrere Behauptungen der Ankläger werden nun allerdings siegreich widerlegt. Unpartheiische belgische Blätter bedauren jedoch, daß der Herr Bischof sich über mehrere andere wichtige Puncte nicht erklärt, namentlich über folgende: „Wie oft," sagen sie, „hat man nicht in Journalen gesagt, daß man gesehen, wie Hr. v. B. an jenen Versammlungen (Conciliabules) Theil genommen, welche von den revolutionären Coriphäen in den ersten Tagen der Revolution zu Lüttich gehalten worden. Warum schweigt hierüber der Hr. Bischof? „Man wirft ihm vor, gewisse Hirtenbriefe geschrieben zu haben, in denen man weit eher politische und revolutionäre Proclamationen und Wahl-Rundschreiben sehen wollte, als evangelische Mahnungen. Warum hat der Lütticher Prälat diese Imputationen nicht von sich abgelehnt? „Ferner sind in Flugschriften, die viel Aufsehen erregt haben, wie z. B. in der *Réponse à la lettre pastorale de Mgr. v. Bommel*, in *Eustache Lefranc*, in der *Mission à Tilff* und im *Livre noir*, noch ganz andere Anklagen formulirt, welche den guten Ruf des Hrn. Bischofs gefährden, und den Gläubigen sehr viel Aergerniß gegeben haben; warum hat Hr. v. B. diese Imputationen nicht von sich abgeschüttelt? Warum endlich hat er solange geschwiegen und tritt erst jetzt mit seiner Vertheidigung hervor, wo man sich versucht finden könnte, anzunehmen, daß er Ereignisse voraussieht, die ihn in eine Stellung versetzen könnten, in welcher er ein großes Interesse haben dürfte, glauben zu machen, daß er niemals den König Wilhelm verrathen, daß er niemals der Sache der Revolution gedient?" — So lassen sich belgische Blätter vernehmen. In der Rechtfertigungsschrift des Hrn. v. B. ist uns übrigens besonders eine Stelle bemerkenswerth erschienen, in welcher derselbe über sein Verhältniß zur vorigen Regierung bei deren gewaltsamer Entfernung in folgender Weise sich äußert: „cependant le gouvernement, débordé de toutes partes, ne put se maintenir, ni faire respecter son autorité. Une

force morale, résultat de l'union de tous les esprits et de tous les coeurs, neutralisait la force physique, qui était tout entière entre ses mains. L'armée disparut, les autorités disparurent; enfin le trône — disparut lui-même . . . Was wurde nun meine Pflicht? Hatte mein Bürgereid mich an die Person des Königs Wilhelm gebunden, wie der Eid der Soldaten, oder nicht vielmehr an die Ordnung der Dinge, deren Haupt der König gewesen und den der Sturmwirbel (tourbillon) der Ereignisse mit sich fortgerissen hatte? Offenbar hatte ich nicht als General oder Adjutant des Königs, sondern als Bischof von Lüttich jenen Eid geleistet, und dieser bürgerliche Eid hatte nicht ausgeschlossen, sondern vielmehr autorisirt und geboten den anderen Eid, der mich auf permanente Weise an den Stuhl, an die Kirche von Lüttich band. Dieses Schwurband, welches den Bischof an seine Kirche, den Oberhirten an seine Heerde bindet, kann durch kein menschliches Ereigniß aufgelöst werden." — Avis au lecteur.

h.

Mittelalterliches Fastenmandat des Bischofs von Lüttich.

Hr. v. Bommel, Bischof von Lüttich, befahl in seinem Fastenmandat vom J. 1838 seinen Schafen, an jedem Tag, an dem sie von den Fastendispensen Gebrauch machen, dreimal das Vaterunser und Ave Maria und einmal 4 andere Gebete — (zum Ersatz für das Fasten!) — herzusagen. Doch könnten sie, fügt er hinzu, sich von dieser Betverpflichtung freimachen (libérer), wenn sie ein einzigesmal für die ganze Fastenzeit ein Almosen geben, — Wohlhabendere 2 Franken, die übrigen $\frac{1}{2}$ Franken. — Also statt Fasten — Gebet — statt Gebet — Geld! Erst Dispens vom h. Kirchengebet des Fastens, dann Dispens von dem Ersatzgebet! —

i.

Verdummungsversuche in Belgien.

Der Bischof von Brügge warnte im Mai 1838 in einem Hirtenbrief vor dem Lesen von antikatholischen Büchern und von Zeitungen, die nicht vollkommen orthodox sind, so wie vor den Bibeln, welche die Bibelgesellschaft verkaufen und vertheilen läßt. Das Fastenmandat des Erzbischofs von Mecheln donnert gegen nichtkatholische Lehrer und Erzieher, und der Courrier de la Meuse trägt auf Entfernung aller Beamten, die Freimaurer sind, namentlich des Kriegsministers an, weil diese die Militaire verleite, in den Maurerbund zu treten.

28.

H o l l a n d.

a.

Holländische Literatur.

„Es ist angenehm zu bemerken, schreibt ein Amsterdamer Corresp. der Hannövr. Ztg. im Dzbr. 37, welches rege Leben allmählig in der holländischen Literatur erwacht. Das würde in Vereinigung mit Belgien nie geschehen sein; der Einfluß der französischen Sprache nahm überhand, fast alle französischen Zeitwörter waren, verholländischt, gebräuchlich, was jetzt schon aufgehört hat ... Auf den holländ. Landes-Universitäten wird (jedoch) in lateinischer, nur ausnahmsweise in holländischer Mundart docirt; selbst in der vaterländischen Geschichte! ... Diese Sitte hat die holländische Literatur und Wissenschaft zurückgehalten ..." „Die Trennung von Belgien hat Niederland wieder ganz den deutschen Interessen zugeführt. Auch die lebhafte wissenschaftliche Bearbeitung des vaterländischen Rechtes wird günstig einwirken, die Sprache des Volkes allmählig zu der der Gelehrten zu machen, und so eine heimische schöne Literatur vorbereiten helfen." Wir können uns dieser Hoffnung nicht hingeben. Holland ist wie die deutsche Schweiz ein Satellit von Deutschland, gerade wie Belgien und die französische Schweiz Satelliten Frankreich's sind. Wünschenswerth ist deßhalb vielmehr, daß die holländischen Gelehrten die Resultate ihrer Forschungen entweder in deutscher, oder, wie bisher in lateinischer Sprache mittheilen.

b.

Glaubensdissenterie in Holland.

In Holland nimmt die Separation von der (etablirten) reformirten Kirche noch immer zu, und gibt Veranlassung zu Einschreitungen der Staatsbehörden, welche nicht gestatten, daß mehr als 19 Separirte sich zu kirchlichen Zwecken versammeln. Der schweizerischen evangelischen Kirchenzeitung (v. Sptbr. 1837) zufolge haben die holländischen Dissenters sogar durch vielfach erlittene Verfolgungen von Seiten der Gewalthaber und durch Mißhandlungen von Seiten des Volkes sich

veranlaßt gefunden, ihre Versammlungen auf dem Zuydersee zu halten, um hier sich ungestört von ihren Geistlichen predigen und die Sakramente verabreichen zu lassen.

29.

Norwegens Verfassung.

Samuel Laing in seinem gehaltvollen Journal of a residence in Norway during the years 1834, 1835 and 1836 (Lond. Longman and C. 1837) bemerkt u. a. Folgendes über die gegenwärtige norwegische Verfassung: „Wohl schwerlich bietet die Geschichte der Menschheit noch ein anderes Beispiel einer freien Verfassung, die nicht in Mitten von Trümmern und Umwälzungen aufgerichtet, nicht mit Blut verkittet, sondern aus dem Studirzimmer des Philosophen ruhig in das Leben eingeführt, und ohne alle Veränderung allen Endzwecken einer guten Regierung so entsprechend gefunden worden. Der Grund dieser anscheinlichen Sonderbarkeit liegt darin, daß alle wesentlichen Elemente der Freiheit bereits im Lande vorhanden waren ... Im ganzen Zustand des Volkes, des Eigenthums, der bürgerlichen und religiösen Einrichtungen war Nichts, was sich nicht für eine freie Verfassung eignete, in welcher die gesetzgebende Gewalt dem Volke angehörte. Alles war schon in alten Zeiten vom Volke ausgegangen, und da keine besondere Klasse des Gemeinwesens vererblich mit Vorrechten, mit der Gewalt, oder ausschließlich mit Eigenthum bekleidet, so waren jene Einrichtungen im Laufe der Zeiten unverletzt geblieben. Die neue Verfassung war nur der Ueberbau auf ein Gebäude, dessen Fundamente acht Jahrhunderte früher von den Vorfahren der jetzigen Generation gelegt und auf welche die Grundmauern von ihnen aufgeführt worden waren.

Gegenwärtig kann jeder geborene Norweger, der ein liegendes Gut von 150 Thlr. Werth hat und 25 Jahr alt ist, an den Urwahlen Theil nehmen, und wenn er 30 Jahr alt und nicht Staats- oder Hofbeamter ist, gewählt werden. Hundert Urwähler wählen Einen Wahlmann, und die Wahlmänner jedes Distrikts die bestimmte Zahl Abgeordnete zum Storthing, der dann aus sich selbst ein Viertel seiner Mitglieder aus-

wählt, die als Lagthing das Oberhaus ausmachen zu den übrigen Northingsmitgliedern, welche das Unterhaus bilden. —

30.

Schweden.

a.

Bibliographische Statistik Schwedens.

In Schweden sind herausgekommen:

im Jahre	1829 . . .	742	Schriften	in 7056	Bogen.
„ —	1830 . . .	766	—	„ 5404	—
„ —	1831 . . .	838	—	„ 5657	—
„ —	1832 . . .	933	—	„ 5926	—
„ —	1833 . . .	941	—	„ 6025	—
„ —	1834 . . .	943	—	„ 7433	—
„ —	1835 . . .	799	—	„ 7392	—

Bei weitem die meisten Schriften gehörten folgenden Fächern an, nämlich den

	1829	1830	1831	1832	1833	1834	1835
schönen Wissensch. . .	108.	132.	110.	173.	158.	152.	150.
Theologie	119.	122.	140.	129.	122.	123.	124.
Staatswissenschaft . .	102.	77.	77.	102.	116.	157.	97.
Geschichte	65.	85.	82.	94.	106.	74.	64.
Die wenigsten:							
der Philosophie	7.	11.	9.	2.	7.	6.	2.

Im Jahre 1836 sind bis zu Ende September von Romanen, Novellen, satyrischen Schriften 42 Werke erschienen, von denen 25 Uebersetzungen aus verschiedenen Sprachen; Zeitschriften 14; Zeitungen 16 in Stockholm und 69 in Provinzstädten.

b.

Schwedische Journalistik.

Nach Nro. 1 und 2 der Swensk Bibliographie erschienen 1837 in Schweden 102 Zeitungen und Zeitschriften, wovon in Stockholm 27,

Gothenburg 8, Upsala 5, Christianstadt 5, Kolmar 4, Lund 4, Norköping 4, in 6 Städten in jeder 3, in 8 in jeder 2 und in 11 in jeder 1.

c.

Zur Statistik der Ehen und Geburten in Schweden.

Nach Forsell's Statistik von Schweden, die er aus amtlichen Urkunden geschöpft, hätte das Verhältniß der ehelichen und außerehelichen Kinder seit 1775 sich in Schweden in folgender Weise verändert:

Von	1775—1795	wie	27	zu	1.
„	1795—1800	„	26	„	=
„	1800—1805	„	17	„	=
„	1805—1810	„	15	„	=
„	1810—1820	„	14	„	=
„	1820—1825	„	18 $\frac{3}{16}$	„	=
„	1825—1830	„	16	„	=

Das Athenäum findet die Erklärung nicht unwahrscheinlich, wonach die Verschlimmerung vorzüglich der Conscription zugeschrieben wird, da durch dieselbe die Landjugend mit der Verderbniß der Garnisonen bekannt wird, daher auch längere Friedensjahre ein günstigeres Verhältniß herbeigeführt haben. Uebrigens sollen in Schweden jährlich 24,000 Jungfrauen in den Stand der alten Jungfrauen übertreten.

31.

Dänemark und Island.

---

a.

Dänische Criminalstatistik.

Die Kopenhagner Kollegial-Zeitung enthält in einer der letzten Nummern des Mai 1836 eine Uebersicht über die Wirksamkeit der Criminalgerichte des Königreichs Dänemark im Jahr 1834. Hiernach waren in diesem Jahre angeklagt 1806 Individuen (also 1 von 678 Einwohnern). Urtheil ward gefällt in 1585 Sachen; freigesprochen wurden 287, verurtheilt 1298 Individuen, von denen 925 männlichen,

372 weiblichen Geschlechts. Von 1157 Individuen waren 222 unter 20 Jahren, 650 zwischen 20 u. 40 und 285 über 40 Jahre. — Von den 1298 Verurtheilungen fielen 1004 auf Vergehen gegen das Eigenthum.

b.

Island.

X. Marmier ist von seiner wissenschaftlichen Expedition nach Island in sein Vaterland zurückgekommen, und theilt die Ergebnisse derselben, in einer Reihe von Briefen, in der Revue des deux mondes mit. Dem dritten dieser Briefe (in d. R. d. d. m. vom 15. October 1836) zufolge, welcher sich über den öffentlichen Unterricht in Island verbreitet, gibt es in Island keine Elementarschulen; der erste Unterricht wird patriarchalisch im Hause abgehalten, Waisen und Kinder ununterrichteter Eltern theilen denselben in wohlhabenden Familien, der Geistliche leitet denselben und die erste Prüfung wird am Confirmationstage gehalten.

Die Buchdruckerkunst wurde 1530 in Island durch den Bischof Gudbrandr eingeführt, die erste Druckerei daselbst war zu Holum. Gegenwärtig werden in Island nur Schul- und Gebetbücher und einige Poesieen gedruckt.

Die Bibliothek von Reykiavik wurde 1821 von Professor Rafe aus Copenhagen gegründet, ganz Island hat dazu beigetragen und erhält fortwährend den Fond für deren Ausdehnung, sie zählt circa 8000 Bde.

Die literarische Gesellschaft Islands datirt vom Jahre 1816, sie hat zwei Abtheilungen, die von Copenhagen und die von Reykiavik, ihr Zweck ist: den Geschmack an der Literatur in Island fortzupflanzen und in der Landessprache die nützlichsten Bücher drucken zu lassen; sie erhält vom dänischen Gouvernement jährlich 600 Fr. Zuschuß, gegenwärtig gibt sie eine Monatschrift: Sunnar Posturine für das Volk heraus, die 1100 Abonnenten hat.

In Besessstadt ist eine Unterrichtsanstalt, eine Art von Seminar, wo vom 1. October bis 1. Juni (täglich acht Stunden) Hebräisch, Griechisch, Lateinisch, Dänisch, Geographie, Geschichte, Arithmetik und Theologie vorgetragen werden; von vier dabei dabei angestellten Professoren hat der bestbezahlte 400 Species (2400 Fr.) jährlich; die übrigen 1800 Fr., einer derselben, Herr Schieving, arbeitet seit 20 Jahren an einem isländisch-lateinischen Wörterbuch, ein Anderer, Herr Egilssen, bereitet gegenwärtig eine neue Ausgabe der Edda von Sturleson vor, nebst einer lateinischen Uebersetzung. Die Studienzeit

zu Besefsstadt dauert 5—6 Jahre; Zöglinge, welche sich der Medicin und Jurisprudenz widmen, müssen dann die Copenhagener Universität beziehen, dort bewohnen dieselben ein eigenes von Christian VI. gegründetes Haus, und erhalten bei genügendem Examen eine monatliche Gratification von 30—40 Fr.

32.

Irland.

---

a.

Irische Bettler.[1])

Wenn man auf der „smaragdenen Insel" an's Land steigt, dann sind Bettler die ersten, die den Fremdling begrüßen. „Gott segne Eure Ehre! Seid willkommen dem Lande! Gesegnet sei der Tag Eurer Ankunft!" Dies sind die Grüße, mit denen der Ankömmling von den Bettlern empfangen wird. Aber die erschreckende Anzahl der Bedürftigen stört nicht das gute Vernehmen, in welchem sie untereinander stehen, und es ist sogar ein charakteristischer Zug des irischen Volkes, daß der Arme mit einer gewissen Ehrlichkeit die Rechte eines Unglücklicheren anerkennt.

„Auf dem Punkte, die Stadt York zu verlassen," schreibt Herr Ritchie, „sah ich in einem Augenblicke meinen Wagen von einem Haufen Unglücklicher umringt, die mich um Mitleid anflehten. Eine Frau lief herbei. Ihr Leidensbericht war noch betrübender, als der ihrer zahlreichen Unglücksgenossen. Ihr Mann war eben gestorben, und sie hatte die Kinder bei dem Verblichenen zurückgelassen, um zu suchen, wo sie etwas Brod für sie erhalten könne."

„Ist es auch wahr?" fragte ich einen der Umstehenden.

„„Es ist nur zu wahr!"" rief der ganze ausgehungerte Haufe, der mich umgab, und alle traten auf einmal zurück, wie um zu zeigen, daß sie die Rechte eines Elendes anerkannten, welches noch größer war als dasjenige, welches sie drückte. —

---

1) Aus Leitch Ritchie's Ireland pittoresq. and romant. (Lond. 1837.)

„Bei einer andern Gelegenheit warf ich ein Geldstück unter einen Bettlerhaufen, mit dem Blicke die Unglückliche bezeichnend, welcher ich dasselbe bestimmte. Das Geld fiel zu den Füßen einer Frau, die es aufhob, während jene Andere ihre Hand vorstreckte, um mit bittendem Ausdruck dasselbe in Anspruch zu nehmen.

„„Pfui über dich!““ rief ihre Armuthsgenossin entrüstet ihr zu; „„glaubst du denn, daß ich das Geld habe für mich behalten wollen, da ich doch gesehen, daß der Herr es dir bestimmt hatte?““

„Manchmal begnügen sich die Bedürftigen damit, sich in ihren Lumpen den Vorübergehenden zur Schau zu stellen, ohne auf andere Weise ihr Mitleid anzusprechen.

„Eines Tages ging ich an einem Manne vorüber, der am Rande der Landstraße saß, mit dem Rücken an eine Mauer gelehnt. Die ganze Gestalt trug das Gepräge eines so unsäglichen Elendes, wie es mir selbst in Irland noch nicht zu Gesicht gekommen war. Seine Kleidungsstücke zerfielen in Fetzen; sein Antlitz war bleich und verstört, und doch, als ich vorüberging, sprach er mich mit keinem Worte um Almosen an. Ich verfolgte meinen Weg, war aber kaum einige Schritte weiter gegangen, als mein Gewissen mir meine Gleichgültigkeit vorwarf. Ich wandte mich zurück: „wenn Ihr in der Noth seid,“ sagte ich etwas ungehalten, „warum fordert Ihr nicht eine Gabe?“

„„Was thue ich denn, wenn ich nicht bettle?““ erwiederte er.

„Aber Ihr habt kein Wort gesprochen?“

„„Wie! spotten Sie denn über mich, mein Herr? Sehen Sie,““ fügte er hinzu, indem er ein Stück eines ehemaligen Rockes empor hob, „„sehen Sie, mein Fleisch und meine Knochen, schreien sie nicht Hunger durch die Löcher meiner Kleider? Sieht man das Elend nicht in meinen eingefurchten Wangen, in meinen hohlen Augen? Sagen Sie mir, sind das nicht eben so viele Munde, welche um Erbarmen flehen?““

b.

Irische Heirathen.[1]

„Bei der Verehelichung wird von den Irländern der finanzielle Punkt als die Hauptsache angesehen, und es hat dies den Nutzen, daß dadurch eine Veranlassung zur Sparsamkeit gegeben ist. Ein in günstige Verhältnisse versetzter Pächter versagt sich oft gewisse Genüsse, um eine

1) Aus Ritchie's Ireland etc.

Heirathsgabe für seine Tochter zu erübrigen, die ohne dieselbe kein gutes Unterkommen finden würde. Ich habe oft von jungen Mädchen, die in der Stadt dienen, sagen hören, daß sie noch nicht daran denken könnten, einen Mann zu bekommen, da sie noch nicht so viel erspart hätten, um ein Schwein zu kaufen. Ist es nicht zu vermuthen, daß dieser Gedanke sie oft von dem Ankauf eines Bandes oder sonstigen Flitterwerkes abgehalten?

„Als ich durch einen elenden Flecken zwischen Clonmel und Kilkenny kam, sah ich an dem Getümmel, welches dort herrschte, daß etwas Ungewöhnliches vorgehe. Ich blieb stehen vor einer Hütte, in welche einzudringen ein hübscher, aber von heftigem Zorn ergriffener junger Mensch sich vergeblich bemühte. Ich bat einen der Zuschauer um Erklärung dieser Scene.

„„Zwei junge Leute,““ so erzählte man mir, „„sollten an diesem Tage getraut werden. Die Braut war 16, der Bräutigam 19 Jahr alt, und sie paßten eben so gut ihrem Vermögen als ihrem Alter nach zueinander. Der Geliebte besaß ein Schwein und eine Hütte, die Schöne — einen Tisch, eine Decke, einen Schemel und einen eisernen Topf. Alles war in der besten Ordnung; die jungen Eheleute sollten bei dem Vater des Mädchens wohnen, bis die Wohnung des neuen Ehepaares soweit hergestellt, daß der Regen nicht mehr eindringen könne. Man hatte die Stolgebühren für den Pfarrer geliehen; die beiden Familien hatten so viel zusammengesteuert, um einen hinlänglichen Vorrath von Whiskey zu kaufen, und der Glückstag war endlich für die Liebenden angebrochen.

„„Aber ach! war jemals das Loos der wahren Liebe mit Friede gesegnet? Am Vorabend der Trauung entathmete des Bräutigams — Schwein.

„„Dieses betrübende Ereigniß (melancholic accident) veränderte völlig die Lage der Dinge. Der Verlobungsvertrag sprach es nicht aus: „daß Patrik die Schilah," sondern, „daß Patrik, der Besitzer einer Hütte und eines Schweines, Schilah, die Eigenthümerin eines Schemels, eines Tisches, eines eisernen Topfes und einer Decke zur Frau bekommen sollte." Nun aber Patrik's Schwein nicht mehr lebte, und Patrik kein Schwein sonst besaß, war er nicht mehr der Patrik des Vertrages und sollte deßhalb Schilah nicht mehr zur Frau bekommen. Der Vater der Braut war unerbittlich; die Freunde des Bräutigams jammerten mit ihm, aber fanden das Benehmen des Vaters der strengen Gerechtigkeit gemäß. Patrik und Schilah waren die einzigen Unglücklichen.““

„In dem Augenblicke, wo ich vorüber kam, suchte Patrik in das Haus seiner Geliebten Eingang zu gewinnen, um seine Rechte geltend zu machen. Er forderte die Brüder seiner Schönen zum Kampfe heraus;

er schrie: „Donner und Torf! Blut und Donner!“ und mengte den Donner in alle Arten von Flüchen. Sein Benehmen wurde von allen Umstehenden heftig getadelt, und man fand es befremdlich, um nicht zu sagen — anstößig, daß Schilah in der Hütte weinte, wo ihre Mutter sie bewachte.

„Hier, ich muß es zum Voraus bemerken, endet der romantische Theil meines Berichtes, und der Leser wird vielleicht mit Bedauern vernehmen, was ich als Historiker nicht zu verschweigen verpflichtet bin, daß nämlich, wenn Patrik eingewilligt hätte, auf einen Theil der Morgengabe seiner Zukünftigen zu verzichten, um das Gleichgewicht zwischen den respektiven Glücksgütern herzustellen, er ohne Mühe seine Braut erhalten haben würde. Was die Verzweiflung der Schilah betrifft, so ist zu melden, daß sie aufhörte, als ihr ein angemessenes Ehebündniß in Aussicht gestellt worden. Ein junger Mensch, der ein lebendiges Schwein besaß, bot sich dar, die Erbin zu heirathen, die er niemals gesehen, und mit großer Freude wurde sein Antrag von Schilah und ihren Eltern angenommen.“ —

c.

Dr. Crotty, der Abbé Châtel von Irland.

Kirche und Staat sind so eng ineinander verwebt und so wesentlich aufeinander bezogen, daß keine Veränderung oder Störung in dem einen vorgehen kann, ohne sofort eine analoge Störung oder Aenderung in dem anderen hervorzurufen, wenn nicht schon ursprünglich die Bewegungen in beiden aus einer gemeinsamen Ursache entspringen. So verhalten Kirche und Staat sich auf ähnliche Weise zu einander, wie Nerven- und Blutumlaufssystem im animalischen Organismus. So rief die reformatorische Bewegung in der Kirche zu Anfang des XVI. Jahrhunderts eine revolutionaire in der weltlichen Gesellschaft, so die bürgerliche Reformation in England in der Mitte des XVII. Jahrhunderts ein radikal-revolutionaires Stürmen im kirchlichen Gebiete hervor. Aehnliche Erscheinungen wiederholten sich zu den Zeiten der Revolution von 89 und der Restauration von 1814, und die Julirevolution sah einerseits den Saintsimonismus, anderseits die reformatorischen Unternehmungen des Lamennais und des Abbé Châtel sich hervorthun. Zu gewärtigen war schon längst, daß auch in Irland sich der politischen Bewegung eine religiöse oder kirchliche anschließen werde. Aber sie wurde dadurch zurückgehalten, daß alle Kräfte sich zunächst auf Erreichung der unentbehrlichsten Bürgerrechte concentrirten. Kaum neigt sich indeß durch O'Connel's herkulische Ar-

beiten die Schale des rechtlichen Sieges auf ihre Seite, und schon erhebt sich ein Dr. Crotty, und erklärt (unterm 5. Juni 1836), — wie Châtel in Frankreich, — „seine Absicht sei nicht, eine neue Religion zu gründen, sondern die menschlichen Neuerungen und Zusätze zu entfernen, und die alte Religion Jesu Christi neu in's Leben zu rufen." — Und, dieser Absicht Folge gebend, reformirt er das Missale, feiert die Messe in englischer Sprache; aber nicht mehr als Sühnopfer, sondern, — wie er schreibt, — „zum Andenken an Tod und Leiden Jesu Christi und zum Dank für die durch sein Verdienst erworbenen Wohlthaten." Das Volk zu Birr soll höchlich davon erbaut worden sein. —

33.

Schottland.

---

a.

Der Moderator der schottischen Kirche.

Unsere Zeit ist reich an den pikantesten Contrasten. Aus dem „Diario romano" kam uns die Kunde, in einer am 22. Aug. 1837 vom Cardinal Odescalchi, Generalvikar des Papstes erlassenen Bekanntmachung — werde „den Gläubigen kund gethan, daß auf Befehl S. H. so eben zur öffentlichen Verehrung ausgesetzt wurden: die Häupter der heil. Petrus und Paulus in der Laterankirche, das h. Angesicht und der h. Finger des Apostelfürsten in der Vatikanskirche u. s. w. u. s. w. so wie alle die ausgezeichnetesten und wunderkräftigsten Bildnisse der Mater Sanctissima; für jeden Besuch — ertheilt der h. Vater vollen Ablaß, ohne dabei hinsichtlich der Art des Besuches etwas vorzuschreiben, damit Jedermann diesen geistlichen Schatz einzeln für sich oder allein mit seiner Familie gewinnen könne." — An demselben Tage brachte die allgemeine Zeitung von London folgende Correspondenznachricht vom 28. Aug. 1837: „der Moderator der schottischen Kirche, (Präsident der presbyterianischen Generalsynode), Dr. Gartner, ist, weil er bei der letzten Wahl als entschiedener Vertheidiger eines Torycandidaten aufgetreten, — von seiner eigenen Gemeinde im Bildniß — verbrannt worden."

b.

Glasgow. — Dr. Cleland verlas im Decbr. 1837 eine statistische Notiz über Glasgow in der statist. Sektion der sechsten Versammlung der brittischen Association zu Bristol, wonach in jener Stadt im J. 1831 nur ein Kirchensitz auf $2\frac{75}{100}$ Personen kam, die zu einem solchen berechtigt sind. Um diesem Mangel zu begegnen, sind zwar binnen zwei Jahren 24,000 Pfd. zusammengebracht worden; — doch fehlten im vor. J. noch 61,594 Sitze, wozu es noch 61 Kirchen bedurfte!

In welcher Weise der Handelsverkehr dieser Stadt in den letzten 25 Jahren zugenommen, ergibt sich daraus, daß die Einnahme der Zollgebühren sich belief für das vorhergehende Jahr

am 5. Januar	1812 auf	. . .	3,124 Pfd.
„ „ —	1813 „	. . .	7,511 —
„ „ —	1820 „	. . .	11,000 —
„ „ —	1823 „	. . .	22,728 —
„ „ —	1825 „	. . .	41,154 —
„ „ —	1826 „	. . .	78,958 —
„ „ —	1833 „	. . .	97,041 —
„ „ —	1834 „	. . .	166,913 —
„ „ —	1835 „	. . .	270,667 —
„ „ —	1836 „	. . .	314,701 —

Landkutschen wurden in Schottland erst 1678 eingeführt. Zu Glasgow reis'ten im J. 1835 mit 61 Landkutschen 458,232 Personen; mit 37 Dampfboten 579,050; mit Schnellboten auf mehreren Kanälen 431,035, und auf 2 Eisenbahnen 118,882; in Allem also 1,587,198 Personen.

Die Bevölkerung belief sich im J. 1500 auf 4500, im J. 1740 auf 17,034, im J. 1831 auf 202,426 Seelen.

Die Briefpost, welche im J. 1709 für ganz Schottland keine 2000 Pfd. eintrug, nahm zu Glasgow allein im

Jahre	1781 ein:	. . .	4,341 Pfd.
—	1810 „	. . .	27,598 —
—	1815 „	. . .	35,784 —
—	1835 „	. . .	39,954 —

Die erste im westlichen Theile von Schottland gedruckte Zeitung war der Glasgow-Courant, welcher im J. 1715 erschien, und dreimal in der Woche ausgegeben wurde. Seitdem wurden 18 Versuche gemacht,

noch andere Zeitungen für die Stadt zu begründen; 10 dieser Blätter haben sich erhalten.

Was die **Erziehung** betrifft, so erließ seit der Reformation bis 1620 das schottische Parlament häufig Beschlüsse zur Förderung des Unterrichts; allein dieselben scheinen bei den damaligen Presbyterianern zu Glasgow wenig Gewicht gehabt zu haben; denn das Presbyterium klagte am 18. Juli 1604 bei dem Magistrate über die große Anzahl der Schulen; es meinte „die Grammatikschule und die des John Buchanan genügten." Im J. 1816 gab es, außer der Universität und 13 Erziehungsanstalten, 144 Schulen daselbst. Die erste Sonntagsschule wurde 1786 errichtet. Im J. 1820 gab es deren 106.

Theatralische Vorstellungen scheinen zu Glasgow von der Reformation an bis zum J. 1750 nicht gestattet gewesen zu sein, in welchem Jahre ein Tanzmeister seinen Saal dazu hergab. Zwei Jahre später wurde ein Theater erbaut, aber sehr bald darauf von einem Theile der Congregation demolirt, welche den berühmten Georg Whitfield predigen gehört: das Theater sei des Teufels Haus. Das gemeine Volk war so sehr gegen theatralische Belustigungen eingenommen, daß die Anzüge mit militärischer Begleitung nach dem Schauspielhause gebracht werden mußten. Noch 1762 verweigerte der Magistrat die Erlaubniß zum Aufbau eines Theaters. Als demnächst im J. 1764 ein solches zu Grahamton erbaut worden, zündete der Pöbel es bei der ersten Vorstellung an und verbrannte es mit sammt den Dekorationen. Im J. 1782 wieder aufgebaut, wurde es im April desselben J. nächtlich wieder abgebrannt. Erst seit Anfang 1785 hat sich ein Theater in der Stadt selbst erhalten.

34.

England.

a.

Allgemeines.

Wie Viel auch über England schon geschrieben, so findet man doch noch manches Neue in den 1836 erschienenen Observations recueillies en Angleterre en 1835 von C. G. Simon. So

ersehen wir daraus, daß (nach Stow) noch im J. 1598 „die schönen Frauen von London um keinen Preiß in ein Haus eintreten mochten, in welchem man sich der Seinkohlen bediente, noch ein Gericht berühren, welches bei diesem gehässigen Brandstoff zubereitet." Elisabeth verbot sogar, während der Sitzungen des Parlaments Steinkohlen zu brennen, „aus „Furcht, die Gesundheit ihrer Ritter aus den Grafschaften möchte darun„ter leiden." — Auch die öffentlichen Wagen konnten sich nur mit Mühe dort naturalisiren; denn noch im J. 1635 entschied der König mit seinem Rath in der Sternenkammer, die Fiaker seien ein öffentlicher Uebelstand, „da sie den Preiß des Heu's und Stroh's beträchtlich erhöhten." — Die Landstraßen aber waren noch 1746 in so schlechtem Zustand, daß der Herzog von Sommerset seinen Vasallen von Pettworth (Sussex) den Befehl sandte, ihm auf der Straße nach London mit Laternen und Stangen entgegenzukommen, um ihm aus den Moraströchern herauszuhelfen. — Von den Collegien berichtet Hr. Simon, daß in den meisten derselben noch die alte Unsitte, die er Faggismus (Faggisme) nennt, herrsche, wonach ältere Studenten ihre jüngeren Mitschüler in unbeschränkter Abhängigkeit halten, so daß der Jüngere, der sg. Fag, jenem die Kleider und Schuhe reinigen, im Winter sogar zuweilen sich einige Minuten in das eiskalte Bett seines Tyrannen legen muß, um dasselbe zu wärmen. — Uebrigens versichert Babbage, die Zahl der jungen Leute, die sich den höheren Wissenschaften widmen, habe sich seit 100 Jahren in England im Verhältniß von 1000 zu 10 vermindert. — Der zweite Band jenes Werkes ist der Darstellung der Industrie und der allmählig eingeführten Verbesserungen in derselben gewidmet. —

b.

Die Associationen in England und Schottland.

Unstreitig ist Großbritannien unter allen Staaten, die Vereinten von Nordamerika nicht ausgeschlossen, derjenige, in welchem der individuellen Freiheit der weiteste Spielraum gesichert ward. Es ist daher auch vom höchsten Interesse zu beobachten, auf welche Weise diese Freiheit benutzt wird. Die Vereinigung zu Gesellschaften der mannigfaltigsten Art ist in dieser Beziehung die wichtigste und beachtenswertheste Erscheinung. Wir erlauben uns deshalb aus den Bemerkungen über die Associationen in England, welche ein Londoner Correspondent der allgem Zeitung in der auß. Beil. v. 17. u. 18. Nov. 1836 mitgetheilt, das Erheblichste hier zusammen zu stellen.

Im Allgemeinen ist der Associationsgeist noch immer im Wachsen, und die Zunahme der verschiedenartigen gelehrten Gesellschaften und ihrer Thätigkeiten allgemein erfreulich; doch reduziren in manchen Fällen die effektiven Mitglieder sich auf weniger als ein Dutzend; die übrigen Hunderte beschränken sich fast auf Entrichtung ihres jährlichen Beitrages von einigen Pfunden, stolz darauf, ihren Namen die Anfangsbuchstaben der Titel der Gesellschaften nachsetzen zu dürfen.

Von den religiösen Vereinen, zu denen die Bibelgesellschaften, die Societät „zur Verbreitung christlicher Erkenntniß," und die sogenannten inländischen Missionsgesellschaften zu rechnen, dienen namentlich die beiden letzteren durch ihre oft sehr fanatischen Umtriebe gegen die Katholiken zu nichts weniger, als zur Beförderung des inneren Friedens. Die sehr zahlreichen und mannigfachen, eigentlich wohlthätigen Gesellschaften hingegen verdienen nicht blos geduldet, sondern auch geachtet und gefördert zu werden. Sie finden sich hier häufiger, als in irgend einem anderen Lande, und übernehmen in vielen Beziehungen die Leistungen, denen früher sich die Klöster unterzogen. So gibt es z. B. über ganz England Privatvereine, von denen sg. Dispensaries (Krankenhäuser) unterhalten, Aerzte besoldet und für Heilung und Pflege armer Kranker gesorgt wird. Andere stiften und erhalten Anstalten für Taubstumme, unbemittelte Blinde und ähnliche Unglückliche. Wieder andere bezwecken Verminderung der Laster und eröffnen namentlich Asyle für reuige Hetären.

„Alle diese Vereine," bemerkt der Berichterstatter, „haben ihre Mitglieder beinahe ausschließlich unter den höhern und mittlern Ständen."

Unter den arbeitenden Klassen aber gibt es viele Gesellschaften, deren Mitglieder sich wechselseitig mittelst wöchentlicher Beiträge und nach Masgabe derselbe gegen mancherlei Nothfälle sichern.

Am meisten haben sich in den letzten zehn Jahren die Compagnien vermehrt, welche nach und nach fast für alle mögliche Art commerzieller und industrieller Unternehmungen sich gebildet. Gegenwärtig wird fast keine Spekulation von einigem Belang anders als auf Aktien betrieben. Auf Aktien werden Eisenbahnen angelegt, Kanäle gegraben, Brücken, Häuser, Kirchen gebaut, Städte mit Gaslicht, Trinkwasser — und Kloaken versehen; Muséen, selbst Universitäten (London) angelegt, Häuser und Mobilien, Geld und Leben versichert! Auf Aktien steigt Green's Ballon in die Luft, segelt und dampft man über alle Meere, und fast alle Lebensnahrung und Nothdurft wird irgendwie durch dieselbe vermittelt. Die Totalsumme der hierfür aufgewendeten Nationalbeiträge übersteigt wahrschein-

lich die Masse alles in Europa vorhandenen geprägten Geldes. Eben damit ist aber auch dem Schwindelgeiste Thor und Thüre geöffnet. Dennoch sind die Vortheile, die für England aus den Aktienverbindungen erwachsen, überwiegend; namentlich wird ein bedeutender Theil fast aller Stände für Erhaltung der Ruhe und Ordnung interessirt, und hiermit die Gefährlichkeit mancher politischer Associationen um Vieles vermindert.

Von diesen letzteren sind die sogenannten conservativen, im Ganzen genommen, die unbedeutendsten, „seitdem sie mehr um Namen und Personen, als um Sachen und Principien streiten, und sich in stetem Widerspruch mit sich selbst und ihren Grundsätzen befinden. Die consequenten Conservativen fangen an, selten zu werden, und machen den expedienten Platz.“ Wohl gibt es noch conservative Handwerker, und meistens gehören dieselben zu der ehrenfestesten Klasse. „Aber eben so gewiß ist es auch, daß die große Mehrzahl der eigentlichen arbeitenden Klasse dem Radikalismus verfallen ist,“ wogegen die Tories ihre Stärke noch bei den Ackerbauern, und besonders in den höheren Regionen finden. Eigentliche Whigvereine sind unter den niedern Klassen selten. Am thätigsten in Errichtung politischer Associationen sind jedenfalls die Radikalen gewesen, und als sie eine Zeitlang mit den Whigs verbrüdert, haben sie demnächst zahlreiche Rekruten aus dem Whiglager mitgenommen. Abgesehen von Irland, sind es besonders die größeren Städte Englands und Schottlands, in denen sich eine Menge von radikalen und halbradikalen Verbindungen zu verschiedenartigen politischen Endzwecken gebildet hat.“ Diese liefern denn auch den reichlichsten Beitrag, wenn nicht an Geld, so doch an Mitgliedern, zu den Comittéen „für Unterstützung fremder Flüchtlinge,“ und es gibt solcher Committée's in London gerade so viel, als verunglückte Revolutionen in Europa. Es genügt, im Namen der Freiheit conspirirt oder complottirt zu haben, um die Theilnahme dieser Ausschüsse ansprechen zu dürfen.

Zuletzt ist noch einer Klasse von Associationen zu erwähnen, die zwar völlig gesetzwidrig sind, aber bereits „großen Einfluß auf die industriellen Verhältnisse an sich gerissen haben.“ Es sind dies die sogenannten Arbeitervereine, die sich bei sämmtlichen Industrie-Unternehmungen organisirt haben, um den Meistern, Fabrikanten, Minenbesitzern rc. Gesetze vorzuschreiben, und jeden nicht zu ihnen gehörigen Arbeiter zu hindern, auf Bedingungen einzugehen, die nicht von ihnen gut geheißen sind.“ Sie nennen sich Unionisten, und „bilden überall die Mehrzahl. Alle Mitglieder haben wöchentlich Steuer zu entrichten,

deren Ertrag in einer Bank oder Sparkasse niedergelegt wird, um im Falle eines Streites mit den Meistern diesen beharrlichen und nachdrücklichen Widerstand leisten zu können."

„Auf ähnliche Weise versehen sich auch die Fiaker und Andere, die in ihrem Gewerbe häufig gegen die Gesetze verstoßen, mit Fonds, um furchtlos sündigen zu können, und bilden so den Uebergang zu den Bettler- und Diebs-Associationen, die namentlich in London eben so geheime Republiken gebildet, wie die Steinkohlenarbeiter, die den blühenden Boden Englands unterwühlen, große unterirdische Städte ergraben und bevölkern.

So hat uns der Berichterstatter

„Mit bedächt'ger Schnelle
Vom Himmel, durch die Welt, zur Hölle"

geführt, und wir müssen es nun dem Scharfsinn unserer Leser überlassen, den Weg zu erspähen, der aus der Unterwelt wieder empor führt zur licht- und lebenspendenden Sonne, aus dem Reiche der Finsterniß, in welchem sich Verbrecher verbünden, zu dem Reiche der Wahrheit und Liebe, welches die wissenschaftlichen und wohlthätigen Vereine zu begründen und auszubreiten streben. —

c.

Gesellschaften zur Verbreitung des Christenthums.

Vom 25. April bis zum 6. Juni 1836 haben in London nicht weniger als 44 Jahresfeiern von Gesellschaften stattgefunden, welche sich die Verbreitung des Christenthums zum Endzweck ihrer Bestrebungen gesetzt haben. Vergleicht man die Zustände der christlichen Völker mit denen der übrigen Erdbewohner, so kann man sich nur freuen, daß so viele Tausende zusammenwirken, um Millionen weit entfernter Mitmenschen mit einer Religion bekannt zu machen, die solche Früchte trägt. Die Beisteuern sämmtlicher zu dem angegebenen Zwecke in England bestehenden Gesellschaften belaufen sich wenigstens auf 7 Millionen Gulden. Nimmt man hierzu noch ungefähr 5 Millionen, welche zu gleichem Zwecke vom übrigen Europa und von Amerika beigetragen werden, so ergibt sich uns eine Summe von circa 12 Millionen, welche allein von evangelisch-christlichen Vereinen zur Humanisirung nicht-christlicher Völker jährlich verwendet wird.

d.

Die protestantische Association zu London.

Von London aus wird berichtet, daß zu Anfang Juni 1837. die dortige protestantische Association in einer Versammlung von ungefähr 100 Personen eine Petition an das Parlament um Ausschließung der Katholiken aus demselben zu richten beschlossen, worin es unter andern heißt: „Die Zulassung von Katholiken zu politischer Gewalt in einem christlichen Staate ist eine direkte Verletzung des Verbandes, der zwischen demselben und dem moralischen Lenker des Weltalls besteht, eine Verbrüderung der Nation mit dem Götzendienste, und kömmt der Anerkennung der Ungläubigen gleich, daß die Religion mit der persönlichen Befähigung zur Civilverwaltung in einem solchen Staate Nichts zu schaffen habe." In schönster Harmonie hiermit steht, daß kürzlich ein presbyterianischer Geistlicher in Londonderry verhaftet worden, weil er gegen die Suprematie des Königs in geistlichen Angelegenheiten gepredigt.

e

Actiengesellschaften in England.

Im J. 1835 haben sich in London nicht weniger als 119 Actiengesellschaften gebildet, welche ein Capital von 56,845,000 Pf.St. zusammengebracht. Unter diesen Gesellschaften haben 85 für Anlegung von Eisenbahnen 34,040,000 Pf. zusammengeschossen. In einer Liverpooler Zeit. wurden im Mai 1836. sogar an einem Tage nicht weniger als 14 neue Actien Compagnien angekündigt, deren Capitalien sich zusammen auf 5,840,000 Pf. beliefen, nämlich 1 Apotheker-, 1 Transport-, 1 Bau-, 1 Salz-, 1 irländische Bank-, 1 Zuckerraffinirungs-, 1 Lohgerber-, 1 Seifen-, 1 Baumwollen-, 1 Destillir-, 1 wallisische Paket-, 1 Bäckerei- und 1 Güterkaufs-Compagnie. —

Privat-Compagniebanken endlich gab es am 21sten März dieses Jahres in England und Wallis 61, die mit Zuzählung ihrer Zweigbankcomptoirs an 472 Orten etablirt sind und zusammen 15,673 Actionäre zählen. Im Jahr 1826 wurden solche Privatbanken 3 gegründet, 1827 — 4, 1829 — 6, 1830 — 1, 1831 — 8, 1832 — 7, 1833 — 10, 1834 — 10, 1835 — 8 und 1836 bis zum 21sten März 4, vom 31sten März bis zum 12ten dieses Monats 5, unter welchen

letzteren eine mit 24 Zweigcomptoirs und 2,051 Actionairen. — So schlingen und verschlingen sich zahllose goldene Fäden durch das eminent industrielle Land. — Nimmt man hinzu, daß auch in den gebildeten Staaten des Continents sich die Actiengesellschaften in mehr als geometrischer Progression vermehren, und daß die Staatsschulden über ganz Europa, und einen großen Theil von Amerika Legionen gleichbetheiligter Gläubiger verbreitet haben, dann muß man staunen über die großartigen Veranstaltungen der Providenz, welche — nach Vico's genialer Ansicht, — nicht auf Unterdrückung oder Abtödtung der Natur ausgeht, sondern auf Leitung und Verwendung der Leidenschaften und Selbstliebe zur Gründung immer größerer Gemeinwesen und eben dadurch zu allmähliger, von Innen heraus bewirkter Läuterung der selbstischen Natürlichkeit zur freien Humanität.

f.

Die Sparkassen in England.

Dem Parlament vorgelegten Uebersichten nach sind im Juni 1837 — seit Errichtung der Sparkassen in England, also seit 1817, in dieselben 20,760,228 Pfd. eingelegt und nur 5,641,338 zurückgezahlt worden, so daß 15,111,890 Pfd. darin verblieben. —

g.

Großbritanniens Assekuranzgesellschaften.

Der uralte Seelenwanderungsglaube der Juden hat Hospitäler für — Thiere, und ihr ebenfalls sehr alter Glaube an Wallfahrts-Heiligthümer hat Caravanserai's erbaut. Erst das Christenthum und der Mahomedanismus haben Armen- und Krankenhäuser errichtet, und wenn nur der Mosaismus sich des Jubeljahres als eines Gesetzes rühmen kann, so hat nur Christus, — Alles Eigenthum freiwillig den Armen zu geben — zur höchsten Tugend erhoben. Aber das Christenthum konnte die menschliche Natur nicht völlig umändern, wenn es auch durch stetes Vorhalten göttlichen Vorbildes und durch Verheißung künftigen Lohnes unermeßlichen Segen verbreitet. Selbst Klöster, bei welchen nur das Gelübde lebenslänglicher Armuth zur Aufnahme befähigte, wußten dieses Gelübde zu umgehen, und zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war überall der katholische, und noch zu Anfang des jetzigen, der spanische und anglikanische Klerus mit Reichthümern überladen, von denen immer nur

einige Brosamen auf die Armen und Unglücklichen herabfielen. Erst dem keineswegs christlichen Handel haben wir die Entstehung, nur dem selbstisch berechnenden Verstand die rasche Ausbreitung der Versicherungsgesellschaften zu verdanken, die zu den wohlthätigsten Erfindungen der neueren Zeit zu rechnen sind. Unsäglich vielem und tiefem Elend, und eben dadurch unsäglich vielen Vergehen wird durch diese Anstalten vorgebeugt und Millionen sind durch sie von quälenden Besorgnissen befreit, die früher bei jedem Sturm, bei jedem Feuerlärm erzittern mußten. Je zahlreicher nun diese Gesellschaften werden, um so geringer wird die für jedes Mitglied zu ertragende Last, um so lockender wird der Eintritt in dieselbe, um so augenfälliger die Unvernunft, nicht in sie einzutreten. Es ist daher mit Gewißheit vorauszusehen, daß früher oder später dasjenige, was jetzt nur Privatgeschäft ist, eben so eine allgemeine, eine Staats-Angelegenheit werden wird, wie die Privatrache allmählig in die öffentliche Gerechtigkeit, wie der von Einzelnen gewährte Schutz in staatspolizeiliche Fürsorge übergegangen ist. Haben im J. 1834 die Assecuranzgesellschaften Großbritanniens schon für 578 Millionen Pf. Sterl. Güter versichert, was bereits die Hälfte des gesammten Güterwerthes betragen soll, — so dürfte es bald der immensen Mehrheit der Nation einleuchten, daß es am förderlichsten wäre, wenn die Assecuranz der Staatsverwaltung einverleibt und für die Versicherung, wie früher für den Handel, für den öffentlichen Unterricht u. s. w. ein besonderes Ministerium gebildet würde. —

h.

Die Dampfmaschinen in England.

In England befinden sich jetzt (Jan. 1837) 15,000 Dampfmaschinen in Thätigkeit. Eine derselben in Kornwallis hat die Stärke von 1000 Pferden. Im Durchschnitte jede derselben nur der Stärke von 25 Pferden gleichgestellt, bieten sie zusammen die von 375,000 Pferden. Nach Watt's Berechnung die Stärke eines Pferdes der von 5½ Mann gleichstellend, ersetzen die Dampfmaschinen fast 2,000,000 Menschen. Da nun jedes Pferd jährlich 2 acres Landes verzehrt, so bleiben also 750,000 acres den Einwohnern zur Verfügung.

i.

Zunahme der Bevölkerung und Veränderung des Verhältnisses der Stände zu einander in Großbritannien.

G. A. Porter, der an der Spitze des statistischen Departements im englischen Handelsbüreau steht, hat 1837 in Druck gegeben: The progress of the nation in its various social and economical relations. Hiernach betrug die Zunahme der Bevölkerung Großbritanniens in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts circa 905,368 oder $17\frac{3}{4}$, — in der zweiten Hälfte aber 3,147,494 oder $52\frac{3}{10}$ Procent; — ferner betrug diese Zunahme in den drei letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts circa 1,950,590 oder $27\frac{1}{10}$, — dagegen in den drei ersten Decennien des laufenden Jahrhunderts 5,024,207 oder $51\frac{3}{8}$ Procent.

Hinsichtlich des Verhältnisses der Stände zu einander hat folgende sehr bedeutende Veränderung stattgefunden. Es kamen auf je 1000 Personen in Großbritannien

	im J. 1811:	im J. 1831:
für den Landbau	352.	282.
für Handel und Manufacturen	444.	520.
für andere Beschäftigungen . .	204.	298.

So haben sich also in kurzer Zeit die constitutiven Elemente des Staatsorganismus sehr bedeutend verändert, und es dürfte diesem nach nicht Wunder nehmen, wenn auch die Formen der Verfassung in Kurzem eine Veränderung erlitten.

k.

Zur Statistik der englischen Tagblätter.

Einer dem Unterhause vorgelegten Berechnung zufolge wurden in jedem der fünf Monate, vom 30. Juni bis zum 1. December 1837, gestempelt:

von den Times . . .	210	bis	370,000	Exemplare,
vom Morning-Herald	160	„	204,000	„
„ Morn.-Chronicle	160	„	200,000	„
„ Standard	86	„	123,000	„
„ Globe	72	„	90,000	„
„ Weekly-Messenger	60	„	80,000	„
„ Morning-Post .	56	„	77,000	„
„ Sun	66	„	76,000	„

„ Observer . . .	15	bis	60,000	Exemplar.
„ Courier	30	„	40,000	„
„ Examiner . . .	18	„	21,000	„
„ Age	10	„	11,000	„
„ Spectator , . .	9	„	10,000	„

l.

Zur kirchlichen Statistik von London.

Aus der Schrift: „The state of the Metropolis" (1836) entnehmen wir folgende Angaben: „Die Bevölkerung von London, die 1811 erst 1,016,014, betrug nach der Volkszählung von 1831 bereits 1,517,941. Aber nur für die City-Bewohner (c. 57,800) ist hinlänglich für Kirchensitze gesorgt; für die übrigen gab es deren im Jahre 1815 in den Pfarrkirchen nur 110,000, in den Kapellen 30,000. Seitdem sind, durch Erbauung von 64 neuen Kirchen, noch 108,000 dazu gekommen. Rechnet man hierzu noch 142,000 Sitze in den 178 Kapellen der Dissenters, die (von 200 im J. 1827 vorhandenen) als evangelisch angesehen werden können; so ergibt sich, daß die Totalsumme aller, die bei jedem evangel. Gottesdienste in der Hauptstadt Englands anwesend sein können, 390,400 beträgt. — Im Durchschnitte wohnen aber dem Gottesdienste der herrschenden Kirche sonntäglich nur c. 250,000, dem der Dissenters 106,000 bei; im Ganzen nimmt also nur etwas über ein Fünftel der Bevölkerung am evang. Gottesdienste sonntäglich Antheil. Rechnet man dazu die $\frac{3}{8}$ der kirchenbesuchenden Familien, welche unabweisliche Abhaltungen haben, ferner 300,000 gelegentliche Kirchengänger, und 75,000 Katholiken und Unitarier; so ergibt sich, daß höchstens 945,000 Einwohner den christlichen Gottesdienst regel- oder unregelmäßig, über 500,000, die ihn gar nicht besuchen. —

m.

„Ueber Armuth, Armenwesen und Armengesetze" in England enthält das dritte Heft der histor. polit. Blätter für das katholische Deutschland (1838) einige interessante Angaben. Durch die Armenunterstützungsacte unter Elisabeth (v. 1601), wurde die Ausführung des Grundsatzes gezwungener allgemeiner Unterstützung geregelt. Die Ausgaben für das Armenwesen, die man für 1680 auf 16 Million Franken angeschlagen, stiegen fortdauernd bis 1750 und erreichten

1800, bei einer nur um das Doppelte vermehrten Bevölkerung, das Fünffache. Seitdem sind sie von 95 Millionen im unglücklichen Jahre 1817 auf 195 Millionen gestiegen; dann nahmen sie bis 1823 zwar wieder ab, obschon sie immer noch nach Abzug der Nationalschuld die Hälfte der gesammten Staatsausgabe betrugen. Von 1823 an nahmen sie jedoch wieder zu, und erreichten die Höhe von 201,178,345 Franken, also daß sie $\frac{1}{6}$ des reinen Einkommens des Grundbesitzes verschlangen, während sie 1820 nur $\frac{1}{8}$ in Anspruch genommen. Die Parlamentsacte v. 14. August 1834 hat aber den Grundsatz sanctionirt, daß der arbeitsfähige Arbeiter in der Regel nur Unterstützung gegen Arbeit in Arbeitshäusern erhalten soll. Dies hat einen bedeutenden Minderaufwand in den Kosten zur Folge gehabt. —

n.

Criminalstatistik Großbritanniens von 1835.

Der Denkschrift des Esq. Samuel Redgrave zufolge, die von demselben am 20. Juni 1836 in der statistischen Gesellschaft zu London vorgelesen worden, beläuft die Gesammtzahl derer, welche wegen Vergehen im v. J. vor den Assissen von England und Wales gestanden, sich auf 20,731, wonach, gegen die gesammte Bevölkerung gehalten, sich ein Verhältniß von 1 : 631 ergibt. Am Ungünstigsten stellt sich das Verhältniß für Stadt und Grafschaft Bristol mit 1 : 272, und für Middlesex mit 1 : 395; dagegen für Wales am günstigsten mit 1 : 2345. — Von sämmtlichen Angeklagten wurden 14,729 verurtheilt, und zwar 523 zum Tode, 3629 zur Transportation, 9915 zum Gefängniß. — Von den Angeklagten waren 17,275 männlichen und 3456 weiblichen Geschlechts; 346 zwölf J. und darunter alt, 2010 unter 16 und über 12; 6147 über 16 und unter 21 J. — Von sämmtlichen Angeklagten konnten 7070 weder lesen noch schreiben, 4321 nur lesen. — Es wird nun zwar bemerkt, daß die Zahl der Verbrecher seit 30 Jahren (mit Ausnahme des J. 1833, wo sie sich um $4\frac{0}{0}$ vermindert) stets zugenommen habe; da aber nicht ersehen, ob hierbei auf die Zunahme der Bevölkerung Rücksicht genommen, so muß die Bedeutung der letzteren Angabe zunächst dahin gestellt bleiben.

Herr Poisson hat in der Sitzung der Academie der Wissenschaften zu Paris ein Werk überreicht: „Sur la probabilité des jugemens en matière criminelle et en matière civile“ 1837. Er führt darin an, daß in England von 1805 — 1831 die Zahl der vor den Geschwornengerich-

ten Angeklagten sich stätig vermehrt hat, und zwar so, daß für England und Wallis allein die mittlere Zahl derselben jährlich in den

7 ersten Jahren ungefähr 5000,
zweiten 7 „ — 6000,
dritten 7 „ — 9000,
vierten 7 „ — 13,000 gewesen,
aber im Jahr 1832 auf 21,000 gestiegen.

Wir können noch hinzufügen:

daß sie im Jahr 1834 auf 22,245 sich vermehrt,
dann aber . . 1835 „ 20,942 „ —
und . . . . . 1836 „ 20,713 herabgesunken ist.

Verurtheilt wurden, nach Hrn. Poisson

in der ersten Periode etwas weniger als 60 von 100,
„ „ zweiten — „ mehr „ 63 „ „
„ „ dritten — „ weniger „ 68 „ „
„ „ vierten — . . . . fast 70 „ „

Hinzuzufügen ist, daß verurtheilt wurden

im Jahr 1834 . . . . 713 bis 1000,
„ „ 1835 . . . . 703 „ „
„ „ 1836 . . . . 718 „ „

o.

Das Schulwesen zu Liverpool.

Aus dem Bericht, den ein von der britischen Gesellschaft zu Förderung der Wissenschaften gewählter Ausschuß im J. 1836 über den Zustand des Unterrichtswesens in Liverpool erstattet hat, ergibt sich: 1) Daß in dieser Stadt 33,183 von beidem Geschlecht Schulen besuchen. 2) Daß hiervon 6000 entweder unter 5 oder über 15 Jahre alt sind. Da man nun die Gesammtzahl der Kinder zwischen 5 bis 15 Jahren auf 57,000 anschlagen kann, so folgt, daß mehr als 30,000 Kinder dieses Alters gar keine Schule besuchen. — 3) Von den andern 33,185 aber besuchen 17,815 Tag- oder Abendschulen, 11,649 Werk- oder Sonntagsschulen, 3719 nur allein die letzteren! — 4) In 36 Schulen, die auf Geradewohl aufgenommen, empfingen von 1563 Schülern: 1016 Unterricht nur im Lesen, 299 im Lesen und Schreiben, 238 in beiden und im Rechnen, nur 10 in Lesen, Schreiben, Rechnen und noch anderen Gegenständen! — 5) Mehr als ein Drittel sämmtlicher Schulen sind von christlicher Mildthätigkeit gestiftet und erhalten.— 6) Den Schullehrern und Lehrerinnen fehlen häufig sowohl die materiellen als die geistigen Mittel,

ihrem Berufe zu genügen, wie denn das Amt eines Schulmeisters durchgängig nur von Solchen übernommen wird, die auf keine andere Weise ihren Lebensunterhalt gewinnen können. — 7) Sehr häufig wurde ein Mangel an Zucht und Gehorsam unter den Kindern, und an Achtung und Ehrfurcht vor ihren Lehrern, überhaupt aber die völlige Abwesenheit eines gleichförmigen Unterrichts-Systemes bemerkt. —

In welchem bejammernswerthen Zustande sich viele dieser Schulen befinden, davon mag folgende Beschreibung einer derselben Beispiel geben: „In einer Dachstube, zu welcher drei dunkle, zerbrochene Treppen hinaufführten, befand sich eine gewöhnliche Werktagschule mit 40 Kindern in einem Raume, der 10 Fuß Länge bei 9 Fuß Breite hatte. Auf einer Stange, die mit einem Winkel dieses Behälters ein Dreieck bildete, saßen ein Hahn und zwei Hühner. Unter einem trümmerhaften Bette stand ein Hundsställchen, in welchem drei Dachshunde lagen, deren Gebell, vereint mit dem Lärm der Kinder und dem Gegacker des Federviehes bei dem Eintritt eines Fremden fast taub machten. An dem einzigen Fenster dieser Kammer saß der Schulmeister und versperrte so drei Viertel des Lichtes, welches hätte eindringen können, den Eingang!"

p.

Frauen-Verkauf in England.

Zu den zahllosen Unbegreiflichkeiten, die sich dem Auge des Natur- und Geschichtforschers in jedem Momente darbieten, gehört wohl auch die Thatsache, daß gerade bei dem Volke, welches die Würde der Frauen inniger und allgemeiner anerkennt, als alle anderen Völker, noch eine Barbarei geduldet wird, welche sich — unseres Wissens — bei keinem anderen Volke vorfindet. Noch am 19. Nov. 1836 brachte ein Engländer seine Frau auf dem Markte in Halifax zum Verkaufe. „Obgleich," dem Herald zu Folge, der diese Thatsache berichtet, „5 Schillings bis jetzt als der Preis einer zum Verkauf ausgestellten Frau angesehen worden, so hat der Ehemann doch durch vieles Anpreisen sein Ehegespons zu 20 Schillinge an den Mann gebracht." — Man irrt aber, wenn man meint, ein solcher Verkauf finde nur in den untersten Ständen des Volkes Statt. Ein geborner Engländer, welchem Schreiber dieses den Bericht des Herald mitgetheilt, erzählte ihm Folgendes: „Im J. 1814 mußte ich einen halben Tag zu Blandford in Sommersetshire verweilen, da ich auf der Morgenkutsche keinen Platz mehr fand, um meine Reise fortzusetzen. Eben las ich im Gasthofe, der auf dem Markte liegt, die Tageblätter, als der Wirth, auf mich zueilend, mich an das Fenster treten hieß, wenn ich eines merk-

würdigen Schauspieles Zeuge sein wolle. Die Neugierde machte mich folgsam. Ich sah hinaus. Eben war ein Wagen angekommen, aus welchem erst ein Herr, dann eine reich gekleidete, mit einem durchsichtigen Schleier verhüllte Dame stiegen. Der Herr faßte einen seidenen Strick, den das Frauenzimmer um den Hals trug, und der unter dem Schleier hervorragte. In demselben Augenblicke kam ein zweiter Wagen, ein Cabriolet mit zwei Pferden, an, aus welchem ein fashionabler junger Mann herabsprang, mit seinem Bedienten zu jenem anderen Fremden trat, und sofort demselben einen Schilling in die offene Hand legte, worauf dieser ihm den Strick überhändigte, an dem er seine bisherige Frau gehalten. Hiermit war diese von ihm geschieden und die Frau des Käufers geworden. Sie zog alsbald den Strick unter ihren Schleier zurück, und das neue Ehepaar begab sich mit dem Verkäufer in den Gasthof, wo sie alle Drei mit einander in größter Heiterkeit einige Erfrischungen zu sich nahmen. Besonders die junge, nun entschleierte Dame schien sehr fröhlich zu sein, und als ich zufällig in ihr Gespräch hineingezogen worden, lud der neue Ehemann mich ein, ihn bei Gelegenheit auf seinem 11 Meilen von Blandford entfernten Landgute zu besuchen."

q.

Englische Schriften gegen Erstgeburtsrecht und für eine Frauenkammer.

Die Revue britannique (März 1838) zeigt an, daß kürzlich in England ein Werk „über die Nachtheile des Erstgeburtsrechtes" erschienen, in jenem Lande, „wo dieses Recht noch Allen (?) eine heilige Bundeslade, ein unantastliches Recht bedünke!" Noch merkwürdiger aber ist ein eben dort von Hrn. J. Bernard herausgegebenes Werk über die „Theorie der Verfassung." Er verlangt, daß das Volk endlich einen Dictator ermächtige, den Thron sammt den beiden Häusern umzumodeln (remodeler). Bei dieser Gelegenheit soll als vierter Zweig der gesetzgebenden Gewalt eine „Frauenkammer" errichtet werden. „Man würde hierdurch dem Mißstand einer aus Männern und Frauen componirten Kammer entgehen, und kein Parlamentsakt würde fortan gültig sein, wenn er nicht nach einander von den drei Kammern notirt und von der Krone genehmigt wäre." — Hr. Bernard schließt sich auf diese Weise den „Sermons" der Frau Dauria und den mémoires à consulter von Mad. Pourtret de Mauchamps würdig an.

r.

Londoner Journal-Statistik für 1837.

Ein englisches Blatt gibt folgende Uebersicht der Hauptjournale von London während des ersten Vierteljahres 1837:

I. Tagblätter. Exemplare werden täglich verkauft

vom Courier (wigh)	1422.
„ Constitutionnel (radic.)	743.
„ Globe et Traveller (wigh-minist.)	2753.
„ Morning-Advertiser (rad.)	1870.
„ Morning-Chronicle (wigh-minist.)	7389.
„ Morning-Herald (tory)	6753.
„ Morning-Post (tory)	2428.
„ Standard (tory)	3552.
„ Sun (rad.)	2629.
„ Times (tory)	10565.
„ True-sun (rad.)	1565.

II. Wochenblätter. Wöchentlich werden abgesetzt Exemplare

vom Atlas	2308.
„ Bell's Weekly Messenger	15308.
„ Bell's New Week. Mess.	4923.
„ Champion Herald	6957.
„ Court Journal	1906.
„ Carlton Chronicle	1039.
„ Examiner	4040.
„ John Bull	4230.
„ London Mercury	6661.
„ London Dispatch	8234.
„ News and Sunday Herald	2400.
„ Observer	8461.
„ Patriot	4654.
„ Satirist	3823.
„ Spectator	2770.
„ Sunday Times	10070.
„ Weekly Chronicle	48846.
„ Weekly Dispatch	47307.
„ Weekly True sun	12923.

Außerdem erscheinen noch dreimal wöchentlich und geben Exemplare aus:

„ Evening Chronicle	1538.
„ Evening Mail	2179.
„ St. James's Chronicle . . .	4564.

s.

M'Culloch über Großbritannien.

M'Culloch's statistischer Bericht über das britische Reich. (A statistical Account of the British Empire; exhibiting its Extent, physical capacities, population, Industry, and Civil and religious Institutions. By I. R. M'Culloch, Esq. assisted by numerous Contributors. 2 volls. London. C. Knight et Comp.)

Dieses kürzlich erschienene Werk wird von sachkundigen Engländern als die beste statistische Arbeit über das britische Reich gerühmt, welche bis jetzt noch zu Tag gekommen ist. Da überdies die Authentizität der mitgetheilten Angaben ausdrücklich anerkannt wird, so dürften einige aus denselben geschöpfte Uebersichten unsern Lesern wohl nicht unwillkommen sein.

Was zunächst die Sterblichkeit in England betrifft, so ergeben sich folgende Verhältnisse:

In den 5 mit	1800	endenden	Jahren	starb	jährlich	1	von 48
„ „ „ „	1810	—	—	—	—	1	„ 49
„ „ „ „	1820	—	—	—	—	1	„ 55
„ „ „ „	1830	—	—	—	—	1	„ 51

„Da indeß," fügt M'Culloch hinzu, „die Bevölkerung durch zahlreichere Geburten sich vermehrt, so können die angeführten Verhältniszahlen nicht völlig zur Bezeichnung des Mortalitäts-Verhältnisses gebraucht werden. Doch ist kein Zweifel, daß seit dem amerikanischen Kriege die Sterblichkeit sich in England vermindert hat. Die Zahl der jährlichen Begräbnisse in dem ganzen Zeitraume von 1780 bis 1815 hat sich nicht bedeutend vermehrt, obgleich die Bevölkerung um 3,300,000 zugenommen hat. Auch hat Finlaison berechnet, daß die wahrscheinliche Lebensfrist für Männer, die jährliche Pensionen bezogen, im Jahre 1795 nur 89,34 Jahre, im Jahre 1830 hingegen für Männer aus der ganzen Masse der Bevölkerung 39,65 Jahre war.

„Diese wundervolle Verbesserung," bemerkt nun Herr M'Culloch, „muß ohne Zweifel mehreren Ursachen zugeschrieben werden: theils der Aus-

trocknung von Sümpfen und Morästen, wodurch akute und Marschfieber aus mehreren Bezirken völlig vertrieben worden sind; theils den Verbesserungen in der Diät, Kleidung und Wohnung und anderen Bedürfnissen der Masse des Volkes; theils auch der größeren Vorherrschaft der Reinlichkeit; theils endlich und seit 1800 vielleicht vorzugsweise den Entdeckungen in der Arznei-Wissenschaft und der Ausrottung der Blattern."

Hinsichtlich der Gütervertheilung beruft M'Culloch sich auf die zuverlässigen Berechnungen Dr. Beeke's, wonach die Gesammtzahl der Landeigenthümer in England und Wales sich nur auf 200,000 belaufe. Da nun der gesammte Zinsenbetrag (the gross rental) des Königreichs jährlich auf 30 Million Pfd. St. anzuschlagen sei, so kämen im Durchschnitt auf jeden Landeigenthümer (landlord) nur 130 Pfd; da aber einige weit mehr beziehen, so folge, daß ein großer Theil derselben viel weniger Einkommen habe. Daher komme es denn, daß wenige ein mühevolleres Leben führen und zu größerer Einschränkung genöthigt sind, als die Eigner oder Inhaber kleiner Landparzellen.

Von den 280,000 Individuen, welche Kapitalien in der Staatskasse haben, ist es nur der 60ste Theil derselben, deren Dividende 300 Pfd. übersteigt; nur 600 haben Dividenden, die 2000 Pfd. übersteigen.

Der Ackerbau muß sehr bedeutende Fortschritte gemacht haben; denn von 1820 bis 1830 hat die Getraide-Einfuhr gar nicht oder sehr wenig zugenommen, obgleich die Bevölkerung in diesen 10 Jahren von 14,391,000 auf 16,537,000 gestiegen. Merkwürdig ist, daß, während 1760 in England und Wales noch 888,000 Einwohner sich von Roggen nährten, jetzt alle bis ungefähr auf 20,000 sich von Waizen nähren. Aehnliche Verbesserungen haben hinsichtlich anderer Nahrungsmittel statt gefunden.

So hat u. a. die Consumtion von Fleisch sich in der Hauptstadt verdoppelt im Vergleiche zu dem Verbrauche desselben in den Jahren von 1740—1750. Noch bedeutender ist die Vermehrung dieser Consumtion in Schottland seit 1770.

In Irland hat sich freilich der Zustand der arbeitenden Klasse, also der großen Masse des Volkes, in materieller Hinsicht um Nichts seit den Zeiten Cromwell's verbessert; indessen hat der Mittelstand in den letzten 50 Jahren zugenommen und auch seinen vollen Antheil an den Verbesserungen erhalten, deren sich alle Volksklassen in England und Schottland erfreuen.

Der gesammte Ackerbauertrag von England und Wales wird auf 132,000,000 Pfd., von Schottland auf ungefähr 23,000,000, von Irland auf 45,000,000 Pfd. angeschlagen. Nach Abzug der Kosten für

Einsaat, Pferde u. s. w. kommen in England und Schottland ungefähr 8 Pfd. (genau $\frac{143}{18}$) auf jeden Einwohner für seine jährliche Consumtion, in Irland ungefähr 4 Pfd. 3 S.

35.

Vereinigte Staaten Nordamerika's.

---

a.

Charakteristik Amerika's von einem Amerikaner.

Fenimore Cooper in seiner 1836 erschienenen Schrift: *A residence in France* — sagt von seinem Vaterland: „Amerika ist ein Land, wo das Eingeständniß irgend eines ziemlich schmutzigen und gemeinen Motiv's fast unerläßlich scheint, wenn man nur sicher leben will ... Ich glaube, es läßt sich kein anderes Volk finden, die ganz ungebildeten und die völlig entarteten ausgenommen, das sich so leicht herumkriegen und durch Schmeicheleien bethören ließe, als die große Masse unseres eignen. In Amerika sympathisirt Jeder mit dem, der das Geldschneiden versteht; denn dies ist das allgemeine Gewerbe und berührt eine Seite, die ihre Schwingungen durch die ganze Republik fortsetzt; nur Wenige aber wissen die Freuden desjenigen zu würdigen, der sein Geld mit Geschmack, Eleganz und Vernunft auszugeben versteht ... Prunksucht und Pracht auf Kosten der Behaglichkeit und Angemessenheit sind bei uns ein vorherrschendes Uebel ... Wenn es die Verehrung des Schöpfers gilt, scheint ein Jeder sich gern — in eine Nußschale verkriechen zu wollen; aber wenn es sich um Essen und Trinken handelt, ist das Zelt Pari Banu's nicht groß genug ... Weit, gewaltig weit sind die gebildeten Klassen Amerika's in ihren Ansichten noch hinter dem Wohlstand des Landes zurück ... Ich kenne kein Land, das innerhalb der letzten 5 Jahre in Ansichten so sehr zurückgeschritten ist, als das unsrige." —

* * *



b.

Bevölkerungszunahme.

Die Volkszahl der 6 größten Handelsstädte in den vereinigten Staaten Nordamerika's ist in 46 Jahren, von 1790 bis 1835 folgendermaßen gestiegen:

in New-York	von	33,000	auf	270,000.
„ Philadelphia	„	42,500	„	200,000.
„ Baltimore	„	13,500	„	92,000.
„ Boston	„	18,000	„	78,500.
„ New-Orleans	„	6,500	„	60,000.
„ Charlestown	„	16,500	„	34,500.
Im Ganzen		130,000	„	735,000.

In ähnlichem Maße wächst die Bevölkerung des ganzen Landes. Statt der 3 Millionen schuldenbelasteter Einwohner der ersten 13 Staaten leben jetzt 15 Mill. in 24 schuldenfreien Staaten. —

c.

Banken, Sparkassen rc.

Dem True-Sun entnehmen wir folgende Angaben: „In sämmtlichen vereinigten Staaten Nordamerika's gibt es jetzt (1837) im Ganzen 657 Banken und 148 Hülfsbanken, deren Gesammtkapital sich auf nahe an 380 Mill. Doll. beläuft; — im Staate New-York — 101 Banken mit einem Kapital von 37,601,460 Doll., 17 Sparkassen-Anstalten, mit einer Hinterlage von 4,845,349 Doll., ferner besitzt der Staat New-York jetzt 11 Eisenbahnen (für 233 Meilen Weges), und 102 Dampfbote für den Hafen von New-York. Zeitblätter gibt es 255 in diesem Staate, wovon 62 in der Stadt New-York. Endlich gibt es in dieser letzteren 15 See-Versicherungs-Compagnien mit einem Kapital von $5\frac{1}{2}$ Mill. Doll., denen mit Nächstem 6 Feuerversicherungsgesellschaften mit mehr als 4 Mill. Kapital sich anschließen werden.

d.

Religionsparteien in Nordamerika.

Der allgemeinen Kirchenzeitung vom 2. Septbr. 1837 zufolge, wäre die Bevölkerung der ver. Staaten Nordamerika's unter die verschiedenen Confessionen folgendermaßen vertheilt:

I. Akatholiken:

Methodisten	5,000,000.
Presbyterianer	2,175,000.
Congregationisten . . .	1,400,000.
Episkopale	600,000.
Universalisten	600,000.
Lutheraner	540,000.
Reformirte	450,000.
Christianer	300,000.
Quäker.	220,000.
Unitarier	180,000.
Anabaptisten	43,300.
Mennoniten	12,000.
Shakers	9000.
Mährische Brüder	5000.
Swedenborgianer	4000.
	11,538,300.

II. Katholiken 800,000

Hiernach läßt sich würdigen, was Herr Ed. Gruber in der gleichzeitig erschienenen Schrift: „Ein Blick auf die ver. Staaten Nordamerika's" behauptet: „die Anzahl der Katholiken ist so groß, daß sie, mit dem Präsidenten Jackson an ihrer Spitze, um den vorzüglichsten Einfluß im Staate mit den Presbyterianern in Kampf treten können und wirklich treten;" — und — „die Lutheraner leuchten an Ansehen und Mehrzahl vor den übrigen Parteien hervor." — Beiden Behauptungen widersprechen auch auf das Entschiedenste die Briefe des wohlunterrichteten Michel Chevalier. Zu bemerken ist übrigens, daß die Hauptkirchenformen, welche in Europa noch die weltlich herrschenden sind, auf der Nordhälfte des neuen Welttheiles eben so zu bloßen Sekten und zwar in die Reihe der schwächeren herabgesetzt erscheinen, wie die zwei Haupt-Religionsgestalten Westasiens, der Mosaismus und dessen Reformation, der Mohamedanismus in Europa auch nur eine untergeordnete Stellung einnehmen.

e.

Die Schulanstalten im Staate New-York.

Dem für das Jahr 1835 erstatteten Berichte des Gouverneurs des Staates New-York (welcher 2 Million. Einwohner zählt) entnehmen wir folgende Angaben: Von den 538,398 Kindern zwischen

5 bis 16 Jahren, die im Staate leben, sind 532,167 unterrichtet und hierzu vom Gemeinwesen 313,376 Doll. verwendet worden. Da die Einwohner noch überdies 423,643 D. als Schulgeld ꝛc. bezahlen, so hat die Gesammtausgabe für die Schulen 739,020 D. betragen. — Das Kapital der Elementarschul-Fonds beträgt jetzt 1,917,494 D. und das des Fonds für höhere Schulen ꝛc. 267,142. — Der Staat New-York erhält durch die Vertheilung der überflüssigen Einnahme des Bundes über 5 Million. D. Die jährliche Einnahme von diesem Ueberschusse beträgt 300,000 D., welche der Gouverneur den bisherigen Bewilligungen des Staates für Elementar- und höhere Schulen und für Schullehrer-Seminarien beizufügen vorschlägt . . . Die im vorhergehenden Jahre angeordnete geologische, mineralogische und botanische Untersuchung des Staates hat begonnen, und die Berichte der dazu angestellten Gelehrten werden in der nächsten Sitzung der gesetzgebenden Versammlung erstattet. —

f.

Ueberbildung der Kinder in Nordamerika und Nordeuropa.

Ueberließ man früher die Kinder mehr sich selbst oder dem Gesinde, so hatte dies manche nachtheilige Folgen; früh eingewurzelte Unarten waren später schwer auszurotten, der Lernjahre wurden viele. Aber die Kinder wurden durchgängig kräftige Naturen, wie wir noch jetzt an unsern Großvätern sehen. Das Leben ging überhaupt einen langsameren Gang; man nahm sich zu allem Zeit, weil die Ziele des Strebens näher gesteckt waren; man lernte mäßig, weil überhaupt nur mäßige Forderungen an jeden gemacht wurden. Dies Alles ist allmählig anders geworden. Die Wissens-Masse häuft sich in's Ungeheure; das Begehren wird immer unmäßiger, die Zeit wird zu kurz, das Leben ein Drängen, ein Jagen, bei welchem jeder zu spät zu kommen meint. Dazu noch die Ueberschätzung der blos geistigen Bildung, und es erklärt sich einigermaßen, wie jetzt so allgemein die Kinder viel zu frühe zu geistigen Beschäftigungen angehalten werden, damit sie möglichst viel lernen und möglichst bald ausgelernt haben mögen, um zeitlich genug in die Rennbahn des Lebens eintreten zu können!

Aber die schlimmen Folgen dieser Uebertreibung lassen sich schon zu sehr merken, da nicht selten der Fall eintritt, daß Kinder, die geistig angestrengt worden, wenn das Gehirn noch in erster Entwicklung begriffen, für ihre übrige Lebenszeit geschwächt und abgestumpft sind.

Darüber sind schon manche Klagen in Deutschland, und Anfang 1836 auch in der Revue Britannique in Beziehung auf Frankreich und England laut geworden, und es dürfte die Zeit nicht ferne sein, wo man allgemeiner die

Unentbehrlichkeit der Gymnastik und Diätetik einsehen wird. — Bis zu welchem Extrem aber in jener Beziehung sogar in der sonst so praktisch-verständigen neuen Welt man gerathen, ist aus einer Abhandlung des Dr. Brigham zu entnehmen, welcher berichtet, daß unter den Kinderschriften in den vereinigten Staaten Nordamerikas es deren gebe, welche besonders für Kinder von zwei bis drei Jahren bestimmt seien und unter denen sich sogar Handbücher der Botanik, der Sternkunde u. s. w. fänden. Er selbst habe in vielen Familien Kinder unter drei Jahren gesehen, welche große Gedichte und Bibelstellen auswendig lernen und 6 Stunden täglich in der Schule zubringen mußten. Kaum zu Hause, mußten sie wieder Privatstunden nehmen, Magazine u. d. g. lesen, und so treibe man es mit ihnen fort, bis ihr Nervensystem ruinirt sei, und dann frühe schon Hypochondrie, Verdauungsbeschwerde und sonstige Kränklichkeit ihr Dasein verkümmre. Doch soll, nach Dr. Br's. Bericht, schon 1809 bei Philadelphia eine Manual labor academy errichtet worden sein, in welcher die Ausbildung des Körpers und des Geistes gleichmäßig berücksichtigt werde, und gegenwärtig mache bereits eine Rückkehr zu verständigen Erziehungsmaximen sich allgemeiner bemerklich. —

g.

Barbarei in Nordamerika.

Ein gewisser Cobb verspricht im „Spectator," einem Zeitblatt aus Nord-Carolina, unter'm 2. Decbr. 1836, 200 Dollars Belohnung demjenigen, der zwei signalisirte Negersclaven, die ihm entflohen, entweder ihm ausliefern, oder sie in ein Gefängniß bringen oder sie todtschießen würde, „im letzteren Fall aber," heißt es in der Anzeige, „müßte ich selbst sie tödten sehen." — Solche Anzeigen wiederholen sich oft in amerikanischen Blättern, und geben auf das Schmerzlichste zu erkennen, in welche tiefe Ohnmacht sowohl das Christenthum als die Rechtsbildung in jenen Staaten gesunken!

h.

Sclaverei in Nordamerika.

Am 26. Dezbr. 1837 wurde im Congresse der Verein. Staaten der Antrag der Deputirten der südlichen Staaten: „alle Petitionen und Resolutionen um Abschaffung der Sclaverei im Bezirk von Columbia, so wie um Abschaffung der Sclaverei und des Sclavenhandels in anderen Staaten ohne Berücksichtigung und Erörterung auf den Tisch des

Hauses niederzulegen" — mit 135 Stimmen gegen 60 angenommen! — Von ungefähr 13 Millionen Einwohnern der Ver. Staaten sind noch 2 Millionen — Sclaven; namentlich in Südkarolina von 584,000 E. nicht weniger als 315,000 und in Georgia von 517,000 E. 218,000 Sclaven. —

In Virginien und Südkarolina waren zu Anfang 1837 Versammlungen gehalten worden, in denen man die Gesetzmäßigkeit, ja Gottgefälligkeit der Sclaverei zu beweisen suchte. Man berief sich auf die Autorität der „guten alten Sclavenhalter und Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob," und auf den Apostel Paulus, der einen entlaufenen Sclaven zu seinem Herrn, Philemon, zurückgeschickt, und einen brüderlichen Brief an diesen „Sclavenhalter" geschrieben. Wer gegen die Sclaverei predige, behauptete man, der dünke sich weiser als die Schrift, und ziehe die „Träumereien der Menschen" dem „untrüglichen Worte Gottes" vor. — Möchte es der evangelischen Kirchenzeitung gefallen, diese Schriftgläubigen eines Besseren zu belehren!

i.

Nordamerikanische Bücherproduktion.

Der New York Bookseller's Advertiser 1836 gibt uns nachfolgende Uebersicht:

Gedruckt wurden in den vereinigten Staaten Nordamerika's

im Jahre 1833 .	306 amerikanische Orig.-Werke,	409 ausländische Schriften,	also 715	überhaupt
„ „ 1834 .	406 — —	216 —	622	—
„ „ 1835 .	318 — —	229 —	547	—

Die im vorigen Jahre erschienenen Werke lassen sich, ihrem Inhalt und Ursprung nach, rubriziren wie folgt:

Theologie (Gottheit) .	20	amer. Orig.	22	ausl.	42	in Summa.	
Religion und häusliche Pflichten . . .	15	„ „	13	„	28	„	—
Ethik und Politik . .	6	„ „	3	„	9	„	—
Gesetzkunde . . .	9	„ „	3	„	12	„	—
Statistik und Handel .	9	„ „	2	„	11	„	—
Reisen	12	„ „	11	„	23	„	—
Geschichte	4	„ „	8	„	12	„	—
Biographie . . .	19	„ „	11	„	30	„	—
Medizin und Chirurgie .	6	„ „	5	„	11	„	—

Wissenschaften u. Künste	15 amer.	Orig.	8 ausl.	23 in Summa.	
Novellen u. Erzählungen	31 "	"	33 "	64 "	—
Poesie	7 "	"	12 "	19 "	—
Erziehung	60 "	"	15 "	75 "	—
Kinderschriften . .	22 "	"	17 "	39 "	—
Jahresschriften . .	10 "	"	— "	10 "	—
Vermischte Schriften .	24 "	"	10 "	34 "	—
	268.		173.	442.	

k.

Die Presse in den vereinigten Staaten.

Aus Michel Chevalier's „Lettres sur l'Amérique du Nord," (1837) die bereits in zweiter Ausgabe erschienen, schöpfen wir folgende Angaben. Im Jahre 1834 gab es in den V. St. 1265 Zeitungen (s. American almanac, 1835, p. 252), ohne 130 bis 140 periodische Schriften mitzuzählen, die ausschließlich mit Religion, Literatur, Medicin, Jurisprudenz oder Ackerbau sich beschäftigen. Jedes Dorf hat seine Zeitung, die ein- oder zweimal wöchentlich erscheint. Tagblätter gibt es wenige. Im Jahre 1834 zählte man deren nur 90. Nur wenige derselben haben über 2000, keines über 4000 Abonnenten, die meisten Zeitungen haben deren nur 350 bis 500. Durchgängig enthalten sie nur Anzeigen. Die Zerstückelung der Presse läßt nur wenige zu Einfluß kommen, der über den nächsten Kreis hinausreichte. Zu New-York liest man nur New-Yorker, zu New Orleans kaum andere Blätter, als die von New-Orleans. Nur der Globe und der National-Intelligencer von Washington sind sehr verbreitet. Auch stehen die Zeitungsschreiber durchgängig in geringem Ansehen; nur der Redacteur des American (von New-York) und der der National-Gazette (von Philadelphia), die Herren Ch. King und R. Walsh und wenige andere sind in dieser Beziehung auszunehmen. Und dennoch bilden, wie Herr Chev. versichert, die Zeitungen und Zeitschriften den beträchtlichsten Theil der nordamerikanischen Literatur. Der American almanac berechnet die Zahl der Zeitungs-Exemplare, welche im J. 1834 in den V. St. in Umlauf gesetzt worden, auf 70 bis 80 Millionen. Hinzuzufügen wäre die Exemplarenzahl für Zeitschriften, die sehr beträchtlich ist. Die Hauptzeitschrift der Methodisten wird in 32,000 Exemplaren ausgegeben.

l.

Nordamerikanische Opposition gegen den Nachdruck.

Das North-American Review macht im Frühling 1837 auf die Nothwendigkeit aufmerksam, auch ausländischen Schriftstellern Schutz gegen Nachdruck zu verleihen. Es meint: „ein amerik. Buchhändler werde jetzt kein Narr sein, einem inländischen Autor ein angemessenes Honorar für ein Werk zu zahlen, dessen Absatz ohnehin noch zweifelhaft, während er für gar Nichts das neueste Werk eines populären englischen Schriftstellers erhalten könne, von dem er sicher, eine Auflage zu verkaufen!" „In unserem ganzen Lande" — so versichert der Reviewer, „gibt es kaum ein Dutzend berühmter Leute, deren Schriften von den Verlegern honorirt werden." ... Nebenbei macht er noch auf den Mißstand aufmerksam, daß jetzt das Land mit den schlechtesten und incorrectesten Ausgaben überschwemmt werde, da jeder Nachdrucker dem anderen vorauskommen wolle.

m.

Ein neuer ausgezeichneter nordamerikanischer Anonymus.

Die Nordamerikaner haben mit dem Schwerte die Engländer zur Anerkennung ihrer Selbstständigkeit genöthigt; jetzt scheinen sie mit der Feder auch einen literarischen Eigennamen erobern zu wollen. Noch ist überall von den transatlantischen Skizzen die Rede, und kaum erst hat das Athenäum dem trefflichen Channing gehuldigt, so bringt es schon das Werk eines (ungenannten) Amerikaners, die „Incidents of travel in Egypt, Arabia Petraea and the holy Land" (2 voll. New-York 1837) zur Anzeige, mit dem Bemerken: „these are two very pleasant volumes," und mit der Versicherung: „in dem ganzen Werke findet sich nicht ein einziges langweiliges Blatt." Es fügt dann noch hinzu: „in der That sind die Beschreibungen so geistvoll, und eine so lebendige Kraft und Wahrheit herrscht in der Erzählung, daß, indem man dieses Buch liest, man den Verfasser auf seiner Reise zu begleiten glaubt, und allmählig etwas wie persönliche Theilnahme an seinen Abentheuern gewinnt." Von den interessanten aus dieser Reise mitgetheilten Stellen mögen folgende hier zur Probe dienen: „Nach dem Frühstück bestieg ich ein Donkey und ritt an die Stelle, wo das alte Heliopolis lag, nahe bei dem Dorfe Matarea, ungefähr vier Meilen von Kairo, am Rande des reichen Landes von Gosen. Strabo besuchte diese Ruinen dreißig Jahre vor Christo

und beschreibt sie fast gerade so, wie wir sie jetzt noch sehen. Ein großer Sonnentempel stand ehemals dort. Herodot und Plato studirten Philosophie in den Schulen von Heliopolis; ein barbarischer Perser stürzte seine Tempel, ein fanatischer Araber verbrannte ihre Bücher, und ein einziger Obelisk, 67 Fuß hoch über ein Feld sich erhebend, welches bis an seinen Sockel beackert und bearbeitet ist, steht noch dort, ein wehmutherregendes Denkmal früherer Größe und ewigen Ruhmes." Demnächst erzählt der Vfr., daß er zu Kairo eingetroffen, als eben dort die Caravane von Pilgrimen gelagert, welche im Begriffe stand, nach Mekka zu ziehen. „Sie bestand aus mehr als dreißigtausend Wallfahrern, welche von den Ufern des caspischen Meeres, den äußersten Grenzen Persiens und Afrika's nach vielhundertjähriger Gewohnheit zusammengeströmt, um von Kairo aus ihre 50tägige Pilgerschaft anzutreten... Weithin über die sandige Umgegend waren jene Wallfahrer mit vielleicht 20,000 Kameelen und Dromedaren gelagert, Männer, Frauen und Kinder, Thiere und Gepäcke, Alles durch einander in buntem Gewirre. Einige hatten ihre Zelte noch nicht aufgeschlagen, einige rauchten, andere kochten sich Kaffee, einige aßen, andere jauchzten oder fluchten, andere verrichteten knieend ihr Gebet, wieder andere beeilten sich, dem Strome sich anzuschließen, der schon mehrere Meilen weit in die Wüste sich fortwälzte... Der Gegenstand des allgemeinen Interesses war aber die große Kiste, welche die Geschenke und den Schmuck für das Grab des Propheten enthielt. Das Kameel, welches diese geheiligte Last trägt, ist mit Fahnen und reichen Decken geschmückt, und wird mit frommer Sorgfalt gepflegt. Hat es seine Reise vollbracht, dann darf keine gemeine Last mehr ihm aufgeladen werden. Es lebt und stirbt geehrt von allen guten Muselmännern."

n.

Nordamerikanischer Frauen-Convent für Emancipation der Sklaven.

Ein englisches Tagblatt bringt uns einen Auszug aus einem gedruckten Bericht über den Convent, welcher von Newyorker Frauen zur Abschaffung der Sclaverei abgehalten worden ist. Wir theilen das Wichtigste aus diesem in jeder Beziehung denkwürdigen Actenstück mit. Die Versammlung fand am 9. Mai 1837 und an den drei folgenden Tagen Statt. Sie wurde in aller Form von 71 abgeordneten Frauen der Staaten von New-Hampshire, Massachusets, Rode-Island, New-York, Jersey, Pennsylvanien und vom Ohio constituirt. Hundert und drei Frauen

der Staaten von Süd-Carolina und Connektikut wurden zu correspondirenden Mitgliedern ernannt, und es scheint, daß fast alle sich zu der allgemeinen Sitzung eingefunden haben. Die größte Ordnung herrschte in der Versammlung; die Beschlüsse wurden mit Ruhe und Würde gefaßt, und alle Anwesenden zeigten sich von dem religiösen Gefühle durchdrungen, welches diesem Frauenvereine seine Entstehung gegeben.

Gleich durch einen der ersten Beschlüsse wurde der Frage die richtige Stellung gegeben. „Wie sehr wir uns auch freuen, erklärten nämlich die Frauen des Convents, daß in der Behandlung unserer versclavten Brüder und Schwestern eine Milderung eingetreten, so dürfen wir doch nicht aus den Augen verlieren, daß die Hauptfrage nicht die Behandlung, sondern das Princip selbst betrifft. Es kann nämlich auf keine Weise irgend ein Compromiß stattfinden über ein die geheiligten Rechte der Menschheit verletzendes Herkommen, so lange noch ein Mensch als Eigenthum eines anderen Menschen angesehen werden kann."

Mehrere Beschlüsse wurden dann gefaßt, in denen die Widersetzlichkeit der Staten des Nordens gegen die Discussion dieser Frage mit Recht aus Handelsinteressen abgeleitet wird. Die Mitschuld dieser Staaten wurde als „Nationalverbrechen" gebrandmarkt.

Daß hierbei diese Frauen von dem Beruf, in dem sie handelten, und von dessen Würde tief durchdrungen waren, zeigt sich u. a. in dem Beschlusse derselben, in welchem sie Folgendes erklären: „da gewisse Rechte und Pflichten allen moralischen Wesen gemeinschaftlich zustehen, so ist für das Weib nun die Zeit gekommen, sich frei in dem Kreise zu bewegen, den die Vorsehung ihr angewiesen, und nicht mehr innerhalb der Schranken sich halten zu lassen, welche durch verderbte Gewohnheiten und eine falsche Anwendung der h. Schrift um sie gezogen worden. Es ist vielmehr Recht, wie Pflicht des Weibes, die Sache der Unterdrückten in unserem Lande zu vertreten, und Alles, was in ihrer Gewalt steht — mit Stimme, Feder, Geldmitteln und der Macht ihres Beispieles — zu thun, um das abscheuliche System der amerikanischen Sclaverei zu vernichten... Der Convent glaubt fest, daß das Vorhandensein eines unmenschlichen Vorurtheils gegen die farbige Bevölkerung die Hauptursache der amerikanischen Sclaverei ist. Je näher wir nun den Druck sehen, in welchem unsere Brüder und Schwestern schmachten, um so tiefer sind wir von der Grausamkeit dieses widerchristlichen Vorurtheils überzeugt, welches sie an den Boden unserer sg. freien Staaten schmiedet, ihnen alle Quellen des Unterrichtes und der evangelischen Moral verschließt, und sie in den Ketten der Abgötterei gebannt hält. Es ist daher eine feierliche Pflicht für jede Amerikanerin, für Abschaffung dieses fürchterlichen Uebels zu beten,

und an die Grundsätze der christlichen Gleichheit zu appelliren, indem sie zu gleichen Gebeten, wie zu gleichen Rechten diejenigen beruft, die ebenso wenig um der Farbe ihrer Haut, als um der verschiedenen Haar- oder Augenfarbe willen davon ausgeschlossen sein sollen. Es ist daher Pflicht jedes Abolitionisten, Alles aufzubieten, um Tages-, Abend- und Sonntagsschulen zu gründen und zu erhalten, die Allen, ohne Unterschied der Farbe, geöffnet seien, die Farbigen zum Lernen zu ermuntern und die Lehrer in ihrem schönen und edeln Berufe zu unterstützen. Wir werden allen unsern Einfluß gebrauchen, um die Emancipation unserer farbigen Freunde zu bewerkstelligen, und so lange es noch in unseren Kirchen Bänke gibt, auf denen sie allein sitzen sollen, werden wir uns auf diese Bänke setzen und an der Seite unserer unglücklichen Geschwister für deren Befreiung zu unserem gemeinsamem Vater die inbrünstigsten Gebete richten."

o.

Deutsche Redlichkeit in Nordamerika.

Von Washington aus wird unterm 9. Oct. 1837 geschrieben: „Der Präsident erklärte mir vorgestern, daß er den Einfluß der Deutschen (Bürger der Ver. Staaten in die öffentlichen Angelegenheiten dieses Landes) für ein Werk der Vorsehung halte, welches bestimmt sei, deutsche Redlichkeit jüdischem Börsen- und Länderspiel entgegenzusetzen." „Ich vertraue," schreibt General Jackson an den Herausgeber des Washington-Globe, „auf die Unbestechlichkeit der Deutschen; sie hat uns den ersten Sieg über die Bank erfechten helfen; sie wird uns auch jetzt retten... Die nächste Präsidentenwahl wird wohl von den Deutschen entschieden werden."

p.

Theaterbelustigungen zu Cincinnati.

Unter der lächerlichen Ueberschrift: *Moeurs republicaines*, liefert das Journal de Francfort vom 21. März 1838 folgenden Artikel: „Nachfolgendes ist das Programm einer zum Benefiz der Mistriß Carl, Schauspielerin am Theater zu Cincinnati in den Ver. Staaten, gegebenen Vorstellung: „Jeder Zuschauer wird beim Eintritt einen köstlichen Kuchen erhalten, gefertigt aus Vorschußmehl, Mandeln und Honig. Diejenigen, welche Durst haben sollten, finden im Foyer Bordeaux

Wein, um sich zu erfrischen. Die Familienmütter, welche der Vorstellung mit wenigstens drei Kindern beiwohnen, erhalten eine Eintrittskarte für den Sonntag im Garten des Orno. Die Familienväter, welche mit gleicher Anzahl von Kindern kommen, erhalten eine Pfeife mit dem Bildniß Washingtons, des Stifters der Union. Nichts ist versäumt worden, damit die Stücke, welche gegeben werden, dem Geschmacke des Publikums entsprechen. Man gibt die Details davon nicht, um die Zuschauer um so besser zu überraschen. Nach Allem diesem gibt es eine große Landbauscene, die vorzüglich den Pächtern der Indiana, des Ohio und des Kentucky gemidmet ist, bestehend in der Ausstellung eines prächtigen Parks, begleitet von einem Kalb, welche in einer Lotterie ausgespielt werden. Die Loose werden von Mistriß Carl, im Costüm des Plutus, gezogen. Man wird von dem Kalbe nichts zu fürchten haben, wenn es von seiner Mutter entfernt wird; es ist schon seit mehreren Tagen entwöhnt.."

q.

Toleranz in der alten und der neuen Welt.

In einem englischen und einem deutschen Blatte (April 1837) wird die religiöse Duldsamkeit in den Vereinigten Staaten Nordamerika's gerühmt, und beispielsweise bemerkt, der bisherige Präsident (Jackson) sei *Presbyterianer*, der neu erwählte (van Buren) *Baptist*, der Oberrichter (Taney) *Katholik*, der Gerichts-Assessor (Storry) *Unitarier*, sein College (M'Lean) *Methodist*. Dagegen machen der Courrier Belge und die Gazette de France in einem entgegengesetzten Sinne den Umstand bemerklich, daß der König von Belgien der *protestantischen*, der Kronprinz der *katholischen* und der jetzige Bürgermeister von Brüssel der *israelitischen* Religion angehört.

r.

Auswanderungen nach Nordamerika.

Dem Morning-Chronicle zufolge kamen Auswanderer an:

Im Jahr	1829	zu Quebeck	13,355,	zu New-York	15,064.
„	— 1830	„ —	24,391,	„ —	36,224.
„	— 1831	„ —	49,250,	„ —	31,739.
„	— 1832	„ —	51,422,	„ —	48,589.
„	— 1833	„ —	22,062,	„ —	41,702.
„	— 1834	„ —	30,217,	„ —	48,110.

Im Jahr 1835	zu Quebeck	11,580,	zu	New-York	35,302.
„ — 1836	„ —	27,513,	„	—	60,541.

36.

Mexiko.

---

a.

Das Land.

In einem Briefe über Mexiko, den der geistvolle Michel Chevalier in den Debats v. August 1837 hat abdrucken lassen, sagt er u. a. von jenem Lande: „Es ist wahrhaft ein irdisches Paradies, wo alle Jahreszeiten in einen ewigen Lenz zusammenfließen, alle Culturen sich vermischen; — ein herrliches Land, das just halbwegs von zwei Enden, dem westlichen und dem östlichen des alten Festlandes liegt. Wenn die Welt je in ein Reich vereinigt werden sollte, — und Gott weiß, ob die Eisenbahnen und die Dampfboote nicht unseren Enkeln diese unermeßliche Umgestaltung vorbereiten, — so müßte Mexiko die Hauptstadt sein. Von da sendete der Gebieter der Welt seine Decrete in 20 Tagen nach New-York, Buenos-Ayres und Chili, in 30 Tagen nach Paris, Madrid und London, und in 40 Tagen nach Constantinopel, Alexandrien und Petersburg, in 50 Tagen nach Calcutta und Peking!" ... Nicht unbemerkt können wir lassen, daß derselbe Gedanke von einem einzigen Weltreich, in welchem die Hauptstadt durch ein allgemeines Telegraphensystem mit allen übrigen Ländern in lebendigen Verkehr gesetzt würde, schon in dem Tagblatte des Menschheitlebens ausgesprochen, welches der verewigte Dr. K. C. F. Krause im J. 1811 zu Dresden herausgegeben.

b.

Fanatismus.

Der fanatische Haß, den noch bis auf die neueren Zeiten die Geistlichen in Spanien ihren Beichtkindern gegen alle Andersgläubigen einzu-

prägen suchten, hat sich dort schon theilweis auf den Klerus selbst zurückgewendet. In Mexiko aber, welches seine Bildung, d. h. seinen Fanatismus, von Spanien aus erhalten, steht derselbe noch in furchtbarer Blüthe. Die Revue des deux mondes theilt hierüber im ersten Heft v. Aug. 1836 die zuverlässigen Berichte eines Reisenden mit, welche Schauder und Entsetzen erregen. Von Vielem nur Ein Beispiel. Noch im Jahr 1833 wiegelte ein Mönch 2 bis 3000 Leperos auf, und führte sie nach einem Pachthof bei Puebla, wo eine französische Familie wohnte, die nie den Einwohnern den mindesten Grund zur Klage gegeben. Alle Mitglieder der Familie, 9 an der Zahl, wurden ermordet, die Hausfrau, von Stichen durchbohrt, noch lebend, an dem Schweife eines Pferdes davon geschleift; selbst die Diener des Hauses, die Mexikaner waren, wurden ermordet, zur Strafe, „weil sie bei Juden gedient hätten."

c.

Sittenverderbniß.

„Die Sitten," schreibt Michel Chevalier von Mexiko aus (1837), sind, äußerlicherweise, hier nicht völlig so verderbt bei der Aristokratie, als zu Lima und in Brasilien. Die Ausschweifung nimmt sich zum Wenigsten die Mühe, sich zu verbergen. Uebrigens schwinden Ehrlichkeit und Zartgefühl immer mehr. Ehre ist ein Wort, welches bald nur noch bei Spielschulden einen Sinn haben wird. . . Der Eid ist eine Mystification, der Freimuth ein Betrug, die Gerechtigkeit eine Räuberei. Der Diebstahl ist in die Nationalsitten übergegangen; vornehme Damen excelliren, wie man sagt, in der Kunst, in den Magazinen ein Halstuch oder einen Schleier zu eskamotiren. (Aehnliches wurde kürzlich von römischen Damen berichtet.) Die Frauen der niederen Stände ahmen das Beispiel der Vornehmen nach. Es gibt Läden zweiten Ranges in Mexiko, deren Eigenthümer den Werth des jährlich Entwendeten auf 10,000 Franken anschlagen." Auch herrscht noch immer hier eine ungeheure Spielsucht. „Man hat mir einen Pfarrer genannt, der jedes Jahr nach Sankt Augustin bei Mexiko mit einer Summe von 80,000 Franken kommt. Er reitet an das Fenster eines Spielhauses, reicht, ohne abzusteigen, seinen Beutel mit Geld hinein, um ihn auf Eine Karte setzen zu lassen. Ob er verliere oder gewinne, — ohne sein Gesicht zu verändern — reitet er sofort nach seinem Dorfe zurück." —

37.

Neugranada.

Die *Voce della verità* des Herzogthums Modena enthält einen vom 10. Jan. 1837 aus St. Pierre datirten Brief vom Abbate Gallucci, Secretär des päpstlichen Internuncius Baluffi zu Neugranada, worin es u. a. heißt: „Unsere heilige Religion, welche von Tag zu Tage in Europa mehr in Abnahme geräth, vermöge der verderblichen Grundsätze unseres Jahrhunderts, flüchtet sich in die verborgensten Winkel des Erdkreises... Zu St. Pierre — konnte der Bischof nicht ohne Gensd'armerie-Eskorte ausgehen, weil das Volk sich haufenweise zur Benediction herandrängte... Alle Offiziere des Kaiserreichs, decorirt als Obristlieutenants und Bataillonchefs, sah man zuerst niederknieen vor dem Gesalbten des Herrn, den Segen begehren und ehrfurchtsvoll den heiligen Ring küssen... Wir sind ständig von einer unendlichen Menschenmenge umlagert, welche theils den Segen, theils die Weihe der Rosenkränze und der heiligen Medaillen begehren."

38.

Die Irokesen.

a.

Das Volk.

Von den zwei Millionen Ureinwohnern, welche die Theile von Nordamerika inne gehabt, die jetzt zu den Vereinstaaten, zu Englands nördl. und Rußlands westl. Besitzungen gehören, — sind mehrere Stämme gan

verschwunden, überhaupt aber nur noch an 313,000 übrig. Zu diesen gehören die Irokesen, die früher vom Staate Georgia wie wilde Thiere gehetzt, erst seit 1827 zur Ruhe gelangt sind. Damals überstieg die Seelenzahl derselben nicht 13,000. Seitdem aber hat sich das Christenthum unter ihnen ausgebreitet, und für ihre bürgerliche Einrichtung haben sie die Verfassung der Vereinstaaten zum Muster genommen. Schon haben sie auch 22 Schulen, worin die Kinder im Lesen, Schreiben, Rechnen und Zeichnen Unterricht erhalten, und eine Regierungsbuchdruckerei, in welcher die Evangelien und einige Erbauungs- und Unterrichtsbücher, so wie eine Zeitung in der Schirokies-Sprache mit Schriftzeichen gedruckt werden, die ein Eingeborner verfertigt hat.

Die Zahl der Einwohner, die 1832 auf 15,000 angewachsen, belief sich 1834 bereits auf nahe an 18,000, welche 80,000 Stück Hausvieh, 3000 Pflüge, 2500 Spinnräder und 120 große Meiereien besaßen. Bis jetzt sind sie der einzige Stamm der Ureinwohner, welcher seine Selbstständigkeit behauptend, in die europäisch-amerikanische Civilisation eingetreten ist.

b.

Zwei Kapitel aus der Genesis der Irokesen 1).

I. Die Erschaffung des Weibes.

Old Soul, ein Tschipewayän, der in seinen jungen Tagen ein berühmter Krieger gewesen, erzählte uns, was in seinem Stamme in Betreff der Schöpfung sich als Ueberlieferung erhalten. Es war dies im Wesentlichen Folgendes: Der Indier wollte sich nicht herausnehmen, eine Meinung darüber zu äußern, auf welche Weise der Mensch zuerst in die Welt gekommen sei; sondern begann damit, daß er bemerkte, „der Mensch sei zum erstenmal in's Dasein getreten während der Sommermonate, in welchen die Beeren in Ueberfluß vorhanden, die allein ihm zur Nahrung gedient. Als aber der Winter hereinbrach," fuhr Old Soul fort, „wurde der Schnee ihm so hinderlich, daß er in seiner Noth auf den Gedanken kam, sich Schneeschuhe zu machen. Nach einiger Zeit waren die birkenen Formen fertig; da er sie aber nicht zusammenfädeln konnte, — denn das

1) Aus den 1836 erschienenen Narrative of a Journey to the shores of the arctic Ocean in 1833 — 4 — 5, under the command of Captain Back, R. N. von Richard King, M. R. C. S. etc. Chirurg und Naturforscher bei der Expedition. 2 Voll.

ist Frauenarbeit, — so blieben sie unvollendet in seiner Hütte liegen. Diesemnach wurde seine Arbeit immer mühsamer, und mit jedem Tage die Erwerbung der Lebensmittel ungewisser. Eines Tages, als er zu seiner Hütte zurückkehrte, kam ihm ein Geräusch zu seinen Ohren, gleich, als ob Jemand an den Schneeschuhen arbeitete, und als er näher hinzutrat, flog ein Rebhuhn aus der Oeffnung am Giebel der Hütte, worauf er jedoch damals nicht weiter achtete.

Am folgenden Tage machte er einen neuen Ausflug, um zu jagen, und als er ausgeblieben, bis es beinahe dunkel geworden, fiel es ihm bei seiner Rückkehr gewaltig auf, als er dicke Rauchwolken aus seiner Hütte aufsteigen sah. Er eilte zu ihr hin, und sah abermals ein Rebhuhn daraus fortfliegen; und als er eintrat, fand er seine Schneeschuhe mehr als halb fertig gefädelt und sorgfältig neben ein Feuer gestellt, welches in der Mitte der Hütte emporloderte. Er muthmaßte nun, daß das Rebhuhn dies Alles bewerkstelligt habe, obgleich er nicht errathen konnte, auf welche Weise es geschehen, und so beschloß er, sich desselben zu bemächtigen, wenn es nur irgend möglich wäre. In dieser Absicht bedeckte er sorgfältig die obere Oeffnung seiner Hütte, als er nach einigen Tagen wieder auf die Jagd gehen mußte, und der Gedanke stieg in ihm auf, daß, wenn er früher als gewöhnlich zurückkehre, es ihm vielleicht gelingen werde, das Rebhuhn zu überraschen und zu fangen.

Mit großer Behutsamkeit schlich er daher bei seiner Rückkehr an die Hütte heran, und so gelang es ihm, dem Rebhuhn die Flucht abzuschneiden. Er trat ein, und, siehe! mit einemmal verwandelte das Vöglein sich in ein junges Weib, — und — gar bald wurde die Welt dann bevölkert."

II. Die Verwirrung der Sprachen.

„Mehrere Generationen nach der Schöpfung gab es nur eine einzige Sprache; aber ein unglücklicher Zufall störte dieses schöne Einverständniß. Mehrere Kinder kamen zusammen, und als sie alle Spiele, die sie kannten, erschöpft hatten, wußten sie nicht, wie sie sich noch ferner kurzweilen sollten. Da sie schon öfter die Freude gesehen und an ihr Theil genommen, die ihre Eltern hatten, wenn sie die auf der Jagd gefangenen Thiere getödtet und vertheilt, so kamen sie überein, dies in ihrem Spiel nachzuahmen. Sofort wurde einer der Knaben ebenso aufgeknüpft, wie man die Rennthiere aufzuknüpfen pflegte, wenn sie in einer Schlinge gefangen worden, und als er zu athmen aufgehört, zerschnitt man ihn in mehrere Stücke. Jeder der Spielgenossen lief nun mit seinem Antheil zu der Hütte seiner Eltern und erzählte, welch' lustiges Spiel sie gespielt. Die entsetzliche Geschichte erschreckte aber dermaßen die Eltern, daß sie nicht

nur auf das Aeußerste in Verwirrung geriethen, sondern auch unfähig wurden, sich noch ferner einander zu verstehen. Die Folge hiervon war, daß sie sofort auswanderten in weit von einander entlegene Gegenden."

c.

Irokesisches Zeitblatt.

Seit dem J. 1836 gibt ein Irokese für seine Stammgenossen ein Zeitblatt unter dem Titel: „Irokesischer Phönix" heraus, welches theils in der Landes-, theils in englischer Sprache geschrieben wird. Da man zu verstehen gab, der Herausgeber habe weiße Gehülfen, widersprach er in seinem Blatte durch folgende Erklärung: „Kein Weißer nimmt Theil an der Leitung dieses Journals; Niemand, weder ein Weißer noch ein Rother, hat, außer dem ostensiblen Herausgeber, seit dem Beginne des Phönix auch nur eine halbe Spalte der Artikel geschrieben, die unter dem Namen des Herausgebers erschienen sind." —

39.

Die Arrawaks in Guyana.

Dieser aus 27 Familien, oder richtiger Sippschaften bestehende Volksstamm wird uns durch „die brittischen Colonien von Montgomery Martin" (Leipzig. 1835) jetzt erst näher bekannt. — Die Arrawaks sind selten über 5' 4" hoch; das Auge ist aufwärts nach den Schläfen hin geschnitten, die Stirne sehr flach. Ihr Geruchsinn ist so fein, daß sie die Spur jedes lebenden Wesens durch Beriechen der Stellen, welche dasselbe betreten, auffinden können. Frauen darf jeder nehmen, so viele er ernähren kann. Der Häuptling hat über die Dienstleistungen der Familien seiner Frauen zu verfügen; dagegen muß er auch ihr Anführer in allen Fehden sein, und wenn Mangel an Nahrungsmitteln entsteht oder Krankheiten wüthen, nehmen die Familienmitglieder ohne weiteres ihre Zuflucht zu ihm, und bleiben oft so lange bei ihm, bis sein ganzer Vorrath aufgezehrt ist. Das Wiedervergeltungsrecht wird auch bei ihnen mit furchtbarer Strenge geübt. Gegen Fremde sind sie argwöhnisch und abstoßend; — so wie sie aber in ihrer Muttersprache angeredet

werden, verwandelt sich der Argwohn in Zutrauen, und wenn sie mit Europäern in Familienverbindung treten, zeigen sie die seltenste Treue und Ergebenheit. — Jedes Kind erhält von einem pe-i-man oder Zauberer, gegen ein demselben zu leistendes Geschenk, seinen Namen, und die Wirksamkeit der dabei ausgesprochenen Zauberformeln steht mit der Größe des Geschenkes in gleichem Verhältniß. Wer keinen Namen erhalten, fällt, ihrem Glauben zufolge, der ersten Krankheit oder sonstigen Gefährde zum Opfer; daher auch nur die ärmsten — namenlos sind.

40.

Boothia.

Hauptmann Roß gibt uns in einem von Sir John Roß herausgegebenen „Appendix to the Narrative of a second Voyage in search of a North-West Passage etc.“ (1836) mehrere Nachrichten von den Einwohnern von Boothia, die deßhalb besondere Aufmerksamkeit verdienen, weil dieser Volksstamm vielleicht einer der isolirtesten unter allen jemals entdeckten ist, da sie weder mit Europäern, noch selbst mit den übrigen Eskimo's oder sonstigen nomadischen Stämmen Nordamerika's bekannt geworden.

„Ehelosigkeit,“ so berichtet Herr Roß, „ist völlig unbekannt bei ihnen. Sie konnten gar nicht einmal glauben, daß einer von uns ohne Weib lebe.... Da es aber mehr Frauen gibt, als Männer, so ist es bei ihnen herkömmlich, daß die überschüssigen Frauen den besten Jägern zu Theil werden, da sie am besten im Stande sind, selbe zu ernähren. Doch fanden wir nicht, daß Einer mehr als zwei Frauen hatte. Die erste oder älteste hat das Regiment... Die Jungfrau wählt, sobald sie mannbar ist; doch wird der Vertrag zwischen den Eltern der künftigen Eheleute geschlossen. Die Trauung besteht in nichts Anderem als darin, daß die Jungfrau sich in die Hütte ihres Zukünftigen begibt. Verstoßung und Tausch, sowohl der Männer, als der Frauen findet hier, wie bei allen übrigen Eskimo's Statt. Ebenso zeigen auch die Boothier große Liebe zu ihren Kindern. Sie behandeln dieselben mit großer Milde, und ernten dafür zärtliche Anhänglichkeit und willigen Gehorsam. — Gebietendes Ansehen scheint Keiner über die Uebrigen zu besitzen; — was sie unternehmen,

thun sie in Gemeinsamkeit. Krieg ist ihnen unbekannt. Mordthaten sind selten; die Strafe dafür besteht darin, daß der Todtschläger zu immerwährender Einsamkeit dadurch verurtheilt wird, daß alle ihn vermeiden. Als man fragte, warum sie nicht den Mörder tödteten, wurde erwiedert: „dadurch würde man sich selbst gleich schlecht machen, der Verlust des zweiten Lebens das erste nicht herstellen, und der Tödtende für gleich schuldig gehalten werden."

41.

Die Sandwichsinseln.

Das reichhaltige Ausland berichtete im August 1837 über die Zeitung der Sandwichs-Inseln, „dieses Blatt wird sehr gut redigirt und ist von hohem Interesse. Man findet in ihm — auch Auszüge aus den Journalen von Siam, Canton, Calcutta, Singapore, Californien, — aus europäischen und amerikanischen Blättern..." Hätte Cook sich Solches vor sechzig Jahren wohl träumen lassen? Dem Bericht des Auslandes zu Folge beschäftigt die Erziehung die Aufmerksamkeit aller Klassen in Honolulu; die Zeitung ist mit Artikeln über diesen Gegenstand gefüllt, und eine Schule wird jetzt dort erbaut, in welcher arme Kinder Wohnung und Unterricht erhalten sollen. Die Kaufleute haben Geschenke hierzu gemacht, die Handwerker wollen ohne Lohn arbeiten. Die Stadt hat auch einen Hülfsverein für arme kranke Matrosen..." Zum Verkauf werden übrigens u. a. auch angeboten Pariser Damenschuhe, Köllnisches Wasser, und d. gl. m.

In einem anderen Blatte lasen wir Folgendes:

Der Botanist Deppe, ein geborener Preuße, hat auf den Sandwich-Inseln die freundlichste Aufnahme gefunden. Im Audienzsaal des jungen getauften Königs wurde er durch die Bildnisse des Königs von Preußen und des Marschalls Vorwärts überrascht, die mit mehreren anderen die Wände schmückten. Hr. Deppe hat von dort einen, auf jenen Inseln selbst gefertigten Atlas mitgebracht, auf dessen Karten die Namen nach der Aussprache der Sandwicher angegeben sind; dann auch eine Elementar-Enzyklopädie, welche mit schönen Holzschnitten geziert, unter denen

auch Abbildungen von Wien und Berlin. In einer zu Oahu gedruckten Zeitung ist u. a. auch von Göthe und Winkelmann die Rede.

42.

Australien.

„Das Festland Australien, eine geographische Monographie — nach den Quellen dargestellt von C. E. Meinicke —," welche kürzlich zu Prenzlau erschienen, ist, der Versicherung R(itter?)'s in der Preuß. Staatsztg. nach „ein, mit seltenem Fleiß und gründlicher Kritik bearbeitetes, mit vielen eigenthümlichen Ansichten durchflochtenes Werk." — Aus den von Hrn. M. gesammelten Thatsachen geht hervor, daß das Klima von Australien wegen der Milde und Regelmäßigkeit der Temperatur und der Trockenheit und Dunstfreiheit der Temperatur eines der gesundesten der Erde sei. Die mittlere Temperatur in Sidney ist im Frühling 18,6 c., im Sommer 22,3, im Herbst 17,0, im Winter 12,6. — Fast allen Reisenden ist die Einförmigkeit der dortigen Vegetation aufgefallen. Zwar zählt Brown dort 4200 Pflanzenarten (von denen $\frac{9}{10}$ Australien eigenthümlich sind); aber die Hälfte aller Arten gehört allein 11 Familien an; das Geschlecht Eucalyptus bildet in Ost-Australien mindestens $\frac{4}{5}$ aller Wälder, und diesem und dem Acacia-Geschlecht gehört mehr als die Hälfte aller Pflanzen-Individuen des ganzen Landes an. Dazu kömmt, daß die Blätter der vorherrschenden Pflanzen vertikal stehend und auf beiden Seiten gleiche Hautdrüsen haben, des Glanzes und der Frische des nördlichen Laubes ermangeln. Auch die Blumen sind zwar schön, aber einförmig und auffallend duftlos. Merkwürdig ist, daß ebenwohl dies Land so reich an schön gezeichneten, als es arm an Singvögeln ist. Mit dem Reichthum an Vögeln contrastirt die Armuth an Säugthieren und die Einförmigkeit in deren Bildung; fast alle sind Beutelthiere. Sehr rasch verbreiten sich aber die von den anderen Welttheilen eingeführten Pflanzen und Thiere. —

43.

Sechster Welttheil.

Der Globe bemerkt: ein neuer Welttheil bilde sich fast unter unseren Augen; der friedliche Ozean ist auf einer Fläche von fast 50 Graden der Länge auf ebenso viele der Breite mit Inseln übersät. Jede derselben scheint den Mittelpunkt zu bilden für Korallenbänke, die sich aus dem Meer emporthürmen. Die Vereinigung weniger solcher Bänke nimmt bald die Gestalt einer kleinen Insel an, und so wie das Meer sie verlassen, überzieht sie eine reiche Vegetation. Die Natur scheint in jenen Gegenden ganz besonders lebensthätig zu sein. Vom südlichen Theile Neu-Irland's bis zum Norden der Sandwichsinseln heben sich Myriaden solcher Korallenbänke, und wo diese zu langsam wachsen, scheint die Natur noch durch vulkanische Thätigkeit nachhelfen zu wollen.

44.

Allgemeines.

a.

Die Bevölkerung der Erde nach den verschiedenen Religionen

wurde folgendergestalt angegeben:

	von Hassel (im J. 1817)		von Balbi (im J. 1829)
Christen mit allen ihren Verzweigungen	254,000,000	—	260,000,000
Buddhisten	315,977,000	—	170,000,000
Mahomedaner	120,105,000	—	96,000,000
Brahmisten	110,353,000	—	60,000,000

	von Hassel (im J. 1817)		von Balbi (im J. 1829)
Juden	3,930,000	—	4,000,000
Alle übrigen Religionen	134,490,000	—	147,000,000
	967,855,000		737,000,000

b.

Beitrag zur Statistik des Welthandels.

Wie es den Menschen erhebt, wenn er sich bewußt wird, Mitglied einer großen Nation zu sein, so erweitert sich auch seine Brust, wenn ihm der großartige Verkehr zur Anschauung kömmt, in welchen sein Volk, — ja sein Welttheil mit andern Welttheilen verflochten ist; wenn er wahrnehmen kann, daß dieser Verkehr sich stätig erweitert und beschleunigt. Es ist ihm dann, als hörte er die Pulse des großen Lebens schlagen, welches die einzelnen durch Gebirge, durch Wüsten und Meere von einander geschiedenen Völker in einen einigen menschheitlichen Organismus zu verketten strebt! Darum nimmt der Phönix auch von prosaischen Zahlen Notiz, wo dieselben die Steigerung gemeinsamen Lebens und Gedeihens zur Anschauung bringen.

Finden wir daher in der schätzbaren allg. Geschichte und Statistik der europ. Civilisation von J. Schön, daß in Europa eingeführt wurden:

im Jahr	1750 . . .	60	Mill.	Pfd.	Kaffee,
„ —	1788 . . .	150	—	„	—
„ —	1813 . . .	158	—	„	—
„ —	1750 . . .	145	—	„	Zucker,
„ —	1788 . . .	480	—	„	—
„ —	1813 . . .	658	—	„	—

Dann lesen wir mit hohem Interesse, wenn unterm 13. d. M. von Bremen her berichtet wird, daß im vergangenen Jahre in Europa eingeführt wurden: 217 und eine halb Mill. Pfd. Kaffee und 913 und eine halbe Mill. Pfund Zucker; wonach also die Einfuhr von 1788 bis 1836 sich um 67 und eine halbe Mill. Pfd. Kaffee und 433 Mill. Pfd. Zucker vermehrt hat. —

c.

Finanzielle Lage von Europa.

Aus einer Arbeit des Hrn. Fréder. Fayot, welche der Temps vom 14. Oct. 1836 mittheilt, entnehmen wir folgende allgemein interessante Angaben:

Die Masse der ausgegebenen und eingeschriebenen Schulden der großen Staaten Europas übersteigt 37 Milliarden Franken. In dem Schuldregister finden wir Großbritannien mit 21 Milliarden notirt, Holland und Belgien mit 4, ebenso Frankreich; Spanien ebenfalls mit 4, (wovon jedoch nur 2 Interess. zahlen.) u. s. w.

Das Münzkapital der vornehmsten Staaten wurde noch vor einiger Zeit auf 5 Milliarden angeschlagen; gegenwärtig ist das Maximum des baaren Geldes nur 4 Milliarden, womit der Kurs von 37 Milliarden öffentlicher Fonds und 20 Milliarden von Bank-Actien und Scheinen, Kanal-, Eisenbahn-Actien u. s. w. und alles umlaufende Handelspapier aufrecht zu erhalten sind. Die furchtbare finanzielle Krise von 1825 war durch Entwerthung einer Milliarde herbeigeführt, die von 1816—1825 in England für das span. Amerika angeliehen. Jetzt stehen $4\frac{1}{2}$ Milld. in Gefahr durch die span. und portug. Irrungen, — und es könnte dies wohl jene von Napoleon auf St. Helena prophezeite „*Conflagration des crédits publics*" zur Folge haben. —

d.

Sterblichkeit in den Hauptstädten Europa's und Nordamerika's.

Nach Dr. John Hogg's „London wie es ist," beträgt die jährliche Sterblichkeit:

in London	1 auf 40		in Philadelphia	1 auf 31.	
„ Petersburg	1 „ 37		„ Neapel	1 „ 28.	
„ New-York	1 „ 35		„ Brüssel	1 „ 25.	
„ Berlin	1 „ 34		„ Amsterdam	1 „ 24.	
„ Paris	1 „ 32		„ Wien	1 „ $22\frac{1}{2}$.	

Von allen Ländern Europa's soll Sizilien das ungesundeste Klima und die größte, — England überhaupt genommen — die geringste Sterblichkeit haben.

e.

Zunahme des Pauperismus in den mehrsten civilisirten Staaten Europa's.

Aus Naville's sehr zu empfehlendem, reichhaltigen Werk de la charité légale 1836 (2 voll.) ersehen wir, daß zu Kopenhagen die für die Armen erhobene Steuer sich in 4 Jahren verdoppelt hat. Zu Stockholm, wo man vor hundert Jahren 930 Arme zählte, gibt es deren jetzt an 15,000! Zu Berlin hat seit 1815 die Ausgabe für die Bedürftigen sich vervierfacht; und daß auch in anderen deutschen Staaten noch viel Elend zu finden, wird durch die große Anzahl der Auswanderer wahrscheinlich; in die 7 Häfen der V. Staaten von N. Am. sind im Jahr 1834 deren 31,000 angekommen. Zu Venedig lebt eine Hälfte der Stadt von den Unterstützungen der Anderen. Von 100 Einwohnern mußte Holland im J. 1822 neun, jetzt muß es zwölf unterstützen. In Belgien gehört mehr als $\frac{1}{6}$ der Bevölkerung zur Klasse der Bedürftigen. Auch in der Schweiz vermehrt sich die Anzahl derselben; in einigen Cantonen werden von 100 Einwohnern 25 unterstützt. Am meisten jedoch leidet England durch den Pauperism. Die Armentaxe absorbirt jetzt $\frac{1}{6}$ des reinen Einkommens der liegenden Güter; per Kopf hat sie seit 1780 sich verdoppelt und ungefähr $\frac{1}{3}$ der Nation nimmt die öffentliche Wohlthätigkeit in Anspruch! — Diesen Angaben kann man die erfreuliche aus Hrn. v. Villeneuve-Bargemont's Economie politique chrétienne geschöpfte beifügen, daß in Frankreich, wo, nach des berühmten Vauban's Denkschrift v. 1698, unter Ludwig dem Großen — ein Zehntel der Nation „wirklich bettelte," gegenwärtig von einer verdoppelten Bevölkerung nur mehr ein zwanzigstel derselben zu den Bedürftigen gehört, im Ganzen also ungefähr 1,600,000 Individuen, in welcher Zahl jedoch circa 540,000 Fündlinge und die, fast alle in öffentliche Anstalten aufgenommene Gebrechlichen und Viele nur theilweiser Unterstützung Bedürftige gehören. — Auch ergibt sich aus amtlichen Berichten, daß in den französ. Fabrikstädten von 1813 bis auf 1835 die Zahl der Bedürftigen sich von 103,000 auf 62,539 vermindert hat.

Nach Hrn. de Villeneuve-Bargemont findet näher folgende Vertheilung derselben Statt:

	Bevölkerung.		Arme		Verhältniß der Arm. zur Bevölk.
England hat	23,400,000	—	c. 3,900,000	—	$\frac{1}{6}$
Deutschland =	. . . .		= 680,000	—	$\frac{1}{20}$
Oesterreich =	32,000,000	—	= 1,283,000	—	$\frac{1}{23}$

	Bevölkerung.		Arme.		Verhältniß der Arm. zur Bevölk.
Dänemark	. . . .		. . . . . .	—	1/25
Spanien	13,900,000	—	c. 450,000 (?)	—	1/30
Frankreich	32,000,000	—	1,600,000	—	1/30
Italien	19,044,000	—	750,000	—	1/25
Belgien Holland	. . . .		. . . . . .	—	1/7
Portugal	3,530,000	—	141,000	—	1/25
Preußen	12,700,000	—	425,000	—	1/30
Eur. Rußl.	52,500,000	—	525,000	—	1/100
Schweden	3,866,000	—	154,000	—	1/25
Schweiz	1,724,000	—	17,000	—	1/100
Ganz Europa:	226,445,200	—	10,897,333.	—	1/20

f.

Criminalstatistik.

Nach den Berechnungen des Colonel Forsell in seinem 1837 erschienenen Werke über Schweden fände hinsichtlich der Verbrecher folgendes Verhältniß in Beziehung auf die Bevölkerung statt:

In den Ver. Staaten v. Nordamerika wie eins zu 3,500 Einw.
„ Wales . . . . „ „ „ 2,520 —
„ Dänemark . . . . „ „ „ 1,700 —
„ Schweden . . . . „ „ „ 1,500 —
„ Schottland . . . . „ „ „ 1,130 —
„ England . . . . „ „ „ 740 —
„ Irland . . . . „ „ „ 490 —
„ Neu Süd-Wallis . . . . „ „ „ 22 —

g.

Zur Statistik der Tagblätter.

Es gab zu Ende 1835 27 Zeitungen für Ost- und 20 für West-Indien. Von den ersteren hat, nach der Versicherung des Major Head, die Gazette de l'Inde 568 und der Bengal Hurkara 954 Abonnenten. China hat nur ein Journal, das Canton-Register, dagegen Australien 17. Zu Constantinopel erscheint jetzt, neben dem, mit Anfang 1832 hervorgetretenen Moniteur ottoman, noch ein zweites offizielles Blatt in türkischer

Sprache, der: „Takoimi Wechaii," d. h. Darstellung der Ereignisse. Die Leitung desselben ist den Händen des Reichs-Historiographen Essad Effendi anvertraut. Da nun die Zeit ihre siebenmalsieben Meilenstiefel angezogen, um die Nemesis im Triumphe durch das allgemeine Wirrsal hinzutragen, so mag es für die Osmanlis jetzt schon hinreichen, wenn ihnen auch nur die — deutlich und vernehmlich genug — sprechenden Ereignisse dargestellt werden. Für die gesprächigen und von uralters sehr neugierigen Griechen gab es nur erst 4 Journale: Die Epoche, die Ephemeriden, den Erretter und das Journal de Smyrne; — jetzt sind noch die türkisch-griechischen Kretischen Ephemeriden auf Candia hinzugekommen. —

h.

Verminderung der Hinrichtungen — und Mordthaten.

Es zeigt sich in der neuesten Zeit bei den gebildeten Völkern Europa's eine merkliche Verminderung der Anwendung der Todesstrafe.

In Preußen, wo nur mehr Mord mit dem Tode bestraft wird, wurden in den letzten 15 Jahren:

Von	1820—1825	von	60	zum Tod Verurtheilten	47	hingerichtet,
=	1825—1830	=	50	= = —	26	—
=	1830—1835	=	43	= = —	16	—

In England fanden (nach den dem Parlement vorgelegten Akten) in den letzten 21 Jahren Hinrichtungen statt:

in den ersten	7 Jahren	649,	von denen	141	für Mord,
= = zweiten	= —	484,	= =	113	= —
= = letzten	= —	355,	= =	105	= —

In Belgien wurden, nach der der Deputirtenkammer mitgetheilten Uebersicht, hingerichtet:

Im Jahr	1814 ..	235 Verbrecher,	von denen	150	für Mord.
= =	1814 ..	71 —	= =	64	= —
= =	1824 ..	23 von 38 wegen Mord Verurtheilter,			
= =	1834 ..	Keiner von 20	= =	—	

So hat also überall, mit Verminderung der Hinrichtungen auch die Zahl der Mordthaten abgenommen.

i.

Religiöse Conflikte vom Athos bis zu den Säulen des Herkules.

Nach öffentlichen Blättern sind jetzt (Oct. 1836) amerikanisch-protestantische Missionarien im Conflikt mit den griechischen Katho-

liken des neuen Hellas; — in Ungarn breiten sich die Calvinisten so stark aus, daß katholische Bischöfe und sonstige Vorfechter der Kirche bedeutende Summen zur Eindämmung dieser Strömung zusammenschießen. In Oesterreich und Baiern wird hin und her über die Nothwendigkeit und Unmöglichkeit, die Jesuiten wieder einzuführen geredet und geschrieben. Das übrige Deutschland hat mit Muckern und Rationalisten, mit Hengstenberg und Strauß vollauf zu thun. In Frankreich unterdrückt die Julireqierung die Julikirche des Abbé Châtel, während in der gebildeten Pariser Welt die Mode, kirchgläubig zu scheinen, schon wieder im Abkommen ist. Aus Spanien endlich wird berichtet, daß am 7. Sept. 1836 ein Geistlicher in der Madrider Akademie des Kirchenrechts öffentlich den Satz vertheidigt hat: „Es ist mit der Heiligkeit, welche der Priesterstand erheischt, nicht unvereinbar, daß die Geistlichen verheirathet seien.“ —

k.

Anzahl der Zeitungen auf dem Erdball.

Dem Journal gén. de la littérat. de France zufolge (dessen Genauigkeit hinsichtlich des Auslandes wir jedoch keineswegs verbürgen) gab es Ende 1836 in England 274 Zeitungen, in Frankreich 234, in Belgien 62, in Preußen 288, in den anderen deutschen Staaten 305, in Oesterreich 82, in Holland 150, in der Schweiz 36, — dagegen in Rußland und Polen zusammen genommen nur 84, in Portugal 17, in Spanien 12 (?) u. s. w. überhaupt,

in Europa . .	2148	Zeitungen
= Amerika .	1138	—
= Asien . . .	27	—
= Afrika . . .	12	—
= Australien	9	—
In allem also	3334.	—

l.

Monumente Europa's.

Mehreren Zeitungen zufolge arbeiten die Herren Doktoren Pertz und Böhmer sehr fleißig an den *Monumentis Germaniae.* Gleiche gelehrte Rührigkeit macht sich jetzt in Frankreich, Belgien, Skandinavien, Böhmen, Ungarn und selbst in Rußland bemerklich. Bauen etwa diese Länder sich selbst schon ihre Denkmäler, in der

Ahndung völligen Hinscheidens, oder tragen, sie nur Myrrhen und Gewürze zum Wiedergeburtsgrab zusammen, im Vorgefühl, daß ihre Phönix-Periode abgelaufen, und ein neuer Weltlauf beginne?

m.

Europa's Kosmopolitismus.

Sehr schön heißt es in einem Aufsatze, „die fünf Welttheile" überschrieben, den die außerordentl. Beil. zur allg. Ztg. v. 4. Januar 1837 bringt: „Ist es nicht ein erfreulicher Anblick, jetzt die mannigfaltigen Völker, die über unseren Planeten, wie Bienen in dem wundervollsten Baume, wohnen, alle zu einer höheren, geistigeren Regsamkeit erwacht, in Kultur und Sitte, in Glauben und Künsten, bald rascher, bald langsamer, aber doch immer und überall vorwärts schreiten zu sehen? Und wer hat fast in alle Winkel und abgelegene Eilande des unendlichen Weltmeeres dieses neue, höhere Streben getragen, wer bringt rastlos die prometheische Fakkel zu den jugendlich frischen Bewohnern der Südsee, zu den dumpf hinstarrenden, alterskranken Urbewohnern Amerikas, zu den beweglichen, sinnvollen Malaien, zu den körperlich unerschöpften Aethiopiern? Es ist Europa, das mitten aus den Aengsten und Kümmernissen seiner Civilisation so schöne, ja heilige Entwürfe und Keime für die Fremde empor fördert. Europa ist ein Bürger der fernsten Zone, ein Bürger der Zeiten, die da kommen sollen..."

IV.

Artistisches, Sociales

und

Religiöses.

Artistisches, Sociales und Religiöses.

1.

Die Kunstausstellungen in Frankfurt a. M.

a.

Im Sommer 1836.

Wenn die Kinder am Christabend erst von dem Glanze der mannigfaltigsten Liebesgaben sich hinreißen und auf eine Weile fesseln lassen, dann aber, wenn sie Alles beschaut, berührt, vielleicht auch ein Stückchen genascht, — mit einemmale sich erinnern, wer ihnen dies Alles mit gar manchen Mühen bereitet, und nun zu Eltern und Verwandten hineilen, im leuchtenden Auge den Dank darzubringen für so viele Arbeit — und Liebe, — so wollen wir uns nicht durch die Kleinen beschämen lassen, sondern auch, nachdem wir die reiche Ausstellung durchwandert, jenen trefflichen Freunden der Kunst und der Künstler, der Kunstliebhaber und sonstigen Schaulustigen, — die mit so mancherlei Aufopferungen uns dieses Fest bereitet, unseren herzlichen Dank dafür darbringen, — und ganz besonders dem zeitlichen Sekretär des Kunstvereins, Herrn John, der sich so bereitwillig des größten Theiles der vielfachen Mühewaltung unterzogen. — Dem Künstler ist das Ausbilden des Schönen, Bedeutsamen, Wunderbaren, welches ihm von höherer Hand dargeboten wird, — der unwiderstehliche Beruf, das dringendste unabweislichste Bedürfniß seines Lebens. Aber das Bilden ist nur die erste Hälfte seines

künstlerischen Daseins, welches seine Ergänzung erst darin findet, daß das Kunstwerk — als solches, als gelungen, — zur Anerkennung kömmt, daß es erkannt und von Freunden des Schönen, Vollkommenen genossen wird. Diese Ergänzung ist aber um so vollständiger und befriedigender, je größer die Zahl der Genießenden, der Bewunderer, der Verehrer. So findet die Kunst, die aus der Bewunderung des — mit leiblichen oder geistigen Augen — Geschauten entspringt, ihren ersten Schluß- und Ruhepunkt selbst wieder in der Bewunderung; denn ein zweiter, noch schönerer, noch höhere Befriedigung gewährender Kreislauf eröffnet sich erst da, wo die genießende Bewunderung des Betrachters eines Kunstwerks diesen selbst zu künstlerischem Bilden begeistert, und so der erste Ruhepunkt zur Geburtsstätte, zum Lebenspunkt eines zweiten Kunstgebildes wird. —

Jene erste, wesentlichste Ergänzung seines Daseins wurde ursprünglich den Künstlern dadurch zu Theil, daß ihre Werke in Tempeln und Kirchen, oder sonstigen öffentlichen Gebäuden dem Staunen der Menge, der denkenden gefühlten Würdigung der Eingeweihten dargeboten wurden. Aber wie das geistige Leben der Menschen über die ausschließliche Verehrung vorzeitlicher Göttergeschichten und über die Sehnsucht nach künftiger Seligkeit, so ging auch die Kunst über die ausschließliche Bewunderung und Darstellung des Heiligen (im engeren Sinne des Wortes) hinaus, wie jenes zur Vertiefung in die Gegenwart und zum Genusse des Natürlichen, so die Kunst zur Darbildung der unmittelbar vorhandenen Natur (Stillleben, Landschaft, Porträt, Genrebild) und der profanen Geschichte. Ist doch wirklich jedes Erzeugniß der göttlich-schaffenden Natur, jedes, irgend ein göttliches Moment des menschlichen Wesens offenbarendes Ereigniß, — eben als dieser eigenthümliche Ausdruck oder Reflex des Göttlichen — ein würdiger Gegenstand der bewundernden Betrachtung, — wie jeder Versuch, das Geschaute und vollends das Schöne, Wundersame, oder Erhabene nachzubilden und darzustellen selbst wieder ein Bezeugniß des Ueberthierischen, Ueberselbstischen, Allgemeinen, des wahrhaft Göttlichen in dem menschlichen Wesen ist! — Für dieses alles aber, was außerhalb des kirchlich-heiligen Gebietes lag, war zunächst in der neueren Zeit noch keine Stätte der Veröffentlichung erbaut, und als das mit Allgewalt wieder auflebende sg. heidnische Element des Lebens sich in der Folge in den Gallerien und Museen seine eigenen Tempel erbaute, wurde die Aufnahme in dieselben nur den seltenen Virtuosen, und auch dieses meistens nur nach ihrem Tode eröffnet. So fehlte den Künstlern durchgängig die andere Hälfte ihres Künstlerdaseins, für welche die Hoff-

nung unvergänglichen Ruhmes — bei der Nach-Welt — doch keinen hinreichenden Ersatz darbieten konnte. Ueberdies blieb es — zum wenigsten für die gewöhnliche Vorstellung, — dem bloßen Zufall überlassen, ob junge Künstler überhaupt bekannt, ob ihnen die Mittel zur Fortbildung zu Theil würden. — Indessen brachte das üppige, ruhmsüchtige, prunkliebende Zeitalter Ludwig's XIV. die Kunstliebhaberei an die Tagesordnung. Die Helden wollten ihre Schlachten, die anderen Notabilitäten ihre Personen auf der Leinwand verewigt sehen, die Genüßler sich am Anblick üppiger Scenen weiden, andere auf den Flügeln der Kunst sich in den Aether der Vernehmigkeit erheben, und durch Begünstigung derselben an dem Ruhme der Künstler ihren Antheil haben. So kamen schon damals in der glänzenden Hofstadt unserer schauspielerischen Nachbarn — Kunstausstellungen zu Stande, durch welche die französischen Maler bereits ein großes Publikum gewannen. — Wie aber in der sg. guten, alten Zeit das Leben durchweg seinen Impuls, seine Richtung und Haltung von oben herab empfing, von der Willkühr der Machthaber, von der Gunst und Laune der Großen, so blieben auch solche Ausstellungen nur glückliche Zufälle, und die Kunst im Dienst der Gnade.

Die Revolution, die man nach der vorkämpfenden Nation — die französische zu nennen pflegt, die aber schon jetzt eine nicht mehr blos europäische ist, brachte auch in den eben besprochenen Verhältnissen einen radikalen Umschwung zu Stande. Oeffentlichkeit und freie Concurrenz wurden allgemeine Bedürfnisse; mit der bürgerlichen Gesellschaft wurden auch Kunst und Wissenschaft emancipirt; — die Kräfte des Himmels bewegten sich, und neue Offenbarungen des Göttlichen in fast allen Kreisen des Daseins eröffneten eine neue Zeit. Namentlich in unserem heiligen Deutschland erhielt die bildende Kunst von der Philosophie und der ihr engverbündeten Poesie eine neue Weihe; — sie wurde in der That zu einer religiösen Angelegenheit der Gebildeten. Wie nun überhaupt die allgemeine Meinung an die Stelle der traditionellen Autorität auf den Thron gestiegen, so fing jetzt das Leben von der lebendigen Mitte der Gesellschaft, von der Klasse der Gebildeten aus sich zu gestalten an, und was früher durch einzelne Machthaber, das wurde nunmehr durch freie Vereine bewirkt; daher das nächste Jahrhundert das gegenwärtige vielleicht das Jahrhundert der Vereine — und der Versöhnung — nennen wird.

Aus dieser allgemeinen Tendenz der neuesten Zeit sind auch die Kunstvereine hervorgegangen, und wenn wir die Hieroglyphen der Gegenwart zu deuten wagen, so möchten wir als das nächste Ziel derselben

einen Verein dieser Vereine, d. h. eine organische Verkettung derselben bezeichnen.

Verweilen wir aber zunächst bei der Gegenwart, so können wir uns über das sichtliche Gedeihen dieser gemeinnützlichen Veranstaltung erfreuen, und deren Förderung allen Freunden einer fortschreitenden Bildung auf das angelegentlichste empfehlen. Vor Allem erfreulich ist, daß durch solche Ausstellung die Künstler die nothwendige Ergänzung ihres künstlerischen Lebens, die Kunst selbst, das göttliche Schöne einen neuen Tempel, das Publikum einen reinen, reichen, über das Alltägliche erhebenden Genuß gewinnen. Indem aber gar Mannigfaltiges zur Vergleichung dargeboten wird, ist den Betrachtenden auch eine Gelegenheit eröffnet, ihr Urtheil über die verschiedenen Leistungen zu bilden. Sowohl das Urtheil der Menge, als die lautwerdende Kritik der Kunstgenossen und Kenner kann dann rückwärts die Ansichten der Künstler berichtigen und läutern, und so, durch wechselseitigen Austausch der Werke und Urtheile der Kunstsinn — und Künstlersinn sich immer mehr bilden und steigern.

Indeß bedürfen die Künstler auch durchgängig finanzieller Unterstützung, und so hat die Ausstellung ihrer Werke ebenwohl die Bestimmung, deren Verkauf auf alle Weise zu erleichtern. Dies mögen dann besonders die mit zeitlichen Gütern Gesegneten bedenken, und hierbei erwägen, daß sie dem Künstler, der sein Leben der Darstellung des Anmuthigen, Schönen, Erhabenen, Heiligen, kurz der Offenbarung des sichtbaren Göttlichen in seiner reichen Farbenbrechung widmet, auch nach Kräften ihre Dankbarkeit zu erweisen verpflichtet sind. Ist ihnen die Gabe des künstlerischen Schaffens versagt, so sind sie dagegen mit den Mitteln, dieses Schaffen zu fördern begabt, und auch die Dankbarkeit, auch die Förderung des Guten und Schönen — ist eine Offenbarung des Göttlichen im Menschen. Mögen sie daher einen Theil der Gunst, die sie den flüchtigen Kunstleistungen der Bühne und der Musik schenken, den bleibenden Werken der bildenden Künste zuwenden, und dabei erwägen, daß das Scherflein, welches sie zur Unterstützung der Künstler beitragen, zugleich der allgemeinen Bildung, und namentlich der Ausbildung des Schönheitssinnes ihrer Mitbürger zugewendet ist. — Die Künstler aber mögen bedenken, daß die Theilnahme an ihren Leistungen nur erst im Aufblühen ist, und daß sie durch möglichst billige Preisbestimmung dem werdenden Kunstpublikum freundlich entgegenkommen müssen, wenn die Ausstellungen sich eines bleibenden Erfolges erfreuen sollen. —

Uebersehen wir nun, scheidend, und manchen liebgewonnenen Ge-

bilden ein Lebewohl — vielleicht auf immer — zuflüsternd, noch einmal die ganze schweigsame, und mitunter doch so beredte Versammlung, so können wir nicht bergen, daß dieselbe — im Ganzen genommen — einen ähnlichen Eindruck in uns zurückgelassen, wie wenn wir einen ganzen Stoß der neuesten Erzeugnisse der sogenannten schönen Literatur nacheinander durchblättert. Hier wie dort — überhaupt eine lebhafte Regsamkeit nach allen Seiten hin, bei mehreren — Einzelnes recht Gelungenes; aber nur bei sehr wenigen geniale Originalität, bei den wenigsten durchgängige Annäherung zum Vollendeten; — bei den meisten hingegen theilweise Vernachlässigung, bei Einigen sogar fast absichtliche Geringschätzung wesentlicher Momente eines Kunstwerkes überhaupt und eines Kunstgemäldes insbesondere. Namentlich ist bei sehr Vielen eine Eiligkeit, eine Hast der Ausführung zu bemerken, durch welche die Werke der Menschenhand, so weit hinter den Werken der Natur zurückbleiben, deren zeitlich mannigfach getrübte Erscheinung sie doch durch concentrirte Schönheit, durch gediegene Vollendung überbieten sollten. Die Naturseele aber ist in allen ihren Gestalten gleich gegenwärtig und wirksam; sie führt Jedes in seiner Art und nach seiner Bestimmung mit gleicher Sorgfalt aus; sie übereilet Nichts, sondern wirkt stätig und gelassen, als die ewiglebende für ewige, ihrer Werke sich erfreuende Götter. In dieser vollen Hingabe an den Gegenstand, in dieser stätigen Treue bei der Arbeit kann der Mensch, und muß er der verborgenen Werberin der Tiefe nacheifern, will er überhaupt eine Stelle in den heiligen Reihen der wahrhaften Künstler verdienen. Aber die Eilfertigkeit, die seit dem letzten großen Umschwung der Dinge sich aller Gemüther bemächtigt hat, und sie zum Schnell-Lesen und Schreiben, zum Schnell-Fahren und überhaupt zum Schnell-Leben hintreibt, scheint auch in die Werkstätten der Maler eingedrungen zu sein und auch diese zum Schnell-Malen und Schnell-Fertigmachen zu stacheln. So kömmt es denn, daß zwar Vielerlei, aber wenig Gehaltvolles, Durchgebildetes produzirt wird, und daß wir nur wenigen Werken begegnen, an denen nicht sofort selbst die Laien diese oder jene Mängel zu bemerken und zu rügen sich veranlaßt fänden. Allerdings macht derselbe Mißstand sich auch in der schönen Literatur bemerklich, und wir glauben keinen gegründeten Widerspruch zu erfahren, wenn wir behaupten, daß er größtentheils aus der einseitigen Opposition der Romantik gegen das Antike, der Humoristik gegen das Classische entsprungen. Wie Göthe, Schiller, Wieland, — aus hoher Verehrung für die ruhige Vollendung des Antiken, auch selbst ihre Werke in jeder Beziehung zu vollenden strebten, so begann dagegen mit Tieck, Friedrich Schlegel, Jean Paul, eine gewisse Nonchalance, eine theilweise

Vernachlässigung der Form, die selbst jetzt noch bei poetischen Notabilitäten, wie Rückert und Leopold Schefer, sich mitunter schmerzlich verspüren läßt. Das Gefühlvolle, Geistreiche, Bedeutsame sollte genügen, wenn es auch in rauher Schale dargeboten wurde, als wenn die Seele eine vollkommene wäre, welche nicht ihre ganze Erscheinung durchdringt, und ihre Leiblichkeit zum vollständigen Ausdruck und Ausspruch ihrer inneren Vollkommenheit macht. Auch die bildenden Künstler wurden theilweise von jenem romantischen Rausche ergriffen, und wenn nur tiefe Gedanken und Empfindungen auf die Leinwand geschrieben waren, so kümmerte man sich wenig um die Correktheit der Zeichnung, um die Tüchtigkeit der Färbung und die Schönheit des Colorits. Und doch ist gerade die Form im weitesten Sinne des Worts, die von so Manchem gering geschätzt wird, genau betrachtet das Wichtigste von jedem Kunstwerk, da sich gerade in ihr die Allgegenwart des schaffenden Geistes beurkundet.

Was namentlich die Malerei betrifft, so dürfte es doch wohl Jedem einleuchten, daß vor Allem Richtigkeit der Zeichnung eben so nothwendig bei ihr vorausgesetzt wird, wie die Correktheit der Sprache und der Versifikation bei der Poesie. Ein Gleiches ist von der eigentlichen Composition, von der anmuthigen, verständigen, sinnvollen Anordnung und Gruppirung zu sagen. Durch sie erst können Zeichnungen und Dichtungen überhaupt zu Kunstwerken werden. Wie dann aber das sprachrichtige, wohlcomponirte Gedicht erst dadurch wirklich zu einem poetischen Kunstwerk wird, daß die Sprache sich zur Musik verklärt, und Melodie und Harmonie das Ganze beherrschen, — so wird die korrekte, wohlangeordnete Zeichnung erst dadurch zu einem wahrhaften Gemälde, daß die Farbe sich zum lebendigen Scheine der naturgemäßen Wirklichkeit verklärt, und über das Ganze sich der Zauber eines schönen Colorits verbreitet.

Erst wenn diesen Forderungen ein Genüge geleistet, kann von den höheren Aufgaben der Kunst die Rede sein; erst wenn die Schwierigkeiten des Technischen überwunden sind, kann die Verwirklichung bestimmter Ideale zur Sprache kommen. Bei Werken, die der Kindheit der bildenden Kunst angehören, stört uns mancher Mangel nicht, wenn die technische Ausführung noch zurückbleibt hinter der mächtig hervordrängenden Empfindung. Nachdem aber die Kunst sich des Technischen bereits vollkommen bemächtigt, würde es ein Anzeichen kindisch-werdenden Alters sein, wenn man wieder zu jener ersten Dürftigkeit zurückkehren wollte. Die wahre Rückkehr — in die Kindheit, welche den Himmel der Kunst eröffnet, ist nicht, Kinder zu werden am Verständniß, sondern offen zu werden für alles Tüchtige und Treffliche, was uns dar-

geboten wird, und, wie Kinder, nur dasjenige zu produziren, wozu die Macht des Genius treibt. So können die großen, naiven Meister des 14. und 15. und theilweis noch des 16. Jahrhunderts nur dadurch — ihrer würdig — nachgeahmt werden, daß man, wie sie, von dem lebendigen Geiste des Jahrhunderts sich durchdringen und bewegen läßt, und, wie sie, zur Produktion der Phantasiebilder, die aus der Vermählung des allgemeinen und des individuellen Geistes an das Licht des Bewußtseins kommen, sich aller der Kunstmittel bemächtigt und bedient, die bereits von den Vorfahren und Zeitgenossen aufgefunden worden.

In beiden Beziehungen scheint uns — von den Kunstakademieen, die vorzugsweise die diesjährige Ausstellung mit ihren Sendungen geschmückt haben, — die Düsseldorfer Schule von dem Geiste der großen Maler jener früheren Jahrhunderte am innigsten durchdrungen zu sein.

Einestheils hat nämlich die eigenthümlichste Tendenz der neuesten Zeit, die wesentlich eine allumfassende, man kann sagen, eine encyklopädische ist, auch in jener Schule eine thatsächliche Anerkennung gefunden. Jede Kunstbestrebung des Jahrhunderts ist dort durch tüchtige Arbeiter vertreten; jedem Bedürfniß des vielgestaltigen Publikums wird durch mannigfaltige Leistungen begegnet. Wir erinnern hier nur aus der diesjährigen Ausstellung an Deger's Maria für das Religiöse, an Steinbrück's Genoveva für das Historische, an den Knaben vom Berge von Müller, und das wunderliebliche Bauernmädchen von J. Becker als Genrebilder, an Lessing und Posé für die Landschaft, an Achenbach's Marinen und an Schartmann's Frühstück als Stillleben.

Man sieht aus diesen Arbeiten, daß keine der Sphären, in welche der Künstlergeist im Verlauf seiner bisherigen Entwicklung eingegangen, hier ausgeschlossen ist, vielmehr, nach den vernünftigen neueren Erziehungsprincipien, jedem werdenden Künstler die Bahn einzuschlagen vergönnt wird, auf welche sein Genius ihn treibt, auf welcher allein er darum auch Treffliches zu leisten vermag.

Anderntheils beweisen die zur Ausstellung gekommenen Werke jener Schule, daß durchgängig von einem gründlichen, eifrigen Naturstudium ausgegangen, daß die treueste Sorgfalt auf alles Technische verwendet, und alle Elemente jedes Bildes mit gleicher Liebe behandelt und ausgeführt werden. Ueberall gewahrt man, daß die wesentliche Bestimmung jedes Gemäldes, als Gemäldes — (im Unterschied von Zeichnung und Skulptur) — nämlich schöne, ergreifende Anschaulichkeit wirklicher oder möglicher Gestaltung in ihrer

wahrhaften Färbung und Beleuchtung — als diejenige Aufgabe fest im Auge gehalten wird, welche nothwendig gelöst werden muß, um den Ideen-schaffenden Genius in Besitz der Mittel zur Verwirklichung seiner Ideale zu setzen. Und auch hierbei läßt sich jene Freisinnigkeit der leitenden Meister nicht verkennen, welche sich darauf beschränkt, die Zöglinge für die Aufgabe zu begeistern, ohne ihr individuelles Geschick bei Lösung derselben in eine einzige Methode einzubannen.

Darum sprechen uns auch die Werke dieser Schule durchgängig so lebendig an, weil Jugend und Freiheit, weil individuelle Tüchtigkeit und ein aufquellendes Leben von Innen heraus uns entgegen athmen.

Daß übrigens die innigste Vertiefung in die Natur, selbst in die Beschaffenheit unbedeutender Moose und scheintodten Gesteines und jeder sonstigen Aeußerlichkeit, den Künstler vom Aufflug zum Tabor der geistigsten, noch darstellbaren Empfindungen nicht zurückhält, davon haben nicht nur die größten alten Meister, ein van Eyck und Hemling, ein Dürer und Schoreel, Fiesole, Leonardo und so viele andere uns die vollste Gewißheit gegeben; — auch noch in unserer Ausstellung haben das meisterhafte Bild von Deger und dessen, leider! erst wenige Tage vor dem Schluß ausgestellte Zeichnung, „die Himmelfahrt Christi," den Beweis geliefert, daß die Freude an der Gegenwart nicht unvereinbar ist mit einem Aufschwung in den Aether der Religion, daß vielmehr gerade die Kunst berufen ist, die Vermählung Himmels und der Erde zu beseligender Anschauung zu bringen. Wußten wir uns doch nicht zu erinnern, eine schönere Perle in reinerem Golde gefaßt gesehen zu haben, als Deger's Christuskind im weichen Moose gebettet, — das vom Himmel herabgestiegene, zur Bedürftigkeit sich herablassende Kind Gottes, umfangen von dem aus der Nacht und der Starrheit des Felsens sich losringenden, zum Lichte, zum Leben und zur Freiheit emporstrebenden Stoffe! — Auch möchten wohl mehrere Apostel auf jener Zeichnung dem Geistigsten und Tiefstempfundenen anzureihen sein, was uns in den Zeichnungen Overbeck's so überwältigend ergreift.

Wenn wir uns aber über die Bestrebungen der Düsseldorfer Schule, soweit sie uns aus den eingesendeten Bildern erkennbar geworden, mit einiger Ausführlichkeit verbreitet haben, so wurden wir hierzu theils durch die Dankbarkeit bestimmt, zu welcher der reiche, durch ihre Leistungen gewährte Genuß uns verpflichtet, theils durch den, von vielen Seiten her vernommenen, auch von uns gehegten Wunsch, daß in den angedeuteten Beziehungen die sehr achtbaren Bestrebungen der hiesigen Schule sich durch die ihrer niederrheinischen Schwester vervollständigen lassen möchten!

Daß junge Künstler sich vorliebig der Darstellung religiöser Gegenstände widmen, kann, an und für sich genommen, nur als eine höchst erfreuliche Thatsache anerkannt werden. Religion ist das Band der Welt, geweiht ist alles, was zu ihrer Belebung, zu ihrer Verherrlichung dient. Zweierlei scheint uns aber hierbei einer besonderen Erwägung werth.

Für's Erste ist doch wohl nicht in Abrede zu stellen, daß die Religion innerhalb der Sphäre der Kunst — auch an alle wesentlichen Voraussetzungen und Bedingungen derselben gebunden. Der Geist ist allerdings das Leben und das Belebende; aber um lebendige Gestalten und Werke hervorzubringen, bedarf er der Materialien; er muß Fleisch werden und es nicht für eine Selbsterniedrigung halten, sich neben untergeordnete Lebendigkeiten in die Krippe legen zu lassen. Allerdings soll er von einer Jungfrau, er soll von einer keuschen Künstlerseele geboren werden; aber er muß doch als ganzer, wirklicher Mensch in das Leben treten und darf an einer marklosen Scheingestalt sich nicht genügen lassen. Diese effektive Incarnation nun, und die des Geistes würdige Vollendung der landschaftlichen und sonstigen Umgebungen und Beiwerke sind es, die wir noch bei den meisten Bildern der hiesigen Schule vermissen, wenn wir auch den auf das Höchste gerichteten Sinn, den sie ahnden lassen, und in der edeln Madonna und dem lieblichen Christuskind von Settegast viel Anmuth der Formen und ein warmes, gediegenes Kolorit mit Freuden anerkennen. —

Demnächst scheint uns in Bezug auf das Religiöse die Thatsache eine besondere Berücksichtigung zu erheischen, — daß die Weltansicht, von welcher die ältesten christlichen Maler ausgegangen, immer weiter gegen diejenige in den Hintergrund tritt, welche besonders seit dem Wiederaufleben der classischen Welt, seit der tieferen Erforschung der Natur, seit der Entstehung der Geschichtswissenschaft und dem Aufkommen der Ideen von fortschreitender Entwicklung und harmonischer Weltgestaltung sich zu bilden begonnen. Zur Zeit jener Maler war die Welt noch in den härtesten, schroffesten Gegensätzen und Widersprüchen befangen. Kirche und Staat, Natur und Gnade, Glaube und Wissenschaft, — dann wieder Heiliges und Profanes, Diesseits und Jenseits, Himmel und Hölle, Aszetismus und Weltgenuß, — und wie sich die eigenthümlichen Elemente des Mittelalters noch weiter bestimmen lassen, — alle diese Vorstellungen schwebten dem Geiste der Gläubigen theils als unversöhnbare Gegensätze vor, und wie die Philosophie eine Sclavin der Theologie, so war die bildende Kunst lange nur eine Magd der Kirche — und beschränkt — und ausschließend, — wie diese. — Ist aber die Menge der vielsprachigen Menschen das grüne Laub

an dem Stamme der socialen Ordnung, so sind die Künstler die bunten Blätter seiner Blüthen, — in Wahrheit aber das durch höhere Begeistung metamorphosirte grüne Laub selbst. Wie nun die gesammte sociale Ordnung eine andere geworden, so treibt jetzt der Baum des Lebens auch andere Laub- und Blüthenblätter, und wer nur irgend mit dem Contrapunkt der Geschichte vertraut worden, erkennt auch die innere Nothwendigkeit jener Erweiterung des Kunstgebietes, welche schon mit dem Eintritt der Reformation ihren Anfang genommen. Und gerade weil jetzt Religion nicht mehr als das besondere Band weniger Auserwählten mit einer eifersüchtigen, über alle anderen ewig zürnenden Gottheit, sondern als das alldurchdringende, all-einigende Band der Welt, und jede absolute Ausschließung aus der Gottesgemeinschaft vielmehr als irreligiös betrachtet wird, konnte auch die Kunst nicht in ihrer anfänglichen Beschränktheit beharren; sondern mußte alles Sichtbare, Darstellbare irgendwie in den Kreis ihres verklärenden Gestaltens hineinziehen. Hieraus erklärt sich denn auch jene entschiedene, wenn auch bei den meisten nur instinctive Ungunst, welcher jede absolut ausschließende und in so fern nur negative Bestrebung begegnet, und die bei manchen sogar sich bis zu gereizter Verkennung des Positiven, Achtbaren in jener Absonderung fortreißen läßt.

Indeß möchte hinsichtlich der leicht wahrnehmbaren ungünstigen Stimmung, welcher ausschließlich auf Darstellung kirchlich-religiöser Gegenstände gerichtete Kunstbestrebungen begegnen, auch noch der Umstand nicht unberücksichtigt zu lassen sein, daß nicht leicht mehr ein irgendwie bedeutsamer Moment aus jener Sphäre aufzufinden sein dürfte, für welchen nicht bereits vollendete Darstellungen dem Gedächtniß des Betrachters vorschwebten, so, daß neueste Darstellungen durchgängig nur als mehr oder minder gelungene Annäherungen zu jenen Meisterwerken zur Vorstellung kommen, während die Gebiete der historischen, der Genre-, der landschaftlichen und Porträt-Malerei ihrer Natur nach unerschöpflich sind und deshalb die Darstellungen aus derselben auf ein immer gleiches, lebendiges Interesse zu zählen befugt sind. Eine Fülle vollendeter Gestaltungen dämpft aber nicht nur die Theilnahme der Betrachter für nur annäherungsweise gelungene Werke, sondern sie lähmt auch immer mehr oder minder den Bildungstrieb des Künstlers. Wendet sich dieser aber einem noch nicht von der Kunst wiedergeborenen Gegenstande zu, dann kann der Genius seine Schwingen völlig frei entfalten, und aus der Begeisterung und Seligkeit der ersten Umarmung entspringt dann auch ein begeisterndes, hochbeseligendes Kind der Liebe, wie uns auf der diesjähri-

gen Ausstellung in dem „hessischen Bauernmädchen“ von August von der Embde (in Cassel) zur Anschauung gebracht worden ist.

Indem wir hiermit im Allgemeinen uns Rechenschaft zu geben versucht von den Eindrücken, welche die Leistungen der beiden vorerwähnten Schulen auf uns und andere gemacht haben, bedarf es wohl keiner besonderen Versicherung, daß wir mit diesen Andeutungen nur einige allgemeine Gesichtspunkte bezeichnen wollten, von denen aus auch dem bloßen Kunstfreunde seine Ansichten auszusprechen vergönnt sein durfte. Indem die Künstler das Bedürfniß fühlen, ihre Werke der Oeffentlichkeit zu übergeben, räumen sie eben damit auch dem sg. Laien die Befugniß ein, die Gedanken und Empfindungen laut werden zu lassen, welche, durch jene angeregt, nun auf ihre Weise zu den Künstlern zurückstreben, um durch wechselseitigen Austausch das Einverständniß herbeizuführen, welches, als die Krone alles Schaffens und Sprechens, aller künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen stets von beiden Seiten im Auge behalten — und mit allen Kräften erstrebt werden muß. Haben doch auch in dieser Beziehung sich die Zeiten gewaltig verändert! Muß jetzt die Gottesgelahrtheit von ihrem himmelhohen Throne herabsteigen, um sich vor ihren Kindern zu rechtfertigen; erkennt auch die höchste weltliche Macht die Nothwendigkeit, die allgemeine Zustimmung für ihre Gesetze und Befehle zu gewinnen; — fühlt endlich sogar die Philosophie das Bedürfniß, aus ihrer spröden Abstraktion sich zur Gemeinverständlichkeit herabzulassen, — wie könnte da die Kunst sich der lebendigen Wechselwirkung mit dem Publikum entziehen und dieses nur zu einem dummen Gaffen und Staunen verurtheilen wollen? — Wohl bescheiden wir uns dagegen, daß ein Endurtheil nur durch solche Erörterungen vorbereitet werden kann, an denen auch die Künstler selbst Theil genommen haben, wie denn die vorstehenden Bemerkungen auch nur zu solchen Erörterungen die Veranlassung bieten wollten. —

Ueber die von München eingesendeten Arbeiten haben wir dem Hauptberichte unseres Freundes nichts hinzuzufügen, da zwar einige derselben, wie namentlich die Leistungen von Stange, Dürk, Ainmüller, Bayr, Petzl, Eckert und Schnitzler, ein löbliches Streben beurkunden, — die Mehrzahl aber kaum der Mittelmäßigkeit sich nähert, und von einer Schule hierbei nicht die Rede sein kann, indem die Notabilitäten der Akademie die Ausstellung mit Werken ihrer Hand zu bereichern verschmäht haben. Mit Bedauern vernehmen wir übrigens, daß diese Akademie in dem vorigen Jahre sich ein königliches Dekret erwirkt haben soll, wonach ihr eine Art von Monopol in Bezug auf alle auf öffentliche Kosten zu erzielenden Kunstwerke zugetheilt worden sei. —

Möge dort, wie überall, die Ueberzeugung immer tiefere Wurzeln schlagen, daß in der Kunst, wie in allen übrigen Sphären des menschlichen Daseins und Wirkens, das Gedeihliche und Allbeglückende nur aus dem Boden freier Gemeinsamkeit erwachsen und erblühen kann, wenn auch immer und überall — so Wachsthum, wie Blüthe — durch die göttliche Einsaat genialer Geister und den erweckenden, belebenden Sonnenschein des Weltgeistes bedingt ist. —

b.

Im Herbst 1836.

(Morgenstern, Schadow, Lessing.)

Es ist eine dankenswerthe Einrichtung, daß in den Sälen des hiesigen Städel'schen Museums die Gemälde aufgestellt werden, welche der hiesige Kunstverein zur Verloosung ankauft, und diejenigen, welche von Künstlern zur Beschauung dargeboten werden. Hierdurch knüpft sich ein schönes Band von einer größeren Kunstausstellung zur anderen, und den Kunstfreunden ist Gelegenheit gegeben, das Dargebrachte mit Muße zu studiren. So ist kürzlich (Septbr. 1836) eine Reihe von Bildern zur Ausstellung gekommen, über welche zu berichten wir uns durch den reichen Genuß verpflichtet fühlen, den uns mehrere derselben gewährt haben.

Unter den Landschaften, welche von Morgenstern (Sohn), Ehemant, Lasinsky, Funk, Heerdt und Weber eingesendet worden, verdienen besonders die der drei erstgenannten ausgezeichnet zu werden. Die beiden zuerst und die beiden zuletzt aufgeführten jungen Künstler sind geborene Frankfurter. Morgenstern hat seine erste künstlerische Bildung seinem als Gemälde-Hersteller hochverdienten und weitberühmten Vater zu danken; seine weitere Ausbildung aber der Münchener Schule und den eigenen Studien der tyroler und italienischen Natur. Der letzteren verdanken wir zwei wohlgelungene Ansichten von Capri und eine wirklich meisterhafte Ansicht von Tivoli. Sowohl diese, als jene zeugen von tüchtigem Naturstudium und sowohl Anordnung als Ausführung bewähren den denkenden Künstler. Besonders das zuletzt erwähnte Bild verdient die rühmlichste Anerkennung. Ein altrömischer Tempel ist zum Mittelpunkt desselben genommen. Zwischen diesem und einer anmuthigen Gruppe von Oelbäumen auf der linken Seite des Betrachtenden schimmert im sanften Schein der Morgensonne der Staubdunst eines Wasserfalles; auf der anderen Seite bilden Ruinen und Gebüsche einen wohlgefälligen Uebergang in die ferne Ebene. Ueber das Ganze breitet sich ein heiterer, milder Frühlingsduft. Wie fleißig dann auch das Ein-

zelne ausgeführt ist, so anspruchlos stimmt doch Alles zu einem harmonischen Ganzen zusammen, welches einen eben so wohlthätigen und befriedenden Eindruck hervorbringt, als eine der schönsten Symphonien von Haydn. Möge der hoffnungsvolle Künstler auf diesem Wege zur idealischen Landschaft fortwandeln, von dessen Ziele ihm die, bis jetzt noch unübertroffenen Meisterwerke Claude Lorrain's entgegenleuchten. Unstreitig war dieser als Maler — auf dem naturweltlichen, was Raphael auf dem weltgeschichtlichen Gebiete. Wie dieser die höchsten Momente der Geschichte, so faßte jener die der Naturwelt auf; wie Raphael das Göttliche Menschengestalt annehmen ließ, so verklärte Claude die Natur zur göttlichen Freundin des Menschen. Bei großem Reichthum die edelste Simplizität, bei sorglicher Berücksichtigung des Einzelnen vollendete Harmonie des Ganzen, bei vorwaltender Erhabenheit des Gedankens stets die höchste Anmuth der Formen, — dies die verwandschaftlichen Züge in den Werken der beiden göttlichen Meister, welche wir von angehenden Malern ebenso eifrig studirt sehen möchten, als die Werke Plato's und Homer's von angehenden Philosophen und Poeten. Bei den Niederländern überwog das Studium der natürlichen Aeußerlichkeit; die Italiener bleiben vorliebig einer Gattung zugewandt, die wir die antike nennen möchten, insofern das Natürliche mehr auf abstrakte Weise aufgefaßt wurde. Eine geraume Zeit begnügte man sich dann damit, nicht die Natur selbst, sondern nur die Werke der älteren großen Maler zu studiren und nachzuahmen. Die neueste Zeit hat sich wieder zur Natur selbst mit begeisterter Liebe hingewandt; ihre höchste Aufgabe aber in der Kunst, wie in allen übrigen Sphären des Wirkens und Schaffens, besteht in der innigsten Vermählung von Geist, Gefühl und Natur. So genügt auch bei landschaftlichen Darstellungen nicht mehr ein treues Copiren der unmittelbaren Wirklichkeit, noch ein Verwenden des oberflächlich aufgefaßten landschaftlichen Stoffes zur Darstellung irgend eines poetischen Gedankens. Vielmehr soll die künstlerische Idee den Stoff eben so vollkommen beherrschen, wie dieser völlig naturgemäß aufgefaßt werden muß.

Betreten wir den großen Saal, in welchem auf der einen Seite das Altarbild von Director Schadow, auf der anderen ein historisches Bild von Lessing aufgestellt sind, von denen das erstere für die katholische Kirche zu Dülmen, das letztere der Kunstsammlung des Kronprinzen von Preußen bestimmt ist; so muß uns vor Allem erfreuen, hier von Neuem einen Beweis zu erhalten, welch' reiches und lebendiges Kunststreben in unserer Zeit erwacht und namentlich auf der Düsseldorfer Akademie zur Entfaltung gekommen ist. Können wir dann jenem Altarbild einen nur sehr

bedingten Beifall zollen, so kann dies doch auf keine Weise die Achtung schmälern, die wir Hrn. Schadow als Porträtmaler und besonders als Direktor einer Akademie zollen, welche schon mehr als einen Meister unter ihren Schülern zählt. Das Altarbild imponirt gleich bei dem ersten Anblick durch die Einfachheit seiner Composition und das Plastische seiner lebensgroßen Gestalten. Maria, am Fuße des Kreuzes sitzend, schaut wehmüthig auf ihren Sohn, dessen Leichnam in ihrem Schooße ruht. Ein wenig weiter nach dem Hintergrund stehen auf beiden Seiten des Kreuzes zwei beflügelte Engel in reichen Meßgewändern, von denen der eine Nägel und Lanze, der andere eine Ruthe und die Dornenkrone in Händen hält. Eine einfache Landschaft im Hintergrund entspricht dem hohen Ernste des dargestellten Momentes. Erwägt man nun, daß dieses Bild bestimmt ist, den Hauptaltar einer katholischen Kirche zu schmücken, dann kann man nicht bezweifeln, daß es einen tiefen Eindruck auf die der Messe beiwohnende Gemeinde machen wird. Die Messe ist selbst die geheimnißvolle Wiederholung des bittern Leidens und Sterbens des Gottmenschen, an welchem hier der Himmel in den Engeln, die Menschheit durch die *jungfräuliche* Mutter Theil nehmen, für welches diese durch ihr abgehärmtes Antlitz, jene durch Vorhaltung der Leidensinstrumente die Theilnahme der Gemeinde erwecken wollen. Daß aber die Engel mit dem Meßgewande bekleidet erscheinen, mag wohl andeuten sollen, daß der opfernde Priester als Mittler zwischen den Glaubigen und dem Heiland rein und mitleidend und mitliebend sein soll, wie ein Engel.

Läßt sich von diesem Gesichtspunkte aus die Erfindung des Bildes verstehen und rechtfertigen, so dürfte doch von dem rein künstlerischen Standpunkte aus gar Manches dagegen einzuwenden sein. Vor Allem vermißt man darin die innere Einheit, das lebendige Band, welches die Hauptmomente zu einem untrennbaren Ganzen verknüpft. Die Engel stehen in keiner direkten Beziehung zu den beiden Hauptfiguren, denn sie wollen nur den Betrachter an ein überstandenes Leiden erinnern. Die Mutter des Heilandes aber ist ganz in das Anschauen ihres Sohnes versenkt, und scheint von der Gegenwart der Engel Nichts zu wissen. Diese endlich, indem sie zur Gemeinde gewendet sind, nehmen nicht wahrnehmbar Theil an dem Schmerze der Mutter. Wie nun die Engel, so weisen selbst auch die Beiwerke über das Bild hinaus, da man sowohl das Kreuz als die Lanze nur Stückweise sieht. — Was die Anordnung und Zeichnung betrifft, so sind die Engel durch die breiten schweren Gewänder zu schwerfällig geworden, ihre Stellung ist zu gleichförmig, der zur Rechten des Betrachters stehende scheint sogar den Schwerpunkt verlieren zu wollen. Dem Leichnam des Herrn aber muß man eine andere Lage wün-

schen, welche die Muskeln des Halses weniger stark hervortreten ließe. Am wenigsten dürfte man sich hinsichtlich des Ausdrucks befriedigt finden. Den Engeln fehlt in den Zügen sowohl das Ueberirdische, als das irdisch Tiefpathetische; Maria scheint eher leidensmüde, als in Schmerz verloren, und die Züge ihres Sohnes zeigen nicht jene Verklärung, die nach dem Tode die Spuren des Leidens in heilige Befriedigung auflöst. — Müssen wir dann hinsichtlich der Ausführung die kräftige Haltung des Ganzen und den Fleiß bei den Details rühmen, so vermissen wir doch die Verschmelzung der einzelnen Partien zu einem harmonischen Ganzen, das Antlitz der Mutter ist zu flach, der Leichnam einer trüben Marmorstatue ähnlich. Meisterhaft sind dagegen mehrere Partieen der Gewänder ausgeführt, und die Köpfe der beiden Engel, obgleich einander zu ähnlich, sind doch gar lieblich anzusehen.

Können wir diesemnach bei dem Anblick dieses Bildes uns nicht einer ungetrübten Freude überlassen, so finden wir uns auf das Reichlichste dafür durch ein Meisterwerk von Lessing entschädigt, welcher Herrn Schadow seine künstlerische Bildung verdankt, und uns die Trefflichkeit der Leitung verbürgt, unter welcher sein reicher Genius einen so hohen Aufschwung genommen. Unstreitig gehört das historische Bild, über welches wir nun zu berichten haben, in jeder Beziehung zu den ausgezeichneteren Werken der neueren Kunst, und der reichliche Beifall, der ihm geworden, bestätigt von Neuem, daß wahrhafte Kunstwerke, wie die schöne, wie die erhabene Natur, auch solche zu freudiger Bewunderung hinreißen können, die noch nicht in die Mysterien des Schönen und Erhabenen eingeweiht worden.

Zum näheren Verständniß unseres Bildes dürften jedoch einige einleitende Worte zweckdienlich sein.

Schon im eilften Jahrhundert hatten selbst hochgestellte Geistliche über das Sittenverderbniß Klage geführt, welches im katholischen Klerus eingerissen war. Im folgenden Jahrhundert erneuerten die frommen Waldenser diese Klage, und machten auf den Widerspruch aufmerksam, den sie wahrzunehmen glaubten zwischen den Lehren, Geboten und Musterbildern der apostolischen, und den Glaubenssatzungen, Verordnungen und Geistlichen der mittelalterlichen Kirche. Von den Gewalthabern der letzteren verfolgt, hatten sich mehrere jener ersten Protestanten und Reformatoren nach Deutschland und Böhmen geflüchtet. Wie aber die Ursache zur Klage, so mehrten sich auch fortwährend die Aufforderungen zu einer kirchlichen Umgestaltung, und als Herrschsucht, Simonie, Geldgeiz und Ausschweifungen in der Welt- und Klostergeistlichkeit überhand genommen, wurde immer allgemeiner das Verlangen nach einer Reforma-

tion der Kirche in Haupt und Gliedern laut. Der erste gewaltige Anstoß dazu ging von den neu gestifteten Universitäten aus. Was Wycliffe im XIV. Jahrh. zu Oxford, das wurde zu Anfang des folgenden Jahrh. von Huß auf der Prager Universität gelehrt. Die h. Schrift, als die höchste, einzig heilige Norm des gesammten kirchlichen Wesens, sollte auch von den Laien in ihrer Muttersprache gelesen, der Klerus zur apostolischen Reinheit und Einfalt zurückgeführt werden. Diese Lehren fanden lebhaften Beifall sowohl bei Frommen, als bei denen, welche in der Reformation der Geistlichkeit ein Linderungsmittel zeitlichen Druckes und Elendes erkannten. In dieser Zeit, es war im Jahr 1414, kam ein Waldenser, Namens Peter von Dresden, der seiner Glaubensmeinungen wegen aus Sachsen verjagt worden, nach Prag, und brachte hier zuerst den frommen Pfarrer Jakob von Misa, auch Jakobell genannt, auf den Gedanken, die Kirche habe geirrt, als sie den Laien den Kelch entzogen; denn nach Joh. 6, 53 sei dessen Genuß eine Bedingung des ewigen Lebens. Jakobell fand diese Ansicht durch die Kirchenväter bestätigt, schlug Thesen darüber an, predigte gegen Entziehung des Kelches, und schon waren die Gemüther so vorbereitet, daß nach kaum zwei Jahren, aller Bannflüche und Interdikte ungeachtet, fast in ganz Prag das Abendmahl unter beiderlei Gestalten genossen wurde. — Aber Huß, der diese Herstellung der ältesten Kirchenobservanz gebilligt, wurde des kaiserlichen Geleitsbriefes ungeachtet 1415, und Hieronymus von Prag im folgenden Jahre verbrannt. Die Kostnitzer Kirchenversammlung, Papst, Welt- und Klostergeistliche, der Kaiser, der König und manche vom hohen Adel in Böhmen suchten mit äußerster Gewalt die beginnende Reformation zu unterdrücken. Hierdurch wurde der Zorn über die Mißbräuche der Kirche und die Entartung des Klerus bis zum Fanatismus gesteigert, und Tausende versammelten sich auf einem Berge im Bechiner Kreis, den sie später den Tabor nannten, und „ließen sich dort gegen die Simonie, den Geiz, die Ueppigkeit und Laster der Geistlichen predigen, zugleich auch die Communion unter beiden Gestalten reichen;" — der Kelch aber, dessen Genuß sich die Geistlichen als Vorrecht angeeignet, wurde als das heilige Zeichen der Rückkehr zur evangelischen Freiheit und Gleichheit — gleichsam zum Labarum der neuen Glaubenshelden. Je grausamer sie dann verfolgt wurden, um so heftiger entbrannte ihr Fanatismus, und es standen (um 1420) Propheten auf, die eine baldige Wiederkunft Christi zum Gericht verkündigten, und die neuen Altgläubigen für berufen erklärten, dem göttlichen Rächer durch Ausrottung seiner Feinde den Weg zu bereiten. Besonders Wenzeslaus Coranda war es nun, der die Zerstörung der Klöster als ein gottgefälliges Strafwerk betrieb, wobei denn die Fanatiker bald vor

dem Angriff, bald unmittelbar nach vollbrachter Verwüstung das Abendmahl zu empfangen pflegten.

Den letzteren Moment scheint Lessing zur Darstellung gewählt zu haben. Noch rauchen und glimmen im Hintergrunde die Trümmer großer, wahrscheinlich klösterlicher Gebäude, — vielleicht die von Königssaal, eine Stunde von Prag, — und Bewaffnete zu Pferd und zu Fuß ziehen von dort nach dem waldigen Vordergrunde. Zwischen uralten Eichen und entlaubten Buchen tritt hier mit fliegendem Haare, in wilder Begeisterung ein Priester, — vielleicht Coranda, — den Kelch mit gestreckter Rechten emporhaltend, hervor — in die Mitte der Gläubigen, die um die kleine Anhöhe, auf welcher der Priester herankömmt, versammelt sind. Wie die Hussiten die brüderliche Gleichheit der ersten apostolischen Gemeinden wieder einzuführen trachteten, und selbst den Kindern das Abendmahl reichen zu müssen glaubten, so sehen wir hier auch alle Stände und Alter vereinigt, von dem reichbekleideten jungen Rittersmann, — etwa Nicolaus von Huß oder Hussinetz, — an, der in Andacht versunken auf der linken Seite des Geistlichen knieet, bis herab zu dem, von tiefer Zerknirschung gebeugten, blosarmigen Fleischer und einem rohen, kaltgrausamen Hirten oder Jägersmann, der, an eine alte Eiche gelehnt, gleichgültig in die feierliche Scene hineinschaut; — ebenso von dem ehrwürdigen Greisen, der knieend beide Arme nach dem Kelche ausbreitet, bis zu dem zarten halbknieenden Mägdlein, dessen Rechte auf dem Nacken eines neben ihr stehenden lieblichen Knäbleins ruht. So sind uns in nicht mehr als neunzehn Figuren alle Stände und Alter, und diese wieder in vielen Abstufungen der Erregung und Theilnahme dargestellt. Wenn uns dann bei dem hohen Reichthum dieser Darstellung, noch ein Wunsch gestattet wäre, so könnte es nur der sein, daß namentlich die auf der rechten Seite des Betrachters, meistens aufrecht stehenden oder knieenden Figuren in Haltung und Ausdruck eine lebhaftere, der stürmischen Begeisterung des Priesters entsprechendere Theilnahme zeigten. Die ganze Scene würde hierdurch allgemein verständlicher, da es jetzt noch vielen Betrachtern zweifelhaft geblieben, ob der Priester als Prediger oder als Spender des Abendmahles auftritt. Abgesehen von dieser Bedenklichkeit ist nur eine Stimme über die ausgezeichnete Vollendung dieses Bildes, und Künstler und Kunstfreunde bewundern eben so einstimmig die wunderbare Naturwahrheit in allen Details, sowohl der Figuren als der Landschaft, wie die zauberische Harmonie, die über das Ganze ergossen, die einzelnen Partieen zu einem lebendigen Gedichte verschmilzt. In Allem erkennt man den genialen Meister, — in der Reinheit und Anmuth der Zeichnung, in der kräftigen, lebensfrischen Färbung, in dem sprechenden Ausdruck der Figuren. Und

so hat der Künstler mit eben so freier und kühner, als fleißiger und sorglicher Hand uns ein Werk hingezaubert, auf welches Deutschland stolz sein kann, für welches wir dem jungen, hoffnungsreichen Meister, wie demjenigen zum freudigsten Danke verpflichtet sind, unter dessen Leitung jener zum Meister gereift.

c.

Im Sommer 1837.

(„Heinrich IV., König der Deutschen, als Büßer zu Canossa,"
von Begas).

Zur Ausschmückung des Rittersaales einer alten Burg am Rheine, — deren Besitzer Herr von Bethmann-Holweg, — hat Herr Begas von Cöln ein höchst sehenswerthes Bild gemalt, welches auf einige Tage im hiesigen Städel'schen Museum den Kunstfreunden zur Beschauung dargeboten ist. Uns beeilend, dieselben hiervon in Kenntniß zu setzen, glauben wir in Kürze das Geschichtliche in Erinnerung bringen zu müssen, welches den Stoff zu der hier dargestellten Scene gegeben.

Ehrsucht, Willkühr und Weltlust waren herrschend geworden im eilften Jahrhundert sowohl unter den Geistlichen, als unter den Laien, so daß jene von diesen sich oft selbst nicht einmal der Tracht nach unterschieden. Fürsten verkauften Kirchenämter, Bischöfe kämpften mit dem Schwerte gegen weltliche Fürsten; in Deutschland mißbrauchte Heinrich III. die kaiserliche Gewalt gegen die Großen des Reiches, in Italien setzte er die drei Päpste ab, die um die Statthalterschaft Christi stritten. Indessen war Hildebrand, der Sohn des Zimmermannes Bonizo zu Soane in Toskana, Mönch und bald darauf Erzieher Heinrich's, des Sohnes des Kaisers, geworden. Und dem Kaiser träumte: „Hildebrand sitze mit seinem Söhnlein am Tische, und mit Hörnern an seinem Kopfe, die hoch bis zum Himmel reichten, schleudere er den jungen Heinrich in den Koth." Nur auf Verwendung der Kaiserin soll ihr Gemahl den Entschluß aufgegeben haben, den verhängnißvollen Mönch Hungers sterben zu lassen.

Schon in den nächst darauf folgenden Jahren wurde Hildebrand der einflußreichste Rathgeber des Papstes, — sein Zögling im Jahre 1056, fünfzehnjährig, als Heinrich IV., König der Deutschen. Während aber dieser durch Gewaltthätigkeiten und Ausschweifungen die Zuchtlosigkeit noch steigerte, die in Kirche und Reich eingerissen war, arbeitete der Zimmermannssohn von Soane, gleich strenge gegen sich, wie gegen Andere[1]),

1) Deßhalb nannte der fromme und gelehrte Cardinal Damiani ihn seinen „heiligen Tyrannen," ja sogar seinen „heiligen Satan."

an einer durchgreifenden Reformation der gesammten abendländischen Kirche. Mit aszetischer Begeisterung strebte er das altpäpstliche Ideal möglichst zu verwirklichen, wonach der Geistliche, von der Familie abgeschieden, durch Selbstbeherrschung die Herrschaft über die Gemeinde, und die kirchliche Hierarchie, von der weltlichen Gewalt völlig emancipirt, durch strenge Disziplin unter dem Statthalter Christi, die Souveränität über die irdischen Gewalthaber erringen sollte.

Sein Streben fand Anerkennung bei den eminentesten Geistern seiner Zeit, weil er die dominirenden Ideen der Kirche zu einem großen architektonischen Ganzen vereinigte; seiner überragenden Geistes- und Willensstärke wurde im Jahre 1073 die päpstliche Krone zuerkannt.

Als nun Heinrich IV. sowohl die weltlichen als die kirchlichen Gesetze mit Füßen trat; und die furchtbar von ihm mißhandelten Sachsen das Oberhaupt der Christenheit um Hülfe anflehten, zumal „das römische Kaiserthum ein ewiges Lehn von Rom sei," forderte Gregor VII. den übermüthigen König zum Gehorsam auf und beschied ihn, sich zu verantworten, vor eine römische Kirchenversammlung.

Wer den Bischof von Rom für den höchsten irdischen Stellvertreter Christi, für das Oberhaupt der Kirche halten muß, dem die höchste Binde- und Lösgewalt verliehen, der muß auch, ob Kaiser, Bischof oder weß' Standes er sei, ihm unbedenklich gehorchen, wenn er als Oberhirt ihn zur Verantwortung zieht. Aber Heinrich trotzte seinem geistlichen Oberherrn, berief eine Synode nach Worms, und vermaß sich, die hier ausgesprochene Absetzung des Papstes, demselben durch einen Abgesandten in der gerade zu Rom versammelten Synode vorlesen zu lassen.

Gregor, auf das Beispiel des h. Ambrosius, Gregor's des Großen und des Papstes Zacharias sich stützend, sprach in Uebereinstimmung mit der Synode — den Bannfluch über den kirchlichen Empörer, untersagte ihm die Regierung und entband alle Unterthanen desselben des ihm geleisteten Eides.

Fast alle Reichsfürsten sagten von dem Gebannten sich los und beschlossen auf dem Fürstentag zu Tribur, sich einen anderen König zu wählen, falls Heinrich nicht binnen Jahresfrist sich von dem Banne befreie. Zugleich luden sie den Papst zu einem in Augsburg zu haltenden Fürstentage ein, auf welchem alle Zwistigkeiten geschlichtet werden sollten.

Wirklich begab Gregor, des harten Winters ungeachtet, sich auf den Weg nach Augsburg, erfuhr aber zu Vercelli, daß Heinrich, der, von Allem verlassen, sich zur Kirchenbuße entschlossen, bereits in der Nähe angelangt sei. Aber Mathilde, die fromme Markgräfin von Toskana,

mißtraute dem hinterlistigen König, und bewog den Papst, sich auf ihr starkbefestigtes Schloß nach Canossa zu begeben.

Hierhin folgte ihm Heinrich, nur begleitet von seiner Gemahlin, seinem Söhnlein und einem Manne von mittelmäßiger Herkunft, und ließ dem Papste sein Gesuch um Lösung des Bannspruches vorlegen. Gregor wollte erst auf dem Fürstentage zu Augsburg seinen Entscheidungsspruch thun, und obgleich, da der jährige Banntag drängte, Heinrich sich zu jeder Genugthuung bereit erklärte, und Mathilde und ihre Mutter, die Markgräfin Adelheid von Susa, und Hugo, Abt von Clügny und Pathe Heinrich's und viele Andere den Papst mit Fürbitten bestürmten, so widerstand derselbe doch lange, weil er an der Aufrichtigkeit des Königs zweifelte, und gestattete zuletzt, wie wohl ungern, daß derselbe Buße thue für die dem apostolischen Stuhle zugefügte Beleidigung. Er selbst that demnächst den geistlichen und weltlichen Fürsten Deutschlands den weiteren Verlauf in folgender Weise kund: „Drei Tage lang, nach Ablegung alles königlichen Schmuckes, elendiglich (miserabiliter), nämlich baarfuß und in Wolle gekleidet, vor der Pforte stehend, ließ der König *nicht eher* ab, mit vielen Thränen um die Hülfe und Tröstung des apostolischen Erbarmens zu flehen, bis daß er alle Anwesende, die das Geschrei vernahmen, zu solchem Mitleid und Erbarmen bewegte, daß sie mit vielen Bitten und Thränen für ihn flehten, und Alle über die ungewöhnliche Härte unseres Sinnes staunten, einige sogar ausriefen, es walte in uns nicht sowohl der Ernst apostolischer Strenge, als gewissermaßen die Grausamkeit tyrannischer Wildheit[2]). Endlich, von der Beharrlichkeit seiner Reue und durch so vieles Flehen aller Anwesenden überwunden, haben wir ihn, nach Lösung des Bannfluches, in die Gnade der Gemeinschaft und den Schooß der heiligen Mutter, der Kirche, wieder aufgenommen, nachdem er zuvor die vorgeschriebene Bürgschaft geleistet," — daß er nämlich an einem von dem Papste zu bestimmenden Tage sich vor ein Fürstengericht stellen werde, wo dann, falls er sich von den Vorwürfen reinige, er, nach des Papstes Spruch das Königthum behalten, im Gegenfall es ruhig aufgeben sollte. —

Dies ist, soweit sich mit Zuverlässigkeit ermitteln ließ, der Verlauf des denkwürdigen Ereignisses, dessen wichtigstes Moment darzustellen — dem Künstler, dessen Bild wir nun zu beschreiben haben, aufgegeben war.

---

2) Sed quasi tyrannicae feritatis crudelitatem. Greg. P. VII. Epi. L. IV. ep. 12. ad Germanos in Concil. ed. Harduin Paris 1714. T. V P. 1. col. 1356.

Wahrscheinlich dazu bestimmt durch die Architektur der alten Burg, in welcher das Gemälde aufgestellt werden soll, hat Herr Begas demselben die Form gegeben, welche die Fenster vieler rheinischen Ritterburgen aus der Uebergangszeit haben, an denen über zwei niedrigeren halben Seitenbogen sich der fast hufeisenförmige mittlere Bogen erhebt. Der Blick des Betrachtenden wird aber gleich auf den büßenden König hingezogen, der in der Mitte des Bildes, baarfüßig, in weißgrauem Büßergewande, mit ungeordnetem, starkem Haupthaare, wie mit verhaltenem Grolle zur Erde schauend, mit der linken Seite sich an die Pforte eines mit kleineren Säulen verzierten Gebäudes lehnt, als harrte er unmuthig, daß ihm dieselbe geöffnet werde.

Ueber der Pforte steht auf einem Altane, rechts Gregor, in weißem Hausgewande mit rothsammtnem Kragen und gleichfarbiger Kappe, ein blühender Greis, mit reich herabwallendem Barte, nicht unähnlich einem Hohenpriester aus altrömischer Königszeit. Mit zusammengezogenen Augenbraunen vor sich hin, wie nach fernem geistigen Ziele hinschauend, drückt er die geschlossene Rechte auf seine Brust, womit angedeutet werden soll, daß er seiner festen Ueberzeugung nach der Fürbitte der Gräfin Mathilde nicht nachgeben könne, die neben ihm auf der anderen Seite des Altans, mit geneigtem Haupte zu ihm aufblickend, auf die Flehenden hindeutet, welche auf beiden Seiten der Schloßpforte den Vordergrund des Bildes einnehmen. Dicht hinter dem Papste ragt rechts der Kopf des Kreuzträgers hervor; links steht mit unbedecktem Haupt ein Ritter, vielleicht der Hauptmann der Leibwache der Gräfin; denn hinter ihm gewahrt man noch einige mit Lanzen bewaffnete Krieger.

Unter dem Altane, im Vordergrunde knieen, flehend, zwei weibliche Figuren, von denen die eine auf der linken Seite höherem, die andere auf der rechten Seite niederem Stande anzugehören scheint. Neben der letzteren sitzt auf einem Säulencapitäl ein junger Geistlicher, etwa des Königs Kaplan, der dieselbe über die Nothwendigkeit der Kirchenbuße zu bedeuten scheint, während hinter ihm ein Edelmann die Rechte zum Papste emporhebend um Erbarmen für den Büßenden fleht. Näher der Mauer des Schlosses sitzt auf derselben Seite, mit schwarz umflortem Haupthaare, in tiefem Schmerze versunken, eine edle weibliche Gestalt, wahrscheinlich die Gemahlin Heinrich's, und über ihr schaut mit dem Ausdrucke des innigsten Mitleidens ein schöner Knabe, wohl des Königs Sohn, zum Büßenden empor.

Auf der anderen Seite steht hinter der knieenden Jungfrau ein Bauersmann, in kurzem braunen Wamms, mit umgehängter Hirtentasche, der mit erhobenen Armen den Oberhirten der Gläubigen um

Erbarmen für den tiefgedemüthigten Fürsten anruft; hinter ihm nachdenklich theilnehmend, ein ältlicher Mann, der den Lehrstand zu repräsentiren scheint. Den Schluß dieser Gruppe bildet nach der Mitte zu ein anmuthiger Knabe, der, nahe an der Pforte sitzend, zum König aufschaut, — auf der anderen Seite ein liebliches, kleines Mädchen, welches, an die knieende Jungfrau sich anschließend, recht kindlich Antheil nimmt an der allgemeinen, aber von ihm noch nicht verstandenen Betrübniß.

So sind um den büßenden König, der die Mitte des Bildes einnimmt, die Figuren in drei Gruppen geordnet, rechts und links die Flehenden und still Trauernden, auf dem Altane der Papst und die fürbittende Gräfin und deren Gefolge.

Bevor wir jedoch über die Conception des Bildes selbst uns einige Bemerkungen erlauben, drängt es uns, der Meisterhaftigkeit zu huldigen, mit welcher dasselbe ausgeführt worden. Vor Allem des ausgezeichnetesten Lobes werth, und als ein wesentlicher Fortschritt in der neueren Kunstbildung zu preisen ist das reizende Colorit, die zugleich gediegene und sanfte Färbung und Beleuchtung des Ganzen, die Harmonie, die, wie ein milder Zauber, über dasselbe ausgegossen, an die besten Werke der Italiener erinnert. Licht und Schatten schmelzen wunderbar ineinander, und obgleich alle einzelnen Partieen sich klar und plastisch von einander absondern, macht sich nirgends ein scharfer Umriß bemerklich. Die Carnation athmet ein warmes künstlerisch verklärtes Leben; überall in schönem Einklange mit der milden Betonung der übrigen Umgebung. Mit gleicher Trefflichkeit sind die Gewandungen überall angelegt und ausgeführt, und die Säulen, wie alles sonstige architektonische Beiwerk verrathen zugleich das sorgfältigste Studium und den höheren, harmonisirenden Sinn eines denkenden Künstlers. Ebenso geschmackvoll und verständig ist durchgängig die Zeichnung, deren Anmuth nur durch die etwas starre Haltung des Papstes und die starke Rückbeugung des Kopfes bei den zwei Hauptfiguren beider Seitengruppen in Etwas gemindert wird.

Diese Rückbeugung ist allerdings hinlänglich motivirt durch die Anordnung des Ganzen; gerade hinsichtlich dieser aber sind uns Bedenklichkeiten aufgestiegen, die zu beseitigen uns nicht hat gelingen wollen. Dadurch, daß Heinrich eine erhöhte Stellung in der Mitte des Bildes gegeben, ist der Papst und seine Umgebung zu weit in die Höhe gerückt worden, so daß sein Haupt bis nahe an die äußerste Wölbung des mittleren Bogens emporragt. Diese Gruppe, die unbestreitbar, wenn nicht die meiste, so doch jedenfalls eine gleiche Aufmerksamkeit ansprechen müßte, wie der büßende König und die beiden Seitengruppen, erscheint schon durch die Ferne, in welche sie gehoben, als die minder bedeutende und unwill-

führlich wird der Blick stets auf Heinrich, als die Hauptfigur zurückgelenkt. Gregor hingegen, der doch hier als das Oberhaupt der Christenheit und nach damaliger Vorstellung der Gläubigen, als derjenige zur Anschauung kommen sollte, dem, bis zur Wiederkunft Christi, als dem Stellvertreter desselben, das Regiment über die ganze Erde anvertraut war. — Gregor erscheint selbst in der oberen Gruppe nicht in der ihm zukommenden Majestät, da er nur die eine Seite des Balkons einnimmt, deren andere Hälfte der für diese Scene, wie überhaupt für ihre Frömmigkeit wohl zu weltlich geschmückten Gräfin Mathilde eingeräumt worden. Eben so wenig können wir es billigen, daß Gregor, der ein aszetisch-strenges Leben geführt, und den annalistischen Ueberlieferungen nach ein von geistiger und selischer Arbeit und Fasten abgezehrtes Aussehen hatte, mit blühender Gesichtsfarbe, und, von den Medaillen abweichend, statt mit kurzem, mit langem Barte, und Mathilde, die in Gregor den Nachfolger Petri verehrt, mit stark entblößtem Nacken dargestellt, anderseits es auf keine Weise angedeutet worden, daß Heinrich seine Buße bei strenger Winterszeit gethan. Am Wenigsten endlich scheint uns die Auffassungsweise des Momentes gelungen, der in der Geschichte des Mittelalters unstreitig eine andere Bedeutung anspricht, als diejenige, welche hier zur Anschauung gebracht worden.

Gregor VII. war der erste Papst, welchem die Idee einer römisch-katholischen Theokratie nicht nur zur klaren, vollständig ausgebildeten Vorstellung gekommen, sondern auch zum unabänderlichen, höchsten Princip seines ganzen Dichtens und Trachtens geworden. Ihm gegenüber trat die Willkühr und der Uebermuth des höchsten weltlichen Fürsten, der, selbstherrlich, sich „von Gottes Gnaden König der Deutschen" nannte, aber durch den allgemein herrschenden Glauben an die geistliche, und zuhöchst an die päpstliche unumschränkte Binde- und Lösgewalt sich genöthigt fand, in äußerster Demüthigung das Oberhaupt der Kirche als seinen Oberherrn anzuerkennen. Dieser Moment, in welchem geschichtlich die Papstgewalt ihren Culminationspunkt erstiegen, erheischte, den Papst auch zum beherrschenden Mittelpunkt der Darstellung zu machen, was nur dadurch geschehen konnte, daß der Moment zur Anschauung gebracht wurde, in welchem Gregor den, durch strenge Büßung gedemüthigten und erschöpften König von dem fürchterlichen Bannfluche lös'te, den, aller Fürbitten ungeachtet, der Papst drei volle Tage hindurch zu lösen sich geweigert. In dem Bilde hingegen ist die Fürbitte zum Hauptmotiv geworden, und — der Geschichte zuwider — der Papst während des Königs Buße in dessen Nähe gebracht, den doch erst am vierten Tage Gregor vor sich erscheinen lassen, um ihn mit der Kirche zu versöhnen.

Wie der Sklave frei wird, wenn er freien Boden berührt, wie dem zum Tod Verurtheilten Begnadigung zu Theil wird, wenn er dem Fürsten, in Rom sogar, wenn er einem Kardinale begegnet, so ziemt sich, wo die Geschichte nicht ausdrücklich das Gegentheil berichtet, einem zum kirchlichen Tod Verdammten den Papst nur als begnadigend gegenüber zu stellen.

Welche Ansicht man indeß hinsichtlich der Auffassungsweise jenes Momentes auch hegen möge, so wird doch gewiß jeder Kunstfreund nur ungern von einem Bilde scheiden, welches des Trefflichen, selbst des Vollendeten so Vieles ihm darbietet, und, dem einstimmigen Urtheile der Künstler zufolge, die sich um dasselbe versammelt, namentlich durch Colorit und Zeichnung jedenfalls dem Vortrefflichsten zur Seite gestellt zu werden verdient, was die neuere Zeit hervorgerufen hat.

d.

Wallenberger, Stange, Zwengauer.

Andacht und Liebe haben die christliche Malerei in's Dasein gerufen. Man wollte Anderen, man wollte sich selbst den Heiland, die jungfräuliche Mutter, und alle die Heiligen vergegenwärtigen, die, alles Irdische, alles Endliche der Liebe zu Gott und den Menschen aufopfernd, diesen ebendamit Unendliches offenbart, das Bewußtsein unendlicher Bestimmung verliehen, sie zur Nachfolge begeistert, und Gefühle der Verehrung und des Dankes in ihren Herzen erweckt hatten, die in der Wortsprache keinen zureichenden Ausdruck mehr fanden. Aber alles Innere strebt nach Offenbarung; das Geistige will als Allgemeines anerkannt werden, das Gefühlige bedarf der Mittheilung an Andere und ihres Mitgefühls. Verehrung und Liebe sind Genüsse, die erst dadurch zu ihrer Fülle gelangen, daß immer Mehreren an denselben Theil gegeben wird. Ist nun in der christlichen Andacht und Liebe der Gegenstand ein unendlicher, so lassen auch die von ihm erweckten Gefühle sich nur annäherungsweise aussprechen. Nicht mehr genüget das nur leise andeutende, durch bestimmendes Denken vermittelte Wort. Die Seele, die Empfindung und Begeisterung die aus dem Antlitz des Heiligen hervorleuchtend, in das Gemüth des Gläubigen einstrahlen, werden, aus diesem zurückstrahlend, zum Bilde; die Liebe, der Geist, die von jenem in die Menschheit eingeliebt und eingesprochen werden, brechen als Gesang aus dem übervollen Herzen hervor, zurückstrebend in das Herz, aus welchem sie erstanden.

So ist die christliche Malerei und Musik nur das Ringen: Unendliches, Unaussprechliches zur Anschauung, zur Vernehmung zu bringen, daher auch jene in ihrer Blüthenzeit vorzugsweise Geist und Em-

pfindung athmet, wie sie auf unbeschreibliche Weise im Antlitz sich kund thun. Alles Uebrige, wie es dem Wesen nach eine untergeordnete Bedeutung anspricht, wurde deßhalb auch lange minder beachtet. Wie aber der Gläubige, wenn ihm erst das Allerheiligste gegenwärtig geworden, nach und nach alles Schönste und Beste der Schöpfung zur Ausschmückung des Altars und seines Tempels versammelt, Nichts geringschätzend, was zu dessen Verherrlichung zu dienen vermag, so haben auch die christlichen Künstler demnächst sich bestrebt, Alles die Heiligen Umgebende möglichst zu vollenden, der unschuldigen Naturwelt hierin nachfolgend, welche zwar ihre Blüthen am reichlichsten ausstattet, aber auch die Zweige und Blätter kunstreich gestaltet, über denen jene sich zur Sonne erheben.

Diese innige Gegenwart des künstlerischen Gemüthes in seinem Werke, diese Hingebung der Liebe an ihren Gegenstand, welche gleichsam selbst Himmel und Erde, Baum, Pflanze, Gewand und Stein wird, um den Geliebten zu schmücken, die Treue und Ausdauer bei Vollbringung des Werkes, die sich in so manchen Kunstgebilden der altitalienischen und altdeutschen (vorzüglich der niederländischen) Schulen kund geben, — sie sind es, die denselben eine ewige Jugend, eine stets sich erneuende Anerkennung und Wirksamkeit verbürgen.

Wie nun die unmittelbare Anschauung des Göttlichen und die ursprünglich göttlich-menschliche Liebe das Christenthum, wie die höchsten Typen des Gottmenschlichen einen Himmel voll heiliger, — wie diese heilige Welt dann ein Paradies voll naiver Kunstblüthen in's Dasein gerufen, so haben wiederholt auch diese ursprünglichen Kunstwerke wieder künstlerische Gemüther begeistert, und sie angeregt, die Andacht und Liebe auszusprechen, die durch das Anschauen jener erweckt worden.

Als reinen, kindlich unbefangenen Widerklang dieser Art bietet ein kleiner Tabernackel sich uns dar, der jetzt in dem hiesigen Städel'schen Museum ausgestellt ist, und in mehr als einer Beziehung die innige Anerkennung verdient, die ihm bereits reichlich zu Theil geworden ist.

Herr Ballenberger von Anspach, dem wir diese ungemein zierliche Arbeit verdanken, — bis vor wenigen Jahren zur Maurerzunft gehörend, war, zuerst von Liebe zu den Denkmalen der altdeutschen (sg. gothischen) Baukunst ergriffen, dann zu München veranlaßt worden, sich der Malerei zu widmen. Seit zwei Jahren unter Leitung des Directors des hiesigen Kunstinstituts, des Herrn Veit, arbeitend, hat er in jenem Tabernackel uns das zweite von ihm vollendete Werk dargeboten. Auf dem mittleren Bildchen sehen wir in einer gar lieblichen Landschaft die heilige Nothburga, welche ihre in der Ferne liegende prächtige Burg verlassen, um den sie umringenden Bedürftigen ihre Gaben zu spenden.

Auf den beiden Seitenbildern stehen Heilige, auf dem rechten Flügel Franziskus von Paula und Benedikt, auf dem linken Aloysius und Joseph. Den Tabernackel selbst und seine Verzierungen hat der Künstler im reinsten sg. gothischen Style gearbeitet, und wie jedes Detail mit liebenswürdiger Sorgfalt ausgeführt, so sind auch die einzelnen Partieen wieder zu einem sehr anmuthigen, harmonischen Ganzen vereinigt, — Alles friedlich und anspruchlos, wie der junge Künstler selbst. Mußte es uns freuen, in dem gleichzeitig ausgestellten großen Bilde von Begas eine seltene Meisterschaft in Colorit und Zeichnung bewundern zu können, — die reife Frucht zugleich eines reichen eigenthümlichen Talentes und mannichfacher Studien in Paris (bei David), dann in Italien und Berlin, — so versenkten wir doch nicht minder gern uns in jene alterthümliche Stillseligkeit, die aus jenem Tabernackel, wie mit ein Paar treuen blauen Augen, uns an eine alte, unvergängliche Liebe zu erinnern scheint. Auch hier thut eine Meisterschaft sich kund, — die Meisterschaft eines tiefen, liebinnigen Gemüthes, welches durch frommen Fleiß, Geduld und Demuth die Schwierigkeiten überwindet, und Gediegenes und Liebliches hervorbringt, weil gediegener Ernst und Liebe in ihm walten.

Noch mehrere andere Bilder finden sich jetzt in der Nähe des kunstreichen Tabernackels aufgestellt. Nur zwei jedoch möchten hier besonders zu erwähnen sein, insofern auch sie von eigenthümlicher Meisterschaft Zeugniß geben, während die übrigen von Pose, Rustige und einigen Anderen den Ansprüchen nicht genügen, zu denen frühere, treffliche Arbeiten dieser Künstler uns berechtigt haben.

Herr Stange von München aber hat uns einen Sonnenschein zur Anschauung gebracht, der um so dankbarere Anerkennung gebietet, je schwieriger es ist, die glänzenden Nüancen jenes Phänomens darzustellen. Wir finden uns hier in eine wildeinsame, felsigte Berggegend versetzt, über welcher die nachmittägliche Sonne durch leichten Duft- und Wolkenschleier strahlt. Ein Fuchs, der aus einer in der Mitte sich aufthürmenden Felsengruppe hervorschleicht, stört nicht, sondern bezeigt vielmehr die Einsamkeit, in welcher hier der Sonnengott der Mutter Erde naht, als wollte er auch in den Felsen durch den erwärmten Duft Leben zünden, der in mannichfaltigem Glanze das Tagsgestirn umschwebt. Nachdem auf diese Weise Herr Stange uns gezeigt, daß er der Sonne und ihres wonnigen Lichtglanzes Meister ist, bleibt uns nur noch zu wünschen, daß er in künftigen Bildern sie auch in reicher Landschaft scheinen lassen möge, da erst in solcher sie sich in ihrer ganzen Herrlichkeit offenbart.

Das andere Bild, welches unsere Aufmerksamkeit fesselt, ist eine große Landschaft von Herrn Zwengauer, welcher uns von waldbedeckter Ber-

geshöhe in eine weite, von Bergeszügen begrenzte Ferne hinabsehen läßt. Schon längst ist die herbstliche Sonne hinter den Wolkenschichten hinabgesunken, die ihr ermattender Strahl nicht mehr zu überwältigen vermochte. Nur ein gelblicher Schimmer, der über dem grauen Wolkenzuge sich in die kühle Luft verliert, erinnert noch an den schwindenden Tag. In dem Thale aber, welches ein Fluß durschlängelt, und über den fernen Gebirgen lagern schon kalte, nächtliche Nebelgespinnste, während im dämmernden Vordergrunde einige Landbewohner ihrem Wohnorte zueilen. Der hier dargestellte, eigenthümlich poetische Naturmoment ist glücklich aufgefaßt, und wenn auch die Ausführung im Einzelnen bei näherer Betrachtung nicht jene Gediegenheit, jene markige Plastizität zu erkennen gibt, ohne welche kein Kunstwerk als vollendet anzusehen, so ist doch in der harmonischen Haltung des Ganzen, in der kühnen und doch treuen Auffassung der reichen, landschaftlichen Scene eine gewisse Meisterhaftigkeit nicht zu verkennen. Ein großer Naturgedanke ist zur Anschauung gebracht, und Alles auf den Gesammteffekt berechnet, den es auf diejenigen nicht verfehlen wird, welche nicht mit einseitigen, ausschließenden Prätensionen und vorgefaßten Meinungen den Werken der Künstler sich hingeben. Uns wird die hier dargebotene Aussicht in einen kühlen Herbstabend ebenso als ein Erlebniß in Erinnerung bleiben, wie die treffliche Landschaft von Funk von Herforden, die vor Kurzem hier ausgestellt gewesen, und gleichmäßig durch sorgfältige Ausführung, Lebendigkeit, Wärme und harmonische Färbung einen neuen, erfreulichen Beweis des ächten Talentes dieses Künstlers geliefert. . .

(„Die Brandung“
von Achenbach).

Die Natur bleibt ewig jung und ihre Reize üben immer und überall einen wunderbaren Zauber auf das Gemüth des Menschen, wenn sich sein inneres Auge erschlossen, wenn er aus dem Alpdrücken der Noth und der Bedürfnisse zum sinnigen, beschaulichen Leben erwacht. Der Chinese weidet sich an der Blüthe seiner Pflaumenbäume, wie der Araber an den zahllosen Blüthen des gestirnten Himmels; der Osmane genießt, ruhend auf grünendem Hügel, der Heiterkeit des Meeres, wie der Bretone sich träumend in die schäumende Brandung an seinen Felsenufern versenkt; den Schweizer, wie den Hochländer, wie den Norweger heimelt es magisch nach ihren Hochthälern und Firnen. Ebenso hallt aus den Poesieen

aller Zeiten der Preisgesang der Natur-Schönheiten und -Erhabenheiten wieder, aus dem Schi-king, wie aus dem Mahabarath und der Gita-Govinda, aus den Psalmen, wie aus Theokrit, aus Virgil, wie aus den Liedern der Minne, aus Ossian und Tasso, aus Milton, Klopstock und viel tausend andern Dichtern!

Wie aber erst in der neueren Zeit, durch tieferes Schauen und Forschen, die Natur in ihr wahres Recht eingesetzt worden, so hat auch in der Poesie, wie in der bildenden Kunst erst in den letzten Jahrhunderten die künstlerische Darstellung der äußeren Natur eine selbstzweckliche Bedeutung gewonnen, und die selbstständigen Naturschilderungen oder Dichtungen sowohl in der Malerei als in der Poesie sind recht eigentlich als Kinder des der Neuzeit angehörigen, innigeren, geistigeren Umgangs des Menschen mit der Natur anzusehen. Man hatte sich so weit in das Uebernatürliche verstiegen und theilweis an Widernatürliches verloren, daß ein rechter Heißhunger nach der Natur sich entzündet, und auch die Kunst, die stets der lebenvollste Ausdruck des innigsten Dichtens und Trachtens ist, sich von phantastischer Darstellung des Himmels und der Hölle zu sorgfältiger Nachbildung selbst der gemeinsten, unmittelbaren Wirklichkeiten hinwandte. Die Niederländer sind in dieser Richtung bis zum Aeußersten der Darstellbarkeit vorgedrungen, während die poetische Natur Italiens und der Italiener diese letzteren die künstlerische Grenze nur ausnahmsweise hat überschreiten lassen. Je inniger indeß Geist und Gemüth der Menschen sich der Natur hingaben, um so lebhafter trat ihnen aus derselben von allen Seiten das Bedeutungsvolle, Gemüthliche, Geistige entgegen; je tiefer der ideelle Zusammenhang im Universum geahnet, empfunden, erkannt wird, um so mehr strebt auch der künstlerische Genius, denselben in seinen Erzeugnissen zu veranschaulichen. Die möglichst treue Darstellung des Wirklichen wird eben damit zum bloßen Mittel herabgesetzt zur Versichtbarung reicher, poetischer Daseins- und Lebensmomente, und die Meisterschaft im Technischen erscheint nur mehr als unentbehrliche Voraussetzung zur gediegenen Veranschaulichung poetischer Ideen.

Wenn nun in neuester Zeit, wo das Scheidewasser der Kritik über die gesammte Vergangenheit mit ihren ächten und falschen Kleinodien ergossen, wo die ganze historische Glaubenswelt in das Prüfungs- und Verklärungsfeuer des allgemeinen Geistes gestürzt worden, wenn jetzt sich so viele künstlerische Bestrebungen der Gegenwart und namentlich der unendlich mannigfaltigen Natur zugewendet, so ist dies vor Allem als ein geschichtlich-nothwendiges Ereigniß anzuerkennen und zu würdigen; dann auch ist der frohen Hoffnung Raum zu geben, daß nun ebenwohl

diese Seite des Daseins ihre volle Verherrlichung von der Kunst empfangen werde. Und schon haben wir, um nur des Nächsten zu gedenken, in dem kurzen Zeitraume weniger Jahre eine Reihe von Bildern hier ausgestellt gesehen, die uns jene Hoffnung als wohlbegründet dargethan haben. Wir nennen zuerst den genialen Lessing, dessen landschaftliche Darstellungen wir aus dem tüchtigen Boden der Naturwahrheit erblühende romantische Dichtungen nennen möchten, ebenso ausgezeichnet durch technische Vollendung als durch poetische Bedeutsamkeit. Ihm, dem kräftigen, originellen Sohne des Nordens schlossen zu beiden Seiten sich der sanfte Pose mit seinem anmuthigen Bilde und der gemüthreiche Funk von Herforden mit seinen landschaftlichen Idyllen an, während vom Süden herauf wir durch die großartigen Leistungen des leider so frühe dahingeschiedenen Fries in eine sonnigere, lebenvollere Zone hingezaubert wurden, in welcher überall die Poesie der Geschichte durch ihre Denkmale mit der hochpoetischen Natur zu wetteifern scheint. Ihm folgten — auf der einen Seite, vom Himmelslichte begeistert, der treffliche Stange mit seinen plastischen Hymnen auf die Sonne, auf der anderen der jugendfrische Morgenstern, dessen Ansichten von Tivoli und Capri uns stets wie eigene Erlebnisse gegenwärtig bleiben werden.

Noch war des Meeres Majestät uns nicht zur Anschauung gebracht worden. Einige kleine Seestücke von Achenbach von Düsseldorf ließen zwar Vieles für die Zukunft hoffen; aber es waren eben nur schöne Hoffnungen. So schön indeß die Hoffnungen auch waren, so hat dieser junge Künstler sie dennoch jetzt weit übertroffen durch das große Bild[3]), welches er, — fast unglaublich, — in wenigen Monaten vollendet und heute im Städel'schen Museum den Künstlern und Kunstfreunden zu überraschendem Genusse dargeboten hat.

Schon entfernt sich grollend das Unwetter mit seinem nachtgrauen Wolkenheer; denn vergeblich hat es gegen die stolzen Felsenmassen getobt, die sich auf der rechten Seite des Bildes emporthürmen, und den Vordergrund bilden zu den Gebirgen, die auf dieser Seite das Meer fernab begrenzen. Aber die hohle See ist zurückgeblieben, und wüthend wälze sie eben auf ungeheurer Woge ein verwüstetes Schiff fast senkrecht in die Höhe, um es bei dem nächsten Wellenwurf an dem felsigen Gestade zu zermalmen. Während dann auf der linken Seite die aufschäumenden Wogen sich in die wetternde, nächtliche Ferne verlieren, bescheint durch zerrissene Wolken das Tageslicht auf der entgegenstehenden Seite die Wuth

3) Es mißt über 12 Fuß in der Breite bei ungefähr 8 in der Höhe.

des empörten Elementes, dessen Sturmfluth, an dem Felsenufer gebrochen, zum Himmel aufzischt, und, wie vor Ingrimm schäumend, theils abprallend in weißem Gischte zurückstürzt, theils über die abgerissenen, abgerundeten Felsenstücke eilend herabfließt, um bald mit verstärkter Gewalt den feindlichen Ansturz zu erneuen.

Dies die Hauptmomente eines Bildes, in welchem der entfliehende Sturm sowohl in den Formen und Tönen der Bevölkerung, als in Bewegung und Beleuchtung des Meeres zu ergreifender Darstellung gebracht worden ist. Gleich bewundernswürdig ist der Reichthum der Details und ihre Zusammenstimmung zu einem harmonischen Ganzen; gleich bewunderungswürdig die Naturwahrheit in Färbung und Zeichnung der Felsen, des Wassers, der Wolken, und die Kühnheit, Sicherheit und Leichtigkeit in der Behandlung und Ausführung. Man sieht den Felshäuptern an, daß sie verwittern, die vom Meer übersprudelten Felsblöcke sind wirklich naß; die Massenhaftigkeit der Wogen mit ihren halbdurchleuchtigen Spitzen, das Blendende des zurückprallenden Gischtes, die Flüchtigkeit des Wasserstaubes, der von der gegeneinander schlagenden Brandung aufsteigt, endlich die Schwere der fortziehenden niederen, und, die Leichtigkeit der zerrissenen höheren Wolkenpartien, dies Alles bezeugt sowohl die fleißigen Studien als die genial reproduzirende Phantasie des Künstlers.

Nachdem wir hiermit der freudigen Bewunderung ihren freien Lauf gelassen, mit welcher das großartige Werk uns erfüllt, wird der treffliche Künstler uns vielleicht auch einige Bemerkungen gestatten, zu denen uns dasselbe veranlaßt. Ist Anschaulichkeit und Geschlossenheit des Dargestellten eine der Hauptbedingungen eines Werkes der bildenden Kunst, dann ist auch die Forderung gerecht, daß, wo ein Kampf dargestellt wird, die feindlichen Mächte gleichmäßig zur Anschauung gebracht werden. Es scheint uns daher wünschenswerth, daß, wenn das Meer in furchtbarster Aufregung wüthet, auch das Toben des Luftgottes vergegenwärtigt wird, durch welches dasselbe in Aufruhr versetzt worden. So scheint in dem ausgestellten Bilde die Wuth der Brandung einen noch wirklich rasenden Wolkensturm zu erheischen, dessen finstere Heeresmacht zugleich den starren Felsenmassen und der licht aufschäumenden Brandung gegenüber seinen Zorn auslasse. Erst hierdurch würde das Rasen des Meeres anschaulich motivirt, der Gesammteffekt erhöht und die Betrachtung durch den verhängnißmäßigen Gegensatz in gleichschwebende Bewegung versetzt. Das Poetische des Momentes aber würde um vieles gesteigert worden sein, wenn uns nicht blos ein trümmerhaftes Schiff, welches für sich allein keine Theilnahme erwecken kann, sondern auch eine theils sich an das Schiff anklammernde, theils mit den Wogen ringende Mannschaft darge-

stellt wäre. Auch die Natur für sich allein hat ihre Poesie; aber unsre innerste Seele wird nur dann ergriffen, wenn der Mensch den lebendigen Mittelpunkt des Naturgedichtes bildet.

Hinsichtlich der Ausführung des Bildes möchte zu erinnern sein, daß der Künstler, der, unsers Wissens sich bisher nur in Darstellungen von mittlerem Umfang versucht, uns noch nicht völlig der Behandlungsweise sich bemächtigt zu haben scheint, welche einem so großen Bilde in der angemessenen Entfernung seine vollständige Wirkung sichert. Um die einzelnen Partieen in ihrer Vollendung zu genießen, muß man zu nahe stehen, um zugleich das Bild im Ganzen gehörig zu übersehen, und doch ist der Totaleffekt nothwendig die Hauptsache. Tritt man aber in die hierzu erforderliche Ferne, dann sprechen die verschiedenen Partien nicht alle sich gleich verständlich aus. Nicht unberührt dürfen wir endlich lassen, daß die Seevögel, die einzigen lebendigen Geschöpfe in diesem Bilde, obgleich die sehr plastisch hingestellten Felsen im Vordergrund umflatternd, doch kaum durch ein paar Pinselstriche angedeutet, den Künstler nicht erkennen lassen, der das Wasser in allen seinen Details so meisterhaft ausgeführt hat. Die Natur vollendet alle ihre Werke mit gleicher Sorgfalt; in dieser Beziehung muß allerdings Nachahmung der Natur ein Princip, — wenn auch nicht das einzige, noch das höchste, für den Künstler sein.

Dies und mehrere kleinere uns zu Gesicht gekommene, allzu flüchtig, fast nachlässig hingeworfene Bilder des Herrn Achenbach veranlassen uns zum Schlusse, den Wunsch auszusprechen, daß der geniale Künstler, dem wir einen so hohen Genuß verdanken, durch die Leichtigkeit, mit welcher er so Treffliches auf die Leinwand zu zaubern vermag, sich nicht von reiflichem Ueberdenken seines Stoffes, von sorgfältiger Ausführung aller Theile und von gründlicher Erwägung des hervorzubringenden Gesammteffektes ablenken und abhalten lasse. Wem so viel verliehen, von dem wird auch viel gefordert; wer noch so jung schon so Ungewöhnliches geleistet, der hat sich zu dem Höchsten verpflichtet. —

(Die Auffindung des Kreuzes und der heil. Lubentius von Settegast von Coblenz).

Noch braus't das Meer, noch stürmen die Wolken, noch fletscht grimmig die Brandung ihre schneeweißen Zähne, und schaudernd sehen wir das verstümmelte Schiff, — eben noch die stolze Wasserburg und der Triumphwagen des kunstreichen Menschen, — durch den Kampf wilder

Naturmächte unvermeidlicher Zerscheiterung Preis gegeben. Fürwahr ein treffendes Bild des römischen Staatsschiffes, als am Ende der alten Zeit, dahingeschleudert auf der hohlen See der Leidenschaften und Suchten, nachdem im Weltorkane Mast und Steuerruder zerbrochen, es scheiterte an den starren Felsenmännern des Nordens!

Aber schon war auf ferner Küste ein anderes, herrlicheres Schiff von der Hand der Liebe gebaut, — das Schiff der Kirche, — bemastet mit dem heiligen Kreuze des freien, aufopfernden Gehorsams. Und auf dem Schiffe stand dornengekrönt ein göttlicher Steuermann, der dem Sturme Schweigen gebot, und befriedend über die empörten Wogen das milde Oel seiner frohen Botschaft goß. Und, siehe! die Seekranken genasen bei der Berührung des Kreuzes, und die Felsenmänner neigten ihre Heldenstirne vor den Boten des Friedens, die unerschrocken das wilde Meer der Völker durchfuhren!

Was so einst die Muse der Geschichte mit diamantnem Griffel in ihre ewigen Tafeln verzeichnet, das hat, merkwürdig genug, durch ein schönes Zusammentreffen uns die Muse der bildenden Kunst hier jetzt zur Anschauung gebracht. Der gewaltigen Brandung Achenbach's gegenüber ist der Carton zu einer Kreuzfindung und der heilige Lubentius, deutsche Heiden bekehrend, (beide von Settegast von Coblenz) — aufgestellt. Jener soll als Altarbild al Fresko in der Kreuzkirche zu Thal-Ehrenbreitstein ausgeführt werden; der h. Lubentius ist ein bereits vollendetes Oelgemälde für den Hauptaltar der Kirche zu Kobern an der Mosel. Zur Anfertigung des Carton's ist Herr Settegast, ein Zögling des Direktors der hiesigen Akademie, des Herrn Veit, durch den Düsseldorfer Kunstverein beauftragt worden, der, seinen liberalen Statuten zu Folge, wenn eine Gemeinde den dritten Theil des Kostenbetrags für ein Kirchengemälde zu zahlen sich bereit erklärt, die anderen zwei Drittheile beizutragen beschlossen. Wir freuen uns, in den beiden ausgestellten Arbeiten des Hrn. Settegast die Hoffnung bestätigt zu finden, zu denen das schöne, im vorigen Jahre hier ausgestellte Madonnenbildchen desselben zu berechtigen schien.

Die Kreuzfindung, eine reiche, im Ganzen verständig geordnete Komposition von achtzehn mehr als lebengroßen Figuren, stellt, der Legende zu Folge[3]), — den Moment dar, wo das auf Antreiben der Kaiserin Helena, Constantin's Mutter, zu Jerusalem ausgegrabene Kreuz

---

3) Der Kirchengeschichtschreiber Eusebius, der Zeitgenosse der Kaiserin Helena, gedenkt dieses Ereignisses nicht; erst nach der Mitte des IV. Jahrhunderts weiß der h. Cyrillus davon zu erzählen.

Christi, bei welchem auch die der beiden Schächer aufgefunden worden, sich als das des Heilandes dadurch bewährt, daß eine Todte durch Berührung mit demselben dem Leben wieder gegeben worden. Die Wiederbelebte, neben dem heilenden Kreuze von der Bahre aufgerichtet, und innig dankend zum Himmel emporschauend, bildet mit Recht den Mittelpunkt der ganzen Darstellung. Auf der linken Seite knieet im Vordergrunde die Kaiserin, in verehrende Anschauung des aufgefundenen Schatzes versunken, eine edle, trefflich drappirte Gestalt. Hinter ihr steht, das Kreuz berührend, der h. Makarius, Bischof von Jerusalem, sich hinwendend zu den auf der anderen Seite sich herandrängenden Gläubigen — und Ungläubigen, wohl um ihnen die weltüberwindende Macht des Kreuztodes zu verkünden. Das Ganze ist ernst und würdig gehalten, die Zeichnung frei und bis auf weniges leicht zu Beseitigendes, rein, die Gruppirung durchgängig befriedigend. Nur auf der rechten Seite wünschten wir die Scene ebenso beruhigend abgeschlossen zu sehen, wie auf der linken Seite, was noch leicht dadurch zu bewirken wäre, daß zwei nur theilweis sichtbare Figuren durch eine mehr der Mitte angenäherte ersetzt würde. Auch läßt eine kleine, ebenfalls aufgestellte colorirte Zeichnung derselben Composition mit Grund erwarten, daß bei der Ausführung die Köpfe noch an Ausdruck gewinnen werden. Ob nicht die Composition mehr Einheit erhalten haben würde, wenn der Moment aufgefaßt worden, wo eben die Todte, durch Berührung mit dem Kreuze erweckt, in den Umgebenden die mannigfaltigen Empfindungen der Freude, des Staunens, der gläubigen Zuversicht, der Ueberraschung hervorgerufen, müssen wir dahin gestellt sein lassen. Der junge Künstler hat Erfreuliches geleistet, und wird gewiß noch seinem Meister und seiner Vaterstadt zum Ruhme gereichen.

Wir können dies um so zuversichtlicher hoffen, wenn wir die Fortschritte gewahren, die das bereits vollendete Altarbild hinsichtlich des Technischen zu erkennen gibt. Das Gewand des heiligen Lubentius und die Bibel, die er hält, sind trefflich gemalt, und die Carnation des halbbekleideten, altgermanischen Ehepaares, welches vor dem katechisirenden Heiligen knieet, ist warm und kräftig, und läßt Gediegenes für das auszuführende Frescobild erwarten.

Wir begleiten den hoffnungsvollen Künstler mit unseren besten Wünschen zu seiner ersten, entfernt von seinem verehrten Meister zu vollendenden Arbeit.

2.

Der Dom von Cöln.

Als Conrad von Hochstedten, Erzbischof von Cöln, im Jahre 1248 den Riesenbau jenes Domes begonnen, der seines Gleichen nicht hat auf der weiten Erde, war fast ganz Europa zu einer einigen Kirche, zu einer großen, streng ineinandergefügten Pyramide erwachsen, deren dreifache Krone, dem allgemeinen Glauben nach, über die irdischen Wolken hinaus — in den Himmel emporragte. Alle gläubigen Völker waren Ein Volk geworden, das Volk der katholischen Christenheit. Geschieden waren sie zwar noch in allen natürlichen und in den meisten weltlichen Beziehungen; aber im Kirchlichen, Geistlichen verband sie Ein Glaube, Eine Verfassung, Eine geheiligte Sprache, Ein Gesetz, Eine Wissenschaft und Eine Kunst, — in den Kreuzzügen sogar Eine That, wie für die großen Kirchenbauten Ein großer Werkmeisterbund. Und nicht nur zur Eroberung des heiligen Grabes flossen ungeheure Geldsummen aus allen Ländern der Christenheit zusammen; auch zur Erbauung großer Gotteshäuser (domus dei) wurden Beiträge aus fernen Gegenden dargeboten. So sind noch Urkunden vorhanden, welche erweisen, daß England sehr bedeutende Beisteuern zum Aufbau des Cöllner Domes geliefert. Auf diese Weise konnten von 1248 bis 1323 jährlich ungefähr dreihundert Arbeiter zur Ausführung jenes wundervollen Baurisses angestellt bleiben, von welchem vor wenigen Jahren durch glückliche Fügung ein kostbares Fragment in einer Bauernhütte des Odenwaldes wieder aufgefunden worden. Leider wurde in jenen 76 Jahren nur der Chor vollendet, während von dem übrigen Gebäude die Säulen des Schiffes nur bis zur Höhe von ungefähr 40 Fuß, und einer der beiden Thürme bis zur Höhe von etwa 160 Fuß, also nur bis zu einem Drittheile der ihm bestimmten Höhe sich erhoben! Leider! denn die Zeit der höchsten Blüthe der abendländischen Kirche lief schon mit dem XIII. Jahrhundert zu Ende! Die stolze Pyramide der päpstlichen Weltherrschaft

barst entzwei von der Spitze bis zum tiefsten Fundamente — um nie mehr ihre alte Herrlichkeit wiederzugewinnen, sondern um allmählig zur Dammerde für einen die ganze Menschheit überschattenden Lebensbaum zu verwittern.

Zuerst spaltete sich die päpstliche Krone; dann erhob das Rechtsschwert des Kaisers sich gegen das geistliche Gewaltschwert des Papstes. Der freie Geist empörte sich gegen grausamen Glaubenszwang; durch die ganze Christenheit hallte ein lauter Schrei um unverweilte Reformation der Kirche! Und immer tiefer drang die Spaltung von dem Haupte der Christenheit bis in ihr Herz, bis in ihr innerstes Mark. Siebzig Jahre währte das päpstliche Schisma; die weltlichen Fürsten mußten Selbstherrscher werden, da das geistliche Oberhaupt in sich selbst uneinig geworden; mit ihnen sonderten sich die Nationen aus der zur bloßen Form gewordenen Kirchengemeinschaft; — überall Zwiespalt, überall Haß und Kampf auf Tod und Leben, überall Scheiterhaufen für Templer, für Brüder und Schwestern des freien Geistes, für heldenmüthige Ketzer wie für schuldlose Juden!

Eine solche Zeit gestattete keine großen gemeinsamen Werke. Der religiöse Geist zog sich zurück in sein Allerheiligstes, in das geheimnißvolle Innerste, aus welchem nur vereinzelte Blüthen schwärmerischer Mystik hervortrieben; die künstlerische Phantasie flüchtete sich in die stille Zauberwelt der Farben; der Thatendurst drang hinaus über die Grenzen der bekannten Welt. Aber der Cölnische Dom blieb unvollendet — auf lange Zeiten hin ein erhabenes Denkmal zugleich des großartigsten Menschenvereines, den bis dahin die Geschichte gesehen, und der Vergänglichkeit auch der reichsten Lebensgestaltung, wenn sie zum Kerker geworden für den auf- und fortstrebenden unendlichen Geist! Wie Petrarka jenen erhabenen Torso im J. 1350 gesehen und beschrieben, so findet er sich noch abgebildet in der Nürnberger Chronik, welche im J. 1493 erschien. Selbst als der Gipfel eines Strebepfeilers des Chores (um 1435) zusammengestürzt, wurde nicht einmal ein Versuch zu dessen Herstellung gemacht. Erst 300 Jahre später (im J. 1736) wurden die Flügel mit einem hölzernen Dache versehen; aber während vollen fünf Jahrh. — von 1324—1824 — wurde nicht ein einziger Stein dem herrlichen Bauwerke hinzugefügt.

Alles war indessen anders geworden! Das Erzbisthum Cöln — einem protestantischen Königreich einverleibt; die römisch-katholische Kirche, nun selbst ein welthistorischer Torso, wie der Cölnische Dom, in zahllose mehr oder minder widerrömische Kirchen sich spaltend, während weit über diesen Trümmern der ausschließenden Christenheit schon der goldene Baum der Humanität seine immergrünen Zweige hinaustreibt! Er-

loschen ist der letzte Scheiterhaufen der Glaubensdespotie, ein neuer, schöpferischer Geist webt über dem europäischen Völkermeer, ein Geist der Versöhnung, der Freiheit und friedlicher Gestaltung gemeinsamen Wissens, Wesens und Wirkens! Während katholische Völker ihre Kirchen verwüsten, ihre Heiligenbilder vertrödeln, werden diese von Protestanten gekauft, werden protestantische Kirchen mit neuen Kunstwerken geschmückt. Zum Danke für geleistete Hülfe ertheilen aller-katholischste Könige mächtiggewordenen Juden katholische Ordenskreuze, und reiche Juden erbauen armen christlichen Gemeinden neue Kirchen. Im reinigenden Lichte immer weiter greifender Oeffentlichkeit erhebt ein allgemeiner Glaube sich über isolirenden Meinungsdifferenzen, bildet sich die Ueberzeugung von einem allgemeinmenschlichen Recht, arbeitet die Wissenschaft an einem unverwüstlichen Salomonischen Tempel, und für alle, Menschenwohl und Menschenwürde fördernden Bestrebungen bilden sich freie Vereine aus Mitgliedern der verschiedensten Volks- und Kirchengenossenschaften.

Die Blüthe dieser Zeit ist der freie Geist, der allem Göttlichen, allem Schönen, Guten, Wahren und Rechten, allem ächt Menschlichen in Gegenwart und Vergangenheit sich zuwendet und es freudig sich anzueignen strebt.

Dieser Geist nun ist es, der auch die idealische Erhabenheit des Cölnischen Domes zu Anerkennung gebracht, und zuerst die Erhaltung des unvergleichlichen Torso's beschlossen, demnächst sogar auf dessen Ausbau Bedacht genommen hat, nicht abgeschreckt durch die sehr großen Schwierigkeiten, die beidem entgegenstanden und auch jetzt noch nicht als völlig überwunden anzusehen sind.

Eine neue Masonische Schule bildete sich seit J. 1829 zu Cöln; die alte Domgruft in den Steinbrüchen des Drachenfels wurde wieder eröffnet, und eilf ungeheure Strebepfeiler, welche das Dach des Chores stützen, wurden mit all' ihrem zierlichen Schnitzwerk, von ungefähr 80 Arbeitern in kaum acht Jahren völlig erneuert. Nahe an 500,000 fl. sind zu diesem Zwecke verwendet, und hiervon mehr als die Hälfte von S. M., dem König von Preußen huldreichst verwilligt worden. Würde nun in gleicher Weise fortgearbeitet, dann könnte binnen 70—80 Jahren das herrliche Gebäude vollendet werden. Eine Hauptschwierigkeit ist bereits überwunden, denn schon sind Arbeiter gebildet, welche sogar in derselben Zeit noch einmal so viel zu leisten vermögen als die Arbeiter bei Wiederaufnahme des Werkes, und dem jungen Architekten Namens Zwerner, der das Unternehmen leitet, fehlt es weder an Kunsteifer, noch an dem er-

forderlichen Talent und Geschick, um das Begonnene seiner Vollendung entgegenzuführen.

Auch die andere Hauptschwierigkeit, die sich der Ausführung dieses Planes entgegenstellt, möchte nicht unüberwindlich sein. Schon ist in einem Schriftchen „über den Dom in Cöln", (1837) auf den Grund eines Gutachtens des kunstverständigen Bau-Inspectors de Lasaulx von Coblenz, der völlige Ausbau des Domes in Aussicht gestellt worden, wenn jährlich 50,000 Rthlr. darauf verwendet würden. Jetzt bringt uns auch eines der letzten Blätter des Londoner Athenäums[1]) einen Correspondenzartikel von Cöln, in welchem Europa zu Beiträgen Behufs jenes Ausbaues aufgefordert wird. Gerne übertragen wir daraus folgende Stelle: „Cöln, gewissermaßen Mittelpunkt zwischen Frankreich, Holland, Deutschland und Belgien, mit England und dem Norden durch den größten Strom von Nordeuropa verbunden, so reich an Allem, was Freunden der Kunst und des Alterthums werth ist, sollte es nicht hoffen dürfen, daß Europa zu einem Werke beitragen werde, welches ihm angehört? Würde es nicht eben so weise als edel sein, eine praktische Schule für gothische (altdeutsche) Architektur aufzumuntern und wieder zu beleben, ähnlich derjenigen, die dort im vierzehnten Jahrhundert bestande? ... Mögen Alle beitragen; der Gläubige für den Glauben, der Kunstliebhaber für die Kunst, der Freund jeder Verbesserung um dieser willen, und wenn ein Geist uns Alle durchdringt, — dann werden Kriege den Ausbau der Cölner Kathedrale nicht unterbrechen, die Zeit wird ihn nicht in Stocken gerathen lassen, und, wie die Dinge jetzt stehen, so braucht Europa wohl nur Kunde hiervon zu erhalten, um durch bereitwilliges Entgegenkommen das Gedeihen jenes Unternehmens zu sichern."

Daß nun der großartigste, in sich vollendete Entwurf eines Werkes altdeutscher Baukunst zur völligen Ausführung gebracht werde, dies wird gewiß Jedem, der nur irgendwie Sinn hat für das Schöne und Erhabene, als etwas höchst Wünschenwerthes erscheinen, selbst wenn es erst kommenden Geschlechtern vergönnt sein sollte, sich des Anblicks des Vollendeten zu erfreuen. Der Kostenbetrag aber ist unbedeutend, wenn alle gebildeten Völker, wenn alle Fürsten Europa's dazu beitragen wollten, und man die erforderliche Summe mit den ungeheueren Summen vergleicht, welche für andere Zwecke verwendet werden. Der einzige, einigermaßen scheinbare Einwand möchte nur etwa darin bestehen, daß man es unpassend finde, auf allgemeinsame Kosten die Kirche einer Confession zu vollenden, welche sich so schroff, so feindlich allen anderen Glaubensgenossenschaften

---

1) Nr. 509. v. 29. Juli 1837.

gegenüberstellt. Aber ist, bei dem raschen Entwicklungsgange der neuesten Zeit, bei dem allgewaltigen Durchbruch eines allversöhnenden Geistes nicht mit Zuversicht zu erwarten, daß, noch bevor jenes altehrwürdige Haus des Herrn vollendet, sich auch die bis jetzt noch getrennten Kinder des Herrn zu einer neuen, seiner würdigen Gemeinde vereinigt haben werden? Oder hat der Eifer, mit welchem auf dem Gebiete der Forschung und der Wissenschaft jetzt für und gegen die Unterscheidungslehren zwischen den verschiedenartigsten Gläubigen und Denkern gekämpft wird, eine andere Bedeutung für die Zukunft, als daß alle — bewußt oder unbewußt — nach allgemeiner Einverständigung ringen? Auch die eingesponnene Raupe zernagt die kunstreiche Hülle, durch welche sie sich von der übrigen Welt abgeschieden; aber sie zerstört ihr eigenes Werk nur, um an dem Lichte der Sonne die prächtigen Flügel zu entfalten, die sie im Verborgenen sich gestaltet, und, ungehemmt ihre Flügel schwingend, in die bunte Schaar ihrer Geschwister sich zu mischen, die ein gleicher Liebeszug zu gleicher Selbstbefreiung getrieben! —

3.

Einige Worte über ein Denkmal für Göthe [1].

Aus göttlichem Urquell bricht das Gute, Schöne, Wahre an's Licht, selbst leuchtend, erleuchtend, lichtzündend im Schooß der geheimnißvollen Nacht, in die es einstrahlet. Und zurückstrahlt aus dem empfangenden Herzen, aus der erglühenden Seele, aus dem durchleuchtenden Geiste — Bewunderung, Freude und Dank. Das Gute, das Schöne, das Wahre wird erkannt als unseres Selbstes wesenhafte Erfüllung; dies Erkennen gebiert Wonne, die Wonne erzeugt Liebe, die Liebe Erkenntlichkeit in den Tiefen des Herzens. Und das Kind der Liebe ist deren lebendiges Bezeugniß, die Erkenntlichkeit ist ein Zurückstrahlen der Liebe, ein Widerscheinen des Erkannten, ein Bezeigen der empfangenen Wonne, ein inniges, glühendes Widerbeseligungsstreben. Und wie das Erkennen das Streben, so weckt dieses das Können, das Können wird zur That, die That ein Zurückströmen zum Urquell, ein verewigendes Vergegenwärtigen der ursprüng-

1) Geschrieben zu Frankfurt a. M. im Juli 1837.

lichen Liebe. Das Gute, Schöne, Wahre wird anerkannt, — als das, was es ist, als das ewig Währende, als das Beseligende, als Selbstzweck.

Hiermit vollendet sich das Leben, schließt sich der in sich zurücklaufende Kreis des Schaffens und Liebens und Genießens.

So strömt die Herrlichkeit der Schöpfung in Hymnen des Preißes und Dankes zurück in den Schöpfer. So strebt der Künstler durch Nachbildung des Schönen und Erhabenen das Entzücken zurückzustrahlen, das er empfunden, und den Ausbruch seiner Begeisterung legt er dankend auf den Altar der ewigschaffenden Liebe!

Daß er sein überschwellendes Herz leicht machen, daß er in Wort, Ton, Farbe sagen konnte, was er vernommen und geschaut, was er geliebt und genossen, daß er seiner flüchtigen Gefühls- und Gedankenwelt eine bleibende Gestalt geben, daß er, wie ein Gott seine Geschöpfe, diese Gestalt an den gemeinsamen lichten Tag bringen durfte, dies ist selbst ja die Krone der ihm verliehenen Gaben.

Wem Gutes, Schönes, Wahres aus verborgener Tiefe in's Dasein zu rufen vergönnt ist, der wird in der Schaffungslust der Ebenbildlichkeit Gottes bewußt. Dem Göttlichen sich hingebend, hat er Göttliches empfangen; Göttliches offenbarend, hat er selbst ein göttliches Dasein gewonnen; die irdische Vereinzlung abstreifend, ist er für Viele zu einer lichten Sonne geworden.

Das aber ist die Macht des Guten, Schönen und Wahren, dieser dreifaltigen Offenbarung der Allsonne, daß die Menschen, sobald ihr inneres Auge sich erschlossen, zu ihm hingezogen werden, und, wie die Wandelsterne lichtdürstend das Gestirn des Tages, so, nach Seligkeit verlangend, die Sonne der Ewigkeit umkreisen. Wie es dann ein seliges Bedürfniß wahrhaft durchlauchtiger Majestät ist, sich ihren Umgebungen huldvoll zu erweisen, so ist es ein heiliges Bedürfen des Erleuchteten, dem Spender des Lichtes zu huldigen. Weil aber Geben seliger ist, denn Nehmen, darum ist jenes an sich kein Verdienst, und die Huldigung des Empfangenden kein Lohn, womit dieser Jenem vergelte.

Jenes war, nach einem schönen Worte unseres Rückert, nur ein „seliges Ueberfließen"; die Huldigung spricht im Grunde nichts Anderes aus, als daß der Empfangende nicht ein todtes, selbstloses Gefäß, sondern als erkennend die Herrlichkeit der Gabe, und anerkennend die Huld des Gebers, gleiches Wesens mit diesem, freiwillig dahinnehme, was jener in Freiheit gespendet. Nur der Mensch beugt das Knie vor der Gottheit, weil nur Er zu ihrem Ebenbilde geschaffen, weil nur Er das Göttliche ahndet, empfindet, erkennt. Und solches Knieen ist keine Erniedrigung, son-

dern eine Erhebung, ein Zeichen zugleich der Hingebung an das Höhere und des seelisch-geistigen Aufschwungs zum Unendlichen; kein Dienst, den der Mensch der Gottheit erweist, sondern ein williges Aufgeben der Vereinzlung, ein Eingehen des Gemüthes in das Unbeschränkte durch freies Aufheben der beschränkenden, irdisch-leiblichen Selbstständigkeit. So kömmt der Mensch durch Verehrung des Göttlichen selbst erst wahrhaft zu Ehren, indem er das Ehrwürdige als sein wahrhaftes Wesen anerkennt, und das Maß unserer Ehrenhaftigkeit wird bestimmt durch den Gegenstand unserer Verehrung und das Maß der ihm dargebrachten Huldigung.

Diese allgemeinen Andeutungen, so einfach sie sind — und so natürlich sie sich darbieten, schienen uns doch nothwendig zur Einleitung Desjenigen, was wir zu berichten und zu bemerken haben über das Vorhaben einiger hiesigen Verehrer Göthe's, demselben in seiner Geburtsstadt ein Denkmal zu setzen.

Ueberall, wo die göttliche Pflanze der Menschheit in genialen Menschen zur Blüthe gekommen, sei es nun, daß ein Genius als Staats-Gründer, Gesetzgeber, Held, oder als Religionsstifter, Heiland, Märtyrer, oder als Künstler, Erfinder, Wahrheitsforscher göttliches Wesen zur Offenbarung gebracht, überall hat sich auch, je nach der Empfänglichkeit der Zeitgenossen und ihrer Nachkommen, der Drang geregt, das Gedächtniß jener Großmenschen zu verewigen. Wie sie selbst unsterblich sich durch das Göttliche, in dessen Dienst sie gelebt, zu dessen Organen sie geworden, so sollte auch ihre irdische Gestalt, als geadelt durch den sie beseelenden Genius, an der Unsterblichkeit Theil nehmen, die jenen zuerkannt werden mußte. War der Genius Mensch geworden, und hatte er sein Göttliches den Menschen zu eigen gegeben, so sollte er auch sichtbarer Weise unter ihnen wohnen bleiben — als die Persönlichung ihres höchsten Gesammtstrebens, ihres Wünschens und Wollens, ihres Dichtens und Trachtens. Strebt der Mensch einerseits nach Vergeistigung alles Sichtbaren, so drängt es ihn anderseits nicht minder nach Versichtbarung, nach Verleiblichung des Geistigen. Wir sehnen uns denjenigen von Antlitz zu Antlitz zu schauen, dessen Werke oder Thaten, dessen geistiges Selbst wir uns schon angeeignet haben. Es drängt uns, unseren Angehörigen denjenigen zu zeigen, dem wir selbst den Genuß des Guten, Schönen, Wahren verdanken, den wir als die Ergänzung unseres besseren Selbstes werth halten müssen.

Diesem ächtmenschlichen Sehnen und Streben verdankt die bildende Kunst ihr Entstehen und ihre Blüthe, und auch dadurch bewährt sich das Volk der Hellenen und die römisch-germanische Kirche, — als die Blüthe, jenes der alten, diese der mittelaltrigen Welt, daß in Bei-

den jenes Streben volle Befriedigung gewonnen. Das Göttliche menschwerdend und sich individualisirend — hat durch bleibende Versichtbarung auch in dieser Sphäre seinen Triumph über die irdische Vergänglichkeit gefeiert. Die ganze Persönlichkeit des Menschen, oder, mit Einem Worte, die Individualität, hat aber namentlich durch das Christenthum eine unendliche Bedeutung dadurch empfangen, daß jeder einzelne Mensch gefaßt wurde, als nach dem Bilde Gottes geschaffen, als Tempel des göttlichen Geistes und als bestimmt zu ewiger Fortdauer, nicht nur seinem Wesen, sondern auch seiner verklärten Leiblichkeit nach. Bedeutsam genug sollte, der Legende zufolge, selbst schon einer der Evangelisten die Mutter des Heilandes in einem Gemälde abgebildet haben. In der Selbstapotheose selbstsüchtiger Imperatoren war die alte Welt und ihre Kunst zu Grabe gegangen; die Selbstaufopferung sich herablassender Liebe und willigsten Gehorsams — und deren Verherrlichung durch die begeisterte Liebe der Gläubigen eröffnete eine neue Zeit und eine neue Kunst. In der Art und Weise aber, wie das Göttliche sich nun offenbart hatte, — sowohl durch Selbstkreuzigung als durch Kreuzigenlassen der irdischen Leiblichkeit, — und in der Ueberschwänglichkeit solcher vergeistigenden Offenbarung lag es gegeben, daß die aus ihr sich entwickelnde kirchliche Kunst, so lange keine anderweitigen Bildungselemente hinzutraten, sich auf Darstellung der wesentlichen Momente jener Offenbarung beschränkte, — daß sogar ein engherziger Verstand, abfallend von der allgemeinen Kirche, gegen jede bildliche Darstellung als gegen eine Versinnlichung des Geistigen eifern und stürmen konnte.

Aber auch in der Kirche selbst befestigte die zunehmende Angst um das Heil der Seele und die Gewärtigung des furchtbaren jüngsten Gerichtes auf lange hin die Schranken der neuen Kunst.

Erst als die zurückgedrängten Manifestationen des Göttlichen in der klassischen Welt wieder zur Anerkennung kamen und Natur und Wirklichkeit ihre göttlichen Rechte wieder geltend machten, entsprang aus der in's Unendliche sich erweiternden Weltansicht auch ein in alle Kreise des Daseins eindringendes Kunststreben. Nicht blos in dem Kirchlich-Heiligen, auch in dem Weltlich-Großen, Schönen und Anmuthigen, auch im Natürlich-Vollkommenen wurde der Abglanz oder Widerschein des Göttlichen erkannt, und wie der Geist nach der einen Seite hin Universalität anstrebte, so gewann auf der andern Seite auch das Partikulare seine volle Bedeutung in dem Nichts ausschließenden Allgemeinen.

Diese universale Tendenz, oder, wenn man lieber will, dieses Streben nach gediegener Universalität, zugleich ein Zurückgehen

in das Urweltliche, ein Vertiefen in die Gegenwart und ein freudiges Erhoffen einer schöneren, von den Menschen selbst auf der Erde zu gestaltenden Zukunft, ist die eigenthümliche Signatur des dritten Weltalters, welches aus einzelnen Lebenskeimen schon im XIV. Jahrhundert sich entfaltend, im vorigen Jahrhundert das Bewußtsein seiner selbst gewonnen, und in Herder und Göthe zum erstenmal zur Blüthe gekommen.

Aus einer und derselben Wurzel, dem Herzen des deutschen Volkes, erwachsen, spricht sich in ihnen die doppelte Bewegung, die Systole und Diastole dieses Herzens auf das vollkommenste aus. Während in Herder das religiöse Gefühl, aus der Tiefe eines liebinnigen Gemüthes, in das Göttliche aufstrebend, alles Einzelne auf ein Allgemeines, alles Allgemeine auf das Eine Unendliche bezieht, senkt in Göthe ein gewaltiger Geist sich aus dem freien Aether in die mannigfaltige Wirklichkeit herab, um das Endliche durch künstlerische Gestaltung in seiner wesentlichen Eigenthümlichkeit zu vollenden. Jener erhaben in seinem unendlichen Streben, dieser schön in seinem stets gemessenen Schaffen und Bilden, Jener, ein Welthierophant, die Harmonien des Universums rezitirend, während dieser, ein Weltkünstler, sich den Kosmos aneignend, ihn frei in Kunstgebilden reproduzirt, repräsentiren Beide auf eminente Weise zugleich ihre Zeit und ihr Volk, und verkünden — als Dioskuren — den Aufgang eines neuen, befriedenden Tages.

Jünger als Beide, aber Beide ergänzend, philosophisch, musikalisch, und aufstrebend wie Herder, poetisch, klassisch, und genial wie Göthe, wurde Schiller, Beide vermittelnd, der dritte in dem heiligen Bunde, und das deutsche Volk akklamirte dem herrlichen Dreigestirn, welches durch Geist, Phantasie und Gemüth die Fülle seines Inneren offenbarte.

Indessen war gerade durch die selbstständige Entwicklung der einzelnen deutschen Stämme und deren reiche Individualisirung das politische und kirchliche Leben des Volkes seiner Einheit verlustig gegangen, und theilweis eine Beute des Nachbarvolkes geworden, welches, auf Kosten des individuellen und partikularen Lebens zu einer übermächtigen politischen Einheit erwachsen. Da wurde durch den Druck von Außen das deutsche Volk insichzugehen veranlaßt; der Geist sammelte sich aus seinen mannigfachen Bestrebungen, ein glühendes Vaterlandsgefühl, ein kräftiges Freiheitsstreben erwachte, und aus dem Kampfe mit den Fremden erstand das siegreiche Volk als politisch freie Nation. Wer aber wird nicht freudig anerkennen wollen, wie mächtig anregend und belebend die Strahlen jenes poetisch-philosophisch-religiösen Dreigestirnes hierzu mitgewirkt, wie Vieles wir dem Walten jener drei Genien bei unserer Wiedergeburt verdanken?

Zunächst war jedoch nur das Bewußtsein und die allgemeinste Form der nationalen Einheit gewonnen; die vom fremden Joche befreiten Staaten rangen nun auch nach innerer staatsbürgerlicher Wiedergeburt, und dieses neue politische Leben, die theologischen Zerwürfnisse und die wissenschaftlichen Bestrebungen absorbirten eine ganze Reihe von Jahren hindurch die Energie der Nation.

So dürfte sich erklären lassen, daß man, der Gegenwart und nächsten Zukunft zugewandt, nicht zum energischen Bewußtsein kam, was das Vaterland jenen drei hochbegabten Geistern verdankte. Zwar sprachen schon bald nach Gestaltung des deutschen Bundes einige Verehrer Göthe's, die sich am Sitze der Repräsentation der Bundesfürsten zusammengefunden, den Wunsch aus, daß die deutsche Nation durch ein Denkmal die Verehrung und den Dank bezeuge, die sie dem Dichterfürsten schulde. Abgesehen aber davon, daß dieser selbst dem wohlgemeinten Vorhaben bei seinen Lebzeiten keine Folge zu geben bat, würde es auch damals noch wohl schwerlich die verdiente Theilnahme gefunden haben. Göthe ist kein Dichter für die Menge; er selbst liebte sich die

stille Himmelsenge,
Wo nur dem Dichter reine Freude blüht.

Selbst unter den sg. Gebildeten wurde und wird noch seine Größe nicht allgemein erkannt. Seine genialsten Werke, die zarte Blüthe der höchsten, universalen Bildung, werden eben darum auch nicht von der Alltagsbildung verstanden. Es kann deshalb auch keineswegs befremden, daß das von Bettine Brentano schon vor längerer Zeit erfundene, von ihr und dem jüngeren Wichmann modellirte Denkmal, welches Göthe selbst „ein verklärtes Erzeugniß der Liebe des Kindes, eine Apotheose seiner Begeisterung und seines Ruhmes" nannte, — dennoch, obgleich in der Hauptsache wohl kaum zu übertreffen, in Göthe's und Bettinen's Vaterstadt nicht zur Ausführung kam, und demnächst nur allein dem begeisterten Kinde zur Veranlassung wurde, die deutsche Nation zur Mitwirkung bei dessen Ausführung aufzufordern.

Indessen hat die Nation ihren politischen Bestrebungen, soweit als ihre staatsrechtliche Bildung eben reichte, im Wesentlichen ein Genügen gethan; die theologischen Diskussionen haben sich auf die Höhen der Wissenschaft zurückgezogen, für das allgemeinere und tiefere Verständniß des großen Dichters ist Vieles geschehen, und unter der schützenden Palme eines andauernden Friedens treibt zwischen den dichten Aehren der Industrie auch die bildende Kunst immer reichlichere Blüthen-Knospen.

Wie nun dem ungeheuren Aufschwung, den die deutsche Nation gemeinsam mit Frankreich und England in den letzten funfzig Jahren ge-

nommen, ein — fast feierlicher Moment tiefen Besinnens und überlegenden Zurückschauens auf die Vergangenheit gefolgt, so ist auch bei männiglich das Bedürfniß rege geworden, durch Errichtung von Denkmälern den Genien die gebührende Verehrung zu bezeigen, deren Werken wir vorzüglich jenen Aufschwung verdanken. So wurden dem heroischen Luther und den Erfindern der Buchdruckerkunst, so dem Entdecker des Erdumlaufes, und den Helden des Befreiungskrieges, Statüen errichtet; so hat ein kunstsinniger König allen großen Deutschen ein Walhalla erbaut, und Schiller und Beethoven, Dürer und Mozart werden mit Nächstem das deutsche Pantheon schmücken. Und wie in Deutschland, so werden in Frankreich und Belgien jetzt überall Plane entworfen und Veranstaltungen getroffen, das Andenken an große Dahingeschiedene durch Monumente zu feiern. Selbst das industriöse, politisch-gährende England will durch eine colossale Statüe Shakespear's sich seines größten Dichters würdig erweisen, und sogar in dem gedrückten Italien hat sich eine Gesellschaft gebildet, um durch die Bildsäulen seiner unsterblichen Sänger der Welt zu zeigen, daß die Nachkommen des göttlichen Dante und Petrarka's, Ariosto's und Tasso's selbst im Unglück noch alte Dankesschulden abzutragen bereit sind, selbst bei politischer Erniedrigung den Sinn für das Hohe bewahrt haben!

Auf diese Weise ist es für die gebildeten Nationen Europa's gewissermaßen zu einem Ehrenpunkt geworden, durch monumentale Vergegenwärtigung ihrer unsterblichen Vorfahren sich deren Werth zu bezeigen, und es darzuthun, daß wenn die Zeitgenossen auch nicht selten ihre großen Geister verkannt oder selbst sie niederbeugender Bedrängniß Preißgegeben ließen, doch das Aechte der Nachwelt unverloren bleibt, und gerade jetzt eine Zeit weltgeschichtlicher Gerechtigkeit herangekommen, welche nicht nur unverdiente Kronen zu zerbrechen, sondern auch unvergängliche Kränze „Verdiensten jeder Art" zu flechten weiß.

Wenn nun schon längst der größte unter den neueren Dichtern Albions unserem Göthe gehuldigt als „dem ersten der lebenden Schriftsteller, welcher die Literatur seines Vaterlandes geschaffen und die von „Europa verherrlicht hat[2]," wenn dieses Weltdichters Werke der poetischen Ehre unseres Volkes in zwei Welttheilen Anerkennung verschafft haben, wenn sein Faust, als der genialste Reflex des großen Ueberganges vom Mittelalter zur Neuzeit, schon jetzt gleiche welthistorische Bedeutung gewonnen, wie außer ihm nur Dante und Homer, — dann ist es

2) Bei Widmung des Sardanapals im J. 1821.

doch wohl zu einer Ehrensache für die deutsche Nation geworden, dem schon gekrönten König ihres Parnasses auch durch Errichtung eines nationalen Denkmales die ihm gebührende Huldigung darzubringen. Daß jetzt, wie schon in öffentlichen Blättern gemeldet worden, der in der Geburtstadt des deutschen Dichterfürsten bestehende Kunstverein den Plan gefaßt, demselben ein vaterstädtisches Monument zu errichten, und bereits eine, die Ausführung dieses Vorhabens sichernde Summe, — zuverlässigem Berichte zufolge im Betrag von 20,000 Gulden, — zusammengebracht, — ist allerdings erfreulich, und dem Selbstgefühle der, mit Reichthümern gesegneten alten Kaiserkrönungsstadt entsprechend. Doch glauben wir nur den zahlreichen Verehrern des großen Dichters das Wort von den Lippen zu nehmen, wenn wir den Wunsch hier aussprechen, daß der Plan zu einem blos frankfurtischen Denkmal zu dem eines nationaldeutschen erweitert werden möge. Auch dürfen wir dem Zweifel nicht Raum geben, daß der hiesige Kunstverein sich nicht bereitwillig finden lassen werde, jenem Wunsche zu entsprechen, wenn derselbe, was wir zuversichtlich erwarten, baldigst reichliche Bestätigung fände. Hierzu würde aber wohl hinreichen, wenn sofort in allen bedeutenderen Städten sich Göthevereine constituirten und alsbald jenen Kunstverein von ihrem Zusammentritt Kunde geben wollten. Es könnte dann eine Zeitfrist für Sammlung von Unterschriften und für Einsendung von Planen für das Monument anberaumt und demnächst ein, dem Gesammtbetrage der unterschriebenen Beiträge angemessener Plan zur Ausführung gebracht werden.

Hat, unter Voraussetzung, daß das Denkmal nur ein frankfurtisches werde, der Kunstverein sich darauf beschränken zu müssen geglaubt, auf öffentlichem Platz eine Statüe des gefeierten Dichters zu errichten, — so könnte, bei bedeutend vermehrten Mitteln, der von Vielen gebilligte, und gewiß der Größe und Eigenthümlichkeit des Dichters angemessenere Plan eines göthe'schen Museum's verwirklicht werden, in welchem nicht nur die majestätische Gestalt des Verewigten an geeigneter Stelle thronen, sondern auch der reiche Kreis seiner poetischen Schöpfungen und seines wissenschaftlichen Wirkens von den ausgezeichnetesten deutschen Künstlern in Frescogemälden und Basrelief's zu verherrlichender Anschauung gebracht würde.

Wäre hiermit dem Genius Göthe's ein seiner würdigen Tempel erbaut, so könnten zur Einweihung desselben sich Abgesandte aller Göthevereine und wer sonst daran Theil nehmen möchte, sich hier versammeln, und die feierliche Krönung des Dichterfürsten würde den wirklichen Anfang der neuen Aera bezeichnen, in welcher die deutsche Nation ihre Ein-

heit und Einigkeit durch freie Anerkennung ihrer geistigen Fürsten bethätigte. Für das Bild eines neuen römischen Kaisers bietet der Krönungssaal im hiesigen Römer keinen Raum mehr dar; würdig eröffnete Göthe's Statüe die Reihe geistiger Majestäten in einem nationaldeutschen Museum. —

4.

Denkmal für Hermann,

den Befreier Deutschland's[1]).

„Der treffliche deutsche Bildhauer, Ernst Bandel," so lesen wir im Correspondenten v. u. f. Deutschland, „ist jetzt beschäftigt, dem Helden, der nach dem Zeugniß des edlen Römers in keinem Kriege erlag, der den Anfängen der vaterländischen Geschichte so viel echten Glanz gibt, dem Cheruskerfürsten Hermann, ein würdiges Denkmal zu setzen. Auf dem Teut, dem höchsten Punkte des Teutoburger Waldes, in welchem Hermann den Deutschen die Freiheit erstritt, soll sich sein in Kupfer getriebenes colossales Standbild erheben, das ihn darstellt, wie er nach dem Siege, auf seinem Blumenschild ruhend und das Angesicht gegen den Rhein gekehrt, wohin die Römer flohen, mit der freien Rechten das Schwert gen Himmel hebt, und mit dem linken Fuße auf einem römischen Legionsadler und Ruthenbündel tritt. Der Künstler macht sein Werk, in welchem er nunmehr in der Blüthe der Manneskraft den liebsten Traum seiner Jünglingsjahre verwirklicht, dem Vaterlande zum Geschenk. — Zur Deckung der Auslagen läßt er das Werk in Gyps und Erz, in Kupferstich und Steindruck vervielfältigen, und Jeder, der zu den Kosten beigetragen hat, erhält nach Wunsch und Maß des Beitrags eine Nachbildung." —

Wer aber, für den Recht, Ehre, Freiheit, Vaterland noch etwas mehr als bloße Worte, für den sie vielmehr die heiligsten Güter dieser Erde sind, wer wird nicht freudig sein Scherflein zur Gedächtnißfeier unseres ersten Helden liefern, dem die Deutschen damals ihre Frei-

---

1) Geschrieben im Nov. 1837.

heit, dem wir zu danken haben, „daß wir noch Deutsche sind.“ Er war es, der den Tod nicht scheute, um die Ruthen auf dem Haupte des Unterdrückers zu zerbrechen, welcher die freien deutschen Männer zu stummen Dienern und Steuerpflichtigen der herrschsüchtigen und geldgierigen Römer herabwürdigen wollte! Er war es, der den Deutschen mit der Freiheit auch das Ehrgefühl gerettet, welches sie, wie Tacitus berichtet, um keinen Preis das einmal gegebene Wort verletzen ließ. Daß aber unserer Väter Freiheit wohl solchen Kampfes werth gewesen, dafür möge hier das Zeugniß eines unserer ehrenwerthesten Geschichtschreiber stehen, der ein Jahrzehend vor Ausbruch des großen Weltereignisses in Deutschland gelehrt und geschrieben, welches man die französische Umwälzung zu nennen pflegt, obgleich es nur ein Versuch gewesen, die dort, wie hier uralte Freiheit zu restauriren. „Sachen von Wichtigkeit,“ schrieb Michael Ignaz Schmidt, hochfürstlich Würzburgischer geistlicher Rath und ordentlicher Lehrer der Geschichte auf der Universität zu Würzburg im Jahre 1778 in seiner Geschichte der Deutschen (I. 34), „Sachen von Wichtigkeit wurden allemal in der Versammlung des Volkes ausgemacht. . . Der König, Fürst oder sonst ein berühmter Mann machte den Vortrag, und das Volk entschied. Das Volk gab selbst Befehle und gehorchte selbst. So groß auch die Veränderungen sind,“ fügt Schmidt hinzu, „die die deutschen Nationen sowohl in als außer Deutschland erlitten haben, so ist doch kaum eine einzige, bei der man nicht Spuren dieses uraltdeutschen Regierungsplanes antrifft.“

Dies war die Freiheit, für die vor achtzehnhundert Jahren Hermann, der Cheruskerfürst, gekämpft. Wer dürfte, ohne seinen deutschen Namen zu verläugnen und sich der Freiheit unwerth zu erweisen, dem deutschen Künstler den Beitrag für das Denkmal des deutschen Helden wohl versagen?

5.

Erinnerungen zum Jahreswechsel.

Von 1837 auf 1838.

Wenn die Sonne wieder aufsteigt zur Verjüngung der erstarrten Natur, wenn zwischen den abgefallenen Blättern des vergangenen Jahres schon duftende Veilchen und über der bereiften jungen Saat die ersten Lerchen das Nahen des Frühlings verkünden, dann sendet der ersterbende Winter noch zuweilen aus dem finstern Norden

„Schauer körnigen Eises,"

und in der Tag- und Nachtgleiche scheinen die Mächte des Todes sich wieder die alte Herrschaft erstürmen zu wollen. Dann hört man wohl den Dichter klagen:

„Es gibt so bange Zeiten,
Es gibt so trüben Muth,
Wo alles sich von weiten
Gespenstisch zeigen thut.

Es schleichen wilde Schrecken
So ängstlich leise her,
Und tiefe Nächte decken
Die Seele zentnerschwer!...

Und wie in der Natur und in dem Leben des einzelnen Menschen, so gibt es auch in der Geschichte der Menschheit — „so bange Zeiten,

„Wo alles sich von weiten
„Gespenstisch zeigen thut!"

Es sind die Zeiten, in denen das winternächtige Princip der Krystallisation seine letzten Kräfte aufbietet, sich der frühlinglichten Macht des organisirenden Lebens zu erwehren, und die ersten Blüthen des Freiheitstrebens in starre Crystalle zu wandeln, die ersten jubilirenden Stimmen des Lebens mit Sturmesgewalt in das gepreßte Herz zurückzudrängen.

In solchen Zeiten, in denen kalte Nebelmassen sich von den Höhen herabsenken, und dem Auge nicht mehr gestatten wollen, in das verheißene, schon so nahe geglaubte Land der göttlichen Freiheit zu schauen, wendet der Blick sich ängstlich nach Innen, in die verewigte Welt der Vergangenheit, und forschet nach, ob er Trost finde für die gegenwärtige Bedrängniß, ob der verheißende Gott ein Gott der Wahrheit und des Lebens sei, oder ein täuschendes Gespenst.

Und, siehe! an den goldenen Pforten des Aufgangs, auf der Schwelle, die aus der dichterischen Sage der Vorwelt in die Geschichte der menschlichen Kultur herüberleitet, begrüßt uns mit strahlendem Haupte der unsterbliche Befreier und Gesetzgeber eines geknechteten Volkes. Er richtet die Unterdrückten aus dem Staube des Sklavendienstes zu dem Ewigen empor, und, vertrauend der Verheißung der Freiheit, führt er sie durch die Schrecken der Wüste zum gelobten Lande, unerschüttert durch den Wankelmuth, durch die Verzagtheit der Befreiten. Es war der erste Sieg des fortschreitenden Lebens über erstarrende Naturgewalt, der gottvertrauenden Freiheit über menschliche Zwangherrschaft, des Glaubens an die bessere Zukunft über das furchtsame Kleben an schmachvoller Gegenwart!

Und der Glaube ist nicht zu Schanden geworden; der Sieg des unerschrockenen Volksfreundes über Pharao's Starrsinn und die höfischen Gaukler hat Millionen zu heldenmüthiger Ausdauer begeistert, und des Siegers Preis durchschallt alle Völker der Erde; denn nicht für seinen eigenen Ruhm und für Selbstherrlichkeit hat er gekämpft; sondern Gott gab er die Ehre, und sein Volk sollte nicht einem gebrechlichen Menschen, sondern nur dem Ewigen und seinem heiligen Gesetze unterthan sein!

Aber ein anderer Name, der Name eines jugendlichen Helden gesellt sich dem des heldenmüthigen Propheten und wie die beiden großen Himmelsgestirne unserer Erde niemals untergehen, so wird überall, wo wahrhaft menschliche Bildung Raum gewonnen, mit Moses auch Achilleus genannt werden. Freiwillig zog er in den tödtlichen Kampf, weil ihm der Tod für das Recht, für die Ehre seines Volkes vorzüglicher schien, als ein langes nur selbstischem Genusse geweihtes Leben. Eines fremden Herrschers Sohn hatte, das heiligste Gastrecht verletzend, das edle Sparta beraubt. Aber die griechischen Fürsten und Helden fühlten in dem Einen sich Alle verletzt, zum Ehrenkampf führt sie Agamemnon, zum Siege Achilleus; der Räuber wurde, wie seiner Mutter geträumt, zur Fackel, welche Troja in Brand steckte, Achilleus zum Leitstern für die Jugend seines Vaterlandes.

Und noch nach Jahrtausenden schauen wir bewundernd empor, wie zu Moses, dem erhabenen Propheten, Befreier und Gesetzverkünder, so

zu Achilleus, dem schönen Helden und Kämpfer für die Unverletzbarkeit des Rechtes, für die Ehrenhaftigkeit seines Volkes.

Doch schon steigen neue Gestirne am fernen Horizont der Geschichte vor uns auf, herrlichen und unauslöschlichen Glanzes! Dort der große Gesetzgeber Lacedämon's, der durch freiwilligen Tod die Spartaner gelehrt, das freiheitverbürgende Staatsgesetz höher zu achten, als das Leben, wie Leonidas und seine dreihundert Kampfgenossen es der Nachwelt bezeugt! Hier, der edelste Weise und Bürger Athens, der schöne Sittlichkeit lehrte und übte, und, der göttlichen Vorsehung vertrauend, die Pflicht, — der heiligen Stimme des Gewissens, der allgemein erkennbaren Wahrheit — zu gehorchen, aber auch in Allem, was der sittlichen Ueberzeugung nicht widerspricht, dem bestehenden Gesetz sich zu unterwerfen, — mit dem Tode besiegelt.

Ist Lykurg uns das Vorbild eines heldenmüthigen Gesetzgebers geworden, so leuchtet Sokrates als Muster zugleich eines gewissenhaften Staasbürgers und eines sittlichschönen, gottgläubigen Menschen uns vor. Sie sind die Ehre, die höchsten Glanzpunkte Griechenland's, *licht*strahlend, erhebend und kräftigend bis in die fernste Nachwelt.

Und wie nun, der trüben Gegenwart entrückt, des Geistes Blick in der Vorwelt lichtdürstend emporsteigt von Stern zu Stern, da glänzen auch von Rom uns hehre Gestirne entgegen, und die Namen Lucius Junius Brutus und Regulus sind es, die vor Allen hervorstrahlen. Brutus, das Heil der Familie, die Wohlfahrt des Vaterlandes in der unverbrüchlichen Herrschaft des Gesetzes erkennend, selbst das Vatergefühl der heiligeren Bürgerpflicht zum Opfer darbringend! Regulus, die Ehre Roms, seine eigene Ehre bedingt erkennend, durch Heilighaltung des Wortes, wär' es auch Fremden, wär' es Todfeinden gegeben, weil der höchste Gott, der über allen Völkern thront, über der Unverbrüchlichkeit des Eidschwures wacht, Regulus, wie Sokrates, ein Märtyrer des Gewissens, wie dieser ein Stolz der Menschheit!

Durch solche Männer, solche Thaten, ist Rom groß geworden; — nicht durch Schwertes Gewalt, welche die Menschen zu Sklaven erniedrigt, sondern durch die Macht der Sittlichkeit und der Gewissenhaftigkeit, — dieser allgemeinen Religion, — die sie zu freien Bürgern, zu Freunden der Gottheit erhebt.

Daß aber kein Mensch den anderen verknechten dürfe, weil alle, zu Gottes Ebenbildern geschaffen, selbst Gott nicht aus sklavischer Furcht, sondern aus Dankbarkeit und Liebe, nach bestem Glauben und Gewissen zu gehorchen haben, und daß der Mensch nur insoweit den weltlichen Machthabern zu Gehorsam verpflichtet, als es mit den ewigen Gebo-

ten vereinbar, welche Allen als göttlich erkennbar sind, — dies hat uns jener Morgenstern aus Israel verkündet, der über der alten Welt aufgehend, für alle Zeiten im Zenith der Geschichte gefestigt geblieben!

Doch, siehe! wie aus Hellas einst Achilleus, so erhebt sich nun Hermann aus Deutschland, und stellt uns im heldenmüthigen Kampfe für die Freiheit der Germanen — ein ewig leuchtendes Vorbild dar.

Und wie oft dann auch wieder menschlicher Dünkel und priesterliche Herrschsucht die Gewissen in Banden zu schlagen, wie oft Willkühr und Hoffart und Habsucht vermeintlich bevorrechteter Geschlechter ihre Mitmenschen zu selbstlosen Dienern ihrer Launen und Gelüste zu entwürdigen getrachtet, dennoch hat jedes Jahrhundert seine Glaubens-, seine Freiheitshelden gezeugt, welche den Tod am Kreuze und den Tod im Schwertkampfe nicht gescheut, um, wie Christus, der Wahrheit, wie Hermann, der Freiheit ein glorreiches Zeugniß zu geben, um, wie Christus, die Heiligkeit der Pflicht und des Gewissens, um, wie Hermann die Heiligkeit des Rechtes durch die schmerzlichsten Opfer zu besiegeln.

Und nicht umsonst habt ihr gelitten, ihr zahllosen Blutzeugen des göttlichen Heilandes und Befreiers, nicht umsonst habt ihr gekämpft und geblutet, ihr zahllosen Märtyrer des Rechtes und der Freiheit! In den Flammen, die eure sterbliche Hülle verzehrt, sind auch die Bande geschmolzen, in denen die Seelen eurer Brüder geschmachtet; in dem Kampfe, der die Blüthe eurer Jugend zerknickt, sind auch die Ketten zerbrochen, die eure Kinder an das Sklavenjoch gefesselt. Freuet euch, ihr Opfer des Wahnes, der Herrschsucht und des Eigennutzes, die ihr euch selbst auf den Altären der Wahrheit, des Rechtes und der Liebe dargestellt habt; der Rauch eures Opfers ist zum Himmel aufgestiegen, ein süßer Wohlgeruch dem Ewigen, der auch sein Liebstes euch zum Heile geopfert; ihr seid mit den Gottes- und Freiheitshelden der Vorwelt die ewigen Hohenpriester der Menschheit geworden; eure Sterne durchleuchten auch die dichtesten Wolken, erhellen auch die schwärzeste Nacht. Zerbrochen ist zum Andernmale und auf immer der Kerker, den Rom den Söhnen des Nordens erbaut; in Trümmer fallen ringsum die Zwinger, in denen der Freigeborene zum Leibeigenen, zum Hofgesinde, zur rechtlosen Dienerschaft eines unbeschränkten Despoten erniedrigt worden.

So dränget sich Stern an Stern am Firmament der Geschichte, und sendet seine Strahlen herab in die aufstrebende Gegenwart. Immer heller strahlt das Licht in die entweichende Nacht, und öffnet der Menschheit die Augen, und zeigt ihr mit Flammenschrift das göttliche Recht und die göttliche Pflicht als ihre wahren Herrscher, als ihre wahren Befreier.

Und, siehe! schon lösen befreite Völker die Ketten der Sklaven, schon neigen sich edle Fürsten vor der Majestät des Freiheit verbürgenden Gesetzes, schon wehet die Fahne des ewigen Rechtes und der Menschlichkeit auf den Höhen zweier Welttheile!

Das ist der „Wunderstamm," aus dem, wenn auch noch hier und dort

„Die sichern Stützen schwanken," —

das ist der Wunderstamm,

„Aus dem geht eine Flamme
Und zehrt den schweren Traum;
Ein Engel zieht dich wieder
Gerettet auf den Strand,
Und schaust voll Freuden nieder
In das gelobte Land!"

Am letzten Tage des Jahres 1837.

6.

Colonisation.

Nur wer Rechte gibt, kann dieselben nöthigenfalls beschränken oder nehmen.

Daß die Kinder und nächsten Angehörigen den Mitbesitz oder doch Mitgenuß der Güter ihrer Eltern haben, dies gibt nicht der Staat, sondern die Natur, die sie gleichsam hineinwachsen läßt, wie die höheren Zweige vermittelst des Stammes an der Wurzel Theil nehmen, die einen bestimmten Erdraum einnimmt.

Der Fortbesitz, nach Abscheiden eines Familiengliedes, ist also eine von der Natur festgestellte Thatsache. Die Kinder nehmen Theil, weil sie bedürftig sind, und sie behalten, eben weil natürlicher Weise der Mensch fortwährend dasjenige will, was zu seiner Erhaltung, und — falls diese gesichert, — was zu seinem Wohlbehagen dient.

Da aber die Beschränktheit des Bodens und die endlose Vermehrnng der Gattung den Fall nothwendig herbeiführen, daß Neugeborene, wie die Saamen einer Pflanze, den Boden, auf den sie fallen, schon ganz

von anderen Pflänzlingen eingenommen finden, — so entsteht die Frage, wie für sie gesorgt werden müsse? Denn auch diese haben ein Natur-Recht, da zu sein — und sich im Dasein zu erhalten, wie ihre Eltern zunächst den Naturtrieb haben, für die Erhaltung ihrer Zeuglinge zu sorgen, ja sogar das eigene Dasein für das des Erzeugten in Gefahr zu setzen; daher denn auch das elterliche Recht der Fürsorge für ihre Kinder ein noch höheres ist, als das der blos selbstischen Selbsterhaltung. Wie deshalb der Vater seiner selbst nicht schont, so schont er auch, wo es das Leben seines Kindes gilt, nicht des fremden Besitzthumes; und es kann ihm nicht, bei anderen dasjenige zu respectiren, zugemuthet werden, was von diesen bei ihm nicht respectirt wird. Er soll das fremde Eigenthum achten! Dazu muß er zum wenigsten da-sein; denn das Eigenthum ist nur geheiligt dadurch, daß das Leben des Menschen heilig ist, daß dieses Heilige sich in die Sache fortsetzt. — Diese Collision fordert eine Lösung.

Es muß eine Einrichtung bestehen, wodurch der Noth begegnet wird, welche Eisen bricht. Wer nur so viel hat, als er selbst bedarf, hat weniger zu fürchten, als wer Ueberfluß besitzt; — jener wird nur vom Hunger des Einzelnen, dieser auch von der fürsorgenden Liebe der Eltern bedroht. Alle aber sind betheiligt; denn die äußerste Noth kennt kein anderes Gesetz, als ihr eigenes.

Sicherheit des Besitzes ist also erster Heischesatz. Sie ist aber nicht unmittelbar vorhanden, und nur ein Gemeinwesen kann sie gewähren. Dieses kann nun, wie sich von selbst versteht, keine Bedingungen stellen, welche den Zweck selbst aufhöben; sondern nur solche, welche dessen Verwirklichung möglichst gewähren.

Die Familie ist vernünftigerweise Mitglied eines Gemeinwesens, damit sie sicher da-sei. Damit dies möglich sei, muß der Noth vorgebeugt werden, welche zur Verletzung des Eigenthums berechtigen könnte. Das Naturrecht da zu sein und sich zu erhalten, muß respectirt und gewährleistet sein, damit das Vernunftrecht, — in seinem Besitze sicher zu sein, — zur Wirklichkeit kommen könne. Das Letztere fängt erst an, ein mögliches Recht zu werden, wo das erstere befriedigt ist.

Das Recht des Neuangekommenen auf der Erde ist aber nicht gerade ein Recht auf dieses oder jenes Daseinsmittel, sondern auf Mittel überhaupt. Anderseits erstreckt sich natürlicherweise die vom Gemeinwesen gewährte Sicherheit nur soweit, als für die Noth der Neugekommenen gesorgt ist. Dafür also zu sorgen, ist vernünftig und nothwendig.

Es führt dies die dritte Frage herbei, wie für die Bedürftigen zu sorgen ist? Offenbar doch wohl auf die Weise, auf welche

am besten sowohl für die Bedürftigen, als für die Sorgenden selbst gesorgt wird.

Dieß führt dann weiter zur Frage, was das Beste des Menschen, was seine Bestimmung sei? Das Alterthum in seinem kräftigen Natur-Sinn hat nicht gefragt; sondern Colonien gestiftet. Das Mittelalter hat auch nicht gefragt; sondern, in seinem Durste nach dem Jenseitigen, Himmel, — Klöster, Hospitäler und Armenhäuser gestiftet. Aber freilich hatte der Naturinstinkt des Alterthums sich auch mit der Sklaverei vertragen und Helotenjagden nicht verhindert. Die Selbsttödtung des Mittelalters dagegen hat die Erschlaffung und Versumpfung ganzer Nationen herbeigeführt. Wer die Nothdurft des Lebens an der Klosterpforte empfängt, wird leicht sich an der mühelosen, stillen Freude des bloßen Daseins genügen lassen, und auf das Wirken verzichten, weil der Stachel fehlt.

Die neuere Zeit soll und will Alles mit Bewußtsein und aus vernünftiger Einsicht thun. Der natürliche Verstand des selbstischen Alterthums soll von christlicher Liebe beherrscht, die mittelalterliche, — nicht minder selbstische, Himmelbegierde soll vernünftig, soll reine Liebe werden. Die Fortschritte des Handels und der Erdkunde, die Erweiterung der gesammten Erkenntniß und des Gefühles — kommen dieser Aufgabe entgegen. Wie das Volk sich zur Christenheit, so hat diese sich zur Menschheit erweitert; — die Heimath ist zum Vaterland, dieses zur Erde erwachsen. Als das Beste für jeden Menschen — als solchen — ist erkannt, daß er freithätig und selbstwirksam zur möglichst reichlichen Entwicklung aller seiner Kräfte und Anlagen gelange. So lange mithin noch ungebauter Boden auf Erden vorhanden ist, muß vor Allem dieser in Besitz genommen, und hierdurch Jedem die Möglichkeit gegeben werden, ein ganzer Mensch zu werden. Colonisation ist mithin das erste, dringendste Bedürfniß jedes bürgerlichen Gemeinwesens, in welchem der Anbau des Bodens bereits keiner neuen Arbeiter mehr bedarf.

Wollte man jeden Eigenthümer auf dasjenige beschränken, was gerade zu seiner Selbsterhaltung unentbehrlich ist, so würde hiermit diesem die Möglichkeit zu sehr vielen höheren Wirksamkeit genommen, und so derselbe sich nie in der Lage finden, das höchste Menschenrecht, das Recht, wohlthun zu können, ausüben. Der Arme hingegen, dem ein gleich dürftiger Antheil am Boden ertheilt wurde, wäre eben damit auch nur ärmlich bedacht. Statt daß er als Colonist Schöpfer eines neuen Gemeinwesens werden könnte, wäre er auf die armselige Selbsterhaltung beschränkt.

Die Vorzüglichkeit der Colonisirung vor den bloßen Armenanstalten und der Armentaxe kann daher nur von Solchen bestritten werden, welche an einer abstrakten Vorstellung vom Vaterland festkleben. Wer das Vaterland wahrhaft liebt, der wird nöthigenfalls gerne auswandern, wo dem Vaterland hierdurch Glück und Glanz gesichert wird.

Damit aber Colonisation zur Liebespflicht für den Auswandernden werde, muß das Vaterland auch väterlich für ihn sorgen. Das Gemeinwesen muß die Auswandernden nicht dem Zufall überlassen, sondern sie mit elterlicher Fürsorge begleiten.

Da die Auswandernden den Zurückbleibenden ein großes Opfer bringen, so ist es für diese eine heilige Pflicht, ihnen dieses zu vergelten. Damit die Zurückbleibenden ihren Ueberfluß ruhig genießen können, sollen sie auch von dem vorsorgenden Gemeinwesen angehalten werden, so viel von ihrem Ueberfluß abzugeben, als zur Ausstattung der Auswanderer nöthig ist. Da nur auf diese Weise der Besitz Aller gesichert wird, so hat das Gemeinwesen das Recht, Alles hierzu Nöthige von den Besitzern in Anspruch zu nehmen.

Das Gemeinwesen gibt das Recht auf ungestörten Besitz auch dessen, was nicht unmittelbar, was nicht mit den eigenen Kräften des Eigenthümers vertheidigt werden kann; es hat also auch das Recht, das Eigenthum nur so weit als unbedingt gelten zu lassen, als es sich mit der Sicherheit des Uebrigen vereinigen läßt... „Sorgen wir (aber) nicht dafür, „sagte Isokrates zu Philipp[1]), daß diesen Leuten Unterhalt gegeben „wird, indem man Colonien aus ihnen anlegt, so werden sie sich in große „Schaaren zusammenrotten, und den Hellenen furchtbarer als den Barbaren werden.“

1) Isocr. ad Phil. Op. p. 106.



7.

Epilog zur Cholera[1].

Die Cholera hat im vorigen Jahre, und zwar in Deutschland — und namentlich in Baiern, ihre stärksten Gegner gefunden und die heilsamsten Reaktionen hervorgerufen. Hand in Hand ist die Staatsgewalt mit der Wissenschaft und der tapfern Selbsthingebung vieler Edlen ihr entgegengeschritten, und zu hoffen ist, daß die Prophylaxis, oder, was dasselbe sagt, die Vorhut dieser Verbündeten gegen jenen unsichtbaren Tamerlan — oder Etzel — oder wie sonst noch die großen Geißeln der Menschheit geheißen, in eine daurende Vorsorge des Gemeinwesens übergehen wird gegen die noch größern Uebel, die der Feindin in das Land einzubrechen gestatten. Diese von der Cholera vorgefundenen Uebel sind die eigentlichen Verräther des Vaterlandes, die die ferne Feindin anziehen, herüberlocken und ihr die geheimen Pforten öffnen zu mächtigem Ueberfall. Gegen sie muß die Wachsamkeit der Hirten gewendet bleiben, und wenn es dann allmählig gelingt, diese einheimischen Uebel zu heilen, dann wird auch hierbei sich die schöne Verheißung: „Den Guten gutet Alles," erfüllen. Fragt man aber, welches die Uebel sind, die der fremden Krankheit auch in unser Vaterland einzubrechen und so gewaltige Verwüstungen anzurichten gestatten? so ist leichter der Anfang als das Ende der Antwort zu finden.

Es wäre ein Unternehmen, des Schweißes der Edelsten werth, — einmal ernstlich und gründlich und ausführlich jene Frage zu beantworten. Die Frage selbst verdiente von Akademieen, und, wo diese zu tief in bloße Gelehrsamkeit eingerostet, von der Staatsregierung als Preisfrage aufgestellt zu werden. Noch besser vielleicht wäre es, wenn die Frage in mehrere Fragen getheilt, zugleich auch an die betreffenden Fakultäten der Landesuniversitäten, — an die mediziniſche, theologische, staatswissenschaftliche und philosophische Abtheilungen derselben zur Be-

1) Geschrieben im Februar 1837.

antwortung übersendet, und demnächst ein Bericht über die eingegangenen Abhandlungen und Gutachten erstattet würde. Der Angabe der Uebel und Mißstände wären aber ebenwohl Vorschläge zu deren Beseitigung beizufügen, und aus solcher genauen Erforschung des Nationalgewissens würde sich gewiß manches Ersprießliche entwickeln.

So dürfte sich vielleicht vor Allem als das Nothwendigste herausstellen, die Aerzte zur Abfassung einer populären Diätetik zu veranlassen und die ausgezeichnetesten Erziehungskundigen aufzufordern, sich mit den Aerzten über eine populäre Pädagogik zu vereinigen und mit ihnen zu erwägen, was in allen Schulen für die noch immer zu wenig beachtete Gymnastik zu thun sei? Es dürfte sich aber auch als nothwendig erweisen, alle Menschenfreunde zur Bildung von Mäßigkeitsvereinen aufzufordern, die ihr Augenmerk nicht blos auf die Mäßigung im Genusse, sondern auch auf Ermäßigung des Kleideraufwandes zu richten hätten, da gerade dieser Letztere so viele Familien des Mittelstandes und der unteren Volksklassen der Mittel zu gedeihlicher Lebensnahrung und zur nothwendigen Gesundheitspflege beraubt, sie in Schulden, Kummer und Sorgen stürzt, hierdurch Geist und Seele schwächt, und Angst und Furcht, den mächtigsten Verbündeten der Cholera, die geheimen Pforten des Gemüths öffnet.

Und nicht nur für das praktische Leben, auch für die Theorie, für die lebendige Erkenntniß, für die Lebenswissenschaft, für Geschichte und Theologie würde sich solche Anregung gewiß höchst förderlich erweisen, da hierdurch unfehlbar zu Tag käme, wie alles Wissen, wie das ganze Leben, wie das Wohl der Einzelnen, der Familien, des Staates, der Völker im innigsten Zusammenhange, in organischer Wechselwirkung stehen. Das wahrhaft, — das gediegene Allgemeine in allen Sphären des Daseins würde sich als die höhere Macht kund geben, welcher die Einzelnen willig zu ihrem Besten zu folgen haben, wenn sie nicht durch Schaden gewitzigt und durch Gewalt genöthigt werden sollen, in den heiligen Weltrhythmus, in die unverbrüchliche Weltharmonie einzustimmen. —

8.

Religiöse Tendenz der neuesten Zeit.

Eine Skizze.

Das unterscheidet die Zeitalter, daß eine Tendenz hervortritt, die allmählig durch alle Lebenskreise hindurch zittert und gleichsam der *Spiritus rector* der Bewegung wird. Der schöpferische, gestaltende Geist ist zugleich der scharfe, scheidende, ausschließende; denn alles Lebendige ist individuell. So geht das Ausscheiden und Besondern der Geister fort, bis so viele Einzelne, jeder mit der Prätension der Allgemeinheit, sich gegenüber stehen, daß sie der Albernheit ihres Wähnens inne werden.

In früheren Zeiten gestalteten sich Naturvölker, — dann Offenbarungskirchen, — jene alle Anderen als Barbaren, diese alle Anderen als Gottlose, Ungläubige, Satansbrut ausschließend. Das vielfach gelästerte XVIII. Jahrhundert hat einen neuen Ton angegeben.

Die Völker, als große Individuen, berührten sich noch im XVII. Jahrhundert (seit Richelieu) fast nur durch die geheimen Kabinette der Fürsten; die verschiedenen christlichen Kirchen wurden durch die Hirten vertreten, und ihr Haß gegeneinander genährt.

Aber die Kreuzzüge, die Universitäten, der Handel, die Reformation, die Erbfolg- und Eroberungskriege, die schönen Künste, die Wissenschaften — hatten die Menschen einander immer näher gebracht, und immer tiefer sie das Bedürfniß eines allgemeinsamen Bandes empfinden lassen.

So sind sich seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts immer weiter greifende Versuche gefolgt, die Menschen miteinander zu verbinden. Zu unterscheiden aber sind solche Unionsversuche im Anfange der Kirchenbildung von denen zu Ende eines besonderen Kirchenlebens.

Der anfängliche Versuch, das Urchristenthum mit dem reinen Judenthum zu verbinden, führte zunächst zur Versteinerung des letzteren.

Zwischen Beide schob sich der Mahomedismus. Mit der ökumenischen Synode zu Florenz (1436), wo die römisch-katholische Hier-

archie den letzten verunglückten Versuch machte, die Griechen zu absorbiren, — fing auch Rom an, völlig zu versteinern, und als die Reformation hervortrat, sank der Katholicismus, wie anderthalb Jahrtausend früher der Mosaismus — in das Reich der welthistorischen — Schatten.

Immer weiter ging nun Alles auseinander. Die concentrische Bewegung begann erst leitende Tendenz zu werden im Anfang des vorigen Jahrhunderts. Molanus, — de Lokkum, — Claude, — Bossuet, — bezeichnen das Ende der absorbirenden Tendenz. Mehr aber als alle klerikalische Theologen — wirkten hochgebildete Laien, wie Bayle († 1706), Thomasius († 1728), Locke († 1704), Leibnitz († 1716) und Montesquieu († 1754) zur Eröffnung eines neuen Zeitalters. Wir würden auch Vico nennen; aber er war seiner Zeit zu weit vorangeeilt, und blieb von derselben fast gänzlich unbeachtet.

Jene Männer stimmten die Geister für die großen Zeiten, die da kommen sollten.

Während nun Frankreich die Kronen Europa's zusammenbog, um sie zu einer einzigen Krone zu verschränken, — bemächtigte England sich des Handels der Welt, und bog die saugenden Wurzeln zusammen.

Die Idee des Gemeinmenschlichen wurde jetzt eine Macht, welche in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts zur Herrschaft strebte.

Und es war nicht ein Abstrakt-Katholisches, sondern ein wirklich, Gediegen-Allgemeines, welches die Besonderheiten in sich hegte. Nordamerika wurde frei Kraft des allgemeinen Rechtes der Besonderheit. Und Kraft dieses Allgemeinen erfassen sich jetzt die Völker, als Nationen der einen menschlichen Universität. Wie aber zuerst das Recht derselben sich geltend gemacht, so will jetzt auch das Recht als Pflicht, als ein Moment der allgemeinen Religion zur Anerkennung kommen. —

In der ersten Freude des Wiedersehens nach langer, langer Trennung, waren die Confessionen sich einander tiefgerührt in die Arme gesunken. Aber die lange Trennung hatte Unterschiede befestigt, die nach dem ersten Willkommen sich bemerklich machten — und nun erst nach und nach ausgeglichen werden müssen. Und kaum fingen sich einzelne Parteien einander zu verständigen an, so drängten sich schon wieder neuankommende Brüder hinzu, und wollten auch Theil nehmen am großen Wiedervereinigungsfeste. Und die Völker harren in freudig bebender Erwartung, bis das Wort laut wird, bei dessen Klang auch noch der entfernteste Bruder sich auf den Weg macht zum Hause des Vaters der Menschen.

9.

Die Bewegung der religiösen Ideen in Deutschland im Laufe des 18. Jahrhunderts, von Frankreich aus angesehen.

Die zweite Lieferung des 3. Bandes der „Revue Germanique“ enthält (Seite 131—157) eine Abhandlung von Richard, die uns interessant genug scheint, um unsere Leser mit den Hauptmomenten derselben bekannt zu machen. Die eigenen Worte des Verfassers haben wir durch Gänsefüßchen („) ausgezeichnet, und hier und dort, zur Behauptung des Zusammenhangs, einige ergänzende Bemerkungen eingeschaltet. —

„Mit Leibnitz und Wolf beginnt in Deutschland die Herrschaft des Theismus.“ Mit Friedrich II. bestieg er den preußischen Thron. Die Anerkennung vollkommener Gewissens-Freiheit war das Correlat des Glaubens an einen gütigen Gott aller Menschen. Durch Gewährung derselben eröffnete der große König eine neue Zeit. Hätte aber die Reformation das Papstthum gerichtet, so stand doch noch die Bibel als souveraine Gebieterin aufrecht, und auf ihr ruhten die kirchlichen Symbole, die mit dem Theismus unvereinbar waren. Sollte dieser siegen, so mußte zuvor die unbeschränkte, despotische Autorität jenes Gesetzbuches auf ein den höheren Geistesbedürfnissen entsprechendes Maß zurückgeführt werden. An Vorarbeiten mancherlei Art fehlte es nicht. Engländer, Holländer und Franzosen waren vorangegangen. Die Deutschen folgten mit schwerem Geschütz. „Ernesti in Leipzig (1759) und Michaelis in Göttingen (1765) brachten die grammatikalisch-historische Erklärung der heil. Schriften auf die Bahn,“ und sie suchten in diesen nicht die Bestätigung der Symbole, sondern vielmehr Zeugnisse für eine im Durchbruch begriffene allgemeine Religion. Semler in Halle (1761) drang muthig in die alte Festung ein, und stürzte die Hauptsätze der positiven Ueberlieferung über den Haufen. Lessing, Hand in Hand mit dem Wolfenbüttler Fragmentisten popularisirte den theologischen Freiheitskampf. Der Pfarrer Goetze in Hamburg erhob sich zur Gegenwehr, und rief den weltlichen Arm und die klerikalische Disziplin zu

Hülfe; aber Deutschland glaubte lieber mit Lessing an die fortschreitende Vervollkommnung des Menschengeschlechts, als mit den kirchlichen Zeloten an ein zunehmendes Verderben und an das Nahen des letzten Gerichtes. Vergeblich führte Professor Piderit von Cassel (1777) bei dem corpus evangelicorum zu Regensburg Klage über Semler und die Berliner Prediger Spalding und Teller als Begünstiger eines „antichristlichen Theismus." Piderit wurde abgesetzt und der Rationalismus breitete sich immer weiter aus.

Was Prediger für Männer, was Universitätslehrer für Jünglinge, das that Basedow für die zartere Jugend. Er humanisirte die ascetisch-mystische Religion der mittelalterlichen Kirche. In gleichem Geiste, wie Basedow in seinem Philanthropin bei Dessau, wirkten Salzmann zu Schnepfenthal und Campe zu Hamburg. Glatz, Becker, Lossius und viele Andere unterstützten sie durch ihre Schriften für die Jugend. „Sie alle gingen von der mehr oder weniger klaren Ueberzeugung aus, daß der christliche Theismus und dessen sittliche Entfaltung im Familienleben der erste Fortschritt sind, den der Geist des Jahrhunderts fordert, der erste Schritt zur Emancipation der Intelligenz und zur Vervollkommnung der bürgerlichen Einrichtungen."

Nicht wenig trug zu dieser inneren Umgestaltung des deutschen Volkes die rastlose Thätigkeit Nicolai's bei, der, im Verein mit Lessing, Mendelsohn und mehreren anderen geistreichen Männern, 1757 die Bibliothek der schönen Wissenschaften stiftete, einer Zeitschrift, die sich 1765 zu einer Allgemeinen deutschen Bibliothek erweiterte. Jede Entdeckung, jede kühne Ansicht fand hier ihre Tribüne, von welcher abwechselnd Protestanten und Katholiken zu dem deutschen Volke sprachen. War auch die Polemik dieser Redner mitunter bald der Form, bald dem Inhalt nach zu tadeln, so hat sie doch unstreitig großen Nutzen gestiftet, und als bei dem Tode des Darmstädtischen Hofpredigers Stark im Jahre 1816 dessen heimlicher Katholicismus zu Tage kam, zeigte sich, daß die Verdächtigungen der allgemeinen Bibl., die schon 1786 jenen Geistlichen der Heuchelei angeklagt, nicht alle ungegründet waren.

Indessen hatte Semler noch ein anderes Princip in die Theologie eingeführt, welches sich in der Folge sehr förderlich erwies. Wohl gelang es der grammatisch-historischen Interpretation, manche kirchliche Glaubenssätze als Verdeutungen der heiligen Schrift zu beseitigen. Andere Kirchenlehren aber, die nicht minder unvereinbar waren mit den Forderungen des Zeitgeistes, fanden sich so unzweideutig in den heil. Urkunden ausgesprochen, daß die neue Exegese ihnen nichts anhaben konnte. Der Protestantismus, in so fern er nur das Urchristenthum herstellen, die katho-

lische Kirche nach dem neuen Testament reformiren wollte, reichte hier nicht aus. In dieser Bedrängniß half Semler sich dadurch, daß er den Grundsatz aufstellte: „man müsse das Wesen des Christenthums von der Form desselben unterscheiden," und diesen Grundsatz selbst auf den apostolischen Ausspruch stützte: „prüfet Alles, und das Gute behaltet." So durchforschte man nun das Alterthum, sammelte Notizen, verglich, unterschied, und häufte Hypothesen und Kritiken. „Döderlein, Leß, Töllner, durchbrechen in ihren Handbüchern der Dogmatik die orthodoxe Einheit des lutherischen Systems," und die Opposition gegen die alten Symbole kam an die Tagesordnung, wobei man aber, ohne dessen inne zu werden, sich selbst immer tiefer in Widersprüche verwickelte.

Die Uebersetzung des „Zend-Avesta," die 1771 erschien, brachte ein neues Ferment in diese Gährung. Vieles, was man bisher für speziell-biblische Offenbarung gehalten, fand sich in dem älteren Parsismus wieder, und triumphirend wies der Rationalismus nach, daß „die Glaubenslehren von den Engeln und Dämonen, von Auferstehung des Fleisches, vom jüngsten Gericht und dem tausendjährigen Reich" nicht wesentlich christlich, sondern schon in den zoroastrischen Ueberlieferungen enthalten seien.

„Die nächste Folge hiervon war, daß man den wesentlichen Unterschied geltend machte zwischen der inneren, unvergänglichen moralischen Wahrheit des Christenthums und seiner geschichtlichen Umhüllung," welcher letzteren man nur eine örtliche, zeitliche, überhaupt also nur eine transitorische Bedeutung zuerkannte. Nur wenige allgemeine Glaubenslehren, wie namentlich „die von der Einheit Gottes, der Nothwendigkeit der Tugend zur Seligkeit, der Unsterblichkeit der Seele und der moralischen Freiheit," wurden noch als das Wesentliche der Offenbarung angesehen.

Herder's poetisches Gemüth eröffnete zwar eine salbungsvolle Opposition gegen die Einseitigkeit jenes abstrakten Rationalismus, fand aber in dem Königsberger Philosophen einen übermächtigen Gegner. Kant's Kriticismus pulverisirte den damaligen philosophischen Dogmatismus, und reduzirte das gewisse Wissen seiner forschenden Zeitgenossen auf das unbedingte, gebietende Pflichtgefühl, welchem ohne Rücksicht auf den Ursprung seiner Gebote und ohne Hinsicht auf Vergeltung zu gehorchen sei, — inconsequent nur darin, daß er den Glauben an Gott gerade aus der Nothwendigkeit solcher Vergeltung hervorgehen ließ.

„Dennoch wurde „Moral und nichts als Moral" während mehr als 15 Jahren die Losung der rationalistischen Pfarrer und Professoren in Deutschland. Die heil. Schrift sollte durchaus mit den Vorschriften der natürlichen und praktischen Religion in Einklang gebracht

werden, der Glaube nur Werth haben, inwieweit er den Menschen zur Erfüllung seiner Pflichten antreibe. Aus der Heilung des Aussätzigen wurde die Pflicht, sich die Pocken einimpfen zu lassen, aus dem Gleichniß vom Sämann ein Beweggrund zum Anbau der Runkelrüben abgeleitet." Nur Reinhard und Zollikofer machten unter den Predigern eine rühmliche Ausnahme.

Indessen wurde doch bald das Ungenügende dieser Auffassungsweise des Christenthums und der Religion überhaupt empfunden. Gründliche Geschichts- und Sprachforschungen häuften reichlichen Stoff; große Dichter erweiterten den Gesichtskreis, und die 1785 gegründete allgemeine Literaturzeitung erleichterte die Discussion. Im Gegensatz zur kantischen Abstraktion erhob sich die sentimentale Mystik eines Jung-Stilling, Swedenborg und Lavater, und die Religions-Edikte Friedrich Wilhelm II. versuchten sogar, die ältere Orthodoxie zu repristiniren. Selbst Kant war schwach genug, in seiner Schrift: „die Religion innerhalb der Grenzen der menschlichen Vernunft" (1793) den Beweis zu versuchen, „daß jeder Glaubensartikel der evangelischen Kirche einen vernünftigen Sinn darbiete."

Dies Alles vermochte jedoch nicht, die fortschreitende Entwicklung des religiösen Lebens zu hemmen. „Was die Franzosen im vorigen Jahrhundert dunkel geahndet, nämlich das Verbündniß eines nationalen Glaubens mit den socialen Interessen, — das haben die Deutschen in dieser Epoche vollbracht. Scheinen die fünfzig Jahre unserer Revolution uns der Lösung dieses Problems, welches unstreitig eine der Lebensbedingungen einer wiedergeborenen Gesellschaft ist, noch nicht nahe gebracht haben, so können wir doch gewiß sein, daß Deutschland nicht darum verlegen sein wird, auf seine Nationalfahne den Wahlspruch seines religiösen Glaubens neben sein politisches Symbol einzuschreiben."

10.

Die religiösen Interessen der Zeit.

Der katholische Doktor und Professor Staudenmaier, ein Jünger Möhler's, hat in der Zeitschrift für Philosophie und spekulative Theologie von Dr. J. H. Fichte (I. 1. 1837) sich

über „die religiösen Interessen der Zeit" vernehmen lassen. Er meint: „die verfeinerte Sinnlichkeit sei der Haus- und Seelengötze, dem an der Stelle des wahren Gottes, wie er durch Christus offenbar geworden, Opfer gespendet und Weihrauch gestreut werde" (47). Diese „eigennützige Sinnlichkeit, um sich in jeder Weise geltend zu machen, bediene sich des Unsinnlichen, und zwar auf den Gebieten des Industriellen und Commerziellen, des Mathematischen und Mechanischen, des Aesthetischen, Rechtlichen und Geselligen." Er fragt dann: „wie und durch welche Mittel die Richtung der Zeit zum Sinnlichen hin so unterbrochen und abgelenkt werden könne, daß die unsichtbare Weltordnung, für welche der Sinn ohnehin immer mehr zu verschwinden scheine, (?) wieder, wie die tiefere Grundlage, so das höhere Ziel des Lebens werde?" (52) „Die rein apriorische Philosophie unserer Zeit und die mythische Theologie, meint Hr. Staudenmaier, seien nicht im Stande, dem Hauptgebrechen der Zeit zu Hülfe zu kommen" (58). „Das Christenthum," (welches? das römische, griechische, anglikanische, gallikanische, Möhler'sche, Hermes'sche, Hengstenberg'sche, Wegscheider'sche oder welches sonst?) „sei es, durch welches im Erkennen und Leben das Sinnliche und Unsinnliche in ihr wahres Verhältniß zum Uebersinnlichen komme" (60).

Es mag hier dahingestellt bleiben, ob die Sinnlichkeit jetzt vorherrschender ist, als in früheren Jahrhunderten, und ob das Trachten, das gegenwärtige Leben auf gemeinnützige Weise in den angegebenen Sphären auszubilden, eigennütziger ist, als das in früheren Jahrhunderten vorherrschende Trachten der Einzelnen nach ewiger Glückseligkeit. Aber die Frage wird erlaubt sein, ob das Christenthum, welches doch schon vor dieser angeblich so tief erkrankten Zeit da war, ein Gebrechen zu heilen vermöge, welches ja gerade die Oberhand über das schon vorhandene Christenthum gewonnen? Zu fragen ist, ob jemals „die unsichtbare Weltordnung," welche Grundlage und Ziel des Lebens gewesen, wieder diese Bedeutung gewinnen könne, da gerade das Ungenügende derselben die Gemüther auf die Gegenwart hingewendet hat?

Statt eine Antwort hierauf zu versuchen, wollen wir lieber die Stelle anführen, mit welcher Hr. Staudenmaier seine Bemerkungen beschließt und theilweise sie selbst damit — beseitigt. — „So ist," heißt es S. 66, „der wahre Quell des Lebens überall und immer das Göttliche in demselben, und dieser göttliche Quell ist auch das innere Princip und der ewig schöpferische Geist einer freudig fortschreitenden, überall sich erfüllenden, trostreichen Geschichte, einer Geschichte, die auf der göttlichen That der Erlösung ruhet, die überall

Versöhnung offenbart, und deren fortschreitende Versöhnung die fortschreitende Entwicklung ist, einer Geschichte endlich, deren Zukunft lebendig schon in die Gegenwart hereingreift, weil die Gegenwart in dem göttlichen Princip ruhend, mit diesem göttlichen Princip auch die Quelle und die Kraft der künftigen allgemeinen Verklärung in ihrem Schooße trägt." —

Das lautet freilich heiterer und versöhnender, als die letzte bis jetzt laut gewordene Aeusserung des kirchlichen Oberhauptes des Hrn. Doktors und Professors Staubenmaier. —

11.

Religiöse Journalistik.

Die Geschichte der Religion zeigt uns dieselbe Entwicklungsform, die wir überall wahrnehmen, wo das Leben seinen vollständigen Verlauf gewinnt. Erst sucht der Mensch Gestalt und Bestand für sich selbst zu gewinnen; dann strebt er, seine Herrschaft über die Außenwelt auszubreiten, deren Widerstand ihn erst zur Selbstbeschränkung, zuletzt zur Ausgleichung und zur Vereinigung mit Anderen zu einer höheren Lebensgestaltung — veranlaßt oder nöthigt. Auf gleiche Weise war und blieb lange die erste Religion nur Stammes- oder Volksreligion. Erst die altpersische und buddhistische, später und nur vorübergehend — die jüdische, dann die christliche, und in ihrer Jugend — die mahomedanische — suchten Proselyten zu machen und dachten daran, weltbeherrschend zu werden. Nur in der christlichen Kirche ist dieser Gedanke lebendig geblieben. Nachdem sie aber Europa halb mit dem Kreuze, halb mit dem Schwerte, und Amerika fast nur mit dem letzteren sich unterworfen, hat sich ihre Gewalt an dem Freiheitsstreben des germanischen Geistes gebrochen. Mögen immerhin die ersten Reformatoren nur daran gedacht haben, das ursprüngliche Christenthum zu restauriren, sie mußten doch für sich das Recht in Anspruch nehmen, die Glaubenslehre, die von den ersten Christen unmittelbar als höhere Offenbarungen aufgenommen worden, — je nach ihren individuellen, menschlichen Einsichten, nach ihrem eigenen Wissen und Gewissen zu deuten; sie mußten gegen das herrschsüchtige Rom die Befugniß geltend machen, ihres eigenen Glaubens zu leben;

sie mußten gegen die Brandfackeln der klerikalischen Inquisition zur weithin leuchtenden Geistesfackel der Belehrung und Ueberredung greifen, und an die vorhandene Bildung, an den natürlichen, gemeinen Menschenverstand appelliren. Das höhere Streben suchte und fand ein neues, gewaltiges Organ an der Druckerpresse, und die bleischweren geschriebenen Bannbullen der alten Kirche erlagen den geflügelten und geistbeflügelnden Druckblättern, in denen sich zuerst, wenn zunächst auch nur dürftig — der göttliche Keim der Humanität entfaltete. Wahrhaft menschlich war es aber, an das allen Menschen eingeborene, an die freie Zustimmung des denkenden Geistes und des *fühlenden* Herzens zu appelliren. So war die Reformation im Grunde, — obgleich noch nicht im Bewußtsein — eine Emancipation des allgemein-menschlichen Wesens von priesterschaftlicher Vormundschaft; — sie war, wenn auch bloß erst faktisch, doch bereits eine Anerkennung der Religion als einer durch freie Geistesthätigkeit vermittelbaren allgemeinen Angelegenheit der Menschheit. Wirklich kam sie in Deutschland damit zu Bestand, daß sämmtliche, sowohl weltliche als geistliche „Theologen, Kirchen- und Schuldiener," die sich von der päpstlichen Gewaltherrschaft los sagten, — das von den weltlichen Gewalthabern genehmigte Concordienbuch unterschrieben, womit also die kirchliche Gemeinschaft thatsächlich als eine rein freiheitliche Angelegenheit anerkannt wurde.

Wenn dann auch die neu entstandenen Glaubensgenossenschaften, dem allgemeinen Entwicklungsgesetz nach, selbst wieder zuerst sich schroff abgesondert, dann, mitunter sogar mit der Schärfe des Schwertes — nach Ausbreitung gestrebt, so blieb fortan doch das Streben vorherrschend, nur mittelst geistiger Waffen, also auf dem Wege freier Ueberzeugung, zur Weltherrschaft zu gelangen.

Auch begannen schon im XVII. Jahrhundert wohlgemeinte Versuche, eine friedliche Ausgleichung zwischen den verschiedenen Kirchen zu bewirken. Da sie aber alle noch mehr oder weniger von Voraussetzungen ausgingen, welche eine freie, allgemeine Einverständigung unmöglich machten, so dienten jene Versuche nur dazu, die Differenzen — zum wenigsten theoretisch — noch schärfer auszuprägen. — Wie indeß jede Gedankenmittheilung aus dem Bedürfnisse hervorgeht, eine geistige Gemeinsamkeit zu erzeugen, so bleibt sie auch dann nicht ohne Segen, wenn sie zunächst nur einen Widerspruch hervorruft. Der Gegensatz — als Meinung oder Ueberzeugung von unseres Gleichen uns entgegentretend, — hat eine ganz andere Gewalt, als wenn er nur von uns selbst gedacht wird. Als der wirkliche Widerspruch eines denkenden, selbstständigen

Ebenwesens treibt er uns vielmehr zu dem Versuche an, ihn durch Ueberzeugung zu überwinden. Wir suchen deshalb den eigenen Gedanken zu rechtfertigen, zu begründen, den fremden zu entgründen; und da alle einzelnen Gedanken zuletzt auf wenige mehr oder weniger allgemein gewisse Sätze zurückweisen, so führt der Gedankenkampf eine immer größere Wahrscheinlichkeit, ja Dringlichkeit des Einverständnisses herbei. Die Wahrheit, wie das Licht, übt eine auf die Dauer unwiderstehliche Macht; denn wie dieses der Blick, so ist jene das Wort der göttlichen Liebe.

Auch in den theologischen, kirchlichen Diskussionen hat sich diese, Macht bewährt, und je weiter die Parteien sich von einander zu entfernen schienen, um so tiefer hat sich das Bedürfniß der Einverständigung fühlbar gemacht, um so näher sind die Streitenden dem tiefsten und innigsten Gewißheitspunkte gekommen, in welchem sie sich ureinig erkennen müssen.

Schon ist man auf diesem Wege der Erörterung thatsächlich an dem Einigungspunkte angekommen, auf welchem die Verschiedenstgläubigen die Nothwendigkeit anerkennen, ihre Ansichten, Glaubensmeinungen und Grundsätze zu rechtfertigen, d. h. entweder sie an Gewisses, an allgemein Zugestandenes anzuknüpfen, oder sie als Moment eines Systemes, eines gegliederten Ganzen — aufzuweisen.

Aus diesem, freilich mitunter egoistischen Bedürfnisse, sich selbst für seine geistige Individualität den Charakter der Allgemeinheit, der Gemeingültigkeit zu vindiziren, so wie aus dem höheren, philanthropischen Drange, zu einer beseligenden Geistereinigung hinzuführen, gewinnt erst die stätige Vermehrung der öffentlichen Blätter ihre volle Bedeutung. Immer tiefer fühlt der Einzelne sein Ungenügen; immer lichter kömmt ihm zum Bewußtsein, daß er Werth und Würde nur durch Theilnahme am Allgemeinen, durch Einleben in immer weitere Lebenskreise, durch Verklärung des Selbstes zum wissenden und willigen Organe der göttlichen Weltordnung gewinnt. Die erstwesentliche Bedingung hierzu ist aber, daß diese Weltordnung in ihren allgemeinsten Grundzügen entdeckt und ausgesprochen werde, wozu der Weg nur durch die freieste und allgemeinste wechselseitige Mittheilung der Gedanken, Wünsche, Hoffnungen, Bedürfnisse und Gefühle angebahnt werden kann. Dazu ist nun das große Weltgespräch eröffnet, in welches sich zu mischen selbst diejenigen sich gedrängt fühlen, welche überzeugt zu sein behaupten, daß die Wahrheit, deren die Menschheit zu ihrem ewigen Heile bedürfe, schon längst vollständig ausgesprochen, und daß die Anerkennung oder vielmehr die gläubige Annahme derselben, auf die es allein noch ankomme,

nicht durch menschliche Geistesthätigkeit, sondern durch übernatürliche, übermenschliche Einwirkung bedingt sei.

Wirklich sehen wir seit dem Anfange dieses Jahrhunderts die Anzahl der Tagblätter und Zeitschriften jeder Art und namentlich auch, — besonders seit Anfang des dritten Dezenniums dieses Jahrhunderts, — die religiösen Zeitblätter in mehr als geometrischer Progression sich vermehren, nicht nur auf Seiten derer, welche freie Forschung als ein göttliches Menschenrecht in Anspruch nehmen, sondern auch auf der entgegengesetzten Seite, auf welcher dieses Recht ganz oder theilweise in Abrede gestellt wird. Es ist dies eine Thatsache von welthistorischer Bedeutung, welcher die andere parallel läuft, daß in noch stärkerer Progression sich die Zahl der Vereine und Gesellschaften zu den mannigfaltigsten Zwecken vermehrt. Näher betrachtet ist die zuerst angeführte Thatsache selbst nur ein Moment der zuletzt erwähnten, da durchgängig die Zeitblätter nur durch einen Verein von Schriftstellern zu Stande kommen und nur als Organe von Gesellschaften eine allgemeinere Bedeutung ansprechen und Dauer gewinnen können. Im Ganzen genommen, gehört diese Thatsache zu den eigenthümlichsten Erscheinungen der neuesten Zeit und eben sowohl zu den großartigsten, erhebensten und hoffnungsvollsten der ganzen uns bekannten Geschichte. Es ist der Anfang einer Wiedergeburt der menschlichen Gesellschaft aus dem Elemente der Freiheit, in welcher das Recht der Individualität sich mit dem Rechte des Allgemeinen auf das Innigste zu versöhnen strebt; es ist die Grundlegung zu einem Baue, dessen Pracht und Majestät wir nur erst dunkel zu ahnen vermögen, da die Arbeit, von den Einzelnen ausgehend, — von Innen nach Außen fortschreitend, auf naturgemäße Weise zu immer reicheren, organischen Anastomosen, Verkettungen und Systematisirungen hingeführt werden wird. Auch wäre es in jeder Beziehung erfreulich und förderlich, wenn sich ein Verein bildete, der sich zur Aufgabe stellte, eine vollständige Statistik der bis hierhin erschienenen Zeitschriften und entstandenen Vereine zu liefern, und in einer eigenen Zeitschrift ein Archiv der Humanität zu begründen, in welchem jene Statistik fortgesetzt würde.

Möchten die vorstehenden Zeilen recht bald Veranlassung zur Stiftung eines solchen Vereines und Archives geben!

12.

Einige Worte über die Lebensfrage des Jahrhunderts.

Man hat in neuester Zeit, und wohl nicht ganz mit Unrecht, behauptet, alle Zustände, welche die Menschheit von Ursprung an durchlaufen — oder vielmehr durchschlichen, fänden sich noch jetzt durch irgend ein Volk oder einen Stamm repräsentirt. Gewiß ist, daß der Herr Himmels und der Erde kein Freund der Einförmigkeit, und das Weltall nur dadurch ein schönes, ein Kosmos ist, daß die göttliche Einheit desselben die Einigkeit einer unendlichen Mannigfaltigkeit ist.

Eine göttliche Idee durchwaltet das Ganze; aber sie offenbart ihren unerschöpflichen Reichthum zugleich in einer unendlichen Fülle von Gestaltungen, und in einer unabsehlichen Reihenfolge von Metamorphosen.

Auch die Zustände, welche unser Planet, welche unser Sonnen-, unser Milchstraßensystem durchwandert, sind nur für dieses zu einer weltgeschichtlichen Vergangenheit geworden; die neueren Astronomen ahnden ihre Gegenwart in anderen Planeten, Sonnen und Milchstraßen.

Auf ähnliche Weise scheint es sich mit dem Menschen, mit Völkern und Rassen zu verhalten, und wenn man einen Blick auf unser jetziges Europa wirft, sieht man auch hier neben einander, was die Geschichte seit dem Anfange des Mittelalters nach einander in Ausführung gebracht.

Während in Piemont und Sardinien im Grunde noch der päpstliche Klerus das weltliche Feudalsystem beherrscht, und in Ungarn sich noch starke Spuren des alten Faustrechtes zeigen, sind Portugal und Spanien theilweis in das Zeitalter der Reformation eingetreten, welche auch zuerst gegen daß Aeußerste und Höchste der mittelalterlichen Kirche sich empört: gegen die Geldabgaben an Rom, gegen die päpstliche Souveränität und gegen das Klosterwesen, die höchste Blüthe der katholischen

Ascetik. In Großbritannien wiederholt sich jetzt im Wesentlichen, was im 17. Jahrhunderte auf dem Continente sich begeben: König und Bürgerthum bekämpfen die feudale Aristokratie, die Dissenters verfechten die protestantische Religionsfreiheit gegen die halbkatholische Staatskirche, die Irländer ihre Nationalität gegen das rohe Eroberungsrecht. Ebenso fehlt es im übrigen Europa nicht an Repräsentanten des politischen Absolutismus aus Ludwigs XIV. Zeiten, und an Gestaltungen, welche an die Tendenzen Joseph's II. erinnern. Theilweis steht selbst Frankreich noch auf einem Standpunkte, über welchen Deutschland sich größtentheils erhoben; denn als zwei völlig disparate Systeme befinden sich dort außer einander das Staatswesen und die Kirche, zu welcher, jedoch in unzähligen Nüancen und Abstufungen, die Uebermehrheit der Franzosen noch gehört.

Nur die echt germanischen Völker haben sich theilweis auf die Höhe der Zeitbildung erhoben, und nur die deutschredenden Stämme arbeiten an gründlicher Lösung der höchsten Frage der neuesten Zeit. Wird nämlich, was zum Wenigsten im gebildeten Deutschland keinem Widerspruche mehr begegnen dürfte, — wird das äußere, weltliche, irdische Dasein durch das Innerste, Ueberweltliche, Ewige bestimmt, gestaltet das innerste Leben sich aus stätiger Einigung neu auftauchender Ideen und Realitäten mit der überkommenen Wirklichkeit, dann möchte wohl auch nicht in Abrede zu stellen sein, daß die höchste Aufgabe der Gegenwart darin bestehe, die christliche Weltanschauung, wie sie bis auf die neuere Zeit die Oberherrschaft behauptet hat, mit allen Ideen und Realitäten in Ausgleichung zu bringen, welche durch Wiederauferstehung des gesammten Alterthumes und durch Entdeckung von mehr als nur einer neuen Welt in die europäische Bildung eingetreten sind.

Solche Ausgleichung, wenn sie eine wahrhafte, gründliche, lebendige sein soll, setzt aber die gründlichste Erkenntniß der Differenzen voraus. Sollten wir nun die Glieder des Gegensatzes mit zwei Worten zu bezeichnen haben, so würden wir, älterer Sprachweise uns anschließend, sie als Weltweisheit und Gottesgelahrtheit bestimmen; diese als die Kunde von demjenigen, was als göttliche Offenbarung überliefert; jene als die Wissenschaft, welche alle übrige, nicht durch Offenbarung bedingte Erkenntniß, in höchster Fassung also die Philosophie der Natur, der geschichtlichen und der gegenwärtigen Menschheit begreift.

Es ist nun schon mehrfach auf die höchst merkwürdige Thatsache hingedeutet worden, daß die deutsche Philosophie analoge Stadien, wie das politische Leben in Frankreich durchlaufen. Weit bedeutsamer ist aber die Art und Weise, wie in Deutschland seit dem Ausbruche der Regeneration in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, die Weltweisheit

und Gottesgelahrtheit einestheils sich immer tiefer gegen einander differenzirt, anderntheils auch immer inniger sich zu einigen versucht haben.

Die Darstellung dieser aus- und einkreisenden Bewegung, welche in Wahrheit den Herzschlag des deutschen Lebens bildet, wäre unstreitig eine der größten und zeitgemäßesten Preisaufgaben für die geistigen Eminenzen unseres Volkes; wir können hier nur durch einige flüchtige Andeutungen auf die Thatsache, deren wir gedacht haben, hinweisen.

Erinnern wir zuvor an den wichtigen Umstand, daß, während — nach Abschluß der mittelalterigen Offenbarungsüberlieferung zu Trient — die Weltweisheit in Italien, Frankreich, und überwiegend auch in England sich fortwährend nur theils neben der Gottesgelahrtheit, theils im Widerspruche mit ihr entwickelt, in Deutschland dagegen sie vielfach, wie u. a. sie in J. Böhme, Leibnitz, Swedenborg u. A. sich auf das Innigste mit der Offenbarungslehre zu vereinigen getrachtet. Auch ist nicht zu übersehen, daß andererseits die Gottesgelahrtheit nirgends gründlicher bearbeitet und sich reichlicher entwickelt hat, als eben auch in Deutschland.

Was nun in den zwei Jahrhunderten nach vollzogener Spaltung der katholischen Kirche in Deutschland nur in wenigen der eminentesten, man möchte sagen, prophetischen Geistern als Strebensziel aufgetaucht, das sehen wir seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, durch Kant, Herder und Lessing gleichsam an die Tagesordnung gebracht.

Auf der einen Seite wird das überlieferte Christenthum immer tiefer, auf der anderen werden alle übrige Gebiete des menschlichen Wissens mit unvergleichlichem Fleiße durchforscht. Scheinen dann Wissenschaft und Offenbarung in die entschiedenste Spannung gegen einander gerathen zu wollen, sofort ist sowohl die höchste Wissenschaft selbst, die Philosophie — als die Theologie — bestrebt, eine wechselseitige Ausgleichung zu finden. So zieht Kant, als Repräsentant der Wissenschaft, das Christenthum in den Kreis seiner philosophischen Forschung, und Herder, der hochgebildete Theolog, verschmilzt die Wissenschaft mit der christlichen Gottesgelahrtheit. Was aber auf den Höhen der Bildung von diesen Heroen des vorigen Jahrhunderts vollbracht, dies gibt alsbald den Ton an in den untergeordneten Gebieten, und in die Herrschaft über die Gemüther theilt sich das Kantische und das Herder'sche Christenthum.

Von Neuem und noch tiefer differenzirt sich dann das geistige Leben durch Fichte's gigantische Bestrebungen, während auch die übrigen Wissenschaften einen außerordentlichen Aufschwung nahmen, und die Theologen sich immer tiefer in die Offenbarungsurkunden hineinwühlen.

Fichte selbst aber versucht machtvoller, als je zuvor geschehen, in seinen „Grundzügen" die durch ihn gesteigerte Spannung zu lösen, indem er die christliche Offenbarung und die Weltwissenschaft als Hauptmomente, und deren Versöhnung als Ziel der Entwicklung des Menschengeschlechtes auffaßt. Andererseits drängt sich der Offenbarungsglaube durch Reinhard, Jakobi und viele Andere — der Philosophie entgegen, während die gelehrten Forschungen der Theologen den Weg zum richtigen Verständnisse der Offenbarungsurkunden bereiten.

Schon war indeß durch Schelling's Lehre vom Absoluten und seine Naturphilosophie eine neue, noch tiefere Differenz zum Ausbruche gekommen, da jene Lehre mit Ideen hervortrat, welche zwei Jahrhunderte früher den kühnen Jordano Bruno zu Rom auf den Scheiterhaufen geführt. Jetzt dagegen sehen wir alsbald ausgezeichnete Theologen, wie Daub, Schleiermacher und Zimmer den Versuch wagen, das Christenthum innerhalb des Absoluten zu construiren, während geistreiche Anhänger des berühmten Philosophen, wie Stutzmann und J. J. Wagner jene Differenz durch neue Constructionen der Weltgeschichte zu lösen unternehmen.

Wie aber Fichte Kant's subjectiven Idealismus und dessen „Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft" zum Aeußersten hingeführt, so war es Hegel, welcher Schelling's Lehre vom Absoluten zum absoluten Idealismus steigerte und hiermit thatsächlich, wenn auch nicht eingeständlich — die Weltwissenschaft in die äußerste Spannung gegen die traditionelle Gottesgelahrtheit versetzte, da diese, von einer vorirdischen Verewigung des Bösen ausgehend, auch nur eine theilweise Vermittelung gestattete, und somit in einen absoluten Dualismus auslief.

Ihrerseits war man in der theologischen Facultät theilweise zum Bewußtsein darüber gelangt, daß das Christenthum, welches man in neuester Zeit in den Offenbarungsurkunden zu entdecken glaubte, in grundwesentlichen Beziehungen widersprüchlich demjenigen entgegengesetzt sei, welches bisher als das echte von der Kirche überliefert worden. Wie nun die sogenannten Rationalisten ihre neuere Auffassung der Offenbarung, so erklärten dagegen die sogenannten Supernaturalisten die alte symbolische Auffassung desselben für die unbedingt wahre, und es ergab sich hieraus für die Philosophie die Aufgabe, diesen Widerspruch wissenschaftlich aufzulösen.

Hegel's Encyklopädie schien hierzu die geeignete Formel darzubieten und es wurden nun nach zwei verschiedenen Seiten hin Versuche angestellt, die Gottesgelahrtheit mit der Wissenschaft zu versöhnen. Marheineke trat zuerst mit einer Dogmatik hervor, in welcher zum we-

wenigsten der Kraftaufwand zu bestaunen, mit welchem der so spröde und widerspenstige Stoff der lutherischen Dogmatik scheinbar flüssig gemacht und in die Formeln Hegel'scher Dialektik eingegossen wurde. Der Inhalt sollte derselbe bleiben, und nur dessen Form zu einer rein wissenschaftlichen gesteigert werden. Andererseits wandte das Ausgleichungsstreben sich zu den Urkunden der Offenbarung, um diesen Stoff auf dem Wege der Kritik dem absoluten Idealismus genießbar zu machen. Vatke suchte sich des alten, Strauß sich des neuen Testamentes zu bemächtigen, beide zugleich philosophisch gebildet und ausgerüstet mit allen Hülfsmitteln, welche die moderne Gottesgelahrtheit nach und nach aufgebracht. Das ungeheure Aufsehen, welches besonders der Idealisirungsversuch des zuletzt Genannten erregt, und die Zurüstungen, welche von so vielen Seiten gegen ihn für nöthig erachtet werden, beweisen, daß hiermit die Lebensfrage des Jahrhunderts zur Verhandlung gekommen, die einmal zur Beantwortung hingestellt, unausbleiblich in Bälde zu einer Entscheidung hinführen muß.

Die Lösung, welche Strauß nach Hegel'schen Principien versucht, ist aber, um das zu Anfang erwähnte Gleichniß wieder aufzunehmen, wie die Juli-Revolution in der französischen Staatswelt, auch nur eine amphibologische Revolution der deutschen Geisterwelt. Wie jene es nur zur ephemeren Abfindung einer Quasi-Legitimität mit einer Quasi-Republik gebracht hat, so ist es in Deutschland nur erst zur äußerlichen Copulation einer quasi-philosophischen Dogmatik mit einer quasi-gläubigen Philosophie gekommen, deren Erzeugnisse eine quasi-christliche Wissenschaft und ein quasi-wissenschaftliches Christenthum sind. Wie dort, so werden auch hier veraltete Dinge mit neuen Namen und neue Dinge, mit alten Namen belegt, ohne daß Form und Inhalt sich lebendig durchdringen.

Aber auch darin behauptet unser heiliges Deutschland seine geistige Superiorität über das Nachbarland, daß, wie es früher keine Septembriseurs producirt, so jetzt auch der Versuchung zu Septembergesetzen siegreich widerstanden, und dem wissenschaftlichen Kampf der Principien volle Freiheit gelassen worden. Ein zweiter Gamaliel, hat Neander den gottvertrauenden Rath gegeben, das Werk des wissenschaftlichen Geistes nicht mit irdischer Gewalt zu dämpfen, und wenn dessenungeachtet noch kürzlich wieder Tholuck mit dem Antrage hervorzutreten sich nicht gescheut, die Discussion über theologische Fragen so lange in eine todte Sprache zu bannen, bis die Theologen zu einem Abschlusse darüber gekommen, so ist doch keineswegs zu befürchten, daß demselben irgendwo Gehör gegeben werde, da eine solche Bannung zu sehr sowohl dem

Geiste der Zeit im Allgemeinen, als insbesondere dem edlen Geiste deutscher Nation widersprechen würde.

Zu hoffen ist vielmehr, daß ebenso, wie zur Zeit der Reformation Europa durch freisinnige Fürsten und hochgebildete Laien vor ägyptischer Verfinsterung und chinesischer Verdumpfung gerettet worden, auch jetzt wieder fürstliche Freisinnigkeit und weltliche Wissenschaft einen Fortschritt herbeiführen werden, der, wie er vor der Reformation Jahrhunderte lang vergeblich von der priesterschaftlichen Hierarchie gefordert wurde, auch jetzt nicht von denen zu gewärtigen steht, welche, wie Marheineke[1]) und Tholuck, den bestellten Lehrern der Theologie eine specielle Mission und ein Entscheidungsrecht in göttlichen Dingen arrogiren.

Soviel hat sich vielmehr bereits herausgestellt, daß Ueberlieferung und freie Forschung, Offenbarung und Wissenschaft, Theologie und Philosophie nicht mehr von einander lassen können, daß ihre Einigung von beiden Seiten immer angelegentlicher erstrebt wird, bis jetzt aber weder in der tausendspaltigen theologischen Facultät, noch in der scheinbar einigen und, der Versicherung nach, zum definitiven Abschlusse gekommenen neuesten philosophischen Schule zu finden ist. Wie hier das Wissen vielfach nur ein Scheinwissen, so ist dort der Glaube großentheils nur ein Scheinglaube; auf beiden Seiten aber wird noch übermäßig mit Worten ein ebenso verderbliches als verwerfliches Spiel getrieben, und nur die Zuversicht gibt Trost, daß aus dem freien Kampfe der Parteien das Licht der versöhnenden Wahrheit siegreich hervorstrahlen werde, und daß die Leidenschaftlichkeit, mit welcher um den Sieg gekämpft wird, doch vorherrschend nur aus dem tiefgefühlten Bedürfnisse der Einigung und Liebe entspringt.

13.

Die Emancipation des Geistes.

Die Naturforschung ist aufgestiegen über die kirchliche Schöpfungstradition hinaus in die unterirdischen Archive unseres Planeten, und über unser traditionelles Sonnensystem empor in die Unendlichkeit zahlloser Milchstraßensysteme! Die Geschichtsforschung hat die engen Grenzen der kirchlichen Ueberlieferung überschritten, und vertieft sich in die älte-

1) S. dessen Dogmatik. 2. Aufl. 1827. §. 13. 14.

sten Urkunden aller Völker, um das Wort des gemeinsamen Anfangs zu finden, welches — allen vorhandenen Besonderungen der Menschheit ihr Recht gewährend — zugleich alle ausschließlichen Prätensionen derselben entferne. Ebenso ist die Forschung in allen übrigen Sphären — des Rechtes, der Religion, der Kunst und selbst der Philosophie — über den besonderen Kreis hinausgedrungen, in welchem die denkenden, wirkenden und schaffenden Geister Jahrhunderte, — Jahrtausende hindurch gleichsam gebannt und verhaftet waren.

Auf diese Weise hat für die Forschung, die von dem Höhepunkt der Gegenwart aus nach allen Richtungen in das Unendliche vordringt, — jegliche theoretische Autorität ihr absolutes Ansehen verloren, und alles Vorhandene, alle Voraussetzungen und Vorurtheile werden zur Verantwortung gezogen vor den Richterstuhl der eröffneten allgemeinen Geisterversammlung.

Diese durchgreifende Emancipation des Geistes vollbringt sich aber nicht durch einen einzigen Akt, sondern durch einen Prozeß, dessen Hauptmomente sich etwa in folgender Weise bezeichnen lassen möchten. Zuerst erfaßt der Geist sich in seiner reinen Innerlichkeit und Unbeschränktheit, und reißt sich los von dem Gegenstande, in welchem er bisher sein Dasein gehabt, der aber, seinen gesteigerten Bedürfnissen nicht mehr entsprechend, zum Kerker für ihn geworden. Vor Allem nach Nicht-Gebundenheit strebend — stößt er alles Hemmende von sich, — das Wesenhafte mit dem Zufälligen, das Währende mit dem Ephemeren; denn beide scheinen ihm zunächst untrennbar verbunden, weil beide mit gleicher Gewalt festgehalten worden. Er will vor Allem frei sein, sich frei fühlen, sich frei wissen, und läßt sich eine Weile an dieser Gewißheit genügen.

Indessen gibt es auch weibliche Geister, welche stets eines bestimmten objektiven Haltes bedürfen, und dasjenige in Schutz nehmen, was die nach Freiheit Strebenden leidenschaftlich von sich gestoßen haben. Da nun diese Letzteren sich nicht mehr gedrückt, nicht mehr gefesselt fühlen, fangen sie das von sich Gestoßene auch unbefangener zu berücksichtigen an. Zugleich regt sich in ihnen das Bedürfniß nach einem objektiven Spielraume der Freiheit, nach Erfüllung der leeren Selbstgewißheit. Sie suchen jetzt den erst ganz verworfenen Gegenstand zu erkennen, ihn auf freie Weise sich anzueignen, indem sie ihn ruhig prüfen, in seine verschiedenartigen Elemente auflösen und das als wahr- und nahr-haft Befundene zum Aufbau einer frei-geistigen Welt verwenden. Wie sie zuvor sich von der unmittelbaren Gebundenheit an das Objekt, so haben sie sich nun von der Beschränktheit ihrer inhaltslosen, blos subjektiven Freiheit eman-

cipirt. Gegen das blos verneinende, wegräumende Freiheitsstreben konnte sich das blos gläubige Festhalten am Vorhandenen behaupten. Wendet jenes hingegen mit achtender Bereitwilligkeit auf das Ueberlieferte sich zurück, dann muß auch der Glaube von seiner Eigenheit ablassen, und, eingehend auf die schonende Kritik des Gegners, erhebt auch der früher nur Gläubige sich unbemerkt zu der Freisinnigkeit des forschenden Geistes.

Dieser erkennt das Wesenhafte in den Gegenständen des Glaubens, es unterscheidend von den Gestaltungen, in welche es zunächst sich ausgeführt; das gläubige Gemüth aber erkennt das Recht des Geistes an, das Wesen von seinen Erscheinungen zu unterscheiden und das, was ihm als Wahr gelten soll, an dem zu prüfen, was ihm das Gewisseste ist, an dem, was er nicht abläugnen kann.

So wird der Gläubige emancipirt von seiner Gefangenheit in dem Objekte seines Glaubens, und der Forscher von seiner anfänglichen Befangenheit in vereinzelter, gehaltloser Selbstherrlichkeit. Gemeinsam vollbringen sie erst das Werk der wahrhaften Befreiung.

14.

Die drei Worte des Lebens[1]).

Befragen wir Natur und Geschichte, die Kunst und das Leben, fragen wir Himmel und Erde, — drei Worte sind es, die aus Vergangenheit und Gegenwart, die von Außen und Innen, aus allen Fernen und Höhen und Tiefen uns entgegentönen — als weltschaffender, welterhaltender, weltvollendender Dreiklang. Sie sind es, die das Dasein begründen, die Alles Leben erwecken, es schmücken und krönen, — und ohne sie würde das Weltall in Nichts zerstieben. Auf sie deutet hin jene älteste philosophische Mythe, welche von der Harmonie das Universum erbauen läßt, durch Vereinigung der Einheit und der Entzweiung, oder, wie man spielend sagen könnte, durch die Vermählung von Eros und Eris. Auf sie auch deuten hin jene drei Saiten, die ursprünglich des Musen-Gottes Leier trug; auf sie endlich, jene geheimnißvolle Dreieinigkeit, von welcher alle Tondichtungen ausgehen, um nach den mannigfaltigsten Ausweichungen immer von Neuem in ihren himmeltiefen Schooß sich zu versenken!

1) Vorgelesen im Museum zu Frankfurt a. M. am 19. Febr. 1836.

Wie nun jeder Dreiklang selbst wieder von einem Grundtone ausgeht, der, um die Sprache des Musikers zu reden, sich als Gegensatz die Quinte hervorruft, um mit ihm durch die sanfte Terze zum vollen Dreiklang zu verschmelzen, — so hätten auch wir nach dem Grundton des Universums, nach dem ersten Worte des unendlichen Dreiklangs zu fragen, — wenn die Frage nicht ein Zweifel schiene an dem, den mit zahllosen Stimmen das Universum verkündet! Ruft nicht ein Himmel dem anderen, eine Ewigkeit der anderen den Namen des Allmächtigen zu, und nennen ihn nicht — aller Orten „alle Herzen unter dem himmlischen Tage?" — Ist Er nicht das einzige Selbstwort, ohne welches kein anderes weder ausgesprochen, noch verstanden werden kann? Das Alpha und Omega des ewigen Weltgespräches — die Wurzel und Krone jenes ewig grünenden Weltbaumes, der seine gewaltigen Aeste in das Unermeßliche ausbreitet, dessen Zweige wir Milchstraßen, dessen Blätter wir Sonnensysteme nennen? —

Das Urwort — das Allerheiligste — ertönet, und Entzücken durchschauert das Weltall! Paradiese entsteigen dem Abgrund, es kreisen harmonisch die Sphären, und aus der ganzen Schöpfung hallt der Name des Allmächtigen wieder!

Er ist es, zu dem das leuchtende Auge des Menschen emporschaut, zu dem er die bebende Stimme erhebt, den er anruft, dem er Altäre baut, dem er Blumen und Früchte, dem er die Erstlinge seiner Heerde darbringt, zu dem er die Wolken des Weihrauchs und die reinen Flammen des Dankes und der Anbetung aufsteigen läßt! Er ist es, zu dem er emporsteigen möchte, auf den lichten Höhen der Berge; dem zu Ellora er Felsen in Tempel verwandelt, dem zu Theben und Babylon, auf Elephantá und Sion, zu Ephesus und Palenka er die riesigsten Bauten emporthürmt! Er ist es, den er in tausend und abertausend Gestalten sich zu vergegenwärtigen strebt, von dem geheimnißvollen Steine der Indier und Araber an bis zu dem Dalai-Lama von Tibet, von der unförmlichen Herme bis zu des Phidias Jupiter, von dem Fetisch des Negers bis zu der gläubig verehrten Hostie, von der beflügelten Weltkugel auf den Obelisken Aegyptens bis zu dem Bilde des Erlösers, wie er die Kindlein segnet und am Kreuz seine Arme der Menschheit entgegenbreitet! —

Und immer und überall ist es dasselbe erste Wort, dem alle Knie sich beugen, dem alle Geister sich neigen, — ob es nun Schangti in China, ob in Indien Brahm, oder Buddhi in Tibet, Natagai bei den Mongolen, oder Kneph in Aegypten, ob Jehova oder Bel, ob es Zeus, Juvanspater oder Allvadur, ob es Teotl in Mexiko oder in Peru Pachacamac ausgesprochen werde! Wie das Eine Licht sich

in tausend Färbungen spiegelt, wie die erste Einheit in allen Zahlen sich wiederholt, — so ist es das erste Wort, das in allen Sprachen, in jeder auf andere Weise widerhallt; — denn überall ist es der Ausdruck des höchsten Gedankens, wie der tiefsten, unvergänglichen Empfindung! Es ist der Grundton aller Hymnen und Psalmen, von den ältesten der Vedas und Zendaveste's bis zu dem Befreiungsgesange Israels, von den Jubelliedern der Märtyrer bis zu Klopstock's und Lamartine's Harmonieen; es durchzittert die Saiten der Davidischen Harfe und der Leier des Orpheus, und hallt wieder im rauschenden Klange der Cymbeln, wie in dem Schall der Posaun', und dem gewaltigen Donner der Orgel; — in den Klagen Palästrina's und in Durantes Magnificat, wie in den himmlischen Chören von Bach und von Händel!

Von Ihm auch, den das erste Wort uns verkündet, nur von Ihm wurden alle größten Dichter begeistert, von Wyasa und Walmiki bis auf Homer und Hesiod, von Ferdusi bis auf Dschelaleddin-Rumi, von Jesaias bis auf Dante und Milton! Und dasselbe erste Wort ist es, welches alle tiefen Denker, alle wahrhaften Philosophen zu erfassen, zu verstehen und in harmonische Systeme zu übertragen gestrebt; welches Pythagoras, den erhabenen, — und den schönguten Plato, welches den hellsichtigen Plotin und Proklus, und wie die edlen Geister alle heißen — zu Priestern im Tempel der Wahrheit geweiht; — welches, — wie das Morgenroth auf den Gipfeln der Alpen, — auf der Stirne jener Offenbarer und Gesetzgeber glänzt, die aus den Nebeln der Vergangenheit emporragen über die zahllosen Geschlechter der Menschen, und Familien und Staaten und Kirchen gegründet, und Stämme und Völker und ganze Welttheile um sich her zu Gemeinden versammelt, in Kraft und zur Verherrlichung jenes urmächtigen Wortes.

Aber nicht nur die Dichter und Philosophen, nicht nur die Offenbarer, Propheten und Priester sind Verkündiger dieses Wortes; aus dem Tiefinnersten jedes Menschen bricht es hervor, — wie der Blitz aus den Wolken, wie ein Silberblick aus dem gährenden Metall!

Ist es doch unwillkührlich der höchste Ausruf der Bewunderung und des Entzückens, wie das tiefste Stöhnen der Angst und der Nothschrei im Abgrund des Schmerzes! Sei es, daß die Sonne vor uns aufgeht über zahllosen, — still anbetenden Blüthen, und umrauscht von dem schmetternden Jubel der Vögel; sei es, daß in schweigender Mitternacht der Himmel, mit seinen unzähligen Sternen, uns anblitzt, und Sonnen, zu Lichtstäubchen schwindend, — die Majestät des Allmächtigen verkünden! Sei es auch, daß Orkane wüthen, und Lawinen nieder-

donnern, daß Vulkane sich empören und zerschmetternde Blitze auf die bebende Erde herabschießen!

Und immer dasselbe Wort, derselbe Name entsteigt unserm Herzen, unsrer Seele, wenn die Wunder der Kunst uns bezaubern, entzücken, überwältigen, und wenn, Auge in Auge strahlend, und Seele in Seele sich versenkend und verlierend, Gefühl um Gefühl, und Geist um Geist und Himmel um Himmel sich tauschen; — aber auch, wenn, von allen, auch dem Einzigliebsten, verlassen, verkannt und gekränkt, das Herz das Unsäglichste leidet, — ja selbst noch, wenn durch eigne Schuld der Mensch, in sich selber zerrissen, um Hülfe zu Demjenigen schreit, den sein Verbrechen verläugnet! —

Doch, wo fände ich Worte genug, jenes erste Wort, jenen Namen des Allerheiligsten genugsam zu preisen, den alle Welten in alle Ewigkeit nicht zu vollloben vermögen; mit dem wir Ruhe im Sturme — und Frieden im Kampfe, mit dem wir Heiterkeit im Elend, im Untergang Zuversicht, und im Tode unsterbliche Hoffnungen haben; — mit dem die Natur zur Offenbarung unendlicher Schönheit, die Menschheit zur einträchtigen Gemeinde und das Leben auf Erden zur offenen Pforte des Himmels wird; — ohne den aber das Weltall in Atome zerfällt, die Geschichte zum Wahnsinn, die Poesie zur Täuschung, das Erhabenste zur Lüge, die Erde zum Irrenhaus und die Zukunft zum gähnenden Abgrund wird; — ohne den die Natur ein sich selbst verschlingendes Ungeheuer, die Menschheit zur Mördergrube und die gestirnte blaue Himmelsdecke zu einem großen Leichentuche würde über dem Grabe alles Glaubens, aller Liebe und Hoffnung! —

Soll ich jetzt ihn noch nennen, jenen Namen, der in leuchtenden Hieroglyphen am Himmel verzeichnet, aus allen Geschöpfen der Erde widerhallt, der ein Blitzstrahl dem Verbrecher, aber ein Lichtstrahl dem Verzweifelnden und ein Wonnestrahl dem Friedfertigen, — wie die Sonne den Erdkreis — einzig das Universum verklärt! —

Wenn Er aber, wenn Gott, der Allmächtige, das erste Wort alles Daseins und Lebens, — wie lautet das zweite im unendlichen Dreiklang? Ich frage rings umher in dem bunten Kreise der Lebendigen, und — wie mit Einer Stimme — antworten Alle mir — Freiheit! Ja, sie ist es, nach der Alles Leben sich sehnet, ohne die selbst Gott nicht, der Allmächtige, wäre! Denn, wie die Größe des Fürsten durch die Größe seiner Unterthanen, wie die Erhabenheit des Gekrönten durch Erhebung, durch Freilassung des Bürgers, so erweist sich die Allmacht des Schöpfers erst durch die Freiheit seiner Geschöpfe. Sie ist das „Werde!" das von Ewigkeit zu Ewigkeit der Allmächtige spricht; auf

dessen Klang Millionen Welten dahinrollen, und der Mensch sich aus dem Staube emporrichtet.

Wie Gott sich durch stetes Erschaffen verkündet, so strebt jedes Geschöpf, die ihm verliehenen Kräfte zu üben, und so ist freie Kraftbethätigung des Erschaffenen der erste Abglanz, der erste Widerhall der göttlichen Allmacht! Ohne sie wäre der Ewige ewig einsam in sich; — und nicht spielte die Weisheit an den Stufen seines Thrones, hätte sie nicht Freiheit zur Morgengabe empfangen.

Und was ist es Anderes, als Freiheit, was in dem Herzen des Frühlings sich regt, was durch Keimen und Sprossen, was blätternd und blühend, was bewegend und fliegend und jubilirend sich kund thut? Hinaus und empor strebet Alles, der eignen Kraft sich in Freiheit zu freuen. Nur in der Freiheit ist Freude, nur in ihr gedeiht das Leben, nur durch sie wird der Mensch zu der Krone der Schöpfung. Frei wollend erwacht er zum menschlichen Dasein; frei waltend, genießt er die Welt. Seine Naturtriebe beherrschend, erringt er mit der Freiheit den Frieden; frei liebend schwelgt in Wonnen sein Herz, und nur in Freiheit dem Allmächtigen gehorchend, ersteigt er den Himmel und verklärt sich zum Ebenbilde Gottes! — So erwacht die Natur in dem Menschen zum Gefühl, zum Bewußtsein der Freiheit; so erzählt die Geschichte die stätig fortschreitende Befreiung des Menschen. Heroen bezwingen die knechtende Gewalt; Gesetzgeber festigen das befreiende Recht, und von der sklavischen Furcht vor dem eisernen Schicksal befreien uns Propheten und Weise. Um der Freiheit willen verläßt Israel das reiche Aegypten und folgt Mosen in die steinige Wüste; von ihr begeistert kämpft Hellas zu Marathon und stirbt Leonidas, „wie das Gesetz es befahl." Mit Sokrates leert sie den Giftbecher und wählet mit Kato den Tod. Mit Hermanns Schwert schlägt sie Varus und seine Legionen, und gewährt deutschen Frauen im Tode den Sieg.

Und wie Freiheitsmuth den römischen Weltscepter zerbricht, so entfesselt des erhabenen Dulders freier Gehorsam den inneren Menschen und das freiwillig getragene Kreuz wird zum ewig grünen Baume der Freiheit; denn frei ist, wer Gott dient, — und des Tyrannen spottet, wer den Tod nicht mehr fürchtet. Und von Triumph zu Triumph — zieht sie durch die Jahrhunderte hin, löst die Ketten des Sklaven, befreiet Bürger und Nationen, und pflanzt ihre Siegesfahne in zwei Welttheilen auf! Sie erbauet nun Staaten, sie verbündet Fürsten und Völker. Sie bezwingt die Elemente, und macht dem Menschen die Natur und den Zufall unterwürfig, — und Freiheit, volle Freiheit, in allen Kreisen des Daseins und Wirkens, im Wissen und Streben, im Handel und Wan-

del, in Staat und Gesellschaft und Kirche — ist das Strebziel der Menschheit, ist das Loosungswort des Jahrhunderts, und wie Gott, das erste, so ist Freiheit das zweite Wort unsers Lebens!

Aber frei will auch der Despot, frei der Welteroberer herrschen; frei möchte Jeder seine Kräfte bethätigen, seine Wünsche befriedigen, und wie Jeder, ein Sohn des Unendlichen, — auch Unendliches anstrebt, so durchkreuzen, bedrängen, bekämpfen sich die Wünsche, die Kräfte und Strebungen der Menschen, und das allgemeine Ringen nach Freiheit füllt mit Hader und Streit, füllt mit Kriegen und Klagen, füllt mit Druck und mit Elend die Erde, und mit jenem bezaubernden Worte fährt zugleich ein herzzerreißender, ungeheurer Mißklang durch die göttliche Welt! Was ist es nun, was der Freiheit ihr Maß, was ihr erst Werth, was ihr Würde verleiht? Was versöhnet den Streit, was löset den Mißklang, was vereinigt mit der Allmacht des Schöpfers die Freiheit des Menschen, was ist das dritte, das höchste, allbeseligende Wort?

Wohl erkennt's der Verstand, daß, wenn Gott, freie Wesen erschaffend, gerade durch Selbstbeschränkung seine Allmacht bezeugt, — auch der Mensch, um ein Ebenbild Gottes zu werden, seine eigene Ungebundenheit binden, seine Unbeschränktheit beschränken, daß er, wie Gott, das freie Dasein aller seiner Mitgeschöpfe wollen, daß er Gottes Willen zu dem seinigen machen müsse. Aber was ist es, was ihm Kraft gibt, über sich selbst zu triumphiren, was ihn sich selbst zu vergessen, sich hinzugeben, sich aufzuopfern antreibt?

Daß Gott der Allmächtige sei, das war des Menschen urerster Gedanke! daß seiner Brust ein eigener Wille einwohne, das war seine erste Erfahrung, als von der verbotenen Frucht er gekostet. Als er aber aus dem Paradiese vertrieben, was gab seinem Leben noch Reiz, und als der Bruder den Bruder erschlagen, was drängte das Weib, dem Mörder in das Elend zu folgen? Was läßt die Mutter an der Wiege des Säuglings wachen, und, ihn zu retten, dem Löwen entgegen sich stürzen? Was schwellt mit Entzücken des Jünglings Brust, daß sein Stolz vor der Schönheit sich neigt? daß in der Fülle der Kraft er vor der schwachen Jungfrau sich beugt? Was stählt seinen Muth, daß für Weib und für Kind er in die Feinde sich stürzt? was gibt dem Weib den noch größeren Muth und die Geduld und die Ausdauer, die tausend Mühen des Lebens zu tragen? Was vereinet die Herzen, knüpft Ehen, webt der Freundschaft beglückendes Band, lächelt aus dem Kinde die Eltern an, weiht Eltern und Fürsten zu Priestern der Gottheit und beseligt und heiligt Alles Leben auf Erden?

Und als der Mensch, seiner Freiheit mißbrauchend, sich in Selbst-

sucht verloren, was hielt den Vernichtungsblitz des Allmächtigen zurück? Was bewog ihn, nachzusenden dem Verlorenen, und ihn zurückzurufen, zurückzubitten zu dem harrenden Vater? Was ließ den Gesendeten verzichten auf die gewaltsame Beherrschung der Welt, um alle Schmach und allen Schmerz zu erdulden, und für alles Wohlthun den Kreuztod zu erndten?

Und was war es dann, was Unzählige zu gleichem Tode begeistert, was der Armen, der Waisen, der Unterdrückten sich annahm, was Hunderttausende antrieb, den Sklaven ihre Ketten abzunehmen, um sie selbst zu tragen, was sie hinaustrieb in die Fremde, zu den wilden Natursöhnen, um dem Erhabensten, dem Göttlichsten — Brüder zu werben? Was ist es, was jene blühende Jungfrauen begeistert, auf alle Weltlust verzichtend, ihr ganzes Leben dem Dienste der Kranken, der Verpesteten zu weihen? —

Was ist es anders, als die Liebe, als das dritte, das heiligste Wort des Lebens, das den Dreiklang vollendet, das Himmel und Erde, das Allmacht und Freiheit, das Gott und den Menschen vereinigt, und das noch das Universum durchrauschet, wenn die Weissagungen vergangen, wenn alle sondernden Sprachen verstummen und im Anschauen des Unendlichen alle endliche Erkenntniß verschwunden!

Denn sie ist ja der höchste Name des Allmächtigen selbst; sie ist Schöpfungslust, Selbsthingabe; sie ist Verewigungswunsch, sie auch Beseligung. Sie ist die Schönheit, die himmlische, vollendete, die, in sich harmonisch, alle Herzen und Geister harmonisch stimmt, und sie hinreißt in den Einklang der Welt; — die von Sonnen und Sternen herab auf die Erde strahlt und von der Erde emporsteigt in dem Dufte der Blumen, in dem Jubelgesang des Frühlings und in den Flammen der Altäre; die vom Himmel in Strömen des Segens und der Begeisterung herabthaut und in Gebeten und Hymnen wieder einkehrt in die himmlische Heimath. So ist sie zugleich das letzte und das erste Wort des Lebens, zugleich Zweiklang und Dreiklang; denn nur die Liebe ist allmächtig, nur die Allmacht schafft Freiheit, nur der Freie kann lieben, wie nur die Liebe befreit, und so können auch wir unseren Vortrag nur mit den Worten jenes, von Gott, Freiheit und Liebe begeisterten Sängers schließen:

„Die Lieb ist allen eingegraben,
Das Gut für ihren Zweck zu haben:
Da kömmt auch Alles wieder an,
Weil anderwärts nichts dauern kann,
Als wenn's zu dem kann wiederkommen,
Wo es sein Wesen hergenommen."

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.


Stanford University Libraries
3 6105 012 578 428